Heinrich Falk.
Roman
von
Otto Roquette.

Breslau, 1858.
Verlag Eduard Trewendt.

In Ueberschriften erlaubt der Font kein esszett und ersetzt es (leider) durch ss.
Der Pseudoengländer Whitestone heißt Mstr. Dafür würde die Leserin heute Mr. verwenden. Das ist leicht bei Bedarf zu ändern.

Erstes Kapitel.

Um die Mittagszeit hüllen sich die Berge Thüringens in ihren tief blauen Duft, der noch tiefer erscheint, wenn das Auge durch die Baumstämme einer Waldeslichtung der Landschaft einen Blick abgewinnt. Es ist um die Mitte des Juni, die Sonne steht mit sommerlicher Mittagsgluth über dem Thale. Ein breiter, schattenloser Weg durchschneidet, vielfach gewunden, die prächtigsten Wiesen, welche durch den links am Waldessaume hinrieselnden Gebirgsbach in saftigster Frische erhalten werden. Sie sind übersät mit tausendfältigen Sommerblumen. Hier bildet der blaue Salbei lange Streifen und Ansiedlungen. In seiner Nachbarschaft haben weit verzweigte Familien der rothen Lychnis den feuchten Grund bevölkert, und zahllose weiße Stellarien, überragt von hochaufgeschoßnen purpurnen Ampferblüthen, sind über das Grün verstreut. Alles steht nachbarlich beisammen, glänzt, duftet und hebt sich in der Sonne, umflattert von Wiesenfaltern und dunklen Waldschmetterlingen. Zu beiden Seiten des Grundes, steigen die Berge hoch empor. Eichen und Buchen im jugendlichen Grün dehnen sich im goldnen Lichte. Auch die Schwarztannen stehen mit ihren jungen Jahressprossen in kräftiger Frische da. Alles ist still, Alles ruht in der Mittagsschwüle, selbst die Vögel des Waldes sind verstummt. Nur zuweilen ruft der Pyrol ein paar Töne, wie aus halbem Traume, oder die Grillen im Grase zirpen verschlafen eine Strophe ihres eintönigen Liedes.

Da kommt um die Waldesecke ein Knabe, der in einem Korbe auf dem Rücken trocknes Reisig und kleines Fallholz trägt. Er ist barfuß, und die Sonne brennt auf seinen Scheitel. Der Kleine ist kaum sieben Jahr alt, und die Last scheint viel zu schwer für ihn. Er trippelt unter ihr dahin, als sollte er jeden Augenblick durch ihr Schwanken zu Boden gerissen werden. Dicke Schweißtropfen stehen auf seiner Stirn, und indem er von seinem gebücktem Gange aufblickt und den brennenden Weg noch so weit? so weit dahin gedehnt sieht, nimmt sein Gesicht einen Ausdruck an, als ob ihm die Thränen nicht fern stünden.

Endlich wendet sich die Straße nach links zu, wo sie dem Laufe des Baches folgt. Hier werfen die Bäume breite Schatten, und eine sanfte Kühlung weht aus dem Walde. Der Kleine hört die wohlbekannte Mittagsglocke aus dem nahen Flecken herüber klingen, aber unfähig ihrem Rufe mit seiner Last zu folgen, setzt er den Korb ab und blickt sehnsüchtig den Weg entlang, den er noch zurückzulegen hat. Plötzlich erheitert sich sein Auge. Ein kleines Mädchen, kaum so alt als er, kommt mit schnellen Schritten die Straße daher gegangen. Sowie sie ihn erblickt, rennt sie aus Leibeskräften auf ihn zu.

»Du bist wohl hungrig?« rief sie. »Da, iß! Ich hab's von meinem Mittagbrod für dich verwahrt.« Sie reichte ihm ein Stück Brod, in welches er mit seinen weißen Zähnen hastig einbiß. Dann lief das kleine Mädchen schnell zum Bache und schöpfte mit einem Töpfchen, das sie mitgebracht hatte, frisches Wasser. Sie reichte ihrem Freunde den labenden Trunk dar, und dieser nahm ihn an, ohne

ein Wort zu sagen. War es die Gewohnheit dieser Handlung, oder war es die Erschöpfung, die ihn schweigen ließ, bleibt dahin gestellt.

Die Kleine hatte schwarzes Haar und braune Augen, welche mit großer Lebhaftigkeit umherfuhren. Sie war überaus flink? und in ihrem Wesen sprach sich eine frühe Entschiedenheit und Selbstständigkeit aus. Sie setzte sich in das hohe Gras am Waldessaume, indem sie ihr Töpfchen behutsam neben sich stellte. Ihre kleine Figur wurde, während sie saß, von Grasdolden und Blumen fast überragt. Der Knabe nahm neben ihr Platz und verzehrte mit großem Genuß den Rest ihrer Liebesgabe.

»Nimm dir Zeit, Heinrich!« sagte sie. »Du kannst ausruhen. Sie haben zwar bei euch schon gegessen, aber deine Mutter ist gekommen und hat dir dein Theil aufgehoben. Deine Mutter hat mit euren Leuten gezankt, daß sie dich wieder so weit nach Reisig geschickt haben. Der große Stephan hätte gehn können; du bist noch zu klein und gar nicht sehr stark. Es giebt Hirsebrei zu Mittag für dich. Deine Mutter hat auch Weißbrod mitgebracht.«

»Davon mußt du auch haben, Sara!« sagte Heinrich schnell. Sara schwieg einen Augenblick. Dann rief sie mit Entschiedenheit: »Wenn ich erst groß bin und deine Frau, dann laß ich dich nicht mehr nach Reisig gehn. Eher geh' ich selbst. Jetzt darf ich's nur nicht. Warum hast du auch den Korb so hoch aufgepackt?«

»Sie wollen mir Nichts zu essen geben, wenn ich weniger bringe,« sagte Heinrich.

»Ich wollt', ich wäre Bellmann, des Gastwirths Kettenhund, dann risse mich los und bisse sie Alle in die Beine!« rief Sara in leidenschaftlicher Entrüstung.

Heinrich lachte. »Nein!« entgegnete er, »der liegt fest an der Kette und kann nicht los. Lieber lauf' ich in den Wald und trage Holz. Wenn die Mutter daheim ist, fürchte ich mich vor den Andern gar nicht. – Der Knabe fühlte sich gestärkt und erheitert. »Komm,« rief er, »wir wollen heim!«

»Erst noch einmal trinken,« rief Sara, indem sie mit ihrem Töpfchen zum Bache sprang. Sie reichte es ihm und trank dann selbst. Heinrich nahm seinen Korb wieder auf den Rücken und trat, sichtlich erheitert durch die Aussicht auf einen Teller Hirsebrei, den Heimweg mit seiner Gefährtin an.

Der Ort, welchem unsre kleinen Freunde entgegen schreiten, ist der Flecken Dietharz. Halb Dorf, halb an ein Städtchen erinnernd, ist es zwischen zum Theil bewaldeten Hügeln recht freundlich gelegen. Die Häuser sind meistens zweistöckig, aber niedrig, und schließen um einen großen ungepflasterten Platz zu ein paar Straßen zusammen. Sie sind meist mit Rosen, welche an Spalieren hinauf gebunden werden, zuweilen auch mit Weinlaub berankt. Die schönsten Linden stehen auf dem Markte, in den Höfen, zwischen den Obstbäumen der umzäunten Grasgärten. Brunnenröhren sprudeln an verschiedenen Orten das frischeste Quellwasser in große

steinerne Becken. Es ist eine quellenreiche Gegend, Wiesen und Bäume, Thiere und Menschen finden überall Erquickung. Die Bewohner von Dietharz[1] sind zum Theil Ackerbürger. Die Feldarbeit wird meist von Frauen und Mädchen verrichtet. Die Männer sind, wenn sie kein Handwerk treiben, als Holzfäller in den großen Wäldern dieser Berge beschäftigt, oder in der Sägemühle, oder in den benachbarten Fabriken. Auch die Glashütte gewährt Vielen Arbeit und Unterhalt. Eigentlicher Wohlstand ist hier wenig zu finden, aber von tiefer Armuth wird man auch Nichts erblicken. Bemerkenswerth ist die große Sauberkeit und Nettigkeit, die man sowohl in den Straßen, als in den Häusern, als auch an der Kleidung der am wenigsten Bemittelten wahrnimmt. Die Bewohner dieser Gegend, und so auch die von Dietharz, sind ein heitres, immer vergnügtes Völkchen. Man hört sie immer zweistimmig singen: bei der Feldarbeit, bei der Heimkehr, im Hause. Der Gesang wird schon in den Volksschulen eingeübt.

Unter den Häusern des Ortes zeichnen sich, außer dem Pfarrhause, noch zwei besonders aus. Das eine ist das des Krämers. Es springt an der Ecke des Platzes vor den übrigen Häusern ein wenig hervor. Nicht daß es sich in seiner Bauart merklich von ihnen unterschiede, doch ist es erst kürzlich neu angestrichen worden und hat bei dieser Gelegenheit ein neues Schild erhalten, auf welchem mit

[1] In Thüringen. Heute Tambach-Dietharz.

goldnen Buchstaben zu lesen steht: Benjamin Wangenroth. Aus den Fenstern des oberen Stockwerks, an welchen rosa karirte Vorhänge sichtbar sind, hört man zuweilen verschollene Tänze auf einem verstimmten Clavier spielen. Der wichtigste Theil des Hauses aber ist der Laden, von dessen Mannichfaltigkeit der Vorräthe schon das nach der Straße hin gelegene Fenster eine Anschauung geben kann. Da ist Tabak und Kaffee, sind Hosenträger und irdene Tassen, gewirkte Strümpfe und uralte Nudeln, Zwirn, Citronen? Kämme, Spitzen, Talglichte und eine ausgestopfte Eule auf's Verlockendste zur Schau gestellt. Aber tritt erst hinein in den Raum, und du wirst alle Versprechungen des Schaufensters weit übertroffen finden. In den Fächern links – sie haben durch Alter und vielfachen Gebrauch ein schwärzliches Braun angenommen – sind Materialwaaren vorhanden. Die Bretter links zeigen wollene Zeuge, Kattune, gedruckte Halstücher und was sonst zur Kleidung gehört. In jener Ecke sind Eisen-, Blech- und Kupferwaaren aufgestellt, während in jener andern hölzernes Hausgeräth, wie Quirle und Kochlöffel, aufgespeichert liegt. Kurz, wer sein unbilliger Mann ist, kann alle seine Bedürfnisse bei Benjamin Wangenroth befriedigen. Er selbst ist ein kleines Männchen, das hinter dem Ladentische steht und seine Kunden allein bedient. Mit der Miene, etwas ganz Außerordentliches zu bieten, überreicht er jedes Dütchen Kaffee mit den Fingerspitzen. Mit dem hölzernen Löffel streicht er ein Loth grüner Seife so elegant und appetitlich auf das Papier und fährt dabei mit der Zunge über die schmalen

Lippen, als wollte er ausdrücken, es sei so gut wie Caviar. Die Kattunzeuge und gedruckten Halstücher, die er hundertmal gesehn hat, rollt er behutsam vor seinen Kunden auf und scheint von den Mustern so überrascht, als würde er der schönsten Seidenstoffe Persiens zum ersten Mal ansichtig. Er preist seine Stoffe und Waaren niemals marktschreierisch an, aber sein Benehmen sagt deutlich, daß der Käufer derselben das Schönste und Beste nach Hause tragen werde. Durch Schlauheit, Fleiß und Sparsamkeit hat er sich zu einem der wohlhabendsten Männer des Ortes aufgeschwungen. Er besitzt ein schönes Stück Ackerland, seine Kühe sind mit die besten im Orte. Während er den merkantilischen Theil des Geschäftes verwaltet, steht seine Frau, nicht minder betriebsam, dem haus- und landwirthschaftlichen Theile vor. Rechnet man die Sorge für sechs Kinder hinzu, so wird man eingestehen, daß sie vollauf zu thun hat. Sie ist eine robuste, arbeitsfrohe Gestalt, die sich weder in ihrem Wesen, noch in ihrer Kleidung von den geringeren Frauen des Ortes unterscheidet. Nur Sonntags setzt sie eine städtische Haube auf, mit gelben oder dunkelrothen Schleifen, und empfängt auf der Bank vor der Thür Besuche.

Von nicht minderer Bedeutung ist das Haus des Gastwirths. Es ist das größte in Dietharz. David Paff, der Inhaber, hat es von seinem Vater ererbt, und dieser von dem seinigen. Die geräumige Hausflur dient als allgemeines Empfangzimmer. Um ein paar gebräunte Holzpfeiler stehen seit Menschengedenken einige schwere Tische und Bänke auf dem gepflasterten Fußboden. Hier geht es,

vorzüglich Sonntags, sehr laut und lebendig her. Links, hinter der Treppe, führt eine Thür in den weiten Hof, welchen Scheunen und Ställe einschließen. Denn David Paff hat einen guten Viehstand und ist leidenschaftlicher Landwirth. Die Treppe aber führt in das Prunkgemach des Hauses. Dies ist ein großer Saal mit vier Fenstern. Seine Wände sind über und über mit Bildern und allen möglichen Raritäten bedeckt. Zwei hohe Betten, mit Decken von buntem Kattun, stehen hier für vornehmere Gäste in Bereitschaft. Der altmodische grüne Kachelofen blickt Achtung gebietend über all' den Flitter an den Wänden.

David Paff ist, wie andere Gastwirthe mehr, ein wohlbeleibter, von Gesundheit strotzender Mann, der seine fünfundvierzig Jahre in bester Weise zu ertragen weiß. Unermüdlich und rüstig in seiner Arbeit, ist er der glücklichste Geschäftsmann, der schäkerhafteste Gatte, der vergnügteste Hausvater, der gesprächigste Gastwirth. Der blühende Zustand seiner Verhältnisse bewirkt, daß er sich ohne Schwierigkeit ein Privatsteckenpferd halten kann, zu welchem er die Lust ebenfalls von seinen Vätern ererbt hat. In ihm lebt eine gewisse noble Passion zur Kunst, wovon die Wände seines Saals Zeugniß geben. Selten besucht er einen Jahrmarkt, ohne einen Bilderbogen oder gefärbten Steindruck zurück zu bringen. Kann er einen alten Rahmen für ein Billiges irgendwo erstehen, so versäumt er die Gelegenheit nicht und stellt ihn für künftigen Gebrauch in Reserve. Seine Kunstliebe ist bekannt in ganz Dietharz. Die einen lachen ihn darüber aus, – was der rohe Materialismus dem idealen Streben

gegenüber immer thut – die Andern zollen ihm eine Art von Bewunderung. Und wie es denn nur auf einen Mittelpunkt ankommt, um der künstlerischen Richtung eine Lebens- und Bildungssphäre zu erschaffen, so hatte David Paff's noble Passion bereits einige Nacheiferung erregt. Aber freilich, Niemand hatte eine so reiche Gallerie als Familienschatz ererbt, Niemand konnte auch so viel wie er an die Vergrößerung desselben wenden. Hatte er doch vom letzten Jahrmarkt in Ilmenau ein Portrait Karl's des Großen heimgebracht, das von Purpur und Blau nur so strotzte, und von welchem der Rahmen allein fünf Silbergroschen kostete! –

Nachdem wir so die hauptsächlichsten Repräsentanten des Heimathsortes unserer kleinen Freunde kennen gelernt haben, wenden wir uns wieder ihnen selbst zu. Heinrich's Mutter war keine von den bemittelten Frauen des Ortes. Trotzdem daß sie schon seit acht Jahren in Dietharz lebte, fühlte sie sich doch wie eine Fremde daselbst und wurde auch für eine solche angesehn. Sie hatte unter ihrem Stande geheirathet. Als Kammerjungfer und vertraute Dienerin ihrer Herrschaft kam sie einst mit dieser in die Gegend, welche zuweilen von Familien aus fernen Städten zum Sommeraufenthalt auserlesen wurde. Hier lernte sie einen sehr schönen, aber blutarmen jungen Burschen kennen, Namens August Falk, der in der Glashütte auf Tagelohn arbeitete. Sie gewannen einander lieb, und sie sagte ihm ihre Hand zu. Ihre Herrschaft machte ihr dringende Vorstellungen, hielt ihr die Bedenklichkeit dieses Schrittes von allen Seiten

vor, es half Nichts. Sie, die schon für ihre Verhältnisse glänzende Anträge ausgeschlagen hatte, heirathete den armen Tagelöhner, dem sie die herzlichste Liebe entgegenbrachte, und der sie wie ein höheres Wesen wieder liebte und verehrte. Sie hatte sich eine Summe Geldes in ihrem Dienste zurückgelegt, und so konnten sie bei regem Fleiß und Sparsamkeit auskommen. Da starb plötzlich Auguat Falk und ließ sie mit ihrem kaum einjährigen Kinde zurück. So lange er lebte, hatte sie das Gefühl der Fremdheit in ihrem Wohnorte leichter ertragen? jetzt aber empfand sie tief, wie wenig sie ihre Art zu Denken, zu Handeln, zu Sein, mit der ihrer Umgebungen vermitteln konnte. Sie gewann sich unter den Bewohnern von Dietharz durch Dienstfertigkeit und freundliches Wesen manchen Freund, im Ganzen aber blieb sie fremd am Orte und schien es für immer bleiben zu sollen. Trotzdem aber mochte sie in ihre früheren Verhältnisse, trotz wiederholter Aufforderungen ihrer einstigen Herrschaft, nicht zurückkehren. Das Grab ihres Mannes war ihr das Heiligthum, von dem sie sich nicht trennen wollte.

Es galt fortan eine neue Erwerbsthätigkeit für sich und ihren kleinen Heinrich zu finden. Sie wußte sehr geschickt mit der Nadel umzugehn, und so begann sie für Andere zu nähen, zu flicken und zu stricken. Bald war sie eine der gesuchtesten Nähterinnen in der ganzen Umgegend. Immer hatte sie Arbeit im Hause, und oft wurde sie auf benachbarte Landgüter begehrt, wo sie Wochenlang verweilte. Bei solchen Gelegenheiten vertraute sie ihren Knaben der Familie eines Verwandten ihres Mannes an,

bei welcher sie sich in ein bescheidenes Stübchen eingemiethet hatte. Die Verwandten gehörten zu den ärmsten Leuten von Dietharz. Es waren viele Kinder im Hause, und oft fehlte das Brod, um sie satt zu machen. Die Familie mußte, vom Aeltesten bis zum Jüngsten, auf Tagelohn arbeiten, und doch gab es immer Noth und Mangel. Die Frau wußte nicht zu wirthschaften, der Mann ging, ohne lüderlich zu sein, zu oft in's Wirthshaus. Frau Lisette Falk fühlte oft genug Mitleid und unterstützte die Verwandten mit dem, was sie durch ihrer Hände Fleiß erworben hatte. Trotzdem brachten sie ihr keine freundschaftliche Gesinnung entgegen. Es herrschte ein mürrischer Geist im Hause, immer gab es Streit, Scheltworte und Uneinigkeit. Frau Lisette mischte sich in Nichts und war sie bei dergleichen Anlässen zu Hause, so schloß sie sich mit ihrem Kinde in ihr Stübchen ein, um jede Betheiligung zu vermeiden. Dies ward ihr als Stolz und Hochmuth ausgelegt, und sie hatte manchen beklommenen Seufzer zu unterdrücken. Der Knabe war ihr ganzes Glück, wenngleich sie oft ihre Blicke angstvoll in seine Zukunft schickte. Sie kleidete ihn zwar nach Art der übrigen Kinder des Ortes, doch setzte sie Etwas darein, ihn immer saubrer als die andern zu sehen. Niemals litt sie, daß er etwas Zerrissenes an seiner Kleidung trug, oder daß er beschmutzt einherging. Mußte sie sich auf mehrere Tage entfernen, so bat sie die Verwandten auf das Dringendste, ihn nicht zu schwerer Arbeit zu verwenden, da der Knabe, wenn auch gesund, doch nicht von starken Gliedern war. Allein

kaum hatte sie den Ort verlassen, so wurde er zu allerlei Diensten gebraucht, hauptsächlich um trockne Reiser aus dem Walde zu holen. Ihre Vorwürfe halfen durchaus Nichts. Sie machte allerlei Pläne, das Kind dieser Aufsicht zu entziehen, ohne noch zu einem Entschlusse gekommen zu sein.

Der Vormund des Knaben war der Krämer Wangenroth. Oft schon hatte sich Frau Lisette an ihn gewendet, aber vergeblich, denn der schwache Mann hatte nicht Lust, sich in schwierige Verhältnisse zu mischen, und nicht die Fähigkeit, entscheidend aufzutreten. Er war der lässigste und gleichgültigste Vormund, den man sich denken konnte, und so sah sich die besorgte Mutter umsonst nach Rath und Abhülfe um.

Heinrich, ein sinniges, rein empfindendes Kind, hing an seiner Mutter mit der größten Zärtlichkeit und empfand ihre Abwesenheit sehr bitter. Denn nicht allein Arbeit, auch Hunger und Schläge gab es bei den Verwandten vollauf, und so war sie ihm der Rettungsengel, dessen Ankunft ihn stets vom Drucke schwerer Knechtschaft befreite. Die Freundschaft mit Sara brachte ihn jedoch in den Zagen der Arbeit über manche schwere Stunde hinweg.

Gleichwohl war die Lage der kleinen Sara eine noch drückendere, als die seinige. Sie lebte im Hause des Krämers Benjamin Wangenroth als Aschenbrödel, als eine unwillkommene Hinterlassenschaft, deren man sich gern

entledigt hätte. Die Geschichte ihrer Geburt war kein Geheimniß in Dietharz. Der Krämer war mit seiner Schwester, welche für ein sehr schönes Mädchen galt, einst in Geschäften nach einer entfernteren Stadt gereist. Zum Erstaunen Aller wurde Katharine nach einiger Zeit Mutter dieses Kindes und entfloh kurz darauf aus dem Hause ihres Bruders. Niemand konnte über ihr ferneres Schicksal Etwas erfahren. Benjamin hatte seine Schwester sehr lieb gehabt und war über dieses Ereigniß im Innersten betrübt. Trotz aller Gegenreden und bei aller Widerspenstigkeit seiner Frau, setzte er wenigstens so viel durch, daß das Kind gleich seinen eigenen Kindern im Hause erzogen würde, konnte aber nicht zu Wege bringen, daß es geliebt und den seinigen gleich gestellt wurde. Er hatte tiefes Mitleid mit der kleinen Sara, mußte aber um des lieben Hausfriedens geschehen lassen, daß man sie in jeder Weise vernachlässigte, ja mißhandelte.

Sara schlief nicht mit den Kindern ihres Oheims zusammen, sondern bei den Mägden. Sie aß auch nicht bei Tische, sondern mußte mit ihrem irdenen Schüsselchen hinaus gehn. Sie trug die abgetragenem Kleider der übrigen Kinder auf und ging oft in dem verwahrlostesten Anzuge einher. Wenn eine mitleidige Magd nicht freiwillig Etwas für sie flickte, so konnten lange Zeit Fetzen und Lumpen um ihr Körperchen hängen. Einmal hatte ihr Frau Lisette aus einem abgelegten Kleide ein Röckchen gemacht. Noch desselbigen Tages aber riß Frau Wangenroth die Thür ihres Stübchens auf und rief, indem sie ihr das Kleid vor die Füße warf: »Behalten Sie Ihren Lappen

für sich, Madam! Sie haben Nichts zu verschenken, denk' ich! Wenn ich wollte, daß das schmutzige Ding in besser Kleidung herumlaufen sollte, so bin ich noch die einen Kittel für sie bezahlen kann! Ich kann von Ihren Almosen keinen Gebrauch machen, und wenn Sie sich noch ein Mal in fremde Familienverhältnisse mischen, dann werden wir uns anders sprechen! Verstehn Sie mich, Sie hochnäsige gewesene Kammerjungfer, Sie!« Damit warf sie die Thür zu und ging davon. Das Ereigniß hatte jedoch die Folge, daß Sara kurze Zeit darauf ein neues Kleid von gedruckter blauer Leinwand bekam, in welchem sie ganz glücklich zu Frau Lisette kam, um sich in dem unerhörten Staate zu präsentiren.

Die Mißachtung, worin Sara im Hause des Krämer stand, wurde ihr auch von den übrigen Bewohnern des Fleckens entgegen gebracht. Man kannte die Geschichte ihrer Geburt, legte ihr Ekelnamen bei, ließ es geschehen, daß unnütze Buben nach ihr warfen, oder die Hunde gegen sie hetzten. Das kleine Ding ertrug aber dies traurige Schicksal mit großer Festigkeit und Stärke. Ihre klugen dunklen Augen hefteten sich furchtlos auf Jeden, der ihr übel wollte, und in ihrem Kopfe tauchte nie die Frage auf, warum sie gescholten und mißhandelt werde, sondern die Hoffnung einstiger Wiedervergeltung. Ihre vereinsamte Lage verlieh ihr schon in frühster Kindheit eine merkwürdige Selbständigkeit und Entschiedenheit des Charakters. Sie weinte niemals, aber sie biß die Zähne

zusammen, ballte die kleinen Fäuste und fand einen Genuß und eine Befriedigung in dem Hasse gegen ihre Peiniger. An einem einsamen Plätzchen hing sie dann phantastischen Racheplänen nach, deren Ausführung sie eine noch weit phantastischere Zukunft verlegte. Gemeiniglich aber wurden dieselben durch eine andre, mehr kindliche Regung zerstreut. Ein bunter Schmetterling oder eine Blume genügte, sie wieder heiter und guter Dinge zu machen.

Heinrich und Sara lebten ein von ihren Altersgenossen völlig getrenntes Kinderleben. Der Knabe war weich und von träumerischer Gemüthsart. Er fühlte sich oft bei der Arbeit, die seine Verwandten ihm auferlegten, auch innerlich gedrückt und schwer betrübt. Sara ihrerseits klagte oder verzagte niemals. Sie war immer bereit, den Kummer ihres Freundes zu zerstreuen, ihr Wesen war immer frisch und lebendig, und in der Gegenwart ihres Gespielen schien sie nur Frohsinn und Gesprächigkeit.

Der Gedanke an eine bessere Gestaltung ihrer Zukunft verließ sie niemals, ja er prägte sich auch dem Knaben als eine Gewißheit ein. Er hörte ihr oft mit Staunen und Entzücken zu, wenn sie ihm die Wunderdinge ausmalte, welche sie einst erleben würden. »Wenn ich erst groß bin und Deine Frau« – diese Worte vernahm er täglich von ihren Lippen. Zwar hatte er ihr niemals ein bestimmtes Heirathsversprechen gegeben, aber er sah es als selbstverständlich an, daß sie einst seine Frau werden werde, ohne daß er der ganzen Tragweite dieser stillschweigenden Einwilligung weiter nachgrübelte. –

Frau Lisette kaufte eine Ziege mit ein paar jungen Zicklein. Heinrich war glückselig, wenn er die Thiere in den Wald zur Weide führen durfte. Doch geschah dies nur, wenn die Mutter in Dietharz anwesend war. Es verstand sich von selbst, daß Sara dabei stets in seiner Begleitung ging. Das wurde eine glückliche Zeit für die kleinen Freunde. Sie sprangen mit den Zicklein um die Wette in Wald und Haide umher, oder sie lagerten sich im Schatten der Bäume, die duftende Wiese zu ihren Füßen, den blauen Himmel zu ihren Häuptern. Wenn die Mutter Geis satt war, legte sie sich in ihre Nähe und sah mit klugen Augen drein, als hörte sie den schönen Geschichten zu, die Sara zu erzählen wußte. Niemand hatte sie dem Kinde vorerzählt, eine Anspielung, ein Bruchstück von den Mägden tüchtig aufgeschnappt, genügte ihr, um eine lange Geschichte vollständig auszubilden. Es war gewöhnlich eine verwünschte Prinzessin, die als armes Bettelkind einhergehen mußte und von einem Prinzen entzaubert wurde. Natürlich schenkte sie ihm zum Danke ihre Hand. Heinrich saß oft, wenn die Geschichte schon längst ein Ende hatte, noch träumerisch da und starrte mit großen Augen in die Weite. In seiner Phantasie gestalteten sich diese Gebilde ganz anders, als seine Gespielin sie ihm erzählte. Bäume und Blüthen schienen ihm mit zu sprechen, das Rauschen des Waldes sang ihm ein fremdes, schauerlich schönes Lied, das Dunkelblau der Berge rollte sich wie ein Vorhang auf und zeigte ihm plötzlich eine ferne Welt, wo alle diese Gestalten ihm zuwinkten, mit ihnen in die Weite zu gehen. – Eines Tages

wurden sie im Freien von einem heftigen Gewitterregen überrascht. Beide sprangen in einen hohlen Eichstamm, den sie schon lange ihr Haus nannten, und Jedes nahm eins der Zicklein auf den Arm, damit es nicht naß würde. Die alte Geis, einigermaßen besorgt um ihre Jungen, steckte den Kopf ebenfalls mit hinein und die Kinder lachten und sagten ihr in's Gesicht, sie sei eine alte Hexe, die sie hier gefangen halten wolle und das Donnerwetter heraufgezaubert habe. Da schlug ein Blitzstrahl in einen benachbarten Baum und schleuderte einen riesigen Ast herunter und gegen die Oeffnung der hohlen Eiche. Die Ziege sprang vor Schreck hoch auf und lief davon. Es war zu ihrem Glücke, denn der Schlag des stürzenden Astes wäre ihr Tod gewesen. Der Schlupfwinkel der Kinder aber war durch Zweige und Laub so verrammelt, daß sie nach langer Bemühung es aufgeben mußten, sich herauszuarbeiten. Sie wurden sehr verzagt und begannen ernstlich zu glauben, die märchenhafte Verzauberung sei vor sich gegangen. Doch da sie wußten, daß die Sache mit einer Entzauberung enden müsse, wurden sie ruhiger und trösteten die Zicklein, die, noch immer auf ihren Armen, ängstlich nach ihrer Mutter riefen.

Inzwischen hatte sich Frau Lisette, nicht minder angstvoll um die Kinder, auf den Weg gemacht, um sie zu suchen. Die alte Geis, welche zu dem hohlen Baume zurücklief, diente ihr als Führerin. Sie war froh, dieselben in Sicherheit zu wissen, und mit Hülfe eines Holzfällers, den sie herbeiholte, gelang es ihr, das verzauberte Pärchen zu befreien.

Solche Zwischenfälle dienten nur dazu, die Freude der Kinder und das Glück ihrer Freiheit zu erhöhen. Aber bald sollten die Tage dieses glücklichen Kinderlebens vergehen. Wald und Wiese entfärbten sich, die Schwalben und Störche flogen in's Weite, und mit ihnen schwanden die ersten Träume, das erste Abendroth ihrer goldnen Lebensdämmerung. – Heinrich wurde zum Herbst in die Schule gethan. Er begriff und lernte sehr leicht, mit seinen Schulkameraden aber hatte er einen schweren Stand. Sie verhöhnten und neckten ihn wegen seiner Freundschaft mit Sara, und wenn er, auf's Aeußerste gebracht, von seinen Fäusten Gebrauch machte, mußte er gewöhnlich den Kürzeren ziehen. Größer waren seine Siege auf dem Gebiete des Lernens, so daß er durch schnelle Auffassung und frisches Interesse an den Gegenständen bald halb erwachsene Burschen überflügelte. Aber außer bei dem Lehrer und bei seiner Mutter verschaffte ihm dies keinen großen Ruhm in einer Gemeinschaft, wo nur die Kräftigkeit der Faust zu einer Achtung gebietenden Stellung qualifizirte.

War schon durch den Winter und die Schule Heinrich's gemeinsames Leben mit Sara sehr beschränkt worden, so drohte jetzt eine Gefahr, dieselbe gänzlich aufzuheben. Frau Wangenroth gab Sara ein Amt im Hause, damit sie doch zu Etwas nütze sei. Sie mußte das jüngste, kürzlich geborene Kind des Krämers warten und umhertragen und ward, trotz ihrer eigenen Kleinheit und Jugend, zu einer Kindermagd, natürlich ohne Lohn, erhoben. Sie war sehr betrübt darüber, denn ihre Stellung im Hause

gestaltete sich schwieriger. Früher bekümmerte sich Niemand um sie, jetzt wurden ihr Pflichten auferlegt, und sie hatte schwer zu dulden, wenn sie das Geringfte dabei versah. Nur sehr selten, und auch dann nur auf wenige Augenblicke, durfte sie Heinrich sprechen. Er selbst ging oft suchend um das Haus des Krämers herum, und wenn er ihr Gesicht einmal am Fenster erblickte, dann nickten sie einander lachend an und waren auf Stunden lang vergnügt. –

Indessen Heinrich war ein frischer Knabe und konnte seine isolirte Stellung nicht lange ertragen. Durch ein paar Siege über kleine Gegner wurde er intimer mit diesen, und bald wußte er sich unter ihnen zurecht zu finden. Im nächsten Frühjahr zog er dann mit ihnen in dieselbe Gegend hinaus, die er mit Sara so oft durchschweift hatte, aber nicht mehr um Märchen anzuhören, sondern um Räuber und Soldaten zu spielen. Sara sah ihnen oft nach, halb sehnsüchtig, halb eifersüchtig, daß andere Gespielen an ihre Stelle getreten waren.

Eines Abends zogen die Knaben von ihren Spielen nach Hause, indem sie Volkslieder, die sie in der Schule gelernt hatten, absangen. Da kamen ihnen drei Fußreisende entgegen. Sie trugen runde Hüte und Wandertaschen an der Seite.

Brav, Jungens! rief Einer von ihnen. Könnt ihr viel dergleichen Lieder?

Ja! rief der ganze Chor.

Setzt euch da unter den Baum und singt uns was vor! Zeigt uns, was ihr könnt.

Einige der Knaben wurden verlegen und wollten der Aufforderung nicht folgen.

Ziert ihr euch, Jungens? rief der fremde Mann lachend. Geschwind singt, ihr sollt auch ein Geschenk haben.

Die Verlegenen wurden geschmeidiger und setzten sich unter den Baum, wo Heinrich schon das Amt des Singemeisters übernommen und ein Lied intonirt hatte. Laut und hell klangen die frischen Bubenstimmen durch den Wald.

Wie wundervoll so ein Gesang ist! sagte einer der Wanderer, welche sich ebenfalls auf dem Rasen gelagert hatten. Naturlieder, von Naturkindern gesungen!

Sitzt ruhig, Jungens! rief der Erste, indem er eine Mappe und einen Bleistift hervorzog. Ich will euch abzeichnen, wie ihr da zusammen kauert. Du da, Knirps, wie heißt du?

»Heinrich Falk.«

Du scheinst der Kapellmeister zu sein, Heinrich Falk. Stimm ein neues Lied an, und so immer mehr, bis ich fertig bin.

Die Knaben starrten den Maler an und sahen gespannt seinen Vorbereitungen zu. Heinrich aber, vergnügt über die Ehre, die ihm erwiesen ward, begann ein neues Lied, und, fortgerissen von der bekannten Melodie, folgten bald die anderen Stimmen.

Aber der Maler hatte seine Noth mit den Modellen, denn die Gruppe wollte nicht ruhig sitzen.

Sie wurden verlegen, als der fremde Mann seine Augen so scharf auf sie richtete. Einer nach dem Andern wendete sein Gesicht ab, und ehe der Maler es sich versah, hatte die ganze Gesellschaft ihm den Rücken zugekehrt.

Umgedreht! rief er. Dumme Jungens, von vorn will ich euch sehn, nicht von der Kehrseite! – Er stand auf, um die Gruppe wieder herzustellen. Du da, mit der dicken Nase, du setzest dich von dieser Seite, stemmst dich mit dem Arme auf und krümmst das eine Bein unter das andere, so, wie Du vorher saßest. Und du da, kleiner Frosch – wie heißt du?

Michel.

Gut, Michel, dir darfst mir den Rücken zuwenden, es ist, wie ich sehe, deine beste Seite.

Die Knaben steckten plötzlich die Köpfe zusammen, flüsterten, zupften den Michel und lachten laut. Michel aber sprang auf, versteckte sich hinter die Anderen und wollte seinen Platz im Vordergrunde nicht wieder einnehmen.

Was soll das, Michel? rief der Maler. Heda, willst wohl nach vorn?

Er schämt sich! riefen lachend einige Stimmen.

Warum?

Er hat sich hinten ein Loch in die Hosen gerissen!

Richtig, und das ist der Glanzpunkt an dem ganzen Kerl! Darum eben soll er nach vorn.

Aber der Michel retirirte immer mehr, und der Maler lief Gefahr, denselben gänzlich aus seiner Gruppe zu verlieren. Michel, sagte er, komm her und setz' dich, du sollst zwei Groschen haben, wenn du dich gut hältst!

Ich reiße mir gleich ein Loch und setze mich vorn hin, wenn ich die zwei Groschen kriege! So ließ sich plötzlich eine Stimme vernehmen, die einem jugendlichen Speculanten, Namens Peter, zugehörte.

Die drei fremden Männer brachen in ein schallendes Gelächter aus, in welches die Knaben einstimmten. Michel aber, durch die Rivalität gestachelt, sprang schnell herbei und nahm mit Selbstverleugnung seine frühere Stellung wieder ein. Die Heiterkeit der Fremden wurde dadurch nur noch gesteigert, und die Knaben suchten durch allerlei Angriffe auf Michel's Kostüm das Deficit desselben noch augenscheinlicher zu machen. Michel aber war durch große Hoffnung kühn geworden und behauptete seine Stellung, indem er alle Angriffe mit den Fäusten abwehrte.

Holla, jetzt Ruhe! gebot der Maler, indem er Papier und Zeichenstift wieder zur Hand nahm. Du, Heinrich Falk, stellst dich aufrecht hin und spielst, wie vorher, den Singemeister. Frisch, losgelegt! Ein neues Lied!

Sogleich stimmte Heinrich an: »So viel Stern' am Himmel ziehen«, und die Andern fielen ein. Er war eifrig bemüht, sein Amt würdig auszufüllen, und schlug singend den Tact mit einem Stöckchen.

Das klagende Lied klang so frisch und heiter, wie es von hellen Bubenstimmen nur klingen konnte. Der Knabendiskant und Alt giebt für den Chorgesang den naivsten und reinsten Ton. Die einfachste Unmittelbarkeit, die unberührteste Keuscheit der Menschenstimme spricht sich nirgend sonst so lauter und rührend aus. Das Volkslied, von solchen Kehlen gesungen, übt einen hinreißenden Zauber aus und ist für Alle, welche ihr natürliches Ohr noch nicht verloren haben, eine wahre Herzerquickung. Dies fühlten auch die drei Wanderer und konnten nicht satt werden, der jugendlichen Kapelle zuzuhören.

Jetzt sahen die beiden Gefährten das Blatt des Malers an. Prächtig! Allerliebst! riefen sie aus. Die Knaben verließen neugierig ihren Platz und rückten zögernd etwas näher.

Nun aber betrachtet mir dies Original hier! rief der Maler, indem er Heinrich am Arm ergriff und ihn gerade vor sich hin stellte. Wo der Junge die Grazie her hat, möcht ich wissen! Seht euch einmal diese Kopfbildung an! Es ist gut, daß wir den Buben nicht in der Nähe der Akademie haben, sonst brächte die nächste Ausstellung Nichts als Pagen und Hirtenknaben, und alle wären geborene Heinrich Falk's!

Unser Held war ein außerordentlich schöner Knabe, doch verstand er, zu seinem Glücke, noch Nichts von diesen Worten.

Was willst du werden, du kleiner Kerl? fragte der Maler.

Heinrich wurde verlegen. Ich möchte – stotterte er.

Was möchtest du?

Das Blatt einmal ansehn.

Was? Du willst wohl gar schon kritisiren? Da, gucke sich der Herr sein Konterfei an. Ich habe doch nicht geschmeichelt? Weißt du, was das ist, Schmeicheln?

Heinrich gab darauf keine Antwort. Er empfing die Zeichnung, umdrängt von den übrigen Knaben, die begierig waren, ihr Konterfei zu sehen.

Heinrich traute seinen Augen nicht. Da saßen sie richtig Alle unter dem Baume! Der Fritz, der August, der Peter, der Alex! Und der Michel, den man nur von hinten sah, hatte auch richtig das große Loch in den Hosen, das er sich heute beim Spielen gerissen hatte. Und vor ihnen stand er selbst, Heinrich Falk, und schlug den Tact, ganz wie er es wirklich gethan hatte.

Nun? Was sagt mein Kunstkritiker? fragte der Maler, indem er Heinrich beim Arme faßte.

Der Knabe wurde dunkelroth im Gesicht. Er starrte bald den Fremden groß an, bald schlug er die Augen verwirrt nieder. Der Maler fühlte sich durch den Blick des Knaben wunderbar bewegt, es schien ihm etwas Vorwurfsvolles darin zu liegen. Und er hatte Recht in dieser Beobachtung.

Wie oft geschieht es, daß man mit Kindern ein übermüthiges Spiel treibt, indem man ihnen Fragen vorlegt, auf die sie keine Antwort geben können, weil sie sie nicht verstehen. Meist sind solche Fragen nur auf die Belustigung der anwesenden Erwachsenen berechnet, und man

denkt nicht daran, daß ihr Gelächter etwas Verletzendes für das Kind hat. Das Kindergemüth ist überaus fein organisirt, das Gefühl für Recht und Unrecht findet sich nirgends reiner und tiefer.

Der Maler hatte in jugendlichem Uebermuth nichts Arges beabsichtigt, aber er empfand jetzt selbst, daß sein Spott thöricht und unzweckmäßig gewesen sei, und bat den Knaben im Stillen um Verzeihung.

Du scheinst mir ein braver Junge zu sein, Heinrich Falk! sagte er, indem er ihn an sich zog. Gefällt dir die Zeichnung?

Heinrich nickte versöhnt, suchte aber den Blicken des Fremden auszuweichen. Der Maler hob ihm das Kinn empor, um ihm in's Gesicht zu sehen. Was jetzt in des Knaben Seele vorging, wußte er nicht, aber als derselbe ihn mit den offenen Kinderaugen groß anblickte, schien eine Regung in ihm lebendig zu werden, als fühlte der Künstler sich von dem Stoffe verstanden, als ob die Seele der Kunst und die Seele der Natur einen Augenblick der frohen Erkenntniß ihrer Gemeinschaft feierten.

Er faßte Heinrich's Kopf mit beiden Händen und drückte einen herzhaften Kuß auf seinen Mund.

Die Knaben erhielten jeder ein kleines Geldstück, der Michel sein besonderes Spielhonorar, und so sprangen sie lustig davon. Auch die drei Wanderer verfolgten ihren Weg in der entgegengesetzten Richtung.

Zweites Kapitel.

Von diesem Augenblick an schien ein heller Lichtstrahl in dem Kopfe unseres Helden allerhand Gedanken enthüllt zu haben? über die er selbst zwar noch im Dunklen war, die ihn aber in große Aufregung versetzten. Die Zeichnung, der fremde Mann, die ganze Situation, hatten außerordentlichen Eindruck auf ihn gemacht. Er lief sogleich zum Krämer und kaufte sich einen Bogen Papier und einen Bleistift, um zu versuchen, ob er dergleichen auch machen könne.

Die ersten Versuche schienen an der zweifelhaften Wahl des Stoffes scheitern zu wollen. Er wußte nicht, was er zeichnen sollte, denn daß man sich außer der Gruppe, zu welcher er selbst gehört hatte, auch noch andere Muster wählen könnte, fiel ihm im ersten Augenblicke nicht ein.

Die Mutter sah ihn rathlos und verzagt und sagte, um ihm aus der Noth zu helfen: Nun so zeichne den Schrank da, oder zeichne unsere Ziege ab.

Aber der Schrank war ihm zu uninteressant, und die Ziege wollte durchaus auf seine Absichten nicht eingehen, das unruhige Geschöpf!

Nein, Mutter, rief Heinrich, ich werde Dich abzeichnen!

Frau Lisette nickte einwilligend, indem sie fleißig an ihrer Nätherei arbeitete und ihn gewähren ließ. Und so zog Heinrich die geheimnißvollen Linien seines ersten Kunstdranges auf das Papier und war erstaunt, daß es

so gut gehe. Merkwürdig war es, daß er sich einbildete, es müsse bei dieser Arbeit gesungen werden. Und so sang er alle Lieder, die gestern erklungen waren, durch, indem er zuweilen mit dem Bleistifte den Tact schlug, bis er inne ward, daß Zeichnen und Tactschlagen sich nicht vereinigen lassen wollten.

Endlich reichte er mit Genugthuung und glühendem Gesicht das Blatt seiner Mutter.

Frau Lisette lachte laut auf. Ach, du närrischer Junge! rief sie. Wenn ich so aussähe, dann könnte ich mich auf dem nächsten Jahrmarkte in einer Bude für Geld sehen lassen! – Aber, fuhr sie begütigend fort, da sie merkte, daß er aus allen seinen Himmeln fiel, – das wird künftig besser werden! Zeichne nur immer fort, und wenn du mein Gesicht recht gut triffst, dann laß ich's einrahmen, grade wie die Bilder beim Gastwirth.

Die Bilder beim Gastwirth! Diese Erwähnung machte in Heinrich plötzlich überschwängliche Ersartungen rege. Er hatte von der Liebhaberei dieses Kunstkenners zwar oft reden hören, doch war sie ihm kürzlich nicht zu Sinne gekommen. Fortan hatte er keine Ruhe mehr, er mußte diese Schätze zu Gesicht bekommen.

Noch an demselben Tage ging er zum Gastwirth mit der Bitte, ihn seinen Bildersaal sehen zu lassen.

David Paff war eben mit Weib, Kindern und Gesinde vom Mittagsmahl in dem großen Hausflur aufgestanden und stand in einer kurzen Leinwandjacke da, um sich ein behagliches Pfeifchen anzuzünden. Er hörte die Bitte des Knaben mit einer Verwunderung an. Aber so klein auch

der Kunstfreund war, der einen Einblick in seine Gallerie wünschte, so fühlte er sich doch ein wenig geschmeichelt. War ihm seine Sammlerlust gleich mehr Gemüthssache, denn Ruhmbestrebung, so spielte, Anderen gegenüber, doch eine kleine Eitelkeit dabei mit. Und so nickte er sehr freundlich, zündete seine Pfeife vollends an, nahm dann einen Schlüssel von der Wand und schritt die Treppe hinauf. Heinrich folgte ihm in gespannter Erwartung.

Die Thür ging auf, und als Heinrich die mit Bildern ganz bedeckten Wände sah, stieß er entzückt ein lautes Ach! aus.

Ja ja, sagte David Paff mit Genugthuung, es sind ihrer ziemlich viele! Aber ich habe noch mehr, ich muß hier nebenan die Stube auch dazu nehmen. Die drei hier habe ich selbst gekauft, sie kosten mich allein einen Thaler, Glas und Rahmen ungerechnet.

Heinrich sah ihn zweifelhaft an, erstaunt über die enorme Summe.

Das da ist noch von meinem Großvater her. Er liebte mehr die kolorirten, ich habe denselben Geschmack von ihm geerbt. Mein Vater war mehr für die weißen. Sie sind viel wohlfeiler, aber nicht so schön.

Heinrich sprach dieselbe Ansicht aus. Sein Auge war vom ersten Anblick verwirrt, er hatte Mühe, zur Betrachtung des Einzelnen zu gelangen. Es war aber auch des Herrlichen fast zu viel da! Hier hing eine ganze Reihe von Darstellungen aus dem Wilhelm Tell. Heinrich war

mit dem Stoffe noch unbekannt und fragte nach der Bedeutung der Bilder. David Paff, der selbst das höchste Interesse an der Sache nahm, erzählte seinem Kunstfreunde bereitwillig den Hergang. Welche Spannung, welchen Antheil erregte nicht schon die Geschichte selbst! Der Apfel, der von dem Haupte des Knaben geschossen wird. Die Grausamkeit des Landvogtes, die glückliche Rettung! Und nun gar die Bilder! Da stand das arme Kind mit verbundenen Augen am Baume. Er war ganz in Rosa gekleidet. Die Beine Tell's waren gelb angestrichen, die Frauen schillerten in Blau, Grün und Violett. Alle sahen mit wunderschönen rothen Backen drein, nur der Landvogt in seinem Purpurmantel hatte ein blasses und sehr gräßliches Gesicht. –

Es waren alle Gattungen und Richtungen in dieser Gallerie vertreten. Hier hingen Ansichten von entfernten Städten. Im Vordergrunde pflegte ein indifferentes Haus und ein Baum zu stehen, während ein paar Thurmspitzen am Horizonte allerdings eine Stadt ahnen ließen. Dort waren Portraits von Königen groß und klein, und Landesmütter mit Locken wie Weintrauben und Haarzöpfen wie Baumkuchen lächelten zwischen ihnen. Dann Blumenstücke und Stillleben: Ein Blumenkranz, in dessen Mitte ein gedruckter Neujahrswunsch, ein anderer, worin ein Hochzeitslied zu lesen stand. Darüber prangten andere Kränze von gemachten Blumen an verblichenen Bändern. Nicht weit davon hingen zwei Brustbilder, unter welchen die Namen Schiller und Göthe standen. David Paff erklärte, daß dies zwei Männer gewesen seien, die sehr viele

Bücher geschrieben hätten. Von dem einen, dem da mit den langen Locken, habe er selbst früher ein paar Theaterstücke gelesen, die Bücher des anderen kenne er nicht, doch habe er gehört, sie wären nicht hübsch. – Einige andere Gesichter hingen noch in der Nähe, die zum Theil betrübt, zum Theil ärgerlich aussahen, vielleicht, weil ihr Besitzer keine andere Auskunft über sie geben konnte, als daß sie schon lange todt seien. – Doch auch der große biblische Historienstyl war vertreten. Die Leidensgeschichte Christi umfaßte eine ganze Reihe von Bildern. Pontius Pilatus war bei dem Maler schlecht weggekommen, Judas Ischarioth aber stand als ein solches Scheusal unter den Jüngern, daß Heinrich ihn nur mit Entsetzen betrachten konnte. Unter den Darstellungen aus dem alten Testament wurde die Aufmerksamkeit besonders durch ein sehr großes Bild gefesselt, welches den Sündenfall der ersten Menschen zum Vorwurf hatte. Adam und Eva standen, stramm wie die Grenadiere, recht und links vom Baume, während die Schlange, mit unwiderstehlichem Humor in den Zügen, dem Weibe den Apfel reichte. Dann kamen Krönungsbilder, in zwei Farben, militärblau und scharlach gemalt. Stahlstiche aus alten Taschenbüchern, Bilderbogen (unter welchen einer mit den Figuren aus dem Freischlütz dem Besitzer vorzüglich lieb war), ferner Bonbonbilder *en miniature*, Schlachtenstücke, Pferde, Genien, die einen Altar bekränzen, und

Landschaften, deren Umrisse eigentlich ein Gesicht vorstellen sollten, oder umgekehrt. Auch eine Kreidezeichnung war da, ein sehr kindliches Fruchtstück von Kirschen und Birnen, mit einer vergilbten Unterschrift, in welcher eine unbekannte Größe, Namens Henriette, das Bild ihrem eben so unbekannten Vater zum Geburtstage widmete. David Paff hatte das Bild einst bei einem größeren Ankauf vom Trödler zubekommen. Er wußte Nichts von Henrietten, und Henriette Nichts von ihm, ja sie ahnte vermuthlich nicht, welcher Kunstanstalt ihre Schöpfung zugefallen war.

Heinrich war von dem bunten Gewirre wie berauscht. Die Unmöglichkeit, sich darin schon beim ersten Mal zurecht zu finden, paarte sich in ihm mit der Befürchtung, den geheiligten Raum bald verlassen zu müssen. Der Gedanke, hier sein Lebenlang in weihevoller Betrachtung sitzen zu dürfen, schien ihm in dieser Stunde wie die Erfüllung aller höchsten Erdenwünsche.

Jetzt aber komm einmal her! sagte David Paff, indem er Heinrich Falk am Arme nahm. Das sind ein paar merkwürdige Stücke!

Diese beiden Stücke hingen recht und links vom Spiegel. Sie waren in ganz gleichen Rahmen, von ganz gleicher Größe, in ganz gleichen Farben ausgeführt; sie hatten den ganz gleichen Gegenstand und trugen die ganz

gleiche Unterschrift. Auf jedem Bilde war eine dicke Rosenknospe, von der Größe eines Kohlrabiknollens, zu sehen. Sie ruhte auf einem senkrechten Stengel? von welchem sich recht drei winzige Blättchen abzweigten. Darunter standen die Worte: »Dieses hat Christian Schwabe, welcher ohne Hände geboren ist, mit den Füßen gemalt und geschrieben.«

Das mußte man mit ansehen! rief David Paff in Begeisterung aus. Es war hier auf dem Jahrmarkte zu Zambach. Der Christian Schwabe ließ sich für Geld in seiner eignen Bude sehn. Ich traute meinen Augen nicht, als er die Stiefeln auszog, den Bleistift zwischen die Zehen nahm und zu zeichnen anfing. Ebenso machte er es mit dem Pinsel und der Feder. Ich war so erstaunt, daß ich mir das Stück gleich noch einmal vormachen ließ. Die beiden Bilder möcht' ich um Alles nicht hergeben. So Etwas kann kein Anderer besser machen!

Heinrich war gebührend verwundert über die Entstehungsart dieser beiden Bilder, gleichwohl aber konnte er ein gewisses Mißbehagen nicht überwinden, wenn er an den Künstler dachte. Er hatte neulich den fremden Maler mit den Händen zeichnen sehen und wünschte nicht, daß ein Anderer ihn in einer anderen Ausübungsart übertreffen möchte. So konnte er nicht umhin, die Frage aufzuwerfen: Warum könnte das nicht besser gemacht werden?

Nun seht mir doch diese Frage! rief David Paff. Warum? Ist es etwa kein Kunststück, mit den Füßen zu malen und zu schreiben? Und besser machen? Ja, nenn'

er mir doch Einen, der's könnte! Er selbst will's wohl gar verstehn? Probier er's mal!

Mit den Füßen mag es der Christian Schwabe können, entgegnete Heinrich, aber – ein eigenes Gefühl durchzuckte ihn plötzlich – da ich Hände habe, weiß ich nicht, warum ich's mit den Händen nicht besser machen könnte, wenn mich's Jemand lehrte!

Oho! rief David Paff, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und den Knaben mit Erstaunen betrachtete. Du? du denkst so Etwas zu machen?

– Ich möchte es gern lernen, wenn nur wüßte –

Ja das ist unglaublich schwer! entgegnete der Gastwirth, indem er zur Thüre schritt. Heinrich warf noch einen wehmüthigen Blick in den Saal und schritt dann hinter David die Treppe herunter. –

Der Eindruck des Paff'schen Museums auf unseren Helden war so groß, daß er ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ. Heinrich hätte Alles nachzeichnen mögen, denn die meisten Bilder standen ihm deutlich vor der Seele, aber der ungelenke Griffel wollte dem Feuergeist seiner Phantasie nicht mit gleichen Schritten folgen.

Alle seine freien Stunden verbrachte er fortan mit Uebungen im Zeichnen. Oft ging er zu dem Baume im Walde und sah sich erwartend rings um, ob die drei Wanderer nicht wiederkommen würden. Aber sie kamen nicht. Dann zog er Papier und Bleistift aus der Tasche und begann, immer singend, die Gruppe der drei Fremden nach der Erinnerung zu zeichnen. Leider begann er zu fühlen,

daß die figürlichen Darstellungen doch gar zu schwer seien. Das machte ihn recht unglücklich. So versuchte er denn, den Baum selbst auf dem Papiere wieder zu geben, und war nicht unbefriedigt von seinem Versuche. Seit dieser Zeit zeichnete er fortwährend Häuser und Bäume und Gegenstände aller Art, die ihm in den Weg kamen.

Aber so winzig auch der angehende Kunstjünger war, so begann ihn doch schon ein kleiner Ehrgeiz zu stacheln. Es wurmte ihn, daß David Paff ihm nicht zutraute, daß er es je zu Etwas bringen werde, er hätte gern ihn baldmöglichst eines Besseren überzeugt. Und so kam ihm plötzlich ein Gedanke, den die schlauste Reflexion nicht besser hätte ausdenken können, um die Mißstimmung, die sich zwischen dem Kunstgönner und dem Kunstjünger vor den Schwabeschen Meisterwerken entsponnen hatte, zu zerstreuen.

Heinrich beschloß das Wirthshaus abzuzeichnen und dem Eigenthümer das Conterfei des Sitzes seiner Väter zu verehren. Eine Woche lang war er eifrig damit beschäftigt und führte es nach seinem Vermögen auf das Sorgfältigste aus, vergaß auch nicht seinen Namen darunter zu setzen. Die Mutter war erstaunt über die Fortschritte des kleinen Autodidakten und unterstützte ihn in dem Plane, seinem Gönner mit der Zeichnung eine Freude zu machen. –

Als David Paff das Blatt aus Heinrich's Händen empfing, ging über sein Antlitz ein Glanz, wie wenn die volle

Sommersonne ihre Strahlen über ein blühendes Kartoffelfeld ergießt. Er war halb sprachlos vor freudigem Erstaunen.

Das hast du gemacht? sagte er dreimal hintereinander, indem er abwechselnd den Künstler und sein Werk betrachtete. Dann aber stürzte er plötzlich nach der Hinterthür und rief in den Hof, in die Zimmer, nach dem Boden hinauf: Frau! Karoline, Hanne, Jakob! Kommt schnell herunter, der Heinrich Falk hat unser Haus abgezeichnet! Franz, laß den Wallach stehn und komm und sieh! Laß jetzt das Bettenlüften, Frau! Geschwind, komm und sieh! Karl, schau, das hat der Junge, das kleine Bürschen gemacht!

Dann hob er Heinrich auf den Arm, stellte ihn vor sich auf den Tisch, streichelte ihm die Backen, schüttelte ihm die Schultern und rief: Ganz allein gemacht? Mein Haus und Alles, und ich soll das behalten? Du bist ja ein Goldjunge, ein Blitzkerlchen! Nein es ist wahrhaftig Alles drauf! Da das Schild über der Thür mit meinen Namen drauf! Da steht er: David Paff! Und die Bank vor der Thür, und durch den Thorweg sieht man in den Hausflur! Ach du lieber, verwetterter kleiner Tausendsackerloter!

Frau und Kinder, Mägde und Knechte kamen herbei und schrien und jubelten vor Freude, als sie das Haus und Alles rund herum wieder erkannten.

– Das ist das Hofthor, wo die Kühe durchgehen! rief Hanne, die Obermagd.

– Da steht der Heuhaufen, den ich vorige Woche hereingefahren habe! lachte Jakob, der Knecht.

– Da hängt meine Wäsche zum Trocknen, und da im Fenster liegen die Betten zum Lüften! rief Frau Paff, indem sie die Hände zusammen schlug.

– Ja es ist Alles richtig, jubelte David Paff. Und die drei Fenster gehören zu meinem Saal, – das vierte ist um die Ecke! Und das hat der Springinsfeld ganz allein und für mich gemacht! Wahrhaftig, dafür laß ich den schönsten Rahmen von der Welt machen, und sollte er mich einen halben Thaler kosten, und hänge das Bild oben im Saal unter den Spiegel!

Der glückliche dicke Mann war so ganz Aufregung und Freude, daß er über und über schwitzte. Er lief, indem er sich die Stirn trocknete, in's Nebenzimmer und kam mit drei Salzprätzeln zurück, deren zweie er links und recht in die Taschen von Heinrich's Höschen stopfte und die Dritte ihm in die Hand gab.

Heinrich stand noch immer auf dem Tische. So sehr ihn auch diese erste Anerkennung beglückte, so wurde er doch überaus verlegen und verschämt. Er sprang von seinem Throne herunter und lief mit eilenden Füßen aus dem Hause.

Von dieser Stunde an stand ihm der Eintritt in des Gastwirths Gallerie zu jeder Zeit frei. Wenn David Paff ihn nur in der Nähe seines Hauses erblickte, hob er den Schlüssel des Saales in die Höhe und nickte lachend. Und so bildete sich in kürzester Zeit die innigste Freundschaft zwischen Beiden. Heinrich schwelgte in dem Genusse der ihm erschlossenen Schätze und hatte die Genugthuung, seine Zeichnung in Glas und Rahmen unter dem Spiegel

prangen zu sehen. Er war gutmüthig genug, die schwache Seite seines Gönners in Betreff der Schwabeschen Rosenknospen zu schonen. Oft war er bemüht eins der Bilder zu copiren, und David hatte das wohlwollendste Urtheil für seine Versuche.

Der frohe Mann machte sogar eines Tages einen Besuch bei Frau Lisetten, war voll des Lobes über ihren wohlgerathenen Sohn und nöthigte sie in seinen Saal, um das Werk desselben im Rahmen zu betrachten. –

Es liegt auf der Hand, daß Heinrich seine Studien jetzt mit verdoppeltem Eifer fortsetzte. Von seinen Altersgenossen wurde er damit aufgezogen, aber dies beirrte ihn nicht. Doch auch Sara schien gar nicht damit zufrieden. Sie war eifersüchtig, daß ihn Etwas so sehr beschäftigte, was sie nicht verstand.

Eines Tages saßen Beide auf einem der langen Baumstämme, die als Gemeindegut schon seit Jahren auf dem Marktplatze unter den Linden lagen und von Alt und Jung als Ruhesitze betrachtet wurden. Heinrich zeichnete ein beliebiges Haus ab, sie hatte des Krämers jüngstes Kind auf dem Schooße, blickte traurig auf seine Arbeit und hörte seinem Gesange zu, ohne in denselben einzustimmen.

Wenn ich erst größer bin, sagte Heinrich, sich in seinem Liede unterbrechend, dann gehe ich in die Welt und suche den fremden Herrn aus dem Walde auf, und dann muß er mich Alles lehren, was er kann.

Und dann, fiel Sara schnell ein, werden sie mich hier stoßen und schlagen, und du wirst dich nicht darum kümmern!

Nein, Sara, sie sollen dir Nichts anhaben. Ich komme zurück und hole dich ab, und dann wirst du meine Frau.

Du nimmst mich dann nicht mehr! Mich nimmt überhaupt Niemand auf der Welt!

Wahrhaftig, Sara – entgegnete Heinrich mit Entrüstung – das müßte ein schlechter Kerl sein, der dich nicht nähme!

Sara schwieg eine Weile. Dann sagte sie: Wenn du fort gehst, so laufe ich auch davon! Ich will nicht länger gestoßen und geschlagen sein! – –

Trotz der gedrückten Stimmung seiner kleinen Gefährtin führte Heinrich in seinen Mußestunden doch das glücklichste Leben. Bleistift und Papier kamen niemals aus seiner Tasche, und die tägliche Uebung brachte ihm eine gewisse Gewandtheit, so daß er, bei angebornem Talent, in den wenigen Monaten, seit dem Erwachen seines Kunstdranges, erhebliche Fortschritte machte.

Aber auf diese glückliche Zeit sollten Tage um so größerer Betrübniß folgen.

Eines Tages wurde Mutter Lisette durch einen Besuch der Frau Pfarrerin beehrt. Die letztere machte ihr den Antrag, ihre fleißige Nähnadel auf ein entferntes Rittergut zu tragen, wo ein reichlicher Gewinn für sie zu hoffen sei. Ich habe, sagte sie, den Auftrag, eine geschickte Nähterin zu besorgen, und ich könnte keine bessere Wahl treffen, als Sie, liebe Frau. Es handelt sich darum, die Ausstattung

der Tochter des Hauses zu verfertigen. Natürlich müßten Sie sich so einrichten, daß Sie fünf bis sechs Wochen dort bleiben könnten. Sie würden außerordentlich gut bezahlt werden, können sogar auf ein ansehnliches Geschenk nebenbei rechnen.

Frau Lisette zögerte anfangs, sich so lange von ihrem Kinde zu trennen. Endlich aber gab sie den Vorstellungen der Pfarrerin nach und sagte zu. Die Abreise mußte beschleunigt werden, und so bat sie die Verwandten auf das Dringendste, ihrem Kinde nicht zu viel Arbeit aufzubürden, und suchte seine Thränen zu trocknen.

Heinrich's Befürchtung, daß mit dem Abschied der Mutter seine Leidenszeit wieder angehen würde, traf richtig ein. Kaum hatte sie den Rücken gewendet, so gab es Arbeit vollauf für ihn. Seine Zeichenübungen wurden ihm als nichtsnutzige Zeitverschwendung ein für allemal auf das Härteste untersagt. Freie Stunden gab es nicht mehr für ihn. Vom frühsten Morgen bis zur Schulzeit, vom Schluß der Schule bis zum Abend gab es Beschäftigung und Arbeit, die für Heinrich oft viel zu schwer war. Er mußte zur Feldarbeit hinaus, mußte schwere Säcke mit Feldfrüchten hereintragen, jäten und karren, und, wie früher, hochgeladene Körbe Reisig aus dem Walde holen. Ein freundliches Wort hörte er nie, Schläge bekam er täglich die Fülle. Die Verwandten schienen es sich förmlich zur Pflicht zu machen, diesem Müßiggänger den ganzen Druck der Knechtschaft einmal aus dem Grunde fühlen zu lassen.

Was ein Knabe von Heinrich's Gemüthsart darunter litt, ist kaum zu sagen. Er hatte nicht Sara's Charakter, die in ihrem brennenden Hasse einen Ersatz für den Mangel liebevoller Begegnung empfand. Er erschrak im Innersten über all' die Rohheit der Worte, der Mißhandlungen, die ihm widerfuhren, er fühlte sich, obgleich noch ein Knabe von zartem Alter, in seiner Ehre verletzt, in seiner besseren Natur gekränkt und erniedrigt. Er war widerstandslos und mußte dulden. Doch war es nicht stumpfe Erschlaffung, was ihn dabei erfüllte, sondern eine Art von Verzweiflung, gepaart mit dem tiefsten Abscheu und dem Entschluß, nie ähnliche Worte auszusprechen, noch auch ein seinen Verwandten ähnliches Wesen anzunehmen.

Oft blickte er betrübt nach den Fenstern des Gastwirths hinüber. Der Umgang mit demselben war ihm verboten worden. Die Verwandten sagten, der Gastwirth sei ein Verschwender und ein Narr, der was Besseres thun könnte, als fremder Leute kindern seinen Unsinn in den Kopf zu setzen. Heinrich war empört darüber, aber er schwieg und strafte diejenigen, die so leblos und beschränkt urtheilten, mit gründlicher Verachtung.

Bemerkenswerth war Sara's Benehmen in dieser seiner Leidenszeit. Sie kam lustig und guter Dinge auf ihn zu, so oft es ihr gestattet war, ihn zu sehen. Sie suchte durch scherzhafte Einfälle seine gedrückte Stimmung zu zerstreuen und tröstete ihn, so gut sie es konnte. Zum ersten Mal seit langer Zeit sagte sie jetzt wieder: wenn ich

erst groß bin, und deine Frau – und dann folgten in Versprechungen, an welche zu glauben er sich kaum noch entschließen konnte.

Sein größter Schmerz war, daß er sich nicht mehr unterstehen durfte, Papier und Bleistift zur Hand zu nehmen. Wie gern hätte er noch härtere Arbeit verrichtet, wenn ihm gestattet gewesen wäre, nur ein Mal eine Stunde zu zeichnen.

Und die sechs Wochen dehnten und dehnten sich, als sollten es sechs Jahre werden! War er sonst sauber und reinlich in seiner Kleidung einhergegangen, so wurde er jetzt durchaus nicht ordentlich gehalten. Schmutz, Löcher und Fetzen verunstalteten das Werk seiner Mutter, welches er anhatte. Mit heißester Sehnsucht sah er ihrer Wiederkehr entgegen und weinte oft im einsamen Walde seine stillen Thränen, wenn das Gefühl der Ermüdung, des Hungers und der Scham über seine Erniedrigung ihn überkam.

Drittes Kapitel.

Die sechswöchentliche Frist war vorüber, und noch immer verzögerte sich Mutter Lisetten's Rückkehr. Heinrich begann sich zu ängstigen, sie möchte gar nicht zurückkommen. Was dann aus ihm werden sollte –? Die Thränen brachen aus seinen Augen, als diese Frage in ihm auftauchte. Er warf sich mit dem Gesicht auf das Moos des Waldes, wo er neben dem hochaufgehäuften Holzkorbe

wieder saß, und eine Art von Fieber schien ihn zu schütteln. Endlich erhob er sich. Die Angst hatte sich ausgetobt, und er machte Anstalt, seinen Korb auf den Rücken zu nehmen.

Da raschelte es hinter ihm in den Haselzweigen, und durch das Gebüsch trat ein Wesen von so unerwarteter und ungeahnter Art, daß Heinrich an eine Fee aus Sara's Märchen dachte und erschrocken den Korb niedersinken ließ.

Es war eine junge Dame von großer Schönheit und Anmuth. Sie trug einen runden Strohhut, an welchem ein blaues Band flatterte. Die leichten Falten ihres einfachen weißen Kleides spielten über das hohe Gras hin. Ueber der Brust kreuzte sich ein feiner blauer Florschal, dessen Enden sie, der Bequemlichkeit wegen, auf dem Rücken zusammen gebunden hatte.

Guten Tag, kleiner Junge, sagte sie. Erschrickst du vor mir? Ich thu dir Nichts zu Leide. Sieh doch dort die prächtigen weißen Wasserrosen! Kannst dir mir wohl ein paar davon holen?

Der Bach, welcher das Thal bewässerte, hatte sich an dieser Stelle zu einem weiten Wasserbecken ausgebreitet. In seiner Mitte schwammen ganze Familien von duftenden Nymphäen zwischen ihren runden Blättern. Ein Kahn zeigte sich zwischen dem Röhricht, aber das Ufer war so versumpft, daß es schwer hielt, zu demselben zu gelangen. Heinrich hörte ihre Worte und lief eilends hinunter. Sie folgte ihm. Als sie aber sah, daß er fast bis an die Knie im Schlamme versank, bevor er den Kahn

erreicht hatte, rief sie ihm nach, zurückzukommen, und schalt sich selbst, daß sie ihn einer Gefahr ausgesetzt habe. Heinrich jedoch sprang in den Kahn, stieß ihn mit einiger Mühe vom Ufer und war bald in der Mitte. Er pflückte eine Menge der gewünschten Blumen und kehrte mit seiner Beute zu der Dame zurück.

Du gutes Kind! rief sie. Ich danke dir. Aber wie du aussiehst! Geh spüle dir da am Bache die Beinchen ab und komm wieder zu mir.

Heinrich that wie sie befohlen. Als er zurückkehrte, sah er sie im Grase sitzen und vermittelst langer Grashalme die Blumen zu einem Kranze zusammenwinden.

Komm her, Kleiner, sagte sie. Mein Gott, mußt du schon solche Körbe Holz tragen? Wie alt bist du?

Sieben und ein halbes Jahr, entgegnete Heinrich.

– Armes Kind! Du sollst nachher ein Geschenk erhalten für deine Mühe. Leben deine Eltern noch?

Nur die Mutter.

Die Dame sah ihn mitleidig an und seufzte.

Da erscholl aus einiger Entfernung der Ruf: Franziska!

Ich komme! erwiederte die Dame. Sie sprang auf, indem sie den fertigen Kranz behutsam über den Arm hängte. Komm mit, Kleiner! rief sie zurück, indem sie Heinrich freundlich zunickte.

Heinrich folgte ihr langsam, und bald kamen sie an eine lichte Waldstelle. Dort saß ein junger Mann auf einem Malerstuhl und hielt eine Mappe auf den Knieen. Ein Schauer der Freude durchrieselte Heinrich's Körper – der Fremde zeichnete! Der obere Theil seines Gesichts

war von einem Hute beschattet, den unteren aber umkräuselte ein runder blonder Bart, der, wie dem Knaben vorkam, wie lauter Gold um das Gesicht flimmerte.

Mit wem unterhältst du dich da so eifrig? fragte der Fremde, indem er die Dame mit glücklichen Augen betrachtete.

Mit einem kleinen Gebirgskobold, sagte sie. Diesen Kranz hat er mir gegeben, daß ich dich für deinen Fleiß belohne! Sie nahm ihm den Hut ab und drückte den vollen Kranz auf sein Haar. Ihre Augen glänzten vor Freude, als sie auf den Sitzenden nieder blickte.

Meine Muse! rief er mit dem innigsten Tone. Er schlang einen Arm um ihren schönen Leib und sah zu ihr empor. Beide schwiegen, ihre Augen schienen sich in einander zu verlieren.

Gotthard, begann darauf Franziska, heut vor acht Tagen war unsere Hochzeit! In manchen Augenblicken fürchte ich zu träumen und glaube kaum daran, daß wir nach all' der Angst, nach all' den Schwierigkeiten dennoch vereinigt wurden, und nun so glücklich – ach so überschwenglich glücklich sind!

Ja du bist mein! rief er. Bist meine Muse, meine Seele, mein Alles! Heut vor acht Tagen tratst du im Myrthenfranze vor mich, heut will ich dich mit diesen Rosen kränzen, sie gebühren dir mehr als mir!

Er nahm den Kranz von seinem Haupte, sie kniete neben ihm nieder und empfing das duftende Gewinde auf ihre braunen Locken. Beide lagen sich in den Armen, bis Franziska aufsprang und ein jauchzendes Lied durch den

Wald ertönen ließ, wobei sie wie im Tanze über das Gras hüpfte.

Da hab' meinen meinen Kobold vergessen! rief sie, indem sie Heinrich am Arme nahm und zu ihrem Gatten führte. Sieh, Gotthard, dies liebe kleine Geschöpf hat mir die Wasserrosen geholt. Gieb ihm Etwas, er scheint sehr arm zu sein.

Gotthard reichte ihm eine kleine Silbermünze. Heinrich zauderte, sie zu nehmen, aber er dachte an die vielen Bleistifte, an die Menge Papier, die er bei dem Krämer gesehen hatte, und steckte das Geld schnell in die Tasche.

Der Maler sah den Knaben jetzt aufmerksamer an. Wenn der Junge gewaschen ist, sagte er, muß er ganz prächtig aussehen!

Heinrich glaubte vor Scham in die Erde sinken zu müssen. Er wurde roth und schlug die Augen nieder.

Franziska bemerkte es. Er hat den ganzen Tag im Walde Holz suchen müssen, sagte sie begütigend, dabei kann man nicht sauber bleiben. Und ich habe ihn gar noch in den Sumpf geschickt! Zeichne mir den Knaben ab, Gotthard, wie er da ist, willst du?

Meine Herrin hat zu befehlen! Setze dich mit deinem Korbe dort hin, kleiner Bursche, und bleib eine Weile ruhig!

Heinrich setzte sich schnell auf den Boden. Er war noch so sehr ein Kind, daß keine Spur von Eitelkeit in ihm rege wurde. In glücklicher Einfalt verwechselte er noch den Genuß des Selbstschaffens mit der Situation, zum Modell der Kunst zu dienen. Er fühlte nach langer

Zeit des Druckes die ganze Lust seines kindlichen künstlerischen Dranges so lebhaft, daß er mit freudestrahlendem Gesicht da saß und den Maler vergnügt ansah. Plötzlich fiel ihm ein, daß in dieser Situation nothwendig gesungen werden müsse, und fast erschrocken über die Vernachlässigung seiner Pflicht, begann er schnell ein schmetterndes Lied zu singen.

Gotthard und Franziska fingen an zu lachen. Kannst du so gut singen? rief die letztere. Und wohlbekannt mit der Melodie, fiel sie schnell ein und sang die begleitende Stimme.

Gotthard, sagte sie, nachdem das Lied beendigt war: Eins mußt du mir versprechen!

Mit Freuden! Was denn?

Daß du noch heut mit mir zu unserer guten alten Lisette gehst. Ich hatte sie in meiner Kindheit so lieb, und sie ist so unglücklich geworden! Mama mochte niemals recht daran glauben, daß sie glücklich werden werde. Aber sie liebte den armen Menschen, und so viel ich mich erinnere, war er ein sehr hübscher junger Mann.

– Hattest du damals schon ein Auge dafür?

Sehht mir doch! Jetzt willst du blos hören, daß ich dich für viel hübscher halte.

– Hast du mich nicht heute eifersüchtig genug gemacht?

Du! Ich zupfe dich am Ohr – wie so denn?

– Kaum waren wir eine Stunde lang im Wirthshause, als ich die schreckliche Wahrnehmung machte, daß du in David Paff's Herzen eine Verwüstung angerichtet hattest.

Es schien nicht allein deine Bewunderung seiner Gemälde zu sein, was ihn dreimal hinter einander die Treppe heraufkugeln machte!

Ja, Schatz, sagte Franziska schalkhaft, da hast du allerdings einigen Grund zur Eifersucht! Ich gestehe, David Paff ist ein gefährlicher Mann!

– Was? Madame – ich reise noch heute ab!

Ich steige hinten auf und ginge es durch die ganze Welt, daß mein böser Gotthard der beste, schönste, liebste Mensch ist, der mit seiner bloßen Cigarre alle David Paff's der ganzen Welt in die Luft paffen kann! – Franziska schlang ihre Arme um den Hals ihres Gatten, der erst nach einem herzlichen Kusse den Zeichenstift wieder in Bewegung setzte.

Aber, Gotthard, von der Lisette laß uns reden! Ich möchte sie gar zu gern mit mir nehmen. Nicht allein, daß sie uns sehr nützlich sein würde – denn ich bin noch so überaus dumm und unpraktisch – ich habe sie auch sehr lieb und möchte gern Etwas zur Verbesserung ihrer Lage beitragen.

– Wollen sehn, was sich thun läßt, liebes Kind. Wenn für dich eine Hülfe und für sie eine Erleichterung dadurch bewirkt werden kann, so mag sie mit uns gehn. Da hast du das Abbild deines kleinen Kobolds.

Er reichte ihr die Zeichnung, und sie freute sich wie ein Kind darüber.

In Heinrich dämmerte bei dieser Unterhaltung eine Ahnung, daß von seiner Mutter die Rede sei. Doch verstand er nicht, wie dies zugehn könne, und schaute mit schweigender Verwunderung drein. –

Die Sonne war hinter den Bergen versunken, und die jungen Gatten rüsteten sich, um nach Dietharz zurück zu gehen. Da rief Franziska erschrocken: Ich habe mein Armband verloren!

Sie suchten eine Weile gemeinsam, ohne es zu finden. Franziska war sehr betrübt. Das Armband bestand in einer einfachen Spange? die ihre verstorbene Mutter stets getragen hatte, und die seit dem Tode derselben auch nicht von dem Arme der Tochter gekommen war. Gotthard tröstete sie mit der Hoffnung, daß der Finder den Besitzer gewiß vermuthen werde, da sie mehrere Wochen im Orte zu bleiben gedachten, und versprach, Alles an die Auffindung zu wenden. Für's Erste wurde Heinrich beauftragt, den Platz noch einmal zu untersuchen.

Gotthard und Franziska entfernten sich, und der Knabe begann mit großem Eifer die Nachforschung. Aber es wurde dunkel, und er fand Nichts.

Da kam Sara auf ihn zugelaufen, mit der Nachricht, daß seine Mutter angekommen sei. Das war viel Freude auf einmal. Schnell erzählte er ihr sein Erlebniß, sprach aufgeregt von dem Maler, von der Schönheit der Dame und von dem Armband, das er zu suchen beauftragt sei.

Sara hörte mit ernsthaftem Gesichte zu, doch schien sie die Freude ihres Gespielen nicht zu theilen. Sie that ein paar Schritte, ließ die Augen über den Boden gleiten

und hob die Spange aus dem Grase empor. Einen Augenblick betrachtete sie den Schmuck, dann warf sie ihn mit einem Zucken ihrer Unterlippe wieder von sich.

Warum wirfst du es weg, Sara? rief Heinrich, indem er die Spange schnell zu sich steckte.

Ich hab's nicht finden sollen! sagte sie kurz. Bring' du es selbst deiner schönen Dame! Mit diesen Worten kehrte sie sich um und lief davon.

Heinrich, der dieses Benehmen nicht begriff, sah ihr verwundert nach. Doch machte er sich keine Gedanken darüber? denn zu viel Freudiges stand ihm bevor. Er durfte den Maler und die schöne Dame heut noch ein Mal sehen und sollte seine geliebte Mutter nach langer Zeit der Trübsal bewillkommnen.

Schnell warf er die Hälfte der gesammelten Reiser von seinem Korbe, um ihn leichter tragen zu können. Er wußte, daß die Ankunft der Mutter ihn vor der Strafe der Verwandten schützte.

Es war spät Abends, als er vor David Paff's Hausthür anlangte. Den Korb ließ er draußen, eilte die Treppe hinauf und in den Bildersaal, wo die jungen Gatten bei der Abendmahlzeit saßen.

Ich habe den Ring! rief er, die Spange emporhaltend.

Mein Armband? Ach du goldner Junge! – Franziska flog auf ihn zu, legte den Schmuck an ihren Arm und bückte sich zu dem Finder mit einem dankbaren Kusse nieder.

Gotthard rief ihn zu sich, allein der Knabe rannte zur Thür hinaus, um in die Arme seiner Mutter zu fliegen.

Frau Lisette, die schon lange auf ihn besorgt gewartet hatte, schloß ihn mit Zärtlichkeit an ihr Herz. Aber sie erschrak, als sie die Abgerissenheit seines Anzuges, die Unsauberkeit seiner Wäsche bemerkte. Ihr erstes Werk war, nachdem sie dem Knaben zu essen gegeben hatte, ihn vor Schlafengehn vollständig zu waschen. Mit zurückgehaltnen Thränen hörte sie, was Heinrich ihr über die Leiden erzählte, die er während ihrer Abwesenheit erduldet. Und doch erzählte er nur das Wenigste, denn seine freudige Aufregung ließ ihn bald zu dem Erlebnisse im Walde übergehn.

Frau Lisette vertraute ihm, daß der Herr und die Dame auch schon bei ihr gewesen seien, und unterrichtete ihn über die Art ihrer Bekanntschaft mit ihnen.

Und so schlief Heinrich seit langer Zeit wieder glücklich ein, geschützt durch die Nähe seiner Mutter und froh durch die Aussicht, nun wieder zeichnen zu dürfen. – –

Franziska war die einzige Tochter des reichen Kaufmanns Mertens in B. Sie verlor ihre Mutter in einem Lebensalter, in welchem Mädchen der mütterlichen Aufsicht noch sehr bedürfen. Herr Mertens ließ Nichts an der Erziehung seiner Tochter mangeln und hatte die Freude, das schönste und liebenswürdigste Mädchen sich entwickeln zu sehen. Er machte ein Haus und sah viele Menschen bei sich. Und als Franziska zuerst in der Gesellschaft »auftrat«, waren die Säle des Kaufmanns eitel Bewunderung für das reizende Geschöpf. Sie sang mit schöner, wohlgebildeter Stimme, sie spielte das unvermeidliche Piano, sprach drei moderne Sprachen und war völlig

Herrin des gesellschaftlichen Tones. All das machte sich wie von selbst? sie schien auf Nichts Gewicht zu legen, der gesellschaftliche Flitter, in welchem sie lebte, hatte ihr Gemüth einfach und natürlich gelassen.

Ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit, ihr Reichthum zogen schon früh einen Kreis von Bewerbern um sie her. Söhne wohlhabender Kaufleute, deren Väter die Geschäftsverbindung mit Herrn Mertens gern noch inniger gemacht hätten; junge Juristen, welche bei einer langsamen Carriere gemächlich zu leben wünschten; Officiere, die vortrefflich reiten und tanzen konnten; aristokratische junge Roué's, denen die Banknoten des Kaufmanns anfingen ebenso ansprechende Blätter zu werden, als die ihres Stammbaums

Aber Franziska's Geschmack war zu allgemeiner Verwunderung ein anderer. Ihr Auge fiel auf einen einfachen jungen Maler, den der Vater selbst in das Haus gezogen hatte, um ihr Portrait machen zu lassen, und der sie lange im Stillen liebte, ehe er wagte, die Augen zu ihr zu erheben.

Gotthard Schilling hatte keinen anderen Reichthum, als den seiner Kunst. Er zögerte lange, eh' er sich der Geliebten entdeckte. Aber er wurde mit glückseliger Freude erhört.

Herr Mertens freilich war nichts weniger als erbaut, weder von dem Antrage des Malers, noch von der Erklärung Franziska's, daß sie keinem anderen ihre Hand reichen werde. Er hatte höhere Pläne mit seiner Tochter, und so sehr sie sein Augapfel war, konnte er sich nicht

dazu verstehen, ihr in dieser Hinsicht so leicht zu willfahren. Privat- und Geschäftsfreunde riethen ab, in der Gesellschaft gab es Gerede, Verstimmungen folgten auf Verstimmungen. So verging ein Jahr. Franziska's Wangen wurden blässer, ihre Augen waren oft vom Weinen geröthet. Herr Mertens sah es mit Schmerz und konnte dennoch ihre Wünsche immer noch nicht zu den seinigen machen.

Da geschah es, daß auf der Kunstausstellung zwei Landschaften nicht nur die allgemeine Bewunderung erregten, sondern für die Krone der diesjährigen Kunstlese erklärt wurden. Gotthard Schilling's Name war plötzlich zu einer öffentlichen Berühmtheit gelangt.

Herr Mertens wurde milder gestimmt und machte dem Künstler sanfte Vorwürfe, daß er sein Haus so ganz aufgegeben habe. Aber Gotthard war sehr stolz, und, kurz und gut, der Kaufmann mußte sich, gezwungen durch die stummen Bitten seiner Tochter, bequemen, dem Künstler zu schreiben, daß sein früherer Ausspruch nicht gelten solle, und daß es ihm eine Ehre sein werde, ihn zum Eidam zu erhalten. Es war kein leichter Schritt, aber er wurde gethan. Und nachdem er geschehen war, gestaltete sich Alles zum Besten. Herr Mertens empfing mannichfache Glückwünsche über seinen künftigen Schwiegersohn, bemühte sich den Kunstkenner und Kunstgönner zu spielen and bildete sich in der That auf seinen Eidam etwas ein.

Das Pärchen war noch sehr jung, er kaum vierundzwanzig, sie eben achtzehn Jahr alt. Jetzt waren sie verheirathet und die glücklichsten Leute von der Welt.

Viertes Kapitel.

Am nächsten Morgen stand Frau Lisette mit Tagesanbruch auf und ging hinaus in die Wiesen und an den Bach, um dort blaue Vergißmeinnicht zu einem Kranze zu pflücken. Sie hatte eine reichliche Auswahl und kehrte mit dem fertigen Kranze nach Hause zurück. Dann weckte sie ihren Knaben und ließ ihn sich reinlich ankleiden. Nachdem er sein Frühstück verzehrt hatte, reichte sie ihm den Kranz, damit er ihn mit einem Gruß von der alten Lisette der jungen Dame überbringe. Der Kranz müsse in einen Teller mit Wasser gesetzt werden, schärfte sie dem Knaben noch ein, dann werde er schön aufblühn und emporwachsen.

Heinrich machte sich sehr vergnügt auf den Weg. Kaum war er ein paar Schritte gegangen, als Sara hinter einem Gartenzaune hervorschoß. Er hatte des Mädchens gestriges wunderliches Benehmen vergessen und begrüßte sie heiter. Sie betrachtete argwöhnisch den Kranz. Heinrich sagte ihr, es sei ein Geschenk für die fremde Dame.

Sara zuckte wieder in eigenthümlicher Weise mit der Unterlippe. Dann riß das kleine, wilde Ding ihm Kranz aus der Hand und warf ihn zur Erde.

Heinrich war sehr entrüstet über dies Benehmen, er schalt sie und wäre fähig gewesen, ihr einen Schlag zu

versetzen, wenn sie nicht ebenso schnell, als sie hinter dem Gartenzaune wieder verschwunden wäre.

Sorgfältig hob er den Kranz vom Boden auf und begab sich in das Wirthshaus. Er wurde doppelt liebreich empfangen, als Franziska erfuhr, daß er Lisetten's Sohn sei.

Die jungen Gatten legten ihm allerlei Fragen vor, wie man sie, halb im Ernste, halb im Scherze, einem Knaben vorlegt, und freuten sich über seine Antworten.

Nach einer Weile begann Heinrich, zu Gotthard gewendet: Können Sie auch *bunte* Bilder malen?

O ja, sagte der Gefragte. Aber der Landschaftsmaler muß sich beschränken –

– Auch solche, wie hier an den Wänden hängen?

Gotthard lachte. Es gehört ein eignes Talent dazu, lieber Junge. Diese Bilder gefallen dir wohl sehr?

Heinrich nickte. Welche – fuhr er zu fragen fort – welche halten Sie für die schönsten? Die Geschichte vom Tell –?

Nein, rief Franziska, indem sie lachend zum Spiegel lief, hier ist die Krone der ganzen Gallerie! Hier die beiden dicken Rosenknospen, die Christian Schwabe mit den Füßen gemalt hat!

Heinrich wunderte sich sehr, daß auch sie den Geschmack seines Gönners David Paff theilte.

Aber was ist denn das? sagte Franziska, indem sie unter den Spiegel sah. Kind, da steht ja dein Name unter einer Zeichnung. Hast du das Haus gezeichnet?

Heinrich erröthete und gestand seine Künstlerschaft ein.

Ganz allerliebst! fuhr sie fort. Sieh doch, Gotthard, was der kleine Schelm geschickt ist!

Gotthard betrachtete die Zeichnung. Hast du das ganz allein gemacht? fragte er. Wer hat es dich gelehrt?

– Niemand.

Hast du mehr dergleichen?

– Die Mutter hat einen ganzen Haufen davon.

Hole doch einmal den ganzen Vorrath herüber! –

Heinrich ließ es sich nicht zweimal sagen und eilte hinaus.

Hier könnte ein Talent stecken, sagte Gotthard. Bei aller Unbeholfenheit ist die Zeichnung gar nicht so übel.

Welche hübsche Entdeckung! rief Franziska. Da finden wir in dem Sohne unserer Lisette ein aufkeimendes Genie! Wenn sie selbst denn durchaus nicht mit uns will – vielleicht überlegt es sie sich's doch noch! – dann müssen wir Etwas für ihren Knaben thun. Weißt du was? Wir nehmen ihn gleich mit! Du unterrichtest ihn, und er wird ein eben so außgezeichner – nein, beinah so ein großer Künstler wie du! Wir nehmen ihn gleich mit uns, nicht wahr, Gotthard?

Sachte, lieber Schatz! Nicht zu hitzig! Ein solcher Plan wäre sehr reiflich zu überlegen. Die Verantwortung ist nicht klein.

– Aber du sagst ja selbst, daß er Talent habe, und überdies ist es ein blendend schönes Kind –

Das Letztere ganz und gar bei Seite, liebe Seele! Oder soll ich wieder eifersüchtig werden?

– Geh, du willst von der Sache abschweifen! Oder fühlst du gar schon Künstlereifersucht gegen das junge Talent?

Getroffen! lachte Gotthard. Aber im Ernst, Fränzchen, denke dir das nicht so leicht. Ich sehe allerdings eine Spur von Talent in dieser kleinen Arbeit, wer aber bürgt uns dafür, daß es ausgiebig genug sein werde, einen wirklichen Künstler erwachsen zu lassen? Mancher hat in seiner Jugend recht hübsch gezeichnet, ohne auf Kunst einen Anspruch machen zu können. Und dann denke auch an die Mittel. Du kennst meinen – immensen Reichthum.

– Was fällt dir ein? Du bist meines Vaters Schwiegersohn, und ich seine einzige Tochter. Mein Vater hat durch dich ein so großes Interesse für die Kunst gewonnen, er würde sich über den Knaben gewiß freuen.

Schatz, das ist denn doch die Frage! Wenn wir von unserer Hochzeitsreise gleich so einen keinen Waldkobold mitbringen, welche Befürchtungen muß er von unsern künftigen Reisen hegen!

– Du bist eigensinnig, geh! – Franziska rückte schmollend in die Ecke des Sopha's.

Gotthars sah ihr lächelnd eine Minute lang zu. Und wenn der Knabe heranwächst, fuhr er fort, und sein Talent sich nicht entwickelt; wenn wir ihn ein neues ungewohntes Leben kennen lehren, zugleich mit Ansprüchen, die sich künftig nicht erfüllen lassen; wenn wir ihn

so zu einem unbefriedigten und unglücklichen Menschen erziehen, während er in seinem bescheidnen Kreise vielleicht glücklich geworden wäre – was dann? Denke nach, Geliebte!

Gotthard küßte seiner Gattin die Hand. Sie umschlang ihn schnell mit beiden Armen und sagte: Mußt du immer Recht haben, du abscheulicher – lieber Mann? Gut, aber sieh auch zu, daß du hier nicht eine, wenn auch noch unentwickelte Kraft verkommen läßt, die sich durch unsere Hülfe vielleicht schön entfalten könnte. Und was die Mittel betrifft, Gotthard, so sei – nicht so stolz bescheiden! Wir können's, wahrhaftig wir können's!

Heinrich kam mit seinen Zeichnungen zurück. Gotthard sah sie durch und mußte sich einigemal das Lachen verhalten, ein paarmal nickte er auch befriedigt mit dem Kopfe. Endlich gab er ihm die Papiere zurück und sagte, indem er die Hand auf des Knaben Haupt legte, er sei ein braver Junge. –

Das Thema des heutigen Morgengesprächs wurde für's Erste von den jungen Eheleuten nicht wieder aufgenommen. Wohl aber ward Heinrich fortan ihr beständizger Begleiter. Sie zogen früh Morgens, sie zogen am Nachmittag in die Gegend hinaus und durchstreiften sie nach allen Richtungen. Heinrich trug dann Gotthard's Malerstuhl oder seine Mappe, da derselbe überall fleißig zeichnete. Franziska scherzte mit dem Knaben, sie sangen zusammen, sie pflückten Blumen, sie haschten sich, sie wurden die vertrautesten Freunde. Es war eine Lust, das

leichtschwebende, schöne, junge Weib anzusehen. Herausgelöst aus den lügnerischen Formen des Gesellschaftssaals, schien sie in der Freiheit der Natur, in dem Vollglück ihres Herzens, erst zur ganzen Entfaltung ihres Wesens zu gelangen. So lustig und scheinbar Alles um sich her vergessends ei auch mit Heinrich spielte und scherzte, immer hatte sie eine Ueberraschung für Gotthard im Sinne, immer blickte sie mit glänzenden Augen zurück auf ihn, wie er seinen Studien oblag, auf ihn, den sie für den schönsten? talentvollsten und besten aller Männer hielt. Und in der That, Gotthard war eine ihrer würdige Gestalt, brav und edel in seiner Gesinnung, mit den vortrefflichsten künstlerischen Gaben von der Natur ausgestattet.

An einem Sonntage hatte unser Trias einen weiteren Ausflug vor. In einem entfernteren Seitenthale versprach sich Gotthard eine reiche Ausbeute für seine Studienmappe. Das Mittagsmahl wollten sie auf einer Mühle nehmen. Da kam ihnen ein junges Pärchen entgegen gewandelt. Es waren Brautleute, die zum nächsten Dorfe gingen, um beim Pfarrer ihr Aufgebot zu besorgen. Der Tag war sehr heiß. Der junge Bauer ging in Hemdsärmeln und trug in einem bunten Taschentuche Kirmeskuchen in der Hand, während seine Braut seinen Rock über dem Arme trug. Franziska war entzückt davon und wollte ebenfalls den Rock ihres Geliebten tragen. Gotthard gab es nicht zu. Aber es half Nichts, sie bestand darauf, er mußte den Rock ausziehen und ihn ihr zu tragen geben.

Franziska, sagte er, was würden deine Freunde in der Hauptstadt sagen, wenn sie dich so einhergehn sähen?

– Was sie wollen, Gotthard! Wenn sie scheel sehen über dies kleine Zeichen meiner Unterwürfigkeit, dann haben sie nie geliebt; und wenn sie deshalb aufhören meine Freunde zu sein, dann sind sie's nie gewesen. Man hat mich gelehrt in der Welt zu glänzen, aber ich werfe diesen Besitz von mir und mag Nichts mit den Frauen gemein haben, die nur im Glanz und Geräusch der Gesellschaft Befriedigung finden. Ich habe einen Mann gefunden, der besser ist als all' die eleganten Herzeneroberer des Ballsaals, und dem will ich ein treues, unterthäniges Weib sein – wenn ich auch oft noch albern und übermüthig bin! Er wird mich zu sich herauf erziehen! –

War Gotthard nicht ein glücklicher Mann?

Heinrich hatte in seinem kindlichen Herzen eine Ahnung davon, und dieser Eindruck prägte sich ihm für alle Zeiten ein. Noch in seinen spätesten Lebensjahren, als sich ihm über diese sonnenhellen Tage ein Schleier wehmüthiger Erinnerungen gebreitet hatte, mußte er sich gestehn, daß er nie ein jugendlich schöneres und in sich selbst glücklicheres Menschenpaar gesehen habe. –

Sara ließ sich in dieser Zeit wenig blicken. Heimlich zwar forschte und schlich sie den gemeinsam Ausfliegenden oft nach, wußte sich aber vor ihrem Anblick immer zu versteckten.

Einmal wurde sie von Gotthard ertappt, wie sie mit ihren dunklen Augen hinter der Ecke eines Gartenzaunes hervor guckte.

Sieh, die kleine italienische Schönheit! rief er.

Das ist die Sara, entgegnete Heinrich schnell, die neulich das Armband gefunden hat, ich hab' es nur überbracht.

Komm her, kleines Mädchen! Ich danke dir! Franziska bückte sich nieder, indem sie ihr die Hand entgegenstreckte.

Sara aber schoß ihr einen zornglühenden Blick entgegen und war pfeilschnell hinter einem Hause verschwunden.

Sehr behaglich fühlte sich in dieser Zeit David Paff, der Kunstgönner. Nicht allein, daß er sich geehrt fand, ein so vornehmes Paar – damals noch eine Seltenheit in Dietharz – zu beherbergen, sondern auch seine Sammlerlust? bei der sein Gemüth so innig betheiligt war, erfuhr reichliche Genugthuung. Gotthard und Franziska, vorzüglich die letztere, hatten seine schwache Seite bald gemerkt und thaten ihm gern den Gefallen, seine Bilder zu loben und näher auf sie einzugehn. Franziska wußte genau, welche Stücke vom Urahnen Zacharias Paff stammten; sie kannte die strengere Richtung, welcher David's Vater, Habakuk Paff, huldigte, der die weißen, d. h. uncolorirten Bilder vorzog; sie wußte auch die dicke Kindlichkeit David's, mit seiner Vorliebe für farbige Bilderbogen und merkwürdige Stillleben, zu schätzen. Auch David's Frau und Töchter bezauberte sie durch ihre Liebenswürdigkeit; die ganze Familie, das ganze Haus wäre für sie durch's Feuer gegangen. Sie interessirte sich für Alles. Für die Spinnrocken, für die Vorrathskeller, für den Kuhstall,

für die Milchkammer, und war ganz Freude, als sie einmal selbst buttern durfte.

Mehrere Wochen waren vergangen, und die Abreise der Gatten rückte näher. Heinrich hörte mit Betrübniß davon, er konnte sich nicht vorstellen, wie er noch werde in Dietharz Leben können, wenn sie fort wären. Franziska klagte, daß sie sich von ihrem kleinen Freunde trennen solle. Aber auch Gotthard hatte den Knaben lieb gewonnen und beschloß, Etwas für ihn zu thun. Seine Erziehung zum Künstler für's Erste aus den Augen setzend, dachte er ihn Etwas lernen zu lassen, damit er künftig selbst einem Lebensplane folgen könne. Ohne Wissen seiner Gattin machte er Frau Lisetten einen Besuch. Er erneuerte ihr zuvörderst den Vorschlag, selbst nach der Hauptstadt zurückzukehren und bei Franziska ihre alten Functionen unter den vortheilhaftesten Bedingungen anzutreten. Frau Lisette war dankbar und gerührt, aber sie schlug es aus. Sie habe Freunde und Lebensunterhalt in Dietharz gefunden, sagte sie; sie werde nicht mehr mit der einstigen Rüstigkeit ihr altes Amt verwalten können. Gotthard konnte diesen Zweifel kaum gelten lassen, denn Lisette war noch eine frisch und jugendlich aussehende Frau. Den letzten Grund aber, daß sie sich von dem Grabe ihres Mannes nicht trennen wolle, mußte Gotthard, als liebender Gatte, ohne Widerrede anerkennen. So rückte er denn mit dem Vorschlage heraus, ihren Heinrich mit und in sein Haus zu nehmen, um ihn in die Schule zu schicken und etwas Tüchtiges lernen zu lassen.

Das war wie ein Blitzstrahl, der Schreck und Freude zugleich in Mutter Lisetten's Herzen zündete. Sie brach in Thränen der Dankbarkeit aus und war gern bereit, einen Tag der Bedenkzeit, welchen Gotthard ihr anbot, anzunehmen.

Welch ein hin und her von Gedanken ging an diesem Tage durch das liebende Mutterherz! Der Knabe war ihr Alles, sie hatte an eine lange Trennung von ihm noch so wenig gedacht, daß sie ihr wie ein ewiger Verlust erschien. Und doch wieder: die Gesinnung der rohen Verwandten gegen den noch zarten Knaben; ihre dürftigen Mittel zu seiner Erziehung; die Hülflosigkeit des Kindes, wenn sie plötzlich ihrem Gatten nachfolgte; Heinrich's lebhaftes Streben in einem Kreise, wo dasselbe keinen Boden finden könne; endlich die Aussicht auf eine reichere Zukunft, die der mütterlichen Liebe so wohl that – das Alles mußte sie bestimmen auf den gütigen Antrag einzugehn. Sie beeilte sich, Heinrich's Vormund über diese wichtige Sache zu befragen. Der Krämer schien froh zu sein, jede Verantwortung auf eine so bequeme Weise los zu werden, und gab ihr den Rath, unter allen Umständen auf den Vorschlag des Malers einzugehn. Sie hatte von demselben zwar keine andre Ansicht erwartet, aber seine Bestätigung beruhigte sie dennoch. Und als Gotthard am folgenden Tage wieder kam, willigte sie ein, ihm ihr Kind anzuvertrauen.

Heinrich schwamm in Entzücken, als er diese Nachricht erfuhr, und Franziska fiel ihrem Manne mit den zärtlichsten Worten um den Hals.

Die Kunde von der bevorstehenden Wendung in dem Leben des Knaben konnte bei den Dietharzern nicht verborgen bleiben. Verkündete doch Heinrich selbst überall laut genug sein Glück. Manche gönnten, Viele beneideten es ihm und der Mutter. Die Meisten betrachteten ihn schon wie einen jungen Herrn, der den Ort beehrte, seine Füße durch die Straßen zu setzen.

Frau Lisette war inzwischen geschäftig, ihrem Knaben schnell einen Anzug, wozu sie das Zeug erhalten hatte, zu fertigen, wie er sich für die Begleitung seiner neuen Freunde schickte.

Am Abend vor der Abreise zog sie ihm den neuen Kittel an und schickte ihn aus, um bei allen seinen Bekannten Abschied zu nehmen. Er lief fast Haus für Haus, doch Sara, nach welcher er überall suchte, war nicht zu finden. Er schlief zu Nacht vor Aufregung, seine Mutter vor widerstreitenden Gedanken nicht ein. –

Der verhängnißvolle Tag brach an. Heinrich saß, vollkommen reisefertig, mit seiner Mutter zum letztenmal beim Frühstück. Frau Lisette gab ihm viel gute Lehren mit auf den Weg, wobei sie in einem fortwährenden Augentrocknen blieb. Heinrich, dessen Gedanken bereits draußen in der weiten Welt gewesen waren, wurde sehr erweicht dadurch.

Mutter? begann er, ich werde dir immer schreiben, wie es mir geht, und wenn ich groß bin, dann nehme ich dich zu mir, und du brauchst nur noch zum Vergnügen zu nähen. Und sage doch auch der Sara, daß sie nicht mehr böse sein soll. Ich begreife nicht, was sie hat. Immer läuft

sie mir davon, ich habe ihr nicht einmal Lebewohl sagen können.

Du weißt ja, sagte die Mutter, sie ist ein eignes kleines Ding, aus dem man nicht klug wird.

Ich bin recht traurig, Mutter, daß ich es in Zukunft gut haben soll, während die Sara von ihren Verwandten schlecht gehalten wird!

Das wird sich vielleicht ändern lassen, liebes Kind! Ich habe schon neulich mit der Frau Pfarrerin gesprochen. Die Sara muß in die Schule, muß Etwas lernen. Die Frau Pfarrerin hat daran gedacht, sie zu sich zu nehmen, da ihre eignen Töchter verheirathet sind und sie gern Jemand um sich hat. So wie es mit dem armen Mädchen jetzt steht, darf es nicht bleiben. Ich will dich's wissen lassen, wenn Etwas für sie geschehen ist.

Aber der Knabe wurde sehr betrübt. Er dachte sich Sara allein auf den alten bekannten Wegen und Plätzen umherschweifen, sah sie von bösen Buben verspottet, vielleicht sogar mißhandelt, ohne daß er ihr zu Hülfe kommen konnte, und plötzlich rief er mit glühenden Wangen: Nein, ich gehe nicht mit Gotthard weg, bleibe hier bei Sara!

Beruhige dich, mein Kind, sagte die Mutter, es ist nun einmal abgemacht.

– Nein, Mutter, nein, laß mich hier bleiben! Ich mag die Sara nicht verlassen! Sie wird mir böse werden, wenn ich gehe! Bei dir will ich bleiben und bei der Sara, oder – ihr kommt alle beide mit!

Frau Lisette setzte ihm auseinander, daß das nicht angehe, und ermahnte ihn, jetzt recht verständig zu sein.

Aber Heinrich fing bitterlich an zu weinen, und der Schmerz der Trennung von der Mutter und seiner unglücklichen Gespielin überkam ihn mit ganzer Macht. Sein heftiges Schluchzen steckte die besorgte Mutter an. Mein Gott! dachte sie, ist das ein Zeichen, daß ich mein Kind nicht aus den Händen geben soll?

Sie setzte sich weinend nieder. Der Knabe kniete vor ihr und verbarg sein thränenvolles Gesicht in ihrem Schooße. Sie legte ihre gefalteten Hände auf sein lockiges Haupt und betete, und war zuglech unschlüssig? ob sie ihn ihren Gönnern anvertrauen, oder ihn bei sich behalten sollte. Da erschien ein Knecht David Paff's und meldete, daß die Stunde der Abreise gekommen sei.

Frau Lisette erhob sich und ging gefaßt mit dem Knaben nach dem Wirthshause. Die Nachbarn traten in die Thüren und sahen ihnen nach. Schon stand der Wagen reisefertig vor der Thür. Jakob, der Knecht, der die Reisenden fahren sollte, saß in seinem Sonntagsanzuge bereits auf dem Bocke.

Jetzt traten Franziska und Gotthard über die Schwelle, gefolgt von David Paff, seiner Frau, seinen Kindern, seinem ganzen Hausstande. Heinrich wurde von seinen neuen Freunden herzlich bewillkommnet, von David Paff nochmals beglückwünscht und nach dem Abschiede von seiner geliebten Mutter neben Jakob auf den Kutschbock gehoben. Gotthard reichte Lisetten die Hand darauf, daß er alle Sorgfalt auf die Erziehung des Knaben verwenden

wolle. Franziska verabschiedete sich von jedem Mitgliede des Paff'schen Hauses einzeln und gab das Versprechen, bald wieder zu kommen.

Endlich saßen die Reisenden. Noch ein allgemeines Lebewohlrufen, ein Winken und Grüßen, und der Wagen rollte davon.

Es war eine blaue, sonnige Morgenfrühe. Die Wälder standen im dunkelsten Sommergrün, von den Wiesen glänzte und blitzte es in duftiger Thaufrische, und mit vollen Aehren schwankte das Getreide der Erndte entgegen. Franziska freute sich über all' die Herrlichkeit und sah ihren Gatten an. Heinrich war nach Kinderart schnell getröstet. Und als er sich umsah und in die lachenden Gesichter seiner Freunde blickte, jauchzte er und hielt den Kutschbock für den siebenten Himmel.

Da trat aus dem Kornfelde am Wege eine kleine Gestalt hervor. Ihr Gesichtchen war blaß, ihr Haar verwildert, die ärmliche Kleidung zerrissen und bestaubt.

Sara! schrie Heinrich von seinem Sitze herunter. Aber der Staub wirbelte hoch auf hinter den Dahinsausenden, der Wagen rollte um eine Waldesecke und trennte den Knaben von seiner Heimath, von dem letzten bekannten Gesichte, das ihn an dieselbe erinnerte.

Hinter ihm lag das Idyll seiner ersten Kindheit, und einem neuen Leben ward er entgegengeführt, das mit ernsten Augen den Ankömmling zu empfangen pflegt. Noch ganz ein Kind, hatte er Nichts als goldne Phantasien, mit welchen er die Zukunft bevölkerte; noch ganz ein

Neuling im Leben, ahnte er Nichts von den Enttäuschungen und Schmerzen, die oft schon des Jünglings Schritte hemmen und nieder gekämpft werden müssen, damit des Mannes Brust wieder rein und edel empfinde.

Aber auch die jungen Gatten gingen als Neulinge der Zukunft entgegen. Das Idyll ihres ersten ehelichen Glückes war so wonnevoll, es erfüllte sie so ganz, daß kein Gedanke an des Lebens Ernst und Arbeit, an seine Sorgen und tiefen Herzenswunden in ihnen auftauchte. Die leichten Wölkchen, die dort in der Bläue des Aethers schwebten, konnten die Boten drohender Wetterwolken sein, die sich in der Schwüle des Mittags sammelten – die Glücklichen achteten ihrer nicht. Sie dachten nur der frohen Gegenwart und fuhren hoffnungsvoll in die lachende, sonnenhelle Landschaft hinaus.

Fünftes Kapitel.

Wie groß Heinrich's Erstaunen war, als er in seinem neuen Aufenthaltsorte anlangte, wird Jeder sich ausmalen können, der aus engeren Kreisen des Lebens zum ersten Mal in die große Hauptstadt der Intelligenz gekommen ist. Nichts als hohe Häuser, Straßen, deren die meisten ein ganz gleiches Aussehn haben und sich in's Unendliche zu dehnen scheinen. Paläste und Kirchen, weite Plätze, voll von sommerheißer Sonnenschwüle und erstickendem Staub. Viele Tausende von Menschen, die, ohne zu kennen, an einander vorüber eilen. Rasselnde Wagen, von der glänzenden Hofkutsche bis zum vom

Hund gezognen Milchkarren, Lärm und Gewühl zum Betäubtwerden.

Nicht Jedem wird es leicht, sich in dieses Treiben schnell zu finden. Heinrich aber war noch in einem Alter, wo der Mensch bald jedes Eindruckes Herr wird und des Neuen und Unerhörten nicht genug bekommen kann. Auch wurde es ihm leichter gemacht als vielen Andern, sich in diesen Verhältnissen bald heimisch zu fühlen.

Die Westseite der Stadt wird durch einen großen Park begrenzt, in welchen man unmittelbar durch das hohe, von Säulen getragene Thor eintritt.

Am südlichen Rande dieses Parks zieht sich eine Straße hin, welche nur an einer Seite mit Gebäuden besetzt ist und den Blick auf ein buntes Gemisch von Bäumen aller Art frei läßt. Hier hat sich der Reichthum in Landhäuser und schönen Sommerwohnungen aus dem Lärm der Stadt zurückgezogen. Zwar hatte sich in jener Zeit, da Heinrich zuerst in die Hauptstadt kam, noch nicht jene Reihe von Prachtgebäuden entfaltet, welche gegenwärtig der gesteigerte Aufwand hat entstehen lassen. Einzelne von früher her noch stehen gebliebene Häuser zeigen, da damals selbst der wohlhabende Bürgerstand bedeutend einfacher war in seinen Ansprüchen auf äußere Repräsentation. Aber herrliche Gärten, immer frisch gehaltner Rasen mit Blumenstücken und Springbrunnen gewährten dem Besitzer auch damals Genuß und Erquickung und erregten dem, der sein Leben zwischen hohen Mauern zuzubringen verurtheilt war, freudiges Wohlgefallen oder auch stillen Neid.

Hier besaß Herr Mertens ein schönes Haus. Es lag hinter dichten Bäumen fast versteckt. Dies richtete er seinen Kindern zur Wohnung ein, während er selbst sein Geschäftslokal und Wohnhaus im Mittelpunkte der Stadt behielt.

Wie Gotthard vorausgesehn, war sein Schwiegervater nicht wenig erstaunt über den Zuwachs, welchen die Neuvermählten dem Hausstande von ihrer ersten Reise mitbrachten. Herr Mertens wollte Nichts dagegen haben, daß man den Knaben Etwas lernen lasse, doch würde derselbe? sagte er, besser in einer Pension, als im eignen Hause untergebracht werden.

Dir selbst, Papa, entgegnete Franziska, soll mein kleiner Freund nicht die geringste Mühe machen. Er gehört ganz allein uns und unser ganz allein sei die Sorge für ihn. In die Schule soll er geschickt werden, aber aus dem Hause gebe ich ihn nicht. Du sollst sehn, wie liebenswürdig er ist, und ich bin überzeugt, in kurzer Zeit hat mein guter Vater ihn ebenso lieb wie wir Andern.

– Ihr werdet ihn verwöhnen, Franziska – ich kenne dich, Du wirst ihn sehr verhätscheln, und – wer weiß was wir an ihm erleben! Doch meinetwegen, Kinder, thut, was ihr nicht lassen könnt. Ich habe keine Verantwortung dabei, Ihr habt mich nicht um Rath gefragt, die Angelegenheit ist mit allen ihren Consequenzen die eurige. Und nun wollen wir's für das Erste gut sein lassen. –

Heinrich wagte in den ersten Augenblicken kaum Etwas zu berühren, er wagte kaum sich auf die roth bezogenen Stühle zu setzen. Alles erschien ihm über die

kühnsten Flüge seiner Einbildung erhaben. Am längsten betrachtete er einige Gemälde an den Wänden. Obgleich sein Auge durch die Gallerie seines Freundes David Paff etwas verwöhnt war, so sagte ihm ein instinctives Gefühl, daß hier vielleicht doch noch etwas Höheres erzielt worden sei. –

In einem der ersten Tage nach der Ankunft rief ihn Franziska aus dem Garten, wo er mit dem Gärtner, der eben Kirschen vom Baume abnahm, schon eine innige Freundschaft geschlossen hatte. Franziska war in elegantem Anzuge und zum Ausgehen gerüstet.

Nimm deinen Strohhut, Heinrich, sagte sie, ich will dich zu Tante Finette führen. Küsse ihr die Hand, wenn wir bei ihr eintreten, sie soll dich recht lieb haben. –

Nach einem langen Wege, den Heinrich immer noch kurz genug fand, wegen der vielen außerordentlichen Dinge, die er in den Straßen erblickte, traten sie in ein großes Haus ein. Drei Treppen waren zu überwinden. Heinrich hatte den Genuß, den Klingelzug ziehen zu dürfen. Eine kleine, winzige Gestalt öffnete, und nach einem altmodischen Knix umarmte sie Franziska'n auf's Herzlichste.

Im wievielten Grade Tante Finette mit Franziska verwandt war – das ist eine Frage, die sich aus dem historischen Dunkel durchaus nicht heraus erklären läßt. Es gab noch einige hundert Menschen, von denen sie ebenfalls Tante genannt wurde. Sie lebte von den Renten eines kleinen Vermögens, nicht in Dürftigkeit, aber in großer

Sparsamkeit. Etwa fünfzig Jahre alt, hatte sie doch in ihren Bewegungen etwas Graziöses und Leichtes, wie ein junges Mädchen. Ihre Kleidung war immer etwas originell, aber stets sauber und zierlich. Unter einem einfachen Häubchen trug sie eine röthlich blonde Perrücke, welche durch ein schmales, schwarzes Sammt-Bändchen über der Stirn befestigt war. Diese Perrücke bildete von der Stirn nach den Schläfen eine Reihe von Löckchen, die eher wie Haken aussahen und sich fest an die Stirn anlegten. Tante Finette hatte eine sehr ausgebreitete Bekanntschaft. Täglich war sie ausgebeten, gewöhnlich zu drei verschiedenen Familien hinter einander. Wenn sie Vormittags ausging, steckte sie stets einen riesigen Hausschlüssel, der zu ihrer winzigen Persönlichkeit in auffallendem Mißverhältniß stand, in ihren Strickbeutel. Ueberall war sie beliebt, überall in wichtigen Fällen um Rath gefragt. Sie war eben so klug als liebenswürdig. Selten kam sie von freien Stücken zum Besuch, sie wartete, bis man ihrer begehrte, und ließ sich lieber ausschmälen über die Vernachlässigung, als daß sie sich durch zu häufige Gegenwart lästig gemacht hätte. Sie mischte sich in keine Angelegenheit und hatte doch das Vertrauen Aller. Sie war wie der lebendige Schrein, in welchen hunderte von Geheimnissen niedergelegt wurden, denn es vereinigten sich in ihr zwei der schätzenswerthesten Eigenschaften, Verschwiegenheit und die Fähigkeit, immer guten Rath bei der Hand zu haben. Alte und Junge, Männlein und Fräulein, Alle schütteten Tante Finetten ihr Herz aus und gingen getröstet von ihr.

Sie hatte unzählige wunderliche Eigenschaften, deren sie sich zum Theil bewußt war, und über die sie zu gelegener Stunde, wenn sie ausgespottet wurde, auch wohl selbst lachen konnte. Darunter war eine, die ihr fast täglich zu schaffen machte, und deren sie sich doch nicht zu entschlagen vermochte. Dies war ihre übertriebene Aengstlichkeit auf der Straße. Ein Hund, eine Kuh, ein verwegen aussehender Mensch versetzten sie in eine tödtliche Furcht. Erblickte sie solche Feinde auf zwanzig Schritte, so sprang sie in das nächste beste Haus, und versteckte sich hinter der Thür. In wahre Verzweiflung aber gerieth sie, wenn sie von einer Seite der Straße zur andern hinüber mußte, und es kam ein Wagen. Dann war ihre Fassung hin. An ein Ausbiegen war nicht mehr zu denken, und mit lautem Angstgeschrei lief sie, wie ein Hühnchen, immer vor dem Wagen her, bis ein mitleidiger Vorübergehender sie am Arme nahm und auf die Seite rettete. Da sie nun täglich ausging, und in den Straßen die Wagen fortwährend hin und her rasselten, so kam es, daß sie fast immer bei ihren Besuchen halb aufgelöst und mit zitternden Gliedern anlangte. Hielt man ihr bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten das Unbegründete ihrer Angst vor, so gab sie ihre Thorheit zu, fügte aber stets hinzu: Ich bin nun einmal so ein komisches Mädchen!

Wie Tante Finette von Person klein und zierlich war, so war es auch ihre Wohnung, ihre Einrichtung. Die Möbel hatten eine altmodische Form, es waren Erbstücke. Schrank und Kommode ausgebaucht, von gemasertem Holze und mit messingenen Beschlägen. Das Sopha mit

buntem Kattun überzogen. Ueber demselben hing ein verblichenes Pastellbild. Tante Finette war vor vierunddreißig Jahren wirklich einmal Braut gewesen, das Bild war das Portrait ihres verstorbenen Bräutigams. Sie hielt es sehr in Ehren, machte aber nicht viel Redens davon.

Tante Finette hatte für sich selbst unglaublich wenig Bedürfnisse. War sie zu Tische nicht ausgebeten, so ließ sie sich ein gebratenes Täubchen oder dergleichen holen, und das reichte auf mehrere Tage. Und dabei hatte sie für ihre unvermutheten Gäste immer Etwas zum Vorsetzen im Schranke, was sie von ihren vielfachen Bekannten zum Geschenk erhielt und sehr lange verwahrte. Ein Gläschen Wein, ein Stückchen Kuchen – vorzüglich von derjenigen Sorte, welche niemals alt wird und immer nach Holz oder Ziegelsteinen schmeckt. –

Tante Finette hatte für Franziska die zärtlichste Neigung. Sie nannte sie stets ihr Goldkind, ihr rosiges Mädchen, ihr holdseliges Geschöpf. So war denn das Wiedersehn und die Begrüßung überaus herzlich und freudig.

Und was hast du da für ein Männchen bei dir? fragte sie.

– Einen kleinen Freund, den ich mir mitgebracht habe. Sehen Sie ihn an, es ist der Sohn unserer lieben alten Lisette.

Lisetten's Knabe? Und sie selbst, wollte sie nicht mit euch kommen?

– Leider nicht. Aber den lieben Burschen da haben wir mit uns genommen. Er soll Maler werden, Gotthard sagt,

er habe viel Talent. Er wohnt bei uns, wir rechnen ihn ganz zu unserer Familie.

Glücklicher Knabe! Nun, ihr werdet es euch überlegt haben, denk' ich. – Tante Finette schwieg einen Augenblick. Hätte man sie nach ihrer Ansicht über diesen Schritt befragt, so würde sie dieselbe nicht verhehlt haben. So aber klopfte sie Heinrich nur auf die Backen und sagte: Hübsch artig sein, Liebchen, hübsch fleißig sein!

Nachdem Franziska lange von ihrem Glücke, von ihrer Reise und ihren kleinen Erlebnissen erzählt hatte, wendete sie ihre Aufmerksamkeit plötzlich einem andern Gegenstande zu. Auf Tante Finetten's Nähtische lagen mehrere keilförmig zugeschnittene Stücke von verschoßnem schwarzem Seidenzeuge.

Was haben Sie da für eine Arbeit? fragte Franziska.

– Es ist ein aufgetrennter alter Regenschirm, mein Liebchen. Ich will mir einen Spenzer daraus machen.

Franziska lachte laut auf. Aus einem Regenschirm, Tante Finette?

– Ja, mein schalkhaftes Kind. Warum nicht? Ich mache mir einen Spenzer daraus, ich bringe es fertig. Lache du immer, ich bin nun einmal ein so komisches Mädchen!

Was Heinrich betrifft, so setzten ihn zwei Dinge in Verwunderung. Einmal schien es ihm sonderbar, daß Tante Finette, die doch augenscheinlich eine alte Frau war, von sich als von einem Mädchen sprechen konnte. Zweitens aber wollte er nicht glauben, daß der Regenschirm-Spenzer sich gut ausnehmen werde. Denn da er die Vermuthung hegte, daß sämmtliches Fischbein, der der

Draht, ja der hölzerne Stiel nebst dem Griff mit in den Spenzer hinein gearbeitet werden sollte, so malte er sich ein so verwegenes Costüm aus, als eine lebhafte Phantasie sie nur ausdenken konnte. Ja es mischte sich die neugierige Lust dazu, Tante Finette wirklich in dem Costüm, wie es ihm vorschwebte, zu sehen.

Franzissa aber sah darin klarer. Sie wußte, daß Tante Finette immer zierlich und nett aussehen würde, selbst wenn sie ihr Häubchen aus Ersparniß mit Bindfaden garnirt hätte, und so war sie der Ueberzeugung, daß Niemand dem Spenzer seine einstige Qualität als Schirmdach für Regen und Schnee ansehen werde.

Wollen Sie morgen Mittag unser Gast sein? fragte Franziska.

– Engelskind, das wird nicht gehn! Vielleicht zu Abend – aber nein, auch nicht. Ich gehe morgen mit fem Frühsten zu meiner guten Märzfeld, um ihr zu helfen, da alle ihre Kinder die Masern haben. Das Männchen da hat sie wohl noch nicht gehabt?

Franziska wußte es nicht, auch Heinrich konnte keine Auskunft geben. Nun denn übermorgen? sagte die Erstere.

– Uebermorgen gar nicht, liebes Weibchen! Meine arme Schallmeier wünscht mich bei sich zu sehn. Nach dem Tode ihres Mannes weiß sie nicht ein noch aus bei ihrer Kränklichkeit; ich will auf eine Woche zu ihr ziehen und die Kinder zu bemuttern suchen.

Franziska machte noch einige Vorschläge, aber jedem hatte Tante Finette eine Pflicht als barmherzige Schwester entgegen zu setzen. Endlich versprach sie beim Abschied, sich von freien Stücken so bald als möglich einzufinden. –

Hatte Heinrich in Tante Finette eine Bekanntschaft gemacht, die für's Erste keinen Einfluß auf sein Leben zu gewinnen schien, so sollte er bald mit anderen neuen Bekannten in eine mehr unmittelbare Berührung kommen.

Denn schon am nächsten Tage nahm ihn Gotthard bei der Hand, um ihn einer Schule zu übergeben. Gotthard hatte dazu das Institut des Doctor Niesemann gewählt, welches als eins der vorzüglichsten der Stadt gerühmt wurde.

Doctor Niesemann war Vorsteher einer von ihm selbst gestifteten Privatschule. Mit fünf Schülern hatte er vor zwanzig Jahren angefangen, seitdem waren Hunderte von Knaben durch seine Schule gegangen, und auch jetzt betrug die Zahl seiner Schüler über hundert. Da es eine Vorbereitungsanstalt für das Gymnasium war, so erstreckte sich seine Wirksamkeit nur über kleinere Knaben. Doch hielt er daneben noch ein Pensionsinstitut, welches auch größere Burschen aufzuweisen hatte. Diese gehörten verschiedenen anderen Schulen an und fanden bei Niesemann nur Wohnung, Kost und Privatunterricht

Bei der Aufsicht über diese letzteren fand er in seiner Gattin eine ausgezeichnete Stütze. Sie war vor der Verheirathung Gouvernante gewesen und hatte später ihre

drei Töchter ebenfalls zu Gouvernanten erzogen, wiewohl dieselben bis jetzt noch seinen Gebrauch von diesem Vorzuge machten. Frau Doctorin Niesemann besaß die Gabe, sich bei den größten Jungens in Respect zu erhalten. Ihr Gatte ging gern scherzhaft und heiter mit seinen Zöglingen um, er war im Ganzen beliebt, sie aber war gefürchtet wie ein Vehmrichter und hieß bei der Jugend nicht anders als »der Drache«. Doctor Niesemann machte nur sanfte Vorwürfe, er verstand es nicht, hart zu strafen. Daher stand die Doctorin in solchen Fällen stets als Adjutant zu seiner Seite und verschärfte hinter seinem Rücken die Strafe, der es dictirte gar ohne sein Wissen eine solche, die ihrer eigenen Ansicht über ein Vergehen entsprach. Sie drückte sich fast immer in Hyperbeln aus. Regnete es ein wenig, so sagte sie, es sei ein Sündfluthwetter. Wenn die Sonne schien, behauptete sie, es sei eine Wüstengluth zum Ersticken. Hatte ein Knabe Etwas an den Kleidern zerrissen, so nannte sie ihn ein wandeldes Lumpenbündel. Ein blöder Junge war ein Grausen erregender Stock; ein lustiger hieß ein schauderhaft leichtsinniges Subject. Ein Kragen war gräßlich schmutzig? ein Strumpf war in einem grundmörderlichen, und ein Hemd in einem himmelschreienden Zustande. Von einem Paar Händen sagte sie, sie sähen aus, als wären sie vier Wochen in Dinte eingepökelt gewesen.

Nicht als ob bei diesen Hyperbeln nicht meist eine Spur von Wahrheit gewesen wäre, denn sie hatte Gelegenheit zu mannichfachen Wahrnehmungen, allein sie liebte es, ihrem Ausdruck einen Schwung zu geben.

Sie war überall im Hause, und zwar gerade immer da, wo man sie am wenigsten erwartete oder wünschte. Sie untersuchte die Schränke, die Kleidungsstücke, die Betten, sie spionirte Alles aus – was Wunder, daß sie gefürchtet, ja von leidenschaftlichen Gemüthern sogar auf's Bitterste gehaßt wurde.

Noch ein Hauptzug ihres Charakters ist hervorzuheben, nämlich eine Art von Ascetik in Sachen des Essens und Trinkens. Sie erklärte diesen Genuß für unwürdig und behauptete, man müßte sich durch fortgesetztes Hungern auf ein Minimum von Nahrung beschränken. So hatte sie auch ihre Töchter erzogen. Bei Tische berührten die vier Damen kaum die Lippen. Die heimlichen Gänge der Frau Doctorin in die Speisekammer waren aber freilich nicht zu controliren, und von den Töchtern behaupteten die Pensionäre, sie brächten von ihren Ausgängen ganze Lasten von Kuchen mit, den sie heimlich verzehrten.

Glücklicherweise theilte der Doctor diese Neigung nicht? und seine Gattin mußte sich dazu verstehen, dem roheren Geschlechte eine wacker besetzte Tafel herzurichten. Er war kein schwacher, aber ein nachgiebiger Mann, jedoch über gewisse Grenzen ging seine Nachgiebigkeit auch nicht. Mehr als einmal hatte er seiner Frau gedroht, er werde eine Wirthschafterin in's Haus nehmen, da ihr der häuslichen Geschäfte zu viele würden. Sie wußte, daß, wenn er gleich der harmloseste Mann zu

sein schien, er doch ernstere Absichten mit Ruhe ausführte und durch keinen Redestrom davon abgebracht werden konnte. –

Gotthard ließ sich mit Heinrich bei Doctor Niesemann melden. Er wurde in ein großes Zimmer gewiesen. Es war ein unbehaglicher Raum, dem man es ansah, daß hier nicht gewohnt, sondern nur empfangen werde.

Der Doctor trat ein. Ein großer, stattlicher Mann mit weißer Halsbinde und einem fast priesterlichen Wesen. Aber seine Züge erheiterten sich sehr leicht. Gleich darauf erschien seine Gattin. Von Minute zu Minute that sich eine andere Thür auf, durch welche die drei Töchter mit feierlichen Verbeugungen nach einander hereinkamen. Sie waren in dem Alter von 28, 27 und 25 Jahren. –

Gotthard trug seine Absicht, den Knaben in des Doctors Schule zu bringen, vor, und der Letztere zeigte sich erbötig, ihn aufzunehmen. Man war schnell verständigt.

Die Frau Doctorin aber interessirte sich lebhaft für des Knaben Herkunft. Gotthard machte kein Geheimniß daraus. Die Dame ließ Etwas davon verlauten, daß sie mit Heinrich eine Etwas erschwerte Stellung haben werde, da die meisten ihrer Zöglinge von sehr guter, ja vornehmer Familie wären.

– Aber liebe Theodore, entgegnete der Doctor, wie kannst du nur so Etwas berühren! Das Kind wird uns von so achtbaren Händen übergeben, es ist in so glänzende Verhältnisse gezogen worden, daß wir für unsere übrigen Zöglinge von seiner Führung Nichts zu befürchten

haben. Denke an Fritz Eberlein. Er ist auch nicht von Familie, sondern wurde uns von seinem Vormund, der sich für ihn interessirt, übergeben. Und Ludwig Dippel kam auch halb als Bauernknabe zu uns. Beide haben bald ein durchaus wohlanständiges Benehmen gelernt.

Oh, rief die Doctorin, gewiß, wir haben das Unsrige an den beiden genannten Knaben gethan, und ich zweifle auch gar nicht, daß wir diesem Kleinen – wie heißt er doch?

– Heinrich Falk.

Daß wir dem kleinen Falk Manieren beibringen werden, aber seine Herkunft ist doch noch um eine Stufe tiefer. Dürfte ich daher ein Wort mitreden, so wäre meine Ansicht die, daß man uns den Knaben ganz und gar in Pension gäbe. Seine äußere wie innere Erziehung würde dann mit um so schnelleren Schritten vorwärts gehn.

Jetzt öffnete plötzlich Dorinde, die älteste Tochter, den Mund und sprach sich in derselben Weise aus.

Kunigunde, die Zweite, äußerte, daß sie durchaus mit dem Rathe der Mutter übereinstimme.

Dann nahm Melicerta, die Dritte, das Wort, in gleicher Weise verlauten zu lassen.

Nachdem jede Einzelne sich deutlich ausgesprochen hatte, faßten alle Drei gemeinsam nochmals ihre Ansicht zusammen, die Frau Doctorin, ließ sich ebenfalls mit lauter Stimme des Weiteren vernehmen, und plötzlich waren die Damen in einem so schmetternden Redequartett, daß unserem Heinrich himmelangst wurde. Er fürchtete, man werde ihn sofort beim Kragen fassen und in irgend

einen Ort von unklarer Bestimmung, aber schrecklichem Aussehn, einsperren.

Gotthard schüttelte mit sehr entschiedener Geberde den Kopf. Nein, meine Damen, sagte er, der Knabe soll bei mir wohnen. Ich sage Ihnen im Interesse desselben allen Dank. Will Herr Doctor Niesemann die erste wissenschaftliche Erziehung meines Pfleglings übernehmen, so soll es mir sehr angenehm sein. Ueber seine gute Lebensart und Aufführung werde und meine Frau wachen, und ich hoffe, wir werden seiner moralischen und physischen Erziehung Herr werden.

– Wie da gar nicht anders zu vermuthen ist! fiel der Doctor schnell ein. Ich bin ganz Herrn Schilling's Ansicht.

Die Verhandlungen waren zu Ende, und Gotthard brach auf.

Heinrich athmete freier. Aber vier paar Augen hafteten vorwurfsvoll und vielleicht Unheil brütend auf ihm.

Der Doctor begleitete Gotthard hinaus. Sie bogen in einen langen Corridor ein. Ich will dem Kleinen gleich das Schulzimmer zeigen, sagte Herr Niesemann, das er morgen zum Erstenmal betreten soll.

Er öffnete eine Thür. In einem großen kahlen, Zimmer, voll von Schulbänken, saß ein kleiner Junge mit rothgeweinten Augen.

Der Doctor schien über seine Gegenwart verwundert zu sein.

Fritz Eberlein, fragte er, was machst du hier?

– Ich darf nicht herausgehn und soll zu Mittag Nichts zu essen bekommen.

Was hast dir verbrochen?

– Ich habe beim Frühstück aus Versehn den Milchtopf über den Tisch gegossen.

– Wer hat deine Strafe dictirt?

– Die Frau Doctorin.

Lauf nur! Ich will bei Tische dein Anwalt sein. Du bist immer ungeschickt. Nimm dich zusammen! Da, hier ist ein neuer Mitschüler, Namens Heinrich Falk.

Die beiden Knaben sahen einander mit prüfenden Blicken an und schwiegen.

Gotthard empfahl sich dem Doctor und ging mit Heinrich nach Hause.

Nun, Heinrich, sagte er unterwegs, wie hat es dir beim Herrn Doctor gefallen?

Gar nicht! sagte Heinrich sehr offen.

Gotthard war im Ganzen mit dem Ausspruch seines Pfleglings einverstanden, doch behielt er diese Ansicht für sich. Künftig, sagte er, wirst du dich in der Schule gewiß wohl befinden. Der Herr Doctor ist, wie du gesehn hast, ein sehr verständiger und guter Mann.

Heinrich dachte im Laufe dieses Tages fortwährend an die vier schwatzenden Damen, an Fritz Eberlein's rothgeweinte Augen, an den Milchtopf, an die Strafe und Befreiung? und schlief Abends mit dem Wunsche ein, daß der Doctor doch immer ein guter Mann bleiben möge.

Sechstes Kapitel.

Am andern Morgen meldete sich Heinrich mit pochendem Herzen bei dem Doctor. Dieser klopfte ihm freundlich auf die Backen und führte ihn in die unterste Schulklasse. Er stellte den Knaben ihren neuen Mitschüler vor und verließ das Zimmer.

Heinrich stand, verdutzt über die vielen neugierigen Gesichter, an der Thür. Da trat Fritz Eberlein auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: Guten Tag, Fuchs! Willst du ein Petzer sein oder ein guter Kerl?

Heinrich verstand diese Worte nicht. Warum nennst du mich einen Fuchs? fragte er.

– Alle Neuen heißen bei uns Füchse. Bist du ein Petzer?

Was ist ein Petzer?

– Einer der dem Doctor oder gar dem Drachen wiedersagt, was wir reden und thun.

Ich sage Nichts wieder.

– Das ist gut. Man darf nie aus der Schule schwatzen. Wer das thut, ist ein Schuft.

Wer aber ist der Drache?

– Du wirst ihn kennen lernen. Jetzt hat er die gelbe Woche. Gelbes Band auf der Haube, gelbes Kleid – hast du verstanden?

Heinrich hatte in der That verstanden. Denn es war ihm gestern aufgefallen, daß die Frau Doctorin viel gelbe Farbe an sich trug. – Jetzt weiß ich, wer der Drache ist! sagte er.

– Das ist brav! so gieb dein Ehrenwort, daß du den Drachen hassen und ihm niemals petzen willst.

Wie macht man das? fragte Heinrich.

– Schöps! entgegnete Fritz Eberlein, und die ganze Klasse lachte laut auf. Heinrich stand von Purpur übergossen da.

– Lacht ihn nicht aus, er wird Alles lernen! Gieb mir deine Hand, Falk! So, das ist so gut wie ein Ehrenwort. Wenn du es brichst, bist du ein schlechter Kerl.

Jetzt trat ein Lehrer ein, und Alle zogen sich schleunigst auf ihre Plätze zurück. Auch Heinrich erhielt den seinigen, und zwar unten an.

Es begann eine Geographiestunde. Der Lehrer war der Candidat Schmal. Er war sehr kurzsichtig und hatte eine überaus große Nase.

Heinrich begriff nicht, warum Herr Schmal das Gesicht so tief in das Buch hineinlegte. Es schien ihm, als würde seine Nase immer länger, als wüchse sie in das Buch hinein, und wühlte sich einen Weg durch dasselbe. Jetzt, jetzt mußte sie unten durchkommen! Heinrich bückte sich – wahrhaftig, da hing auch schon ein kleiner krummer Rüssel – aber nein, es war der kleine Finger des Herrn Schmal, der unten zum Vorschein kam. –

Nach Verlauf des ersten Vormittags fühlte sich Heinrich schon ganz heimisch in der Schule, und war er mit beklommenem Herzen hin gegangen, kam er ganz aufgeregt und vergnügt zurück.

Aber zu seinem Bedauern erlebte er, daß Fritz Eberlein heut wieder Strafe erhielt und sich die Augen roth

weinte. Dieselbe Bemerkung konnte er fortan alle Tage machen, denn für diesen Knaben schien es keinen andern Schulabschluß zu gehen, als mit Thränen und der Aussicht auf Einsperrung und andere Strafe.

Fritz Eberlein unterlag allerdings mannichfachem Mißgeschick. Er hatte das Unglück, überall da, wo es galt, sich zu präsentiren oder sich in ernsterer Weise Kund zu geben? in der unzweckmäßigsten Situation zu sein. Wurde er vom Lehrer gefragt, so mußte er grade husten oder niesen, oder er hatte den Mund voll Butterbrod, welches er heimlich aß. Andre mochten so viel dumme Streiche machen, als sie wollten, sie kamen durch, Fritz Eberlein aber wurde regelmäßig ertappt. Er gehörte zu den Pensionairen des Doctors und war der besonderen Obhut der Frau Doctorin übergeben. Ließ diese ihn zu sich rufen, so stolperte er gewiß über die Schwelle und fiel in's Zimmer hinein. Oder er hatte sich die Maske schwarz gemacht, oder er drückte beim Herausgehn eine Scheibe des Glasschrankes ein. Bei Tische gab es täglich Unglück. Sein Ungeschick war so sprichwörtlich im Hause, daß man von Einem, der Etwas zerbrochen, zerschlagen oder sonst in Unordnung gebracht hatte, zu sagen pflegte, er hat es »zerfritzt«. Er war der Strafen und der Scheltworte schon gewohnt, und doch stiegen ihm die Thränen immer stromweise in die Augen.

Aber sie trockneten eben so schnell, und sein rundes kleines Gesichtchen wurde wieder heiter.

Heinrich war gern mit ihm zusammen, denn Fritz zeigte sich als ein allererster Gesellschafter. Er hatte immer

lustige Streiche im Kopfe und wußte allerhand Schnurren zu erzählen. Besonders gern gab er Räthsel auf, oder vielmehr that er allerlei lustige Fragen, auf welche es eine Antwort gab, die Niemand errathen konnte. Z. B. Frage: Wie weit läuft der Hirsch in den Wald? Antwort: Nur bis in die Mitte, denn hernach läuft er wieder hinaus.

Oder: Warum läuft der Hase vor den weißen Hunden schneller, als vor den schwarzen? – Weil er glaubt, der weiße habe die Jacke ausgezogen, um in Hemdärmeln schneller nach zu kommen.

Was nistet auf dem Dache, hat lange rothe Beine, klappert mit dem Schnabel und legt Eier? – Der Storch.

Nein, die Storchin!

Was macht das Buch, wenn es auf dem Tische steht? Einen Schatten.

Warum schabt man die Rinde vom Käse ab? – Wenn er Federn hätte, würde man ihn rupfen.

Und so weiter. In solchen Fragen war er unerschöpflich und freute sich königlich, wenn der Andre keine Antwort wußte und über die seinige lachte.

In Zeit von vier Wochen waren Heinrich und Fritz die intimsten Freunde. Noch ein Dritter gesellte sich hinzu, Ludwig Dippel. Dieser war der Sohn eines Gutspächters. Das Gut gehörte Herrn Mertens und lag einige Meilen von der Hauptstadt.

Ludwig Dippel war ein etwas linkischer Junge. Er hatte keinen guten Kopf zum Lernen, und über seine »Manieren« riefen die vier Damen des Hauses täglich Zeter. Aber er war treuherzig und gutmüthig und ordnete sich den

beiden Andern in Sachen des Verstandes freiwillig unter. Alle drei standen bald in dem engsten Schutz- und Trutzbündniß gegen Schelmereien und Beleidigungen der Andern und bildeten eine zwar kleine, aber geachtete, zum Theil sogar gefürchtete Macht in ihrer Klasse. So vergingen Wochen, und unser kleiner Held fand sich in das Schul- und Stadtleben mit großer Leichtigkeit. Zuweilen jedoch, wenn während der Arbeitsstunde sämmtliche Schüler schweigend unter dem Banne des Lehrers saßen, und sein Blick fiel zufällig durch das Fenster, wo ein Baum in der Entfernung zu sehen war, dann plötzlich durchzuckte es ihn, und es kam ihm vor, als wäre er verwandelt. Es schien ihm unbegreiflich, wie er hier sitzen könne, und eine brennende Sehnsucht nach der alten Freiheit in Berg und Thal überkam ihn. Die Gestalt seiner Mutter stand ihm vor der Seele, er brach in Thränen aus und wußte nicht, warum er weinte. Er sah die kleine Sara den Fußsteig nach dem Walde hin laufen und fuhr auf, um ihr nachzurufen, daß er nicht draußen, sondern hier eingesperrt sei. Der harte Aufruf des Lehrers schreckte ihn dann plötzlich in die Wirklichkeit zurück, und ein paar Mal mußte er um der Lebhaftigkeit seiner Erinnerungen willen Strafe leiden. Aber wie denn oft ein Gegenstand, ein sehr gleichgültiger, immer denselben Gedanhen wach ruft, so war ihm der eine Baum, den er von seiner Schulbank aus sehen konnte, wie ein Gruß von seiner Mutter. Eine Wehmuth und Bangigkeit um sie erfüllte ihn, so oft er ihn erblickte, und noch Monate lang mußte er im Stillen die Zähne auf einander beißen, um

seinen Kameraden nicht seine unverstandenen Thränen zu zeigen. –

Zu den Pensionairen des Doctors, welche andre Schulen besuchten, gehörte ein Zögling, Namens Xaver von Havelstein, ein hoffnungsvoller Quartaner des Gymnasiums. Um mehrere Jahre älter als unsre Trias, sah er sowohl vermöge seiner Stellung als Gymnasiast, als auch aus Standesgefühl und Bewußtsein reiferer Jahre, mit Verachtung auf dieselbe nieder. Er war der besondere Günstling des Drachen, was ihn nur noch unbeliebter machte. Trotzdem imponirte er Heinrich bedeutend, denn er hatte ein früh fertiges weltmännisches Wesen, trug hoch stehende Hemdkragen und lernte reiten. Fritz Eberlein hatte einst heimlich zu Heinrich gesagt, Havelstein mache Mamsell Dorinden die Cour, daher seine Bevorzugung. Heinrich hatte keine rechte Vorstellung davon, wie man die Cour mache. Er dachte sich darunter eine Art von sehr schwieriger Schularbeit, etwa wie Dividiren mit benannten Zahlen, welches Letztere ihm schreckliches Kopfzerbrechen machte. Er hörte die Mittheilung schweigend an, konnte aber nicht umhin, sich zu wundern, daß ein so erwachsenes Mädchen, wie Mamsell Dorinde, noch Schularbeiten zu machen habe, und daß Havelberg so gescheit als aufopfernd sei, ihr diese Last insgeheim abzunehmen.

Nach dem Schlusse der Schulstunden pflegten sich sämmtliche Pensionaire des Doctors zu versammeln, um ihre häuslichen Arbeiten zu machen. Dies nannte man die Arbeitsstunde. Heinrich betheiligte sich mehrmals in

der Woche daran, da er die Anfangsgründe der lateinischen Sprache nach zu lernen hatte.

Die Thüren von drei neben einander liegenden Zimmern waren geöffnet, die Schüler gesondert von einander auf den Bänken zerstreut, damit sie um so ungestörter arbeiten könnten. Herr Schmal hatte die Aufsicht und ging aus einem Zimmer in's andre. Er war grade im dritten. Da rief Havelstein plötzlich Heinrich's Namen.

Was soll ich? fragte Heinrich.

– Falk, deine Mutter war ja wohl eine Kammerjungfer?

Ja wohl, vor ihrer Verheirathung.

– Und dein Vater ein ordinärer Bauer?

Mein Vater war Arbeiter in der Glashütte.

– Aber doch ein Bauernsohn?

Nun ja! Was schadet das? Er war gewiß ein so guter Mann, als andre Väter. Warum fragst du mich danach?

– Ich will dir nur zeigen, daß wir's wissen.

Jedermann darf es wissen, es ist keine Schande!

– Du Narr! hältst es wohl gar für eine Ehre?

Jetzt sprang Fritz Eberlein auf. Warum schimpfst du Falk einen Narren? Wenn du es für keine Ehre hältst, daß sein Vater ein Bauer war, so kümmert sich kein Mensch darum!

– Eberlein, erwiederte Havelstein mit Gelassenheit, willst du dir ein paar Ohrfeigen erwerben, so sprich weiter!

Deine Ohrfeigen fürchte ich gar nicht! lachte Fritz, während Ludwig Dippel eine Wendung machte, um für den Nothfall bereit zu stehen. – Denkst du, du darfst uns

hier Grobheiten sagen, weil du bei dem Drachen liebes Kind bist und Mamsell Dorinden die Cour machst? Du alberner Junker!

Plötzlich wurde die Thür aufgemacht, und die Frau Doctorin trat in's Zimmer. Sie hatte die letzten Worte gehört. Welch ein Unglück für den armen Fritz!

Was war das? rief sie erstarrt. Hierher, Eberlein! Du bist ja der allerscheußlichste Gräuel, den man sich denken kann! Wie kannst du so furchtbar mißhandelnde Beleidigungen, so himmelschreiende Schimpfworte ausstoßen gegen einen jungen Mann, dessen Stand unendlich hoch über dem Deinigen steht! Du bist eine bösartige, heimtückische, bissige Katzennatur – warte, dir soll eine exemplarische Strafe werden! Durch Hunger muß man dir Manieren beibringen! – Und Sie, Herr Candidat – wandte sich der Drache jetzt an den unglücklichen Lehrer, welcher herbeiflog – Sie, Herr Candidat Schmal, spazieren unbekümmert da hinten herum und lassen hier Alles drunter und drüber gehn? Wahrhaftig, mein Mann muß endlich andre Maßregeln ergreifen! Her zu mir, Eberlein! dich nehm ich mit mir!

Der Drache rauschte zum Zimmer hinaus, gefolgt von dem unglücklichen Vertheidiger. Heinrich war aufgesprungen, um für Fritz zu sprechen, aber Ludwig Dippel faßte ihn am Arme und winkte ihm ruhig zu sein.

Als Herr Candidat Schmal von seiner Bestürzung zu sich kam, stellte er sogleich eine Untersuchung an. Er erfuhr den Vorgang von andern Schülern, welche nicht

daran betheiligt waren. Der Beleidiger that, als ginge ihn die Sache Nichts an und arbeitete gleichgültig weiter.

Als Doctor Niesemann nach einigen Stunden nach Hause kam, ward die Angelegenheit zum Austrag gebracht. Fritz Eberlein's Verbrechen wurde durch ihn minder criminell betrachtet, dagegen erhielt Xaver eine Strafe, worüber die Doctorin und ihre drei Töchter mehrere Tage lang außer sich waren. –

Von dieser Zeit an galt Fritz Eberlein unserem Helden das Ideal aller Schulfreundschaft. Er war ritterlich für ihn aufgetreten, er hatte für ihn gelitten! Heinrich sehnte sich nach einer Gelegenheit, es ihm vergelten zu können.

Die Folgen dieses Vorganges gestalteten sich jedoch anders als das Triumvirat: Heinrich, Fritz und Ludwig erwartete. Sie waren überzeugt, daß sie in Xaver von nun an einen unermüdlichen Feind würden zu bestehen haben, denn er war um ihretwillen bestraft worden. Merkwürdigerweise aber begann Havelstein bald darauf um die Freundschaft dieser kleinen Macht zu buhlen. Er nahm sie nicht nur bei einigen Gelegenheiten in Schutz, er drängte sich sogar oft in ihre Gemeinschaft und sagte sie, wären gute Kerls.

Fritz Eberlein witterte Tücke. Er vermuthete, der Drache benutze ihn zum Spioniren. Und dennoch zeigte Xaver im Verlaufe mehrerer Wochen immer neue offenbarer Hochachtung für das Triumvirat. Er machte sich lustig über Dorinden, Kunigunden und Melicerta, nannte sie dumme Gänse, altbackne Weißfische, und was der lieblosen Bezeichnungen mehr waren – ja er sprach sogar

mit Geringschätzung von dem Drachen, was er sonst vermieden hatte. Er ließ eines Lages heimlich Kirschkuchen holen und theilte ihn mit den Freunden. Er behauptete, Fritz Eberlein müsse ein Federmesser mit Perlmutterschale von ihm annehmen, und alle drei hätten ein Recht, sich in sein Stammbuch zu schreiben.

Solchen Freundschaftsbezeugungen gegenüber mußten die zu Schutz und Trutz Verbundenen endlich milder gestimmt werden. Sie pflogen Rath und kamen zu dem Beschlusse, daß Xaver zwar durchaus nicht als Wissender ihren Bund aufgenommen werden könne, daß man ihn aber nicht eigentlich zurückstoßen, sondern als Laienbruder im Vorhofe der Freundschaft dulden wolle. –

Während Heinrich mit solchen und andern Schulan gelegenheiten innerlich und äußerlich mannichfach beschäftigt war, ging sein Leben im Hause Gotthard's in überaus beglückender Weise hin. Er fand immer liebevolles Entgegenkommen, frohe Gesichter und Herzlichkeit, als wäre er das Kind des Hauses, oder vielmehr ein kleiner Bruder der jungen Gatten, den sie als Kind des Hauses betrachteten. Er nannte sie nicht Vater oder Mutter, nicht Onkel oder Tante, nicht Herr oder Frau, sondern bei ihren Vornamen, wie er es von ihnen selbst hörte.

Gotthard hatte ihm einen Tuschkasten und Bilderbogen geschenkt, bei deren Ausmalung der Knabe selig war. Auch begann er ein paar Stunden in der Woche einen geregelten Zeichenunterricht mit ihm.

Der Maler hatte sich neben dem Wohnzimmer seiner Gattin eine Werkstatt eingerichtet. Hier arbeitete er fleißig an seiner Staffelei, denn er hatte einige Bestellungen zu Gemälden erhalten. Heinrich saß dann bei ihm und zeichnete oder malte ebenfalls. Auch Franziska war sehr häufig mit einer kleinen Stickerei im Zimmer.

Heinrich fühlte sich bei dieser Beschäftigung wie im Himmel. Bald lief er an Gotthard's Staffelei, um zu sehen, wie er's mache, bald brachte er ihm seine eigne Arbeit, bald betrachtete er den Maler, der ihm als Ideal aller Männer erschien, mit langen beobachtenden Blicken. Er hätte ihm jede Bewegung, jede Miene ablauschen mögen, um sie sich anzueignen. Auch Gotthard liebte den Knaben und freute sich seiner Gegenwart und seiner Beschäftigung, die halb Spiel halb Arbeit war.

Anfangs folgte Heinrich seiner Gewohnheit, sobald er den Bleistift oder Pinsel in die Hand nahm, mit lauter Stimme ein Lied zu schmettern. Aber Gotthard's Lachen und kleine Spöttereien brachten ihn zu der Erkenntniß, daß der Gesang beim Malen nicht unumgänglich nöthig sei, und so gewöhnte er es sich ab. Zuweilen verführt ihn Franziska noch dazu, indem sie ungesehn die Thür öffnete und leise eine Melodie zu summen begann. Dann plötzlich fiel er in hellen Diskanttönen ein und wurde seiner Schwachheit erst inne, wenn die Verführerin eintrat und ihn in neckender Weise auslachte. –

Eines Tages saßen Lehrer und Schüler schweigend beisammen. In der Werkstatt war es kühl und still, Franziska saß im Nebenzimmer. – Heinrich schickte seine Augen zu

Gotthard hinüber, sah ihn lange an und zeichnete fort. Gotthard betrachtete den Knaben, lächelte für sich und malte weiter. Das wiederholte sich, bis sich ihre Augen einmal trafen. Da sprang Heinrich auf, warf – den Bleistift weg und fiel Gotthard um den Hals.

– Junge, du brichst mir den Pinsel entzwei! rief dieser. Was hast du denn, du Springinsfeld?

Gotthard, ich will dir nur einmal sagen, wie ungeheuer gut ich dir bin!

– Du bist ein lieber kleiner Kerl.

Und, Gotthard, versprich mir, daß du mich nie wieder von dir wegschicken willst!

– Wenn du fleißig bist, Heinrich, und Fortschritte es machst und fortfährst uns Freude zu bereiten, dann wollen wir uns nicht von einander trennen.

Und, Gotthard, ich will auch so gut malen lernen, wie du.

– Das soll mich freuen!

Und dann male ich dich ab, und schenke das Bild –

Wem?

Franziska'n! Denn die ist dir ebenso gut wie ich.

In diesem Augenblick trat Franziska in die Thür und sah, wie Heinrich seine Arme um Gotthard's Hals geschlungen hatte.

Was! rief sie, ihr koset hier zusammen und laßt mich allein sitzen? Ich will auch mein Theil!

– Davon war eben die Rede, sagte Gotthard. Heinrich will mich für dich porträtiren, er meint, du habest mich ebenso lieb wie er.

Hunderttausenmal mehr! rief sie und küßte ihren Gatten und den Knaben. –

Es ist nicht zu leugnen, daß Heinrich recht sehr verwöhnt wurde. Von Gotthard nicht minder, denn von Franziska. Gotthard sorgte nicht nur für seine Erziehung, er sorgte auch für sein Vergnügen. Er lud ihm seine Schulfreunde ein, er leitete die Spiele der Knaben, er führte sie zu einem Hundewettrennen, er führte sie in das Affentheater, er veranstaltete ihnen ein Scheibenschießen im Garten, bei welchem Preise vertheilt wurden.

Das Triumvirat, sowie Xaver und wer sonst das Glück hatte, an diesen Festen betheiligt zu sein, bekannte öffentlich, daß Herr Schilling ein ausgezeichneter Mann und Maler sei. –

Eigenthümlich gestaltete sich das Verhältniß des Herrn Mertens zu Heinrich. Herr Mertens war bekannt als ein Mann von Charakter, als ein Mann, der einen festen, energischen Willen hatte. Dennoch war es nicht schwer, ihn für irgend Etwas zu bestimmen, vorzüglich in häuslichen Angelegenheiten. Sein Wille war zu leiten, es kam nur darauf an, daß man es ihn nicht merken ließ, und daß er ein gewisses Uebergewicht, oder auch nur eine Selbstständigkeit anzuerkennen hatte. Von Natur war er einfach und bürgerlich gesinnt. Er fuhr jeden Sonntag zur Kirche und sah es gern, wenn seine Familie ihn begleitete. Durch seine Gattin hatte er sich bestimmen lassen, ein Haus zu machen, glänzende Gesellschaften zu geben. Nach ihrem Tode, vorzüglich nachdem seine Tochter herangewachsen war, führte er dies fort, zum Theil aus

Gewohnheit, zum Theil in dem Gedanken, daß Franziska für eine glänzende Geselligkeit erzogen sei. Jetzt war sie verheirathet und führte in Uebereinstimmung mit ihrem Gatten ein sehr einfaches und nur von ihrem häuslichen Glücke erfülltes Leben. Herr Mertens lobte stillschweigend die Sparsamkeit seines Schwiegersohns, und da er selbst keinen Hang zu geselligen Zerstreuungen hatte, fühlte er sich in der vereinfachten Häuslichkeit sehr behaglich. Er freute sich über Gotthard's wachsenden Ruhm, über die Bestellungen, welche bei ihm eingingen, und gewann immer größere Hochachtung für ihn. Und so gewöhnte er sich auch an Heinrich. Des Knaben gewecktes Wesen fing an ihm Spaß zu machen. Er hörte von Doctor Niesemann, daß Heinrich große Fortschritte mache und es kurze Zeit brauchen werde, um aus seiner Schule in eine höhere überzugehn. Er erhielt zu seinem Geburtstage eine Zeichnung von Heinrich, welche Gotthard für »merkwürdig geschickt gemacht« erklärte. Er hörte, daß der Knabe sich eine Sparbüchse für seine Mutter angelegt habe – Herr Mertens war gewonnen. Er schenkte ihm sofort eine eigene Sparbüchse, in welche er selbst zwei blanke Thaler steckte. Er sprach gern von dem talentvollen Knaben, den sein Schwiegersohn zu sich genommen habe, und der zu den größten Hoffnungen berechtige. Er ging jetzt zu den Festen, welche Gotthard für Heinrich und dessen Freunde veranstaltete, mit demselben Pflichtgefühl, wie einst in seine großen Soireen, und interessirte sich lebhaft dafür, wer von den keinen Schützen den ersten Preis gewinnen werde. Ja,

es muß gesagt werden, er, der zuerst gegen die Verwöhnung Heinrich's geeifert hatte, er verwöhnte ihn jetzt am meisten, indem er ihm Geschenke aller Art machte, welche immer neue Wünsche und Ansprüche in dem Knaben hervorrufen mußten. –

Die historische Treue verlangt an dieser Stelle die Mittheilung noch einer Schulgeschichte, welche eine Krisis in dem Leben unseres Helden herbeizuführen drohte.

Es war im Spätherbst. Die Frau Doctorin hatte durch einige tyrannische Handlungen in den jüngsten Tagen den Haß ihrer Zöglinge auf's Neue wach gerufen.

Neben dem Schulhause wohnte eine Gemüse- und Obsthändlerin in großem Styl. Von ihr entnahm die Frau-Doctorin die ganzen Wintervorräthe dieser Gattung. Es war wie eine alte Gerechtigkeit, daß auch die Pensionäre sich bei ihr von ihrem Taschengelde Obst kaufen durften.

Dies Privilegium wurde plötzlich aufgehoben. Die Frau Doctorin verbot der Gärtnersfrau, den Knaben Obst zu verabreichen, bei Androhung des ewigen Verlustes ihrer Kundschaft. Und wirklich konnten die Zöglinge fortan bei der Nachbarin weder für Geld noch für gute Worte das geliebte Naschwerk erhalten.

Das flammte in den Köpfen zu offener Rebellion auf. Xaver beschloß das Werk der Rache zu leiten. Er sagte noch nichts Bestimmtes von seinem Vorhaben, nahm aber dem Triumvirate das Wort ab, ihn in allem seinem Beginnen zu unterstützen.

Herr Niesemann war seit einigen Tagen verreist und sollte erst morgen Abend zurückkehren.

Schnell setzte sich Xaver mit einem Gärtnerjungen in Verbindung. Der Schulhof war von dem der Gärtnerin durch eine Mauer geschieden. In der nächsten Nacht sahen die Sterne eine Scene verhängnißvoller Vorbereitungen. Die Mauer wurde von einer Gestalt vermöge einer Leiter erstiegen, und ein schwerer Korb in den Schulgarten hinüber gehoben. Der Korb verschwand im Holzstalle, die Leiter wurde unsichtbar, die Gestalt barg sich in's Dunkle. Nur ein Flurfenster im Erdgeschoß hörte man noch leise gehen, dann war Alles still.

Am anderen Morgen flüsterte Xaver Heinrich zu: Wenn die Arbeitsstunde vorüber ist, dann bleib noch eine Meile hier! – Heinrich versprach es.

Die Arbeitsstunde war vorbei? der Lehrer hatte das Zimmer verlassen. Da schritt Xaver pfeifend über die Tische, nahm eine Kohle aus der Tasche und zeichnete an die weißgetünchte Wand ein riesiges Scheusal mit einer Haube. Darüber schrieb er mit ebenso großen Buchstaben »Drache«.

Erstaunen über diese Kühnheit und Gelächter erhob sich von allen Seiten. Jetzt griff er in die Rocktasche, zog einen verfaulten Apfel heraus und schleuderte ihn gegen das Abbild mit den Worten: Laß dir die Aepfel allein schmecken, alter Drache! Wer will den Drachen sonst noch füttern, hier ist Vorrath!

Er langte ein Dutzend fauler Aepfel hervor und bot sie aus. Fritz Eberlein ergriff zuerst einen und warf ihn an die Wand. Er traf das Ziel nicht, aber ein brauner Fleck schwebte wie ein Stern über des Drachen Haupte. Ein

Stern, ein Stern! rief er: Der Drache soll einen ganzen gestirnten Himmel haben!

Dadurch muthig gemacht, begannen auch die Anderen sich zu betheiligen, und bald war der kleine Vorrath vergriffen. Xaver hatte das Zimmer verlassen. Jetzt kehrte er zurück, einen Korb voll von faulem Obst aller Art am Arme. Hurrah! schrie Alles und langte in den Korb. Ein Bombardement kam in Gang, wie es mit mehr Hingabe an die Sache selten vorgenommen worden ist. Heinrich hatte Anfangs nur ein paar schüchterne Versuche gemacht, jetzt aber fing er an, diese Thätigkeit überaus ansprechend zu finden, und ließ mit leidenschaftlicher Hast immer neue Gestirne über dem Drachen aufschießen. Das wilde Heer war im lautesten Tumult, und unter Absingung eines Liedes, welches sie neulich hatten lernen müssen, besäeten sie die Wand mit Kometen, Planeten und Fixsternen.

Das Lied lautete:

Sonne, Mond und Sterne scheinen
Auf des Menschen Weg herab.

Des Menschen Weg wurde aber in des »Drachen Weg« umgeändert. Dazwischen erscholl Gelächter, Jubel und Geschrei einer selbstvergessenen Rache.

Jetzt langte Heinrich tief in den Korb hinein und bekam Etwas zu fassen, das mit Freude begrüßt wurde. Es war die verwesende Form einer Melone.

Eine Sonne! Eine Sonne! schrie Heinrich und schleuderte seine Beute so geschickt gegen die Wand, daß hundert Strahlen hinter den niederfallenden Stücken sichtbar wurden.

Das Chor der Rache war so ganz in seine Beschäftigung verloren, daß Keiner bemerkte, wie schon seit einigen Minuten die Person, der dieselbe galt, in ihrer Mitte stand.

Falk! Falk! Du empörendes Geschöpf! schrie die Doctorin. Her zu mir, Falk! Pöbelhafter Bauernjunge! Du also hast dies angestiftet?

Sie nahm Heinrich beim Kragen und schob ihn hinter den Ofen, mit dem Befehl sich nicht zu rühren.

Auf den tobenden Tumult war eine Todtenstille im Zimmer gefolgt. Die von oben bis unten besudelte Wand blickte, ein unwiderleglicher Ankläger, auf die Schuldigen nieder.

Die Doctorin schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Die Hyperbeln schienen ihr plötzlich auszugehn.

– Havelstein! sagte sie mit gedehntem Tone: Du auch?

Alles schwieg. – Wer hat dies angestiftet?

Ich! rief Xaver.

– Unmöglich! Wer hat dich dazu verleitet? War es Eberlein oder Falk?

Keiner von Beiden!

– Du willst dich für sie aufopfern? Rede die Wahrheit!

Ich rede die Wahrheit.

Ich habe aber mitgewirkt! ließ sich Heinrich plötzlich hinter dem Ofen vernehmen.

Ich auch! rief Fritz Eberlein. Ich auch! Ich auch! sagten Andere.

– Was, ihr verruchten Buben rühmt euch dessen noch? Der Doctorin kamen die Hyperbeln zurück. Sie riß die Thüre auf, schrie und zeterte hinaus, als ob das Haus brenne, und bald lief Alles was Beine hatte zusammen. Die drei Töchter rangen die Hände, Herr Schmal schien zur Salzsäule zu werden, die nachdringende Dienerschaft stand verblüfft – auf einigen Gesichtern der Letzteren schien Etwas, wie heimliche Freude, aufzublitzen.

– Hinaus, ihr Uebrigen! fuhr die Doctorin fort. Die Thäter sollen hier eingesperrt sitzen, bis mein Mann zurückkehrt. Du aber, Falk, gehst mit mir!

Die Doctorin trieb ihre Töchter, Herrn Schmal und die Dienerschaft hinaus, ergriff Heinrich am Arme und schloß den verstummten Rachechor ein.

Bringt mir den da hinauf! gebot sie ihren Töchtern, indem sie auf Heinrich wies und sich, mächtig ausschreitend, der Treppe zuwandte.

Dorinde faßte ihn am rechten, Kunigunde am linken Arme, und Heinrich war später der Ueberzeugung, daß Melicerta hinten geschoben habe, so schnell ging es die Treppe empor.

– An der Thüre stehen bleiben! herrschte die Doctorin. Heinrich blieb stehen, halb betäubt von dem, was geschehn war, und von Furcht vor der Entwickelung dieser Scenen.

Die Dame aber setzte sich an den Schreibtisch und schrieb eine Viertelstunde lang, deren Dauer der Delinquent auf eine ganze Stunde schätzte. Dann ließ sie den Schuldiener kommen.

Diesen Brief, sagte sie zu ihm, bringst du Herrn Maler Schilling. Den Jungen nimmst du mit. Fort!

Der Schuldiener, Namens Raps, nahm Heinrich bei der Hand und führte ihn mit sich fort. Raps war eigentlich ein gutmüthiger Mann und bei den Schülern nicht unbeliebt. Er war der Frau Doctorin keineswegs zugethan, und es ging die Sage, daß er schon ein paarmal mit den Schülern unter einer Decke gegen sie gespielt habe. Er hatte die Verpflichtung, zu Abend alle Fensterladen des Erdgeschosses zu schließen – ein argwöhnisches Gemüth hätte die Frage aufwerfen können, warum Raps in der vergangenen Nacht einen Laden nicht geschlossen habe, und auch von dem Geräusch des Fensters nicht erwacht sei, da er doch dicht daneben in einem Verschlage schlief. Wie dem auch sei, Raps verließ das Haus ein wenig befangen und schien mancherlei Gedanken zu haben.

Heinrich ließ sich von ihm die Straßen entlang führen. Er ging wie im Taumel dahin, er sah weder Menschen noch Häuser, er dachte auch nichts Bestimmtes, sondern betrachtete nur manchmal seine Schulmappe und wunderte sich, daß die Ecken so abgestoßen waren.

Nun, Falk, Sie sagen ja gar Nichts? begann Raps nach einer Weile.

Heinrich sah ihn an, und da er fand, daß Raps ganz Recht habe, so schwieg er weiter.

Es ist diesmal freilich eine arge Geschichte! fuhr Raps fort. Aber da sämmtliche Pensionäre daran betheiligt sind, kommt vielleicht auf den Einzelnen nicht so viel.

– Meinen Sie? entgegnete Heinrich. Aber die Frau Doctorin war sehr böse.

Wann wäre sie das nicht?

– Und so einen Lärm hat es noch niemals gegeben.

Freilich, freilich! sagte Raps, der etwas unruhig zu werden schien. Es könnte diesmal Ernst werden.

Wiederum schritten beide schweigend neben einander, beschäftigt mit der Frage, ob es diesmal Ernst werden werde, oder nicht?

Falk, begann darauf Raps – Falk, Ihr Pflegevater ist ja wohl ein Maler?

– Ja, sagte Heinrich.

Hat er an der Maler-Akademie etwas zu sagen?

– Das weiß ich nicht.

Aber kennt er die Herrn Professoren an der Maler-Akademie?

– Er kennt deren viele. Warum? Wollen Sie Maler werden?

Gott soll mich bewahren, wo denken Sie hin! So hoch will ich nicht hinaus. Es soll an der Akademie eine Stelle als Diener und Ofenheizer offen stehn. Ich will zu Neujahr kündigen, und da – aber sagen Sie noch Nichts davon!

– Ich sage Nichts wieder.

Ja, ich will lieber bei Zeiten kündigen, Sie wissen ja, mit der Frau Doctorin ist schwer auskommen. –

Die Unterhaltung wurde nicht fortgeführt, denn das Ziel war erreicht.

Gotthard saß bei seiner Staffelei als Raps und Heinrich eintraten. – Nun? Was wird das? sagte er, als Heinrich in Thränen ausbrach, und der Diener ihm ein Schreiben überreichte. Schnell erbrach er dasselbe und las. Das interessante Schriftstück lautete folgendermaßen:

> »Mein Herr! Die gerechten Befürchtungen, welche ich gegen Ihren Pflegesohn Falk hegte, haben sich in nur zu grauenerregender Weise realisirt! Kindern aus gewissen Schichten der Gesellschaft sind keine Manieren beizubringen! Man setze einen Frosch auf einen goldnen Stuhl, er springt zurück in – den scheußlichen Ort, der ihn geboren hat! Falk ist ein Knabe, von welchem man sich der furchtbarsten Vergehungen in Zukunft versehen muß! Er hat mit dem Gifte seiner boshaft aufstachelnden Natur, seiner schauderhaft empörenden Pöbelgesinnung nicht nur die leichter verführbaren Herzen unserer Zöglinge angesteckt, er hat sogar – mir bebt die Hand indem ich es niederschreibe! – er hat sogar die reine Seele eines unsrer vorzüglichsten Eleven, des jungen Baron von Havelstein, in Grund und Boden ruinirt! Hören Sie, mein Herr,

was heut geschah! Ein nervenerschütternder Höllenspektakel rief mich aus meinem Zimmer in eine der unteren Schulstuben herab! Da sah ich die Wand des Zimmers auf das Unerhörteste von dem Anwurf faulen Obstes verunstaltet und erblickte Falk, der, eine gräßliche Melone der Wand zuschleudernd, die Schaar der Verführten commandirte! Baron von Havelstein, der edle Knabe, war großmüthig genug, sich für den Anführer aufopfern zu wollen, indem er sich selbst die Schuld zuwälzte, ich aber kenne die unreine Quelle, aus welcher nur dieses Verderben fließt! Nehmen Sie Falk aus unsrer Anstalt, mein Herr, wenn Sie nicht befahren wollen, daß wir selbst mit Schimpf und Schande einen Buben von uns stoßen, dem die Natur das Organ versagt zu haben scheint, Manieren anzunehmen!

In Achtung für Ihre eigne Person

Theodore Niesemann.«

Gotthard las die hyperbolisch schwungvolle Denkschrift durch, faltete das Papier gelassen und steckte es in die Tasche.

Hat Herr Doctor Niesemann Ihnen diesen Brief übergeben? fragte er.

Nein, entgegnete Raps, der Herr Doctor sind verreis't.

– So so. Wann kehrt er zurück?

Heut Abend.

– Empfehlen Sie mich ihm, wenn er kommt, und melden Sie ihm meinen Besuch auf morgen früh um halb acht.

Raps empfahl sich.

– Erzähle mir doch, Heinrich, was heut geschehen ist, sagte Gotthard, indem er den Pinsel wieder zur Hand nahm. Laß jetzt das Weinen, komm her zu mir und erzähle!

Heinrich bekannte, halb noch schluchzend, ganz aufrichtig den Thatbestand. Gotthard zweifelte nicht daran, daß er die Wahrheit höre.

Heinrich, sagte er, du bist sehr ungezogen gewesen und verdienst einen Denkzettel. Hier hast du ihn! – Er versetzte ihm einen leichten Backenstreich.

Heinrich stand wie vom Donner gerührt. Dann aber schlang er seine Arme um Gotthard's Hals und bat mit tausend Thränen, ihm zu verzeihen und ihn nicht weg zu schicken. –

Am andern Morgen begab sich Gotthard zu Herrn Niesemann. Er überreichte ihm das Schreiben der Doctorin und fragte ihn, ob dies auch seine Ansicht sei?

Der Doctor las es durch. Meine Frau sieht die Kinderstreiche der Knaben oft mit zu leidenschaftlichen Augen an, sagte er, indem er den Brief zurückgab. Lassen Sie ihren Heinrich getrost bei mir. Ich versichere Ihnen, daß er einer der fleißigsten und besten Schüler ist, und daß ich sein Gemüth für durchaus rein und kindlich halte.

Welcher Knabe läßt sich nicht einmal zu einem leichtsinnigen Streich hinreißen. Das Vergehen, von welchem hier die Rede ist, hat Xaver angestiftet, ich weiß, es die andern haben sich blindlings hinreißen lassen. Aber eine Strafe muß sein, und Ihren Heinrich kann ich davon nicht ausnehmen.

– Das wünsche ich selbst nicht, sagte Gotthard. Strafen Sie!

Die ganze Gesellschaft soll drei Tage lang während der Freistunden eingeschlossen werden und arbeiten. Unsre Freundschaft wird das hoffentlich nicht stören, und für Ihren kleinen Pflegling mögen Sie im Uebrigen ohne Sorge sein.

So schien sich der erste Exceß unsres Helden besser zu wenden, als er vermuthet hatte. Aber daß seine Feindin sich darum noch nicht für besiegt gab, sollte er bald genug erfahren.

Siebentes Kapitel.

In den letzten Wochen vor Weihnachten war Heinrich in mannichfacher Aufregung. Es sollte ein Päckchen mit Geschenken an seine Mutter abgeschickt werden, zu welchen er auch ein Kleid und Halstuch für Sara fügen wollte. Seine Sparbüchse gab ihm genügende Mittel dazu. Doch auch an seinen Freund David Paff hatte er gedacht. Ein Geschenk, bestehend in einem Bilderbogen, der die hauptsächlichsten Figuren aus Maria Stuart vorführte, schien ihm das Passendste für denselben. Franziska hatte ihm die Geschichte jener unglücklichen Königin

mehrmals ausführlich erzählt, und so tuschte er die Figuren an, je nachdem ihm ihr Charakter gut oder böse schien. Ueber die große Elisabeth war er im Innersten empört, und aus Rache für ihre Unthat malte er ihr ein gelbes Kleid und gelbes Band auf die Haube.

Dann galt es Briefe zu schreiben, die zu den Geschen: Fen hinzugefügt werden sollten. In dem Briefe an David Paff gab er eine genaue Wiedererzählung der Schicksale der schottischen Königin, denn es war vorauszusehn, daß David eine Instruction über die Bedeutung der schönen bunten Figuren bedürfen werde. – Bei diesen Beschäftigungen waren seine Gedanken natürlich viel in der Heimath. Daß er mit seiner Mutter in einem fortlaufenden Briefwechsel stand, brauchte bisher nicht gesagt zu werden. So oft ein Brief von ihr ankam, erfüllte ihn auf's Neue jene alte Rührung, und wenn sie ihm von ihrem einfachen Leben, von Sara und von Dietharzer Bekanntschaften erzählte, überkam ihn eine Art von Wehmuth. Aber es war nicht mehr jene brennende Sehnsucht nach der Verlassenen, denn die liebevolle Behandlung im Hause Gotthard's gewährte ihm überreichen Ersatz. Und wenn er in Briefen den Wunsch aussprach, die Mutter wieder zu sehn, dann schrieb sie ihm zurück, er möge sich zufrieden geben, denn es gehe ihr gut, und sie sei glücklich, wenn es ihm gut gehe. Und so sahen seine Gedanken sie bei ihrer Nähterei sitzen, im stillen Stübchen nach dem Hofe heraus, wie er sie immer gesehn hatte, und er fühlte sich beruhigt, daß er sie sich so und immer nur so zu denken hatte.

Auch Sara's gedachte er. Sie trug das jüngste Kind des Krämers auf den Armen und sah finster und unordentlich aus. Ob sie wohl noch immer sagen mochte: »Wenn ich erst groß bin, und deine Frau –?« Er empfand ein tiefes Mitleid mit ihr, doch tröstete ihn wieder die Nachricht seiner Mutter, daß dieselbe zum Neujahr in das Haus des Pfarrers aufgenommen werden solle.

Und sah er dann seine eignen Umgebungen an, so kam es ihm vor, als ob eine weite Kluft zwischen seiner Vergangenheit und Gegenwart liege. Eine lange, lange Zeit schien ihm Alles verändert zu haben. Der kleine barfüßige Knabe, der in Staub und Sonnenhitze Holz aus dem Walde holen mußte, war Er gar nicht, war ganz ein Andrer, den er zwar einst gekannt hatte, dem er aber völlig fremd geworden war. Ein neues Leben hatte ihn zu einem neuen Menschen gemacht, für den es keine beglückende Rückkehr in die alten Verhältnisse mehr gab.

Das Packet war in die Heimath abgegangen, auch seine Weihnachtsgeschenke für Gotthard, Franziska und Herrn Mertens – Zeichnungen, die er in der Schule gemacht hatte – waren fertig. Und Weihnachten verging bei Lichterglanz und Freude, so schön, wie er es nie erlebt hatte, und Neujahr auch, und der Winter streute seine letzten Flocken nieder.

Franziska ging seit längerer Zeit nicht mehr aus dem Hause. Gotthard brachte ihr die ersten Veilchen und grünen Zweige aus dem Garten. Und als Heinrich eines Tages aus der Schule kam, war das Haus voll der frohen

Nachricht, daß bei Franziska ein Töchterchen angekommen sei. Es waren glückliche, überglückliche Menschen, bei welchen Heinrich wohnte! – –

An einem warmen Juninachmittage saßen Franziska und Tante Finette in einer Gartenlaube. Neben ihnen schlief die kleine Eugenie in einem Korbwägelchen. Tante Finette hatte den Regenschirmspenzer an, über welchen sich Niemand mehr wunderte. Beide Frauen unterhielten sich, zuweilen saßen sie auch ein paar Minuten schweigend neben einander.

Was soll das werden? fragte Franziska, indem sie auf die Arbeit ihrer Nachbarin deutete.

– Strumpfbänder, mein Liebchen, zu meinem Todtenanzuge? sagte Tante Finette ruhig.

Wie kommen sie darauf, Tante Finette? rief Franziska, halb erschrocken.

– Nicht daß ich so bald zu sterben fürchtete, englisches Weibchen! Es kann morgen geschehn, es kann aber auch geschehn, daß ich mich meiner Freunde noch zwanzig Jahre lang zu freuen habe. Ich sorge nur für alle Fälle. Wer weiß, ob bei meinem Tode grade Jemand bei der Hand ist – und kurz und gut, ich liebe die Ordnung. Mein Todtenhemd, die Strümpfe, die Haube, Alles ist schon fertig, bis auf die Strumpfbänder. Im obersten Schubfach meiner Kommode wird Alles zu finden sein, auch ein Zettel und das Geld zu den Begräbnißkosten liegt bereits dabei.

Tante Finette, ich bewundre sie!

– Ach nicht doch, mein Goldliebchen! Andre lachen mich darum aus, aber ich bin nun einmal so ein komisches Mädchen! – Die kleine Eugenie erwachte. Franziska nahm sie auf den Arm und spielte mütterlich beglückt mit dem Kinde.

– Es sieht dir zum Sprechen ähnlich, Frauchen! sagte Tante Finette.

Und meinem Gotthard nicht?

– Doch! Ganz seine Nase, und auch die Ohren. Wo bleibt aber dein Mann?

Er ist mit Heinrich spazieren gegangen. Er hat ihm allerlei malerische Bäume zu zeigen, da verspäten sie sich zuweilen.

– Du hast einen herrlichen, vortrefflichen Mann! Und wie frisch und jugendlich er aussieht, und wie männlich dazu! Das Glück leuchtet ihm aus den Augen!

Ach, Tante Finette, er ist ja auch mein Ein und Alles! Es kann keine frohere und glücklichere Frau geben, als mich. Seit ich ihn besitze, weiß ich erst, was das Leben ist! Wahrhaftig auch mir kommt es vor, als würde er alle Tage jünger, alle Tage schöner, als liebte er mich alle Tage mehr. Und wie freue ich mich, daß seine Kunst ihm Ruhm und Ansehn bringt. Ich bin stolz auf meinen Gotthard! –

Gotthard kam, und Franziska tanzte ihm mit dem Kinde entgegen.

Sieh da, Tante Finette! rief er, nachdem er Gattin und Kind geküßt hatte. Was muß ich von Ihnen erfahren! Sie haben ein Sechzehntel von einem Lotterieloose genommen? Ich bildete mir ein, Sie verachteten das Geld!

Tante Finette spielt in der Lotterie? lachte Franziska. Und jetzt laß dir von ihr erzählen, Gotthard, was sie da für eine Arbeit in Händen hat!

– Kinder, sagte Tante Finette, es ist wahr, ich nähe mein Todtenzeug, aber ich könnte doch noch recht lange leben. Wer weiß, wozu ich das Geld – wenn ich nämlich gewinne – noch brauchen kann. Lacht mich meinetwegen aus, aber ihr wißt ja, ich bin nun einmal so ein komisches Mädchen. –

Abends beim Thee war Gotthard nicht so heiter als gewöhnlich. Auf vielfaches Fragen gab er endlich ein leichtes Kopfweh als Grund an.

Das war nie vorgekommen. Franziska wurde besorgt und wollte zum Arzt schicken. Er lachte sie aus und mochte den Arzt um einer solchen Kleinigkeit willen nicht bemühen. Er wolle ausschlafen, und morgen werde das Uebelbefinden vorüber sein.

Aber zu Nacht stellte sich ein Fieber ein. Es wurde gegen Morgen so heftig, daß dennoch nach dem Arzt geschickt werden mußte. Der Arzt kam, tröstete Franziska, sie vertraute aber Herrn Mertens, daß ein Nervenfieber[1] im Anzuge sei.

Franziska kam nicht von dem Lager ihres Gatten, sie ließ keine fremde Hand an ihn. – Das Fieber steigerte sich, und am Abend des fünften Tages war Gotthard todt. Der blühende, kräftige, glückliche Gotthard war todt! – War es zu glauben? Vor wenigen Tagen noch schön und

[1] Typhus.

rüstig, in der Fülle der Gesundheit, und heut dahin gestreckt, ein Raub des Todes! –

Du glückliches Dach, über welches jeder Segen so reich ausgestreut zu sein schien, welchen Jammer, welche Qualen decktest du von dieser Stunde an! Ihr glücklichen Menschen, die ihr eurer Freude, eurer Zufriedenheit kein Ende sahet, was war aus euch geworden! Nur Einer schied aus eurem Kreise, aber dieser Eine war euch Alles, war eure Stütze, euer Stolz, euer Abgott gewesen. In ihm sammelte sich Alles, was euch verband, euch beglückte, was euer Leben schön und wünschenswerth machte. Er sank dahin, und alle Bande rissen von einander. In ihm wart ihr Eins, jetzt standet ihr jeder ein eignes Selbst da, rathlos, verzweifelnd und machtlos gegen den Schmerz, der eure Herzen zerriß!

Franziska's Zustand war trostlos und jammervoll. Erstarrt und theilnahmlos gegen Alles saß sie an dem Lager des Gatten. Keine Thräne benetzte ihre Augen. Sprach man zu ihr, so blickte sie den Redenden erstaunt an, als kenne sie ihn nicht, und richtete die Augen wieder auf die geliebte Leiche. Sie ergriff die Hand des Entschlafenen, sie sprach lange mit leiser Stimme zu ihm, als wäre er noch am Leben. Sie kniete neben ihm, bewegte die Lippen zu unhörbaren Worten und fing dann plötzlich laut an zu lachen. Man fürchtete für ihren Verstand.

Sie ward zu Bette gebracht. Widerstandslos ließ sie es geschehen. Sie wußte nicht, was um sie her vorging, und redete in abgebrochnen Worten liebkosend zu Gotthard. Sie sah in ihren Phantasieen immer den Lebenden vor

sich. Zuweilen schien sie sich in die Zeit zu versetzen, wo sie noch nicht seine Braut war und kummervoll an ihrer Vereinigung mit ihm verzagte. Es waren leise Trostworte der Hoffnung, die sie vor sich hin murmelte, und in welchen sie dem Geliebten das Versprechen ewiger Treue gab. Drei Tage dauerte dieser beängstigende Zustand.

Es war die Stunde, da die Leiche hinausgetragen werden sollte. Das Haus war voll von theilnehmenden Gästen, die den Entschlafenen auf dem letzten Wege begleiten wollten. Noch war der Sarg nicht verschlossen.

Herr Mertens trat tief betrübt in das verhüllte Zimmer seiner Tochter. Bei seinem Anblick sprang sie empor und verlangte ihren Gatten zu sehn. Er wollte sie zurückhalten. Schon aber hatte sie ein Morgengewand umgeworfen und stürzte hinaus in den Gartensaal, wo der Sarg aufgestellt war. Plötzlich kam ihr das Bewußtsein zurück – aber nur auf einen Augenblick. Mit einem herzzerreißenden Schrei stürzte sie auf die Leiche zu und darauf ohnmächtig neben derselben zu Boden.

Sie wurde hinausgetragen und wieder zu Bett gebracht. –

Heinrich ging in bittren Thränen neben Herrn Mertens hinter dem Sarge her. Der tief empfindende Knabe fühlte schon die ganze Bedeutung des Augenblickes, da er den Sarg in der Erde versinken sah. Er fühlte, daß er seinen Beschützer, seinen Wohlthäter, seinen besten Freund verloren habe. Wie ein Frost durchschüttelte es seinen

Körper, als er an der Hand des Kaufmanns nach Hause ging. Dort war Alles um Franziska beschäftigt. Niemand kümmerte sich um ihn, und so setzte er sich in eine Ecke der veränderten Werkstatt, wo noch ein halb vollendetes Gemälde Gotthard's stand. Die Nacht überraschte ihn hier. Tante Finette, welche, seit Gotthard die Augen geschlossen hatte, als Krankenpflegerin, Kinderwärterin und Wirthschafterin im Hause waltete, kam noch um Mitternacht mit einem Licht in die Werkstatt. Sie hatte den Knaben im ganzen Hause gesucht und fand ihn hier eingeschlafen. Sie weckte ihn, und schlaftrunken ließ er sich von ihr wegführen und zu Bette bringen. –

Franziska lag inzwischen in einem heftigen Fieber. Der Arzt schien nicht unzufrieden damit, er hoffte, die physische Krankheit werde die geistige Zerrüttung brechen. Und so geschah es. Franziska war acht Tage lang sehr krank, aber das Fieber verließ sie. Ihre Erholung würde mit schnelleren Schritten vor sich gegangen sein, wenn nicht jetzt das Bewußtsein ihres Verlustes völlig klar in ihr erwacht wäre. Jetzt waren Thränen, welche endlich die gepreßte Brust erleichterten, ein Trost. Ein bittrer Trost, und doch eine Linderung dem blutenden Herzen. Sie konnte das Lager wieder verlassen, der Arzt erklärte sie für hergestellt. Ruhelos ging sie in den Zimmern umher.

Ach wie öde, wie unglaublich öde war das Haus! Hier schlummerte das Kind so ruhig und verständnißlos in seinem Bettchen. Es war sein Kind, es war seine und ihre Freude gewesen. Jetzt vermochte sie es nur mit heißen

Thränen zu betrachten, konnte nicht mit ihm von dem Verlorenen reden. – Dort die Werkstatt! Das war die stille Welt, wo sie ihn oft bei den Gebilden seiner Kunst belauschte, ihn mit leuchtenden Augen betrachtete und sich geräuschlos wieder zurückzog, um ihn nicht zu stören. Jeder Raum im Hause, jeder Baum, jedes Beet im Garten, ach, jeder Gegenstand rings um sie her war durch ihn geweiht, durch ihn erst ihr werth und schön geworden. Ja es war öde, unglaublich öde in dem einst so lebendig heiteren Hause!

Sie ging umher in ihrem Trauerkleide, ein schönes bleiches Bild ewiger, unversiegbarer, still verzichtender Schmerzen. –

Ein Monat war vorüber. Die Familie saß Abends beisammen. Tante Finette ließ den Theetisch abräumen und ging hinaus, um nach dem Kinde zu sehen. Franziska lehnte matt und regungslos im Sopha. Sie hatte die Hände im Schooß gefaltet und blickte schweigend und abwesend vor sich nieder.

Heinrich saß am Tische und las emsig in seinem Robinson. Herr Mertens ließ seine Augen lange auf dem Knaben ruhen, dann nahm er eine Zeitung und durchflog dieselbe.

Tante Finette kehrte in's Zimmer zurück und sagte, indem sie sich neben Franziska setzte: Unser kleines Engelchen schläft ganz süß. – Franziska reichte ihr mit stummem Danke die Hand.

Herr Mertens legte die Zeitung bei Seite.

Fräulein Finette, begann er, ich habe über unser gestriges Gespräch weiter nachgedacht.

– In Betreff –? Tante Finette deutete mit einem Augenblinken auf Heinrich, der in den Robinson völlig vertieft war.

Ja wohl. Ich finde, daß Sie ganz recht haben. Er bedarf der männlichen Aufsicht. Ich will ihn gern als ein Vermächtniß meines Schwiegersohns auf mich nehmen und für seine Erziehung sorgen, aber ihn im Hause zu beaufsichtigen, erlauben mir meine Verhältnisse nicht. Franziska ist auch nicht im Stande, sich jetzt viel mit ihm abzugeben.

Franziska seufzte und nickte übereinstimmend vor sich hin. Ich werde schon morgen mit dem Doctor Niesemann sprechen. In seiner Pension wird er sehr wohl aufgehoben sein.

– Ganz gewiß! Er kann von Glück sagen, so vorzüglichen Händen anvertraut zu werden.

Heinrich wurde aufmerksam. Er sah Einen nach dem Anderen mit fragenden Augen an.

Ja, Heinrich, fuhr Herr Mertens fort, von dir ist die Rede. Du sollst der Pension des Herrn Doctors übergeben werden.

Ein Schreck durchfuhr den Knaben, Thränen schossen ihm zu den Augen empor. Er wendete sich mit einem flehentlichen Blicke an Franziska.

Sie winkte ihn zu sich. Es wird so am Besten sein, liebes Kind, sagte sie, indem sie ihm die Backen strich; du wirst dort unter deinen keinen Freunden leben, und

Sonntags besuchst du mich. Dann sprechen wir von Gotthard – nicht wahr, mein Heinrich? Und von Dietharz, und von alten glücklichen Zeiten – und halten fest an einander, wie gute, treue Genossen! Und wenn Gotthard auf uns hernieder sieht, dann freut er sich – daß wir beide ihn –

Franziska's Stimme wurde von Thränen erstickt.

Geh zu Bett, lieber Junge, sagte Tante Finette, die für Franziska besorgt wurde.

Heinrich küßte Allen die Hand und schwankte weinend aus dem Zimmer. Ihm war's, als wäre nun das Trennungswort für immer ausgesprochen. Bilder einer trübseligen Zukunft beschäftigten ihn noch Stunden lang und gingen sogar in seinen Traum hinüber.

Achtes Kapitel.

Herr Mertens hatte mehrere Meilen von der Stadt eine Landgut. Das sehr geräumige Schloß sah mit seiner Front auf den weiten, von Oekonomiegebäuden umgebenen Hof. An die Rückseite schloß ein Küchengarten. Er hatte das Gut seit Jahren verpachtet und stand mit dem Pächter, Herrn Dippel, auf einem befreundeten Fuße. Ein paar Stuben im oberen Stockwerk hatte er sich vorbehalten, für jeweilige Besuche, die er mit seiner Familie hier zu machen pflegte. Denn so scheinbar reizlos auch das Haus zwischen seinen Ställen, Scheunen, Obstgärten und Kohlpflanzungen da stand, so anmuthig entfaltete sich die Gegend etwa eine Stunde von Buchensee und lud zu den mannichfachsten Spaziergängen ein.

Die weitgedehnte Fläche des See's wird umkränzt von leichten Hügeln, welche mit herrlichen Eichen, Buchen und Kiefern bedeckt sind. Der See mit seinen Buchten, Verengungen und Erweiterungen, gewährt von verschiedenen Punkten aus die lieblichsten Aussichten und ladet den Kahn auf seine Wellen ein.

Herr Mertens hatte vor einem Jahre angefangen hier hart am Ufer ein hübsches, bequemes Haus zu bauen. Gotthard sollte die Wände mit italienischen Landschaften ausmalen. Alle versprachen sich tausendfältigen Genuß diesem künftigen Sommeraufenthalte.

Jetzt war das Haus fertig. Der Garten rings umher stand mit seinen Rasenplätzen und hohen Bäumen, die man nicht erst hatte zu pflanzen brauchen, im schönsten Sommerschmucke.

Herr Mertens suchte Franziska zu bewegen, der guten Jahreszeit wahrzunehmen und nach Buchensee hinaus zu ziehen. Sie war schwer dazu zu bewegen. Hier in der Stadt erinnerte sie Alles an Gotthard, draußen Nichts, als daß er vergeblich gehofft hatte, dort glückliche Tage zu verleben. Sie schauderte vor der fremden Einsamkeit.

Der Arzt jedoch unterstützte den Vorschlag ihres Vaters durchaus. Er versprach sich viel Gutes von einem Ortswechsel und von der frischen Landluft für sie.

Sie erklärte sich endlich bereit, wenn Tante Finette die Einsamkeit mit ihr theilen wolle. Die Letztere sagte mit Freuden zu. So wurde denn das Haus schnell eingerichtet, und Franziska zog mit ihrem Kinde, mit Tante Finette und einem ganzen Hausstande hinaus nach Buchensee. –

Heinrich war inzwischen der Pension des Doctor Niesemann vergeben worden. Wie er vorausgesehen hatte, nahmen die Frau Doctorin und ihre drei Töchter sich seiner sofort ganz besonders an, um ihm Manieren beizubringen. Fritz Eberlein's Lage verbesserte sich dadurch einigermaßen, denn da durch Heinrich's Erziehung die Aufmerksamkeit der vier Damen etwas von ihm abgelenkte wurde? ging ihm vieles durch, was ihm sonst die verwegensten Hyperbeln oder gar Strafen zugezogen hätte.

Ueber den Doctor hatte Heinrich sich nicht zu beklagen, denn derselbe sah in ihm einen fleißigen und aufmerksamen Schüler. Gleichwohl aber fand er auch keinen Schutz bei ihm gegen die Quadrupel-Allianz der Damen. Diese legten dem Knaben die Erziehungszwangsjacke hinter seinem Rücken an, und da Heinrich sich nicht entschließen konnte dem Doctor zu klagen, so mußte er sich wohl bequemen, geduldig auszuhalten.

Aber bei seinem geweckten Geiste und einer früh erwachten Beobachtungsgabe machte er im Dienste der vier Damen die merkwürdigsten Entdeckungen und Erfahrungen. So wurde es ihm schon in den ersten Tagen klar, daß die drei Schwestern nur vor den Augen Anderer einig und liebevoll zu einander standen, insgeheim aber in heftigem Kriege unter sich begriffen waren.

Sie hatten früher den Schuldiener Raps zu allerlei kleinen Besorgungen und Botendiensten benutzt, immer unter Einschärfung der tiefsten Verschwiegenheit. Aber Raps hatte seit einiger Zeit den Dienst verlassen, und

so fielen die Augen der drei Damen wie durch gemeinschaftliche Verabredung auf Heinrich. Doch war es keine Verabredung, sondern das Streben, einander durch ein und dasselbe Mittel zu überlisten. Melicerta hatte zuerst gemerkt, daß Heinrich von Dorinden an Rapfen's Stelle gesetzt worden war, und benutzte ihn nun ebenfalls, denn im Falle ihr Geheimniß herauskam, konnte sie Dorinden's Heimlichkeit preisgeben. Kunigunde ihrerseits lauschte den beiden Schwestern ebenfalls die Mysterien ab und verfolgte denselben Weg, denn auch sie vermochte es, sich sicher zu stellen, oder zu rächen. Jede wußte von den verborgenen Angelegenheiten der Anderen und hatte Krieg und Frieden in der Hand. Bald schickte ihn Melicerta nach Kuchen, Näschereien und Büchern aus der Leihbibliothek – welche letzteren dem jugendlichen Boten schon durch ihr Aussehen verfänglich erschienen, und von deren Inhalt er nichts Gutes ahnte. Es ward ihm eingeschärft, Dorinden und Kunigunden durchaus Nichts davon merken zu lassen. Bald sendete ihn Kunigunde mit einem Briefe, der die Aufschrift St. V. trug, zu dem Portier der Universität, indem sie ihm allerlei Versprechungen machte, für den Fall, daß er Dorinden und Melicerten Nichts davon verrathe. Der Portier pflegte – beiläufig gesagt – bei Empfang solcher Briefe nach einem anderen, schon vorräthigen, zu suchen und ihn dem Boten zu übergeben.

Heinrich wunderte sich sehr über diese heimliche Correspondenz, und da er Briefe von seiner Mutter ganz offenkundig durch die Post erhielt, so gerieth er in einige

Zweifel, daß es hier mit rechten Dingen zugehe. Seine Neugierde wurde rege, und er brannte darauf, den Geheimnissen auf die Spur zu kommen.

Eines Tages winkte ihn Dorinde zu sich. Sie reichte ihm einen Brief, den sie ihn schnell in die Tasche stecken hieß, unter Androhung ihres Zornes, wenn er Kunigunden und Melicerten etwas davon merken lasse. Er machte sich sogleich auf den Weg, um den Brief zu besorgen. Die Adresse lautete an »Clara Töpfer«, wohnhaft bei Madame Schnepfe. Er stieg vier Treppen des ihm bezeichneten Hauses empor. Da traten zwei junge Herren aus einer Thür. Der eine war ein Postsecretär. Wohnt hier Madame Schnepfe? fragte Heinrich.

– Ja, Kleiner, sagte der Postsecretär. Sie ist ausgegangen. –

Ich habe einen Brief an sie.

– Zeige her, will ihn übergeben.

Heinrich gab dem Herrn den Brief, der Postsecretär zeigte dem Anderen die Adresse. Beide machten sehr komische Gesichter und gingen in's Zimmer zurück. Gleich darauf hörte Heinrich sie laut lachen und sprechen. Er konnte jedes Wort hören.

Von deiner alten Schachtel? lachte der Eine.

– Das verdrehte Geschöpf! jubelte der Postsecretär. Wahrhaftig, ich will den Spaß noch weiter fortführen. Sie ist dumm genug, Alles für baare Münze zu nehmen. Du mußt mir morgen helfen, eine Antwort in den gefühlvollsten und hochtrabendsten Worten aufzusetzen. In meiner

Sicherheitsmaske als Clara Töpfer bin ich gegen Alles geschützt, selbst wenn ich ihr die Ehe verspreche. Komm, diesen Brief nehmen wir mit in den Club! –

Heinrich hatte genug gehört, um den Kern der Sache zu wittern. Eilig lief er die Treppe hinab und nach Hause. Er konnte nicht umhin, das Geheimniß Fritz Eberlein mitzutheilen, und noch an demselben Tage wußte es nicht nur das Triumvirat, sondern auch Xaver.

Der Letztere vermuthete noch viel mehr, als das Triumvirat in seiner Kindlichkeit ahnte. Er war in neuester Zeit zu einem Hasse gegen den weiblichen Theil des Hauses gelangt, welcher den der drei Andern noch weit überstieg, und in welchem er demselben jede Verruchtheit zutraute.

So beschloß denn Xaver, Dorinden einen Streich zu spielen, der für einen Knaben von 14 Jahren abscheulich genug war. Er setzte einen Brief an dieselbe auf, welcher folgendermaßen lautete.

> »Holdes Mädchen! Du bist das Ideal meines Lebens. Ich liebe Dich mit leidenschaftlicher Treue. Doch habe ich Dir etwas sehr Wichtiges mitzutheilen. Erwarte mich heut Abend um halb elf Uhr in der Ecke des Schulgartens, ich werde über die Mauer steigen, denn ich habe Turnen gelernt. Glaube mir, daß kein Mann dich heißer liebt als ich. Leb wohl!
>
> Deine unvergängliche

Clara Töpfer.

Fritz Eberlein jauchzte, und Heinrich erschrak heftig, als Xaver ihnen dies Schreiben mittheilte. Heinrich drang in ihn, dasselbe zu vernichten, denn er sah das Geheimniß schon verrathen und sich als den Verräther entlarvt. Aber Xaver blieb bei seinem Entschlusse. Er gab den Brief dem ersten besten Jungen von der Straße, nebst einem Stück Geld, zur Bestellung. –

Heinrich verlebte den Tag in der ängstlichsten Spannung. Als man sich zur Abendtafel niedersetzte, glaubte er zu bemerken, daß Dorinde ihm einen wüthenden Blick entgegen schoß. Jetzt wußte er, daß er entdeckt sei, und ließ ein Glas Wasser, welches er zum Munde führen wollte, in den Suppenteller fallen.

– Um des Himmels willen! rief die Doctorin, ist das ein ungeschickter Junge! Wirst du nie Manieren lernen, Falk? Du bekommst Nichts zu essen. Fort vom Tische und in's Arbeitszimmer!

– Er kann nicht dafür, Mutter, begann Dorinde, Eberlein hat ihn gestoßen, ich hab es gesehen!

– Alle beide hinaus, Eberlein und Falk! herrschte die Doctorin.

Fritz wollte entgegnen, der Doctor aber nahm das Wort und sagte: Seht euch künftig vor! Es mag ein Versehen gewesen sein. Bleibt nur sitzen!

Die Doctorin fuhr fort gegen die Ungeschicklichkeit und den Mangel an Manieren zu eifern, Heinrich aber

war erstaunt, daß Dorinde das Wort für ihn geführt, da er sie gerade gegen sich aufgebracht glaubte. –

Als die Knaben sich zu Bette begaben, war Fritz Eberlein in der größten Aufregung über die Frage, welches Resultat der fingirte Brief haben werde. Wird Dorinde darauf eingehen, oder nicht?

Das Triumvirat und Xaver schliefen in einem Zimmer zusammen, welches nach dem Schulgarten hinaus ging. War Dorinde thöricht genug dem Briefe zu folgen, so mußten sie sie vom Fenster aus durch den Garten kommen sehen.

Das Licht wurde im Zimmer gelöscht, aber kein Schlaf kam über die aufgeregten Gemüther. Alle vier standen am Fenster flüsternd zusammen, um, gedeckt von der Dunkelheit, das Abenteuer zu belauschen.

Da ist sie! rief Fritz Eberlein, indem er vor Vergnügen mit Armen und Beinen zappelte.

Ich wußte ja, daß die Gans darauf eingehen würde! sagte Xaver. – Heinrich aber traute seinen Augen nicht. Denn wirklich sah er eine Gestalt durch den Garten gehen.

Die kann lange warten! sagte Xaver, indem er in's Bett sprang. Die Anderen legten sich mit der Zeit auch nieder, Fritz Eberlein aber lief noch ein Dutzendmal an's Fenster, um sie zurückkommen zu sehen.

Heinrich lag noch Stunden lang wach. War ihm der heimliche Verkehr mit den drei Fräuleins von jeher unangenehm gewesen, so erfüllte ihn dieses Ereigniß mit entschiedener Verachtung gegen sie. Sein Herz war kindlich

genug, nur ein oberflächliches Verständniß solcher Angelegenheiten zu haben, dennoch aber fühlte er, daß hier ein Unrecht begangen werde. Er erkannte, daß Dorinde eine Närrin sei, die sich von der Erfindung eines Knaben bethören lasse. Zugleich erfüllte ihn das Bewußtsein seiner Mitschuld mit tiefer Reue, und er beschloß den Damen durchaus keine Dienste mehr zu leisten, koste es auch, was es wolle. Gestärkt durch diesen Entschluß schlief er endlich ein. –

Fräulein Dorinde erhob sich am anderen Morgen sehr ärgerlich von ihrem Lager. Die verstellte Handschrift des Briefes war ihr zwar gestern aufgefallen, so wie auch die ungewöhnliche Art der Uebersendung. Allein nach mancherlei Ueberlegung war sie zu dem Resultat gekommen, daß der Postsecretär ihrer Wahl seine Gründe gehabt haben werde, und hatte sich entschlossen, ihn zu erwarten. Sein Ausbleiben erfüllte sie mit Aerger und Betrübniß, und in der ersten unbewachten Stunde – die Schwestern wußten genau, was sie in derselben trieb – setzte sie ein neues Schreiben an Clara Töpfer auf. Nach dem Schluß der Schulstunden suchte sie Heinrich auf, um ihn damit zu Madam Schnepfe zu schicken. Aber in welches Erstaunen gerieth sie, als Heinrich erklärte, er werde ihre Briefe nicht mehr austragen!

Mit gedämpfter Stimme überschüttete sie ihn mit einem Strome von Drohworten, welche Heinrich mit großer Ruhe hinnahm.

Kunigunde und Melicerta hatten bemerkt, daß ihre Schwester einen Conflict mit Heinrich habe, und kamen schnell herbei. Was hat er verbrochen? rief Kunigunde.

Nichts hab ich verbrochen, sagte Heinrich, als daß ich keine Briefe mehr zu Madame Schnepfe tragen will. Auch an den Portier werde ich Nichts mehr bestellen, Fräulein Kunigunde, und auch für Fräulein Melicerta keinen Kuchen mehr auf Rechnung holen. Der Conditor hat mir das letzte Mal kaum noch welchen geben wollen und drohte, er werde an den Herrn Doctor schreiben, wenn er nicht bald sein Geld bekomme!

Nach diesen Worten erhielt Heinrich eine Anschauung davon, wie er sich ungefähr die Furien des Alterthums zu denken habe. Die drei Damen ließen ihrer Zunge freien Lauf und zogen ihn an den Armen hin und her, so daß Heinrich, der sich im Rechte wußte, zu Vertheidigungsmaßregeln seine Zuflucht nahm.

Was habt ihr da wieder mit Falk? rief plötzlich eine Stimme. Der Doctor stand in der Thür.

Die Damen waren in der tödlichsten Verlegenheit, denn sie zweifelten nicht, daß ihr obstinat gewordener Unterhändler jetzt Alles verrathen werde. Aber Dorinde beschloß, noch einen kecken Rettungsversuch zu machen. Der ungefällige Junge, rief es mit einem Drohblicke auf Heinrich, will mir die Bitte nicht erfüllen, ein Päckchen Zwirn für mich zu holen!

Er hat auch durchaus nicht die Verpflichtung Zwirn für euch zu holen! sagte Herr Niesemann. Ueberhaupt soll er ohne mein Wissen das Haus nicht verlassen. Eben aber

erfahre durch einen Brief, daß er zu sehr ungebührlichen Diensten mißbraucht worden ist. Hier schickt mir der Conditor eine Rechnung, auf sechzehn Thaler lautend, welche er für Obstkuchen zu fordern hat. Für sechzehn Thaler Obstkuchen – das ist denn doch eine Genäschigkeit, die mir zu toll wird!

Melicerta setzte sich abgewandt an das Fenster und sehnte sich nach einer Ohnmacht, die jedoch bei ihrer gesunden Constitution durchaus nicht kommen wollte.

Ich verbiete auf das Nachdrücklichste, fuhr der Doctor fort, den Knaben jemals wieder zu irgend einer Besorgung auszuschicken. Und dir, Falk, untersage ich es, das Haus ohne mein Wissen zu verlassen. Kommt dergleichen noch ein Mal vor, so muß ich dich aus meiner Anstalt entfernen. –

Der Doctor nahm Heinrich bei der Hand und ging mit ihm aus dem Zimmer. Die Damen waren außer sich, denn es lag ihnen am Tage, daß Heinrich ihre Sünden zugleich mit den seinigen beichten werde.

Mehre Tage der Angst vergingen. Als jedoch kein Anzeichen eines Verrathes sichtbar wurde, verhielten sie sich gleichgültig gegen Heinrich. Hatte derselbe jedoch von nun an Ruhe vor den Fräuleins, so ward doch seine Stellung der Doctorin gegenüber eine täglich unheilvollere. Denn insgeheim arbeiteten die drei Beleidigten fortwährend mit rächerischen Anklagen und Bemerkungen

gegen ihn, und wenn man dem weiblichen Theil des Hauses Glauben schenkte, so war Heinrich das entmenschteste Ungeheuer, das jemals sein neuntes Jahr erreicht hatte.

Ja, er wurde tüchtig gepeinigt, der arme Junge, und nach der liebevollen Verwöhnung, welche er in Gotthard's Hause erfahren hatte, mußte ihm die Pension anfangs wie eine Hölle erscheinen. Die ihm versprochenen Sonntage bei Franziska waren ihm nur zweimal zu Theil geworden, denn sie wohnte schon seit längerer Zeit in Buchensee. Heinrich vermißte sie schmerzlich und konnte sich ihres Umganges durchaus nicht entwöhnen. Bei diesen Entbehrungen waren ihm seine Freunde ein Trost, vorzüglich Fritz Eberlein. Die Knaben verschworen sich zu einer trotzigen Gleichgültigkeit gegen die häuslichen Strafen, das Weinen wurde streng verpönt, die Fräuleins mit Geringschätzigkeit behandelt. Sie machten damit freilich Nichts besser, hatten jedoch die Genugthuung, daß ihr Wesen die Feindinnen täglich in Aerger und heimliche Wuth brachte. –

Endlich kamen die heiß ersehnten Herbstferien heran. Fritz Eberlein hatte schon sechs Wochen vorher die Stunden und Minutenzahl bis zu dem ersten Tage der Freiheit berechnet.

Ludwig Dippel erhielt von seinem schon viel über das Triumvirat geschrieben, die Erlaubniß, Fritz Eberlein mit nach Buchensee zu bringen. Da Heinrich von Franziska ebenfalls eingeladen worden war, standen die herrlichsten Tage auf dem Lande in Aussicht. Auch Xaver, der auf

das Gut seiner Mutter reiste, versprach die Freunde zu besuchen, da die Besitzungen nur zwei Stunden von einander entfernt lagen. Die Frau Doctorin freilich sprach in der letzten Woche täglich die schaudererregendsten Vermuthungen aus, über die voraussichtliche Verwilderung und Manierenlosigkeit, in welcher die junge Gesellschaft zurückkehren werde, aber die nach Freiheit Dürstenden kehrten sich an Nichts mehr und reisten beseeligt ab.

Neuntes Kapitel.

So brach denn wirklich in Buchensee eine glückliche Zeit für die liebe Jugend an. Heinrich wurde von Franziska wie ein lang entbehrter Sohn empfangen und brachte ihr dafür die ganze Fülle seiner Liebe und Zärtlichkeit zurück. Aber es war sehr still in dem neuen Hause, auf den Rasenplätzen, unter den hohen schattigen Linden und Buchen des Gartens. Es war so still, daß man das schöne Asyl am See für unbewohnt hätte halten können. Zuweilen sah man ein paar schwarzgekleidete weibliche Gestalten die Kiesgänge entlang wandeln. Sie gingen so still und leise, sie standen zuweilen vor einem farbenschimmernden Blumenstück still, sie sahen oft lange und schweigend von der Terrasse über die glänzende Fläche des Sees und verloren sich wieder zwischen den hohen Laubgängen. Es war zu erkennen, daß tiefe, tiefe Trauer ihre Schritte begleitete.

Franziska fühlte, daß es ihrem Liebling hier zu öde und einsam werden würde, und schickte ihn schon am zweiten Tage zu Dippel's, wo sie mehr Unterhaltung für ihn erwartete.

Sie hatte Recht. In der Dippel'schen Familie herrschte vom Morgen bis zum Abend Leben und Heiterkeit, und wie der Empfang der kleinen Gäste von Jubel und Freude begleitet war, so wurde ihnen jeder Tag zum Feste gemacht.

Der Pächter Dippel war einer der glücklichsten Menschen. Mit Leib und Seele Landwirth, bescheiden in seinen Anforderungen an das Leben, zufrieden und glücklich in seiner Häuslichkeit, verlangte er Nichts weiter, als was er besaß. Sein gut genährter, untersetzter Körper gedieh, sein freundliches Gesicht sprach von Wohlbehagen. Mit seiner Gattin lebte er gemüthlich und schäkerhaft wie in den Flitterwochen. Sie war eine ihm durchaus ähnliche Natur. Gesund und kräftig, immer frisch bei der Wirthschaft, froh durch ihre Arbeit, glücklich als Mutter ihrer fünf Kinder. Je lauter und lustiger es im Hause zuging, desto lieber war es den Dippel'schen Ehegatten. Krankheit und Unglück hatten sie wenig kennen gelernt, und wenn sie davon in ihrer regen Geschäftigkeit hörten, kam es ihnen vor, als hätten sie auch keine Zeit zu dergleichen traurigem Luxus des Lebens. Der Empfang Ludwig's, ihres Erstgebornen, war ein hohes Freudenfest. Lasten von frischem Kuchen, Leibgerichte aller Art bedeckten die Tische. Heinrich und Fritz waren so willkommen in ihrem

jubelnden Freiheitsgefühl, wurden mit solcher Hochachtung empfangen, daß, wenn sie jemals ein Eldorado und Schlaraffenland geträumt hatten, hier ein Erwachen in demselben von ihnen geglaubt werden konnte.

Hoho! rief Herr Dippel, wenn er des Morgens in die Schlafstube der Knaben trat: Hoho! Kerls, aus den Betten! Hat fünf Uhr geschlagen, Faullenzerchen, Langschläferchen! Frisch hinaus in die liebe Morgenluft! Will euch die dunstige Stadtluft austreiben! Sollt mir hier gedeihen wie die Schneckchen! Hoho! –

Sie saßen um den Frühstückstisch. Hoho! hieß es, zugelangt, ist euch gesund, brave Jungen sollen brav essen! Seid ganz spillrig bei eurer Frau Doctorin geworden, will euch schon fett kriegen, ihr Grashupferchen! Hoho! – Hier frisch Butter und Brod! Frauchen, da schenk' Fritzchen noch ein Täßchen ein. Zulangen, Heinzchen! Willst du Käse? Da – daß wir den Honig nicht vergessen! Ist selbstgewonnene Gottesgabe, besser als euer Zuckerbäckerwerk in der Stadt! Was will mein Ludwig? Schinken? Frauchen – hol' den Jungens doch Schinken! Hoho! Wollen die Gelehrsamkeit einmal vergessen, wollen die Bücher an die Wand werfen und lustig sein! Gelehrsamkeit und Arbeit in der Schule ist gut zu seiner Zeit, feiern und erholen will auch seine Zeit. Frisch zugegriffen, da bringt bringt Mama den Schinken – hoho! Hoho, den Schinken!

Nach dem Frühstück neue Freude. Hoho! Jetzt die Mützen genommen, Jungens! Wollt ihr die Ställe sehn? Die Pferde sehn? Reiten? Sollt reiten! – Frauchen, pack

uns einen Imbiß zusammen! Wollen hernach auf's Feld fahren, wollen in den Wald, den Holzstand und die Schonung besuchen. Habt ihr schon mal einen Hasen geschossen? Hoho! Wollen die Büchse mitnehmen, will euch schießen lehren. Adieu, Frauchen, mein Mäuschen! Werden mit gutem Appetit zurückkommen. Hoho!

Nun ging's in Wald und Feld hinaus, mit Gelächter und Freudengeschrei. – Hoho! hieß es bei der Heimkehr, ist das Essen fertig? Haben barbarischen Appetit, Frauchen, ich und die Jungens. –

So kam der Abend, wo einer neuen Mahlzeit zugesprochen wurde. Dann rauchte Vater Dippel sein Pfeifchen und erzählte allerhand landwirthschaftliche und Jagdgeschichten, oder ließ sich erzählen.

Auch gesungen mußte werden. Heinrich konnte schöne Volkslieder, welche seine Freunde ihm mit der Zeit abgelauscht hatten. Vater Dippel nahm Heinrich einmal über's andere beim Kopf und küßte ihn ab, indem er jubelnd rief, er sei der beste kleine Goldschwerenöther, den die Sonne je beschienen hätte.

Ueber Fritz Eberlein aber wollte Vater Dippel immer den Geist aufgeben vor Lachen, absonderlich über seine Räthsel. Fritz Eberlein hatte nie ein solches Publikum gehabt, hätte auch kaum hoffen dürfen, je ein besseres zu finden. Und jemehr Herr Dippel jauchzte und sich auf dem Sopha umherwarf, daß es krachte, desto reicher ließ Fritz seinen Räthselquell fließen.

Wer – fragte Fritz Eberlein – wer kann hundert Mann auf Einem Wagen zur Stadt fahren?

– Hundert Mann? Wer sich einen dazu bauen läßt.

Nein, wer Einen nach dem Andern fährt.

– Hoho! Gut gegeben! Wahrhaftig, Einen nach dem Andern!

Wie kann man aus einem Sack voll Korn zwei solche Säcke zugleich voll machen?

– Nicht möglich, geht nicht, gar nicht denkbar!

Doch! Wenn man einen Sack über den anderen zieht und den innersten anfüllt.

– Ach du Tausendsassa! Hoho! Schöne Geschichte, da könnte man Geschäfte machen, hoho!

Wenn man in den Kuhstall geht, was riecht da am ersten?

– Hoho! Das ist kein Räthsel! rief Herr Dippel und gab eine sachkundige Antwort.

Nein, die Nase! rief Fritz Eberlein.

– Hoho! die Nase! Frauchen, die Nase! Die Nase! Die Nase! –

Wann hat das schönste Frauenzimmer in der Welt gelebt?

– Hoho! Jetzt will er mich mit Gelehrsamkeit übertölpeln, aber die weiß ich auch noch, die – wie hieß sie doch? Die schöne Helena, richtig!

Nein, das schönste Frauenzimmer hat zwischen ihrem Geburts- und Sterbetage gelebt.

– Hoho! Du Fink, das läßt sich hören! Du Rohrspatz, hoho!

Was ist das Beste am Salat?

– Hoho! Essig und Oel!

Daß er geschmeidig ist, sonst ließe er sich nicht in den Mund schieben.

– Hoho! Gut, daß er nicht von Blech ist, wahrhaftig! Hoho!

Auf welche Seite fällt der Fuchs, wenn er geschossen wird?

– Wenn er geschossen wird? Nu, auf die, – wo er angeschossen worden ist.

Aber welche ist das?

– Ja nu, je nachdem! Herr Dippel, der ein eifriger Jäger war, schenkte dieser Frage ein ernsteres Interesse und dachte nach.

Auf die rauhe Seite! rief Fritz.

– Hoho! Potz tausend, ja, immer auf die rauhe! Immer auf den Pelz!

– Wie viel Flöhe gehn auf einen Scheffel?

– Wer hat's gemessen? Hast *du*'s etwa, du Zeisig?

Keiner, denn sie springen Alle davon.

– Hoho! Das glaub' ich! Frauchen, hörst du? Alle, alle springen sie davon! Hoho! Alle davon, hoho!

Warum sind alle Flöhe schwarz?

– Weil sie der liebe Gott nicht grün angestrichen hat!

Nein, weil sie immer Trauer haben.

– Hoho! Knick, knack! Weil sie immer Trauer haben! Hoho! Trauer haben, hoho! Wenn man das Alles nur behalten könnte! Hoho! –

Frau Dippel trieb jetzt zum Schlafengehn, da es halb zehn Uhr sei. Vater und Mutter begleiteten die Knaben hinauf in ihr Zimmer, machten die Fenster zu und hielten

darauf, daß jeder seine Kleider auf einen eigenen Stuhl legte.

Schon lagen sie in den Betten, als Herr Dippel plötzlich Fritzen's Kopfkissen nahm und es ihm an den Kopf warf mit der Frage: Wie heißt jetzt das Kissen? Treff Bube! fügte er gleich selbst lachend hinzu.

Treff Daus! rief Fritz Eberlein, indem er es ihm zurück warf. Auf dies Signal eröffnete sich ein allgemeines Bombardement mit Kopfkissen, in welchem Vater Dippel der Tollste war.

Mutter Dippel brachte das Licht aus der Schußweite, und hielt sich die Seiten vor Lachen. Endlich rief sie: Nun aber ist's genug! Auseinander, Vater und Jungens, laß gut sein, Väterchen! Sie müssen schlafen, sonst sind sie morgen nicht aus den Betten zu bringen. – Sorgfältig schob sie jedem sein Kissen unter den Kopf und verbot weitere Unterhaltung.

Herr Dippel klopfte seiner Frau auf die Schulter und sagte: Richtig, Frauchen, hast immer Recht! – Dann ging er an jedes Bett, küßte jeden Knaben zur guten Nacht und ging mit dem Lichte hinaus.

So ging es heut, so oder ähnlich ging es jeden neuen Tag. Man konnte nicht unterscheiden, wer die Lustigeren waren, die Wirthe oder die jungen Gäste? –

Auch Besuche in der Nachbarschaft wurden gemacht, bald zu Wasser, bald zu Lande. In der Familie des Pfarrer Sonderland, welcher jenseit des Sees in Schönsiedel wohnte, fanden sie ein paarmal die heiterste Aufnahme.

Auch Xaver kam auf Besuch zu Dippel's, und so erfüllten sich alle kühnsten Ferienträume. –

Aber auch Franziska's Einsamkeit sollte in dieser Zeit unterbrochen werden. Der Pfarrer Sonderland hatte von der unglücklichen jungen Frau gehört, und in der Voraussetzung, daß ihr ein gutes Wort der Tröstung, des Antheils oder auch nur zerstreuenden Gespräches wohlthätig sein werde, machte er ihr einen nachbarlichen Besuch. Franziska fühlte sich durch denselben von Herzen gestärkt. Der Pfarrer, ein fein gebildeter Mann, von vortrefflichem Charakter, knüpfte, bei eingehendem Verständniß ihrer Lage, im Gespräch an vielerlei Beziehungen zum Leben wieder an, die ihr seit lange entfremdet war. Sie sprach wieder freier und nicht ausschließlich aus den Schmerzen ihres Verlustes heraus. Sie fühlte sich erleichtert und erquickt. Die neue Bekanntschaft wurde kultivirt, und schon hatte Franziska mit Tante Finette einen Besuch in Schönsiedel gemacht. Sie wollte den Weg zu Kahne zurücklegen, aber dazu war Tante Finette nicht zu bewegen. Nein, Kind, sagte sie, ich habe die ganzen einundfünfzig Jahre meines Lebens mich nicht auf's Wasser gewagt, ich werde es nun nicht im zweiundfünfzigsten. Ich glaube, daß unser Johann und der Kutscher ganz gute Ruderer sind, aber – ich bin nun einmal so ein komisches Mädchen!

Eines Tages kam Herr Mertens zum Besuch und brachte einen neuen Gast mit. Es war ein Herr, der mit dem Kaufmann seit längerer Zeit in Beziehung stand, ohne daß er mit der Familie desselben bisher einen geselligen

Umgang gepflogen hätte. Der Name und die Person des Herrn von Wintersbach waren Franziska'n oberflächlich bekannt, doch schien sie überrascht, als ihr Vater den halb Fremden in ihre Einsamkeit brachte.

Herr von Wintersbach war ein Mann, der in einem Lebensalter, wo Andre im Staatsdienst noch eine niedere Stufe einnehmen, schon eine einflußreiche Stellung bekleidete. Kaum vierzig Jahr alt, stand er bereits als Präsident an der Spitze eines staatsdienstlichen Collegiums und erregte die Vermuthung, daß dies noch lange nicht der Gipfel sei, den er in seiner Wirksamkeit zu ersteigen habe. Sein großes Privatvermögen vervollkommnete jene äußerlich glänzende Lebensstellung, welche von Vielen beneidenswerth genannt wird. Dazu war er von Person ein stattlicher, einnehmender Mann, ein Mann von reicher Bildung, ein im ernsteren Sinne guter Gesellschafter. Er hatte ein lebhaftes Interesse für Kunst und Wissenschaft, ohne jemals mit demselben zu prunken. Die Wenigsten ahnten Etwas von diesem Interesse oder erfuhren es nur durch Zufall.

Und doch konnte er bei allen glänzenden Erfolgen seines Strebens, bei allem Reichthum, bei aller Bildung, bei allen Hülfsquellen zur Bildung – und doch konnte er kein glücklicher Mann genannt werden. Seine Gattin, die er als ein sehr junger Beamter geheirathet hatte, war bei der Geburt ihres vierten Kindes gestorben. In wenigen Jahren folgten ihr die drei ältesten Kinder, und der bekümmerte Mann sah sich, bis auf den jüngsten Knaben, seiner Familie beraubt. Aber dieses Kind, welches sein

Trost hätte sein können, sollte grade zur Hauptsorge und Bekümmerniß seines Lebens werden. Der Knabe, eben über sein zehntes Jahr hinaus, litt an einer Schwäche in den Fußgelenken und hatte nie einen Schritt gehen gelernt. Er wurde wie gelähmt in einem Rollstuhle gefahren. Herr von Wintersbach, hatte alle Aerzte der Hauptstadt zu Rathe gezogen, er hatte sich mit den bedeutendsten Aerzten von ganz Europa in Correspondenz gesetzt, und doch waren alle bisherigen Versuche, dem Knaben eine bessre Zukunft zu verschaffen, vergeblich geblieben. Reichthum und alle äußeren Hülfsmittel sicherten demselben zwar jede Bequemlichkeit des Lebens, aber die Hülflosigkeit seiner Lage mußte trotzdem zu einem trostlosen Verzichten auf tausend Ansprüche führen, Ansprüche an die Freuden der Jugend, an das Streben des Mannes. Wie gern hätte der Präsident sein ganzes Vermögen hingegeben, wenn er den Knaben, welcher die besten geistigen Anlagen zeigte, hätte hergestellt sehen dürfen.

Diese große und stete Sorge seines Lebens hatte Herrn von Wintersbach ein ernstes, kalt erscheinendes Wesen gegeben. Seine amtliche Stellung kündigte sich dazu seinen Worten, Mienen und Geberden an. Es lag nichts Hochmüthiges, aber Etwas von Strenge und Unnahbarkeit darin; er war nicht zurückstoßend, aber ablehnend. Er behandelte seine nächsten Bekannten nicht mit Freundschaft, aber mit Hochachtung. Sein Urtheil über Menschen und Dinge schien unbestechlich, doch sprach er sich selten bestimmt aus, sondern immer bedingungsweise und abwägend.

Franziska und Tante Finette fühlten sich anfangs durchaus nicht behaglich in der Gesellschaft dieses Mannes. Sie waren um die Unterhaltung verlegen, denn es schien, als könnte ihm Nichts ein warmes Interesse abgewinnen. Besonders fürchtete sich Tante Finette vor ihm. Denn sie war sehr klein und er sehr groß, und wenn sie gleich der Gewißheit leben konnte, daß er ihr Nichts zu Leide thun werde, so – war sie doch nun einmal so ein komisches Mädchen.

Indessen, das Gespräch belebte sich. Der Präsident schenkte dem neuen Hause Aufmerksamkeit und ließ sich die Einrichtung zeigen. Er sprach davon, daß der Gartensaal schöne Wände zeige, die zu einer malerischen Ausschmückung aufforderten. So gerieth man auf das Gebiet der Malerei. Er erzählte, daß er jene beiden Gemälde Gotthard's, welchen derselbe sein erstes rühmliches Bekanntwerden verdankte, von dem bisherigen Besitzer an sich gebracht habe und sie sehr hoch stelle.

Bald verflocht er Franziska in ein Gespräch über verschiedne Leistungen ihres verstorbnen Gatten. Er erbot sich, ihr von den beiden Gemälden kleine Aquarellkopieen machen zu lassen. Sie besaß dergleichen von allen Gemälden Gotthard's in ihrem Album, nur jene beiden fehlten bisher noch. Sie war sehr gerührt über seine Zuvorkommenheit und nicht im Stande, ihre Thränen zurück zu halten. Jetzt erst sprach er sich mit ruhigem Antheil über ihr Schicksal aus. Sie konnte denselben für aufrichtig nehmen, da bei ihm ein inneres Verständniß ihrer Lage vorauszusetzen war.

Herr Mertens schlug einen Spaziergang durch den Park vor. Es war gegen Abend, der See und die grünen Hügel lagen in schönster Beleuchtung. Als die Gesellschaft auf der kleinen Terrasse ankam, hörten sie einen hellen Gesang über die Wellen klingen. Gleich darauf sah man einen Kahn hinter einer entfernten Landzunge hervorkommen.

Das ist Heinrich's Stimme! rief Franziska, ich erkenne sie aus den andern heraus. Die guten Dippel's machen den Kindern wieder ein Fest!

Dann wird auch mein Neffe Xaver Havelstein unter der Gesellschaft sein, sagte der Präsident. Seine Mutter sagte mir, er sei zum Besuch bei dem Sohne des Pächters Dippel.

Der Präsident seufzte plötzlich tief auf. Alle sahen ihn an, doch fiel ihnen sogleich ein, was ihn bewegen könnte.

Ich bitte um Verzeihung, sagte er schnell. Es giebt einen Gegenstand für mich, dessen Erinnerung mich stets überwältigt, wenn ich gesunde frische Knaben beisammen sehe! Ich empfinde dann überaus schwer, was mein armer Edgar entbehrt.

Tante Finette fürchtete sich in diesem Augenblicke nicht mehr vor ihm, ja sie hatte schon ein Hausmittel auf der Zunge, doch behielt sie ihren Rath noch für sich.

Haben Sie Ihren Sohn in der Stadt bei sich oder bei Ihrer Frau Schwester auf dem Lande? fragte Herr Mertens.

– Ich habe ihn in's Seebad nach Nizza geschickt, da seit einiger Zeit die Aerzte auch für seine Brust zu fürchten anfangen. Möchte wenigstens dieses Leiden gehoben werden. Im Uebrigen – habe ich fast verzichtet!

In Tante Finette tauchte plötzlich der beunruhigende Gedanke auf, daß der hilflose Knabe beim Baden zu Schaden kommen könnte, und schnell rief sie: Mein Gott, ganz allein in's Seebad?

Ach nein, mein Fräulein! entgegnete der Präsident. Mein Edgar hat einen ganzen Hausstand um sich. Er lebt unter der Aufsicht seines Hofmeisters, des Doctor Stillfried, mit dessen Leitung ich sehr zufrieden bin. Ferner habe ich einen jungen Arzt für seine Begleitung gewonnen. Der arme Knabe braucht viel Bedienung, und so sind noch zwei Diener bei ihm, auf die ich mich verlassen kann. Meine Familie besteht leider nur aus zwei Personen, aus mir und ihm, und doch können wir bei den bescheidensten Ansprüchen ohne einen großen Hausstand nicht leben und uns ohne ein förmliches Gefolge zu keiner Reise rüsten. – Herr von Wintersbach veränderte schnell das Thema des Gespräches. Wie sind Sie mit ihrem kleinen Pflegling vom Lande zufrieden? fragte er.

Der Doctor Niesemann weiß mir nur Gutes über ihn zu berichten, sagte der Kaufmann. Er macht Fortschritte.

– Was denken Sie ihn lernen zu lassen?

Er will Maler werden. Sein Talent scheint ihn auch wirklich an die Kunst zu verweisen.

In so frühen Jahren schon? Doch wäre es möglich. Freilich werden Sie vorsichtig sein müssen. Aus mancher

scheinbaren Anlage ist später ein trübseliger Dilettantismus hervorgegangen.

Franziska nahm das Wort. Das fürchte ich nicht! sagte sie. Gotthard hat immer große Erwartungen von ihm gehegt. Unter seiner Leitung würde Heinrich sich gewiß schnell für die Kunst entwickelt haben. Jetzt – fügte sie traurig hinzu – wird das arme Kind allein seinen Weg gehn müssen. Ich kann mir nicht denken, daß er eine andre, als die künstlerische Laufbahn einschlagen werde.

Der Präsident verneigte sich kaum merklich und schwieg. –

Plötzlich wurde lautes Gespräch in der Nähe hörbar. Der Kahn war an der Terrasse gelandet und entließ seine lebhaften Insassen in den Garten. Das Dippel'sche Ehepaar schritt voran, die Knaben hinterher.

War die Unterhaltung bisher gesetzt, ernst und ruhig gewesen, so brach nun plötzlich ein so vergnügter Lärm aus, wie diese Räume ihn noch nicht gehört hatten. Vater Dippel machte schon bei der Begrüßung einen solchen Spectakel, daß man hätte glauben können, er spreche aus sechs verschiedenen Kehlen zugleich. Herr Mertens stellte ihn dem Präsidenten vor. Herr von Wintersbach machte eine Verbeugung und äußerte, es freue ihn, die Familie kennen zu lernen, in welcher sein Neffe sich so wohl befinde.

– Hoho, Neffe? rief Herr Dippel. Sind sie der Oheim des Musje Xaver? Hoho, ein tüchtiger Junge! Freut mich, den Herrn Präsidenten kennen zu lernen, hoho! Wahrhaftig, hoho! – Mit diesen Worten ergriff er die Hand des

Präsidenten – obgleich derselbe sie ihm nicht dargereicht hatte – und schüttelte sie nach Kräften.

Der Präsident, welcher eine solche Art des Entgegenkommens nicht gewohnt war, that einen feierlichen Schritt zur Seite, der Pächter merkte es, ohne dadurch in Verlegenheit zu gerathen.

Wahrhaftig, rief er, ich rede, wie mir's um's Herz ist! Ich bin eine gute, ehrliche Haut, der Herr Präsident muß mit mir fürlieb nehmen, wie mich der liebe Gott gemacht. Wir sind auf dem Lande schlecht und recht, aber lustig, hoho, immer lustig! Bleiben Sie lange bei uns? Hoho, es soll Ihnen hier wohl gefallen!

Dabei klopfte er Herrn von Wintersbach vertraulich auf die Schultern. Ein Anflug von Lächeln spielte um den Mund des Letzteren. Darauf ging Herr Dippel auf Franziska zu und küßte ihr die Hand. – Das Befinden des gnädigsten Frauchens recht gut? Freut mich, daß Gäste im Hause einsprechen. Darf nicht zu einsam sein, nicht zu einsam, dann werden auch die rothen Backen wieder kommen, hoho, und die Lustigkeit! Fräulein Finettchen auch gut bei Wege? Hoho, das gute Fräulein Finettchen!

Inzwischen war Heinrich dem Präsidenten vorgestellt worden. Ein Gefühl, über welches er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, überkam ihn bei der Begegnung dieses Mannes. Er fühlte sich innerlich durch ihn zurückgestoßen. Seine äußere Erscheinung imponirte ihm sehr, aber vor dem langen Blicke, der forschend auf ihm ruhte, empfand er Etwas, wie Furcht. Dennoch hielt er ihn aus und blickte unverwandt in das strenge

Gesicht. Er reichte ihm die Hand, wie er es gegen Jedermann gewohnt war. Herr von Wintersbach berührte sie nur und drängte sie wie ablehnend zurück. Heinrich bereute seine Vertraulichkeit.

Eine unerklärliche Regung sagte ihm: Dieser Mann wird dir einst feindlich entgegen treten! Und zu gleicher Zeit fühlte er Etwas wie Feindschaft in seinem Herzen gegen ihn auftauchen. – –

Es war der letzte Ferientag. Herr Dippel war ganz betrübt, daß die armen Jungen von Morgen an wieder in's Joch müßten! Seine Frau kochte, buk und briet alle Leibgerichte für den letzten und richtete die Reisezehrung für den nächsten Tag her.

Morgens um fünf Uhr stand der Wagen, der die vier Knaben wieder zur Stadt bringen sollte, vor dem Dippel'schen Hause. Der Abschied war gerührt und ausgelassen zugleich. Alle Wagentaschen strotzten von Butterbroten, Kuchen und gebratnen Hühnern. Hier ragte der Hals einer Flasche mit Buttermilch, dort der Henkel eines Honigtopfes aus dem Futter. Gebrauchsanweisungen, Aufträge, Ermahnungen, Trostworte, Abschiedslärm, – und der Wagen rollte von dannen.

Also morgen sollte das Reich des Drachen wieder beginnen! Dieser Gedanke fing an unsre Reisenden zu beschäftigen. Aber er währte nicht lange. Schon nach einer halben Stunde stellte sich Appetit ein, und das Triumvirat nebst seinem Laienbruder begannen den Vorräthen zuzusprechen. Nach dem Frühstück langte Xaver eine Tasche hervor und präsentirte der Gesellschaft – Cigarren.

Dieser Genuß war dem Triumvirat durchaus unbekannt. Sie nahmen jedoch mit geheimer Neugier Jeder eine Cigarre und betrachteten halb zögernd das wunderliche Blätterwürstchen. Der Spender jedoch, als welterfahrner Gymnasiast, des Gebrauches kundig, hatte die seinige bereits angezündet und reichte den Andern Feuer.

Xaver war, trotz seines Cavalierbewußtseins, doch noch in den glücklichen Jahren, wo man sich gern bei Kutschern populär macht, und so gab er wohlwollend auch Thomas, ihrem Rosselenker, eine Cigarre.

Thomas wendete sich um, und als er sah, wie der Dampf aus vier paar jugendlichen Lippen wirbelte, sagte er mit sehr humoristischem Gesicht: Der tausend! Na, wünsche gesegnete Mahlzeit!

Fort ging es auf dem holprigen Wege, und die warme Herbstsonne stieg höher. Thomas sah sich zuweilen so eigen lächelnd nach den vier jungen Herrn um.

Ihr lautes Gespräch war still geworden, nur Xaver erzählte Geschichten von zwei verwegnen Fähnrichen seiner Bekanntschaft. Ludwig Dippel starrte bleich vor sich nieder, Heinrich fühlte sich schwer beängstigt, und Fritz Eberlein schimpfte, daß Xaver ihm eine schlechte Cigarre gegeben habe, denn ihm werde übel. Xaver vertheidigte seine Gabe und sagte, sie wären Männer ohne Charakter, wenn sie nicht einmal eine Cigarre rauchen könnten.

Es erfolgte, was nach dem Genuß der ersten Cigarre bei der Mehrzahl der Sterblichen erfolgt. Thomas hielt die Pferde an und zeigte ein lächelndes Mitleid. Er bot

ihnen seine Kümmelflasche als Heilmittel dar und sammelte die Rester der Cigarren, welche er für sehr gut erklärte.

Die gute Laune wollte sich nicht mehr recht beleben. Die Thürme der Hauptstadt wurden sichtbar, und melancholische Pensionsgedanken tauchten in den schon nachdenklich gestimmten Gemüthern auf. So fuhren sie am Hause des Doctor Niesemann vor.

Zehntes Kapitel.

Das Leben unsres Helden gestaltete sich in den nächsten Jahren ziemlich gleichförmig, und seine Verhältnisse blieben, wenn er selbst auch älter wurde und sich geistig und körperlich entwickelte, im Wesentlichen dieselben. Heinrich und Fritz gingen auf das Gymnasium über, während Ludwig Dippel, da er Landwirth werden wollte, die Realschule bezog. Doch blieben die Freunde in der Pension des Doctors beisammen. Die Gesinnungen der Frau Doctorin besserten sich im Laufe der Jahre zwar durchaus nicht, allein ihre Aufmerksamkeit auf Heinrich wurde durch einen jüngeren Knaben, und dann wieder durch einen jüngeren abgelenkt, welche nicht nur keine Manieren lernen wollten, sondern sie sogar durch offne Widersetzlichkeit täglich und stündlich in Athem erhielten.

Seine Sonntage brachte Heinrich, vom Schlusse des Gottesdienstes an, regelmäßig bei Franziska zu. Sie blieb für ihn immer dieselbe, ja jemehr er an Jahren zunahm, je inniger wurde sein Verhältniß zu ihr. Sie betrachtete ihn wie einen jüngeren Bruder, mit dem sie über die

glücklichsten Tage ihres Lebens vertraulich reden konnte, und er sah in ihr nicht nur seine Freundin, seine Wohlthäterin, sondern die Verkörperung aller weiblichen Vollkommenheiten. Als er seinem vierzehnten Jahre entgegen ging, fühlte er sich ganz als ihren Ritter und war traurig und eifersüchtig, wenn sie ihm durch die Gesellschaft entzogen wurde, und glückselig, wenn er ihr einen Dienst erweisen konnte.

Und Franziska war schön, war sehr schön. Sie hatte die Trauerkleider seit lange abgelegt. Sie schmückte sich wieder und konnte fröhlich sein und lachen. Aber sie war nicht mehr jenes unbefangne heitere Wesen, aus dessen Augen die Fülle des Glückes strahlte. In ihren Zügen lag ein milder Ernst, ihr Auge war leicht umschattet, und selbst durch ihre Heiterkeit ging eine leise Wehmuth.

Herr Mertens brachte viel Gäste in's Haus, und die Geselligkeit war belebter, als zu Gotthard's Zeiten. Franziska entzückte die Gäste durch Gesang und Liebenswürdigkeit, und die schöne junge Wittwe war der Gegenstand vielfacher Bewerbungen.

Aber ihr Herz schien bei dieser Lebensart nicht betheiligt zu sein. Ihr Glück bestand in ihrem Kinde und in ihrer Erinnerung. Die kleine Eugenie war kaum fünf Jahr alt, aber sie machte schon bedeutende Ansprüche und beherrschte ihre nachsichtige Mutter und ihren gegen sie sehr schwachen Großvater. Auch Heinrich that ihr allen Willen, denn sie war der Mittelpunkt des Hauses.

Franziska und Heinrich wanderten oft zum Grabe Gotthard's. Sie weinte nicht mehr, aber sie dachte sein

um so inniger, und es war ihr ein Trost, sich immer und immer wieder von ihm mit ihrem jungen Freunde zu unterhalten. –

Es war in der Mitte des März. Der Frühling kam in diesem Jahre zeitig, die Sträucher fingen schon an zu grünen, und die Tage waren warm. Franziska kam mit Heinrich vom Kirchhofe nach Hause.

Franziska, sagte Heinrich, so lange ich mit dir zusammen bin und wir von Gotthard sprechen, denke ich, daß es immer so zwischen uns bleiben müsse, und daß wir nie von einander getrennt werden können! Und doch weiß ich genau, daß wir nicht mehr lange so glücklich sein werden.

– Wie kommt dir diese Vermuthung, Heinrich?

Dein Vater ist nicht mehr so freundlich gegen mich gesinnt, als sonst.

– Du irrst dich, Heinrich! Er will dir wohl und wird nicht aufhören, für dich zu sorgen.

Das ist möglich, so lange du selbst mir gut bist. Ich bin ihm dankbar und werde es sein, auch wenn er einst aufhören sollte für mich zu sorgen. Ich will darauf denken, ihm nicht gar zu lange zur Last zu fallen.

– Aber, Kind, was redest du? Hat dich mein guter Vater jemals argwöhnen lassen, daß du ihm eine Last seist?

Verzeih mir, Franziska! Nein, er hat es mich niemals fühlen lassen, aber – ich muß zu dir sprechen, wie ich denke!

– Nun, so sprich.

Ich sehe Einen öfter in eurem Hause, der immer kalt und zurückhaltend gegen mich ist, der mir das Glück nicht gönnt, von euch geliebt zu werden, und von dem ich nichts Gutes erwarte.

– Wer könnte das sein?

Herr von Wintersbach.

– Du thust ihm Unrecht, Heinrich. Er ist ein ernster Mann, der viel Unglück in seinem Leben gehabt hat. Ich habe dir schon von seinem armen Sohne Edgar erzählt, du sollst ihn nächstens einmal bei uns sehen. Wenn Herr von Wintersbach dich betrachtet, wie du heiter und lebendig einhergehst, dann muß er unwillkürlich daran denken, daß seinem Sohne so viel versagt ist. Sieh, das macht ihn ernst und betrübt. Mißgönnen wird er dir dein Glück nicht.

Er mißgönnt mir aber, was ihr Alle mir bisher gegönnt habt, weshalb Gotthard mich mit hierher genommen hat. Ich soll nicht Maler werden. Neulich war davon die Rede, und er behauptete, ich sollte etwas Anderes lernen. Endlich hieß er mich das Beste zusammenzuholen, was ich an Zeichnungen vorräthig hätte. Ich bekam gleich einen Schreck. Seit Gotthard nicht mehr mein Lehrer ist, habe ich wenig Fortschritte gemacht, denn in der Schule wird das Zeichnen nur nebenbei getrieben. Er gab mir die Mappe zurück und sagte, es sei keine Spur von Talent darin enthalten. Dennoch aber lagen einige Blätter darin, von welchen mein jetziger Zeichnenlehrer gesagt, sie wären gut, und welche auch dein Vater noch kürzlich für

gelungen erklärt hatte. Nachdem aber Herr von Wintersbach sie schlecht genannt, war auch dein Vater anderer Ansicht. Wenige Zeit darauf sagte er mir, als wieder das Gespräch darauf kam, ich solle mir den Gedanken, Maler zu werden, aus dem Sinne schlagen, er werde schon anderweitig für mich sorgen. Siehst du, Franziska, das habe ich Herrn von Wintersbach zu verdanken! Was er sagt, giebt immer den Ausschlag. Dein Vater richtet sich stets nach ihm, Wenn er sagt, ein Bild müsse anders hängen, oder ein Möbel anders stehn – das nächstemal, daß ich zu euch komme, finde ich die Aenderung gewiß vorgenommen. Alles, was früher gut und schön war, hört auf es zu sein, sobald er anderer Meinung ist.

Franziska erröthete. Sie fühlte, wie Heinrich richtig beobachtet habe, sie erschrak fast vor dieser Beobachtung, die sie selbst erst machte, als sie von dem Knaben darauf hingewiesen ward. Zugleich aber wurde sie inne, daß sie es nicht mehr mit einem Kinde zu thun habe, und da sie seine Bemerkung nicht als kindisches Geschwätz von sich weisen konnte, so war sie im ersten Augenblick um eine Entgegnung verlegen.

Herr von Wintersbach will mir durchaus nicht wohl, fuhr Heinrich fort, ich weiß es. Wenn sein Einfluß in eurem Hause wächst, so wird er euch bestimmen, mich ganz und gar von euch zu verbannen. Mir ist schon jetzt manchmal, als wäre ich fremder, als sonst bei euch.

Lieber Heinrich, sagte Franziska, du bist älter geworden, und man spielt nicht mehr mit dir. Kleine Kinder

sind für Erwachsene ein Spielzeug, wie du das an unserer kleinen Eugenie siehst. Mit dir sucht man ein ernsteres Wort zu reden, und du solltest dich darum nicht zurückgesetzt fühlen. Und sieh, von meiner Seite hast du doch gewiß keine Zurücksetzung erfahren. Oder meinst du, daß Herr von Wintersbach auch auf mich einen Einfluß ausgeübt habe?

Sie hatte die letzte Frage nicht eigentlich aussprechen wollen, und dennoch war sie ihr über die Lippen geschlüpft.

Heinrich sah ihr in's Gesicht und legte seinen Arm liebevoll in den ihrigen. – Franziska – sagte er zögernd und schwieg dann, in Besorgniß, sein Wort möchte sie verletzen.

– Nun, Heinrich? – Franziska scheute vor seiner Antwort und war doch gespannt, sie zu hören.

Gegen mich bist du immer dieselbe geblieben, Franziska, aber – du thust auch was er verlangt!

– Heinrich! sei nicht thöricht!

Früher sangst du so gern unsere alten Lieder, die wir in Dietharz gesungen hatten. Aber Herr von Wintersbach sagte, das sei doch keine eigentliche Musik, deine Stimme sei zu bedeutend, um sich mit diesen Kleinigkeiten abzugeben, du müßtest *große* Sachen vortragen. Seitdem hast du unsere Lieder nicht mehr gesungen.

– Aber, Heinrich – ich singe meinen Gästen natürlich nur das vor, was nach ihrem Geschmack ist!

Aber dabei hast du dir abgewöhnt, das zu singen, was dir sonst lieb war. Einmal sagte er, dein Gesicht sei eigentlich nicht für Locken eingerichtet, und – als ich am nächsten Sonntag zu euch kam, trugst du einen Scheitel.

– Seht mir doch den Schwätzer! Franziska suchte ihr neues Erröthen hinter einem Lachen zu verbergen. Was hast du meine Toilette zu kritisiren?

Gotthard streichelte dir immer die Locken und sagte, du wärst so am schönsten. Die kleine Eugenie wird auch viel strenger gehalten –

– Gewiß, und das ist gut, denn wir hatten sie sehr verwöhnt! Mein Vater, so wie ich.

Aber es geschah doch erst, nachdem *er* gesagt hatte, sie würde euch über den Kopf wachsen!

Franziska war in ernster Aufregung und Verlegenheit. Heinrich's Beobachtungen beunruhigten sie sehr, und sie vergaß, irgend eine entschuldigende Antwort oder Entgegnung zu sagen.

Nach einigen Minuten begann Heinrich wieder: Franziska, wenn Herr von Wintersbach und dein Vater beschließen, daß ich *nicht* Maler werden soll, wirst du darauf bestehen, daß man mir das Lebensziel lasse, welches Gotthard mir zeigte? –

Heinrich bekam hierauf keine Antwort, denn Beide standen am Gartenthor, und der Bediente öffnete mit der Nachricht, daß Herr von Wintersbach nebst seinem Sohne und dem Hofmeister im Gesellschaftszimmer wären.

Franziska legte ihre Hand auf Heinrich's Schulter und sagte: Beruhige dich, mein Heinrich, es wird Alles gut werden! – Sie eilte in's Haus, um die Gäste zu begrüßen.

Heinrich folgte ihr nicht, sondern ging durch den Garten. Einige Gänge hatte er durchschritten, als er einer Erscheinung begegnete, die ihn fesselte. Ein sehr schöner Knabe von etwa fünfzehn Jahren wurde im Rollstuhl von einem Bedienten durch den Garten geschoben. Das mußte Edgar sein, Heinrich erkannte ihn aus der Beschreibung, aber doch hatte er ihn sich nicht so gedacht. Ein blasses Gesicht mit sehr klugen dunklen Augen, umgeben von schwarzem Lockenhaar, sah ihm entgegen.

Bist du Heinrich Falk? fragte Edgar, sobald er Heinrich erblickte. – Heinrich bejahte es. – Mein Vetter Xaver hat mir von dir erzählt. Wer ich bin, wirst du wissen, bin doch immer zu erkennen! Du hast Freunde –!

– Hast du *keine* Freunde?

Ich? Wer sollte sich mit mir befreunden?

– Ist Xaver nicht dein Freund?

Der ist mein Vetter. Von einem Freunde erwarte ich mehr. Aber er hat mir viel von euch erzählt, und ich wollte euch gern kennen lernen. Ich durfte es nicht.

In Heinrich erwachte Antheil und tiefes Mitleid mit dem Hülflosen, und er wünschte ihm etwas Angenehmes zu erweisen. Soll ich dich durch den Garten fahren? fragte er.

Nein, dann kann ich dich nicht ansehn. Meinen Stuhl schiebt Joseph. Gieb mir deine Hand! – Ich habe niemals

einem Altersgenossen die Hand geben dürfen. Bis auf Xaver – die seine mag ich nicht. Ich werde von meinem Hofmeister stets wie ein Gefangener gehütet. – Edgar wendete sich schnell um und sagte zu dem Bedienten: Joseph, du bist für jetzt taub, bis ich dir wieder gestatte zu hören! – Der Diener nickte einverstanden. – Heinrich, sieh mich einmal an! Fest in's Gesicht! Was denkst du von mir?

– Ich weiß nicht, was du meinst. Ich wollte, wir könnten öfter beisammen sein.

Ich auch! Ich bin immer allein, und mit dem Doctor Stillfried zusammen zu sein, ist schlimmer als Einsamkeit. Ich hasse ihn! Könnte ich ihm entfliehen! Ich wünschte, du und ich könnten in die Welt gehn und arbeiten, und alles Schöne und Große gemeinsam erleben. Was willst du werden?

– Ich will Maler werden.

Das ist schön!

– Aber es scheint, man will es mir verwehren.

Wer kann das? Du bist gesund und hast freien Willen. Wenn du glaubst, daß du Maler werden *mußt*, dann sollst du's auch werden.

– Ich bin abhängig von dem Willen meiner Beschützer.

Abhängig, du? Ich erinnere mich, du bist von armen Eltern. Gut denn, – aber wäre ich wie du, so thäte ich scheinbar ihren Willen und arbeitete im Stillen, wozu ich mich getrieben fühlte. Dich, der du Herr deines Körpers bist, kann Niemand für immer regieren. – Sieh *mich* einmal an! Mein Vater ist sehr gut gegen mich und läßt

mich gerne schalten, aber er ist verblendet gegen meinen Wächter – ja, wenn er den sähe, wie ich ihn erkenne! Oder wenn er meinen Worten glaubte! Ich bin hülflos seiner Tyrannei überlassen, zumal ich einen Theil des Jahres nutzlos mit ihm in den Bädern umherreise.

Heinrich's Antheil steigerte sich. Haben dir, fragte er, die Bäder keine Dienste geleistet

Mein Brustübel ist gehoben, aber – das Gehen haben sie mich nicht gelehrt!

Heinrich sah ihn sehr mitleidig an. Edgar ergriff plötzlich seine beiden Hände. Heinrich! rief er, wenn du mein Freund werden könntest! – Oh, da kommt mein Peiniger! Ich wünschte, er bräche das Genick!

Sie hatten sich dem Hause genähert, und Heinrich bemerkte, wie ein Herr in weißer Halsbinde aus dem Gartensaal ihnen entgegen stürzte.

Entferne dich! rief der Herr, indem er sich zwischen Heinrich und Edgar stellte. – Joseph, warum triebst du den Knaben nicht gleich zurück? Du weißt, daß Edgar –

Ich habe Heinrich Falk zu mir gerufen! unterbrach ihn Edgar. Ich *wollte* mit ihm sprechen! Wenn ich mit Niemand sprechen soll, warum werde nicht gleich in eine Kammer gesperrt? Ihnen könnte kein größerer Dienst geschehen, als wenn ich plötzlich auch mit Stummheit geschlagen würde! Blindheit wünsche ich mir oft genug, wenn ich denke, daß ich verurtheilt bin, *Sie*, Herr Doctor, mein Leben lang vor mir zu sehen!

– Ich bin es gewohnt, mein theurer Edgar, dich ungerecht gegen mich sprechen zu hören. Meine treue Sorge

soll deshalb nicht aufhören. Ich weiß, daß der Umgang mit anderen Knaben dich aufregt, dir schädlich ist –

Der Umgang mit Ihnen regt mich noch viel mehr auf, das versichere ich Ihnen!

– Du fühlst dein Leiden nur um so tiefer in ihrer Gegenwart. Und jener Knabe dort ist nun gar kein Umgang für dich!

Warum nicht?

– Dein Herr Vater wünscht ihn nicht.

Gott verzeih meinem Vater, daß er mir Ihren Umgang zum Ersatz bestimmt hat!

Da öffnete sich die Thür des Gartensaals, der Präsident und Herr Mertens traten heraus. Bei diesem Anblick nahm der Doctor Stillfried Heinrich kurz beim Arme, und zog ihn nach sich durch den Garten.

Herr Stillfried war ein langer hagerer Mann mit grauem Gesicht und süßlichen Zügen. Seine Augen lagen in grünlichen Vertiefungen. Heinrich konnte nicht umhin, beim Betrachten dieses Gesichtes an ein Bündel schwarzer Wäsche zu denken.

Hinter einem Boskett angekommen, begann Herr Stillfried in strengem Tone: Du hast dich sofort nach Hause zu begeben!

Heinrich war empört über das, was Edgar ihm erzählt hatte, so wie über die Behandlung, welche ihm selbst widerfuhr. Ich bin hier zu Hause! rief er. Befehle von Ihnen gelten mir Nichts.

– Der Herr Präsident befiehlt es!

Der hat mir für's Erste gar Nichts zu befehlen!

– Unhöflicher Bauerjunge! Man wird dich lehren, wer hier zu befehlen hat!

Das hoff' ich von Herrn Mertens zu hören. Vor Ihnen fühle ich nicht den geringsten Respect! Ich werde hier bleiben.

Ein Bedienter am mit dem Auftrage, Heinrich zu Franziska zu rufen. Heinrich folgte ihm, und Herr Stillfried machte Kehrt. Der Bediente führte Heinrich in das Speisezimmer, wo ein Abendimbiß für ihn aufgetragen war, mit dem Bedeuten, er möge zulangen, die gnädige Frau werde gleich kommen.

Heinrich berührte Nichts. Er setzte sich an's Fenster, um Franziska zu erwarten. Nach einer Weile erschien sie mit vom Weinen gerötheten Augen. Heinrich sah sie an, er vermuthete nicht Gutes.

– Warum issest du nicht, Heinrich? fragte sie.

Ich habe keinen Hunger.

– Du mußt doch Etwas genießen, Kind. – Ich habe eine Bitte an dich, mein Heinrich – und – denke dir dabei nichts Schlimmes. Bleib heut nicht zu Abend hier, sondern geh, wenn dir gegessen hast, nach Hause!

Nach Hause –! wiederholte Heinrich mit bebender Stimme.

– Herr von Wintersbach hält es nicht für gut, wenn sein Sohn in Gesellschaft von Knaben ist. – Franziska nahm seine Hand und sah ihn mit einem gezwungenen Lächeln an. Nicht wahr, Heinrich, du thust mir den Gefallen?

Heinrich dachte, daß in diesem Falle sich Herr von Wintersbach mit seinem Sohne ebensogut entfernen könne, als er, doch sprach er es nicht aus. Er war in schmerzlicher Bewegung, er verstand, daß Franziska nicht im Stande sei, sich seiner anzunehmen. Die letzten Worte des Herrn Stillfried klangen ihm noch in den Ohren, es wußte, wer im Hause zu befehlen habe. Rasch ergriff er Franziska's Hand, küßte sie und stürzte, der Thränen nicht mehr Herr, aus dem Hause.

Franziska rief ihm nach, aber umsonst. Da flossen auch ihre Thränen auf's Neue, und tief bewegt setzte sie sich nieder. Ja, sie fühlte, daß der Präsident in ihrem Hause bereits eine wichtige Stellung erlangt habe, daß er ihren Vater völlig beherrsche, sie fühlte, daß sie keine Macht habe, sich dem Willen der Männer zu widersetzen. Mit Schrecken nahm sie wahr, daß sie selbst seinem Einfluß schon halb und halb unterlegen sei. Sie war kein energisches Weib, das sich innerlich und äußerlich unabhängig zu erhalten weiß, sondern eine weiche hingebende Natur, die der Stütze bedurfte. Sich unterzuordnen, sich an ein stärkeres Wesen anzulehnen, war ihr Bedürfniß. Sollte sie selbstständig handeln, so fühlte sie sich schwankend, unfrei, aus ihrem Wesen heraus getrieben. In früheren Jahren verbarg der fröhliche Uebermuth des Mädchens, der Besitz des vollkommenen Glückes, zum Theil diese, ihre eigentliche Natur, jetzt aber, wo Verlust und Kummer sie nur noch weicher gestimmt hatten, sah sie

sich rathlos nach Hülfe um. In ihrem Herzen sprach keine Stimme für Herrn von Wintersbach, und doch fühlte es sich abhängig von ihm. Sie verglich ihn mit Gotthard – und unendlich höher stieg das schöne Bild des Abgeschiedenen über den hinaus, der, wie wie sich nicht mehr verhehlen konnte, nach ihrer Hand trachtete. Weinend beschwor sie den geliebten Schatten, ihr zu helfen, ihr Kraft zu geben gegen eine Macht, die sie plötzlich zu fürchten angefangen hatte.

So wurde sie von Tante Finette überrascht, welche ungemeldet eintrat.

Was ist das, Frauchen? In Thränen? rief Tante Finette. Was ist vorgefallen?

– Es ist wegen Heinrich, liebe Tante –

Ach das abscheuliche Kind! Was hat er begangen?

– Nichts, gar Nichts! die Männer haben über seine Zukunft beschlossen. Mein Vater und der Präsident und Herr Stillfried. Er soll nicht Künstler werden, soll in eine andere Stadt gebracht werden, soll ein Handwerk lernen!

Aber liebes Kind, verstehe nicht warum du weinst? Das ist ja Alles ganz vortrefflich!

– Er wird außer sich sein! Er hängt an dem Gedanken, Maler zu werden, mit ganzer Seele. Herr von Wintersbach meinte, wenn der Knabe denn doch einmal Maler werden wolle, so möge er Stubenmaler werden, denn zur Kunst habe er kein Talent. Herr Stillfried wußte gleich einen Meister in einer Provinzialstadt. Denn man hält es auch nicht für gut, daß Heinrich hier am Orte bleibe. Mein Vater war schneller für den Plan gewonnen, als

ich glaubte, und sie kamen sogleich zum Beschluß. Was half es mir, daß ich ihnen Heinrich's Schmerz vorstellte, daß ich auch ein Recht über ihn zu haben behauptete, daß ich wenigstens um Aufschub und ruhigere Ueberlegung bat? Es war, als ob sie längst einig wären, und sie behaupteten, daß gerade die Trennung von mir durchaus nöthig für ihn sei. Herr Stillfried soll sogleich an den Meister schreiben und sich in Betreff Heinrich's mit ihm verständigen.

Gut, mein Liebchen, gut! Nun aber, wo bleibt denn das Unglück?

– Sie kennen Heinrich zu wenig, Tante Finette! Ich fürchte, diese Bestimmung über ihn wird eben sein Unglück werden. Wir haben ihn so an uns gewöhnt, haben ihn so verwöhnt –

Ja wohl, und darum halte ich den Plan der Männer für ausgezeichnet. Er muß sich an andere Verhältnisse gewöhnen. Ein junger Mensch soll sich in der Welt Etwas versuchen!

Das hätte er auch als Künstler gekonnt. Auch Gotthard hat es gethan. Warum soll Heinrich nicht wenigstens erst eine vollständige Schulbildung erhalten, ehe er in die Welt geschickt wird? Tante Finette, helfen Sie mir ein Wort für ihn einlegen! Sprechen Sie mit meinem Vater!

Franziska hatte, während sie diese Bitte aussprach, selbst keine große Hoffnung, daß dieselbe Etwas nützen werde, und überdies täuschte sie sich, wenn sie glaubte,

daß Tante Finette darauf eingehen würde. Tante Finette hatte gar Nichts dagegen, wenn ein Mann ein Künstler war, vorzüglich wenn die Kunst ihm so viel eintrug, eine Familie zu erhalten. Aber der Plan ein Künstler zu *werden*, flößte ihr Unbehagen ein, sie hielt ihn für sehr unpraktisch und überspannt. Sie war nun einmal so ein komisches Mädchen.

Du bist heut aufgeregt, Frauchen, sagte sie, morgen wirst du das ruhiger betrachten. Komm zu den Gästen, Johann will hier den Tisch decken. – –

Heinrich hatte sich ausgeweint und kam zu einer ruhigeren Ueberlegung dessen, was vorgefallen war. Er hatte Franziska's Schutz verloren und glaubte ihr Haus nicht eher wieder betreten zu dürfen, als bis er dazu aufgefordert werden würde. Es schmerzte ihn tief, aber er hatte es halb und halb erwartet und sagte sich in einer schnell in ihm erwachenden Resignation, daß er kein Recht an dies Haus habe, daß er auch kein Recht habe, mit seinen Wohlthätern zu grollen. – Dann dachte er an den unglücklichen Edgar. Wie beklagte er sein Geschick, und wie haßte er Herrn Stillfried, der ihm dasselbe nur noch drückender machte!

Heinrich sollte in einigen Wochen confirmirt werden, obwohl er noch kaum in dem Alter war, in welchem dieser Act vorgenommen zu werden pflegt. Seine Freunde wurden erst für das nächste Jahr vorbereitet. Er hatte sich bisher darüber keine Gedanken gemacht, jetzt aber, da Befürchtungen und Erwartungen aller Art in ihm rege geworden waren, vermuthete er, daß dieser Tag ihm

noch wichtigere Ereignisse bringen werde, als die kirchliche Einsegnung.

Der nächste Sonntag kam, allein er hatte beschlossen, nicht wie gewöhnlich zu Franziska zu gehen. Da erhielt er ein paar Zeilen von ihr, worin sie ihn zu Tische einlud.

Ihr Empfang war liebreich wie immer, aber befangen. Sie schien zerstreut. Manchmal kam es ihm vor, als wollte sie ihm etwas Wichtiges mittheilen. Aber sie entschloß sich nicht dazu. –

Und wieder kam ein Sonntag, und zwar diesmal der seiner Confirmation. Heinrich war mit ganzem Herzen bei der Feier. Franziska und Herr Mertens wohnten derselben bei. Nach Beendigung des kirchlichen Actes winkte Herr Mertens ihn zu sich und lud ihn in seinen Wagen, um nach Hause zu fahren.

Franziska sah ihn den Weg über fortwährend mit wehmüthigem Lächeln an und reichte ihm ein paar Mal schweigend die Hand. – Zu Hause angekommen, verließ Herr Mertens das Zimmer. Franziska nahm bald dies, bald jenes zur Hand, sie schien reden zu wollen, sie war in großer innerer Bewegung.

Franziska, begann Heinrich, du hast mir Etwas zu sagen!

– Ja, Heinrich! Ich bestand darauf, daß ich selbst es dir mittheilen wollte, und doch –

Sprich nur getrost, ich bin auf Alles vorbereitet.

– Das glaubst du, mein Heinrich, aber was ich dir zu sagen habe, wird dir doch unerwartet sein! Mein Vater will, daß du die Schule verlassest –

Um gar keine Schule mehr zu besuchen?

– Für's Erste – nein, lieber Heinrich. Du sollst auf einige Zeit nach Heiligenstadt ziehen. Ich bitte dich, sei nur recht ruhig –!

Du siehst ja, ich bin's! Was soll ich dort?

– Zur Kunst, behauptet er, sei dein Talent – noch nicht sichtbar, darum sollst du eine andere Laufbahn einschlagen, die mit der Kunst doch einigermaßen zusammenhängt. Es ist zwar nur ein Handwerk –

Färber?

– Nein, Stubenmaler.

In Heinrich kämpften einige Augenblicke tiefster Jammer und geknickter Stolz mit der ruhigeren Fassung. Irgend Etwas, das ihn aus seinem bisherigen Gleise heraus werfen würde, hatte er erwartet, aber nun er die Gewißheit hörte, und zwar doch noch eine andere, als ihm es vorgeschwebt, erblaßte er und war der Sprache nicht gleich mächtig. Er starrte schweigend vor sich nieder.

Franziska sah ihn schmerzlich an und verbarg dann die Augen hinter ihrem Taschentuche. Dieser Anblick brachte den Verstummten zum Reden.

Weine nicht, Franziska! sagte er. Obgleich mir diese Bestimmung alle meine Hoffnungen raubt, ich bin gefaßt und ruhig. Weiß ich doch, daß du keinen Theil daran hast, daß du mir gern ein edleres Ziel gesteckt hättest. Ich muß zufrieden sein, denn ich habe keine Ansprüche zu machen. Ich habe nur dankbar zu empfangen, was Herr Mertens mir zugedacht hat.

Franziska sah ihn halb ungläubig an. Sie traute ihrem Gehör nicht, als sie ihn so vernünftig reden hörte, denn sie hatte einen Ausbruch der Verzweiflung gefürchtet.

Dies Haus, in welchem ich die glücklichen Jahre verlebt habe, fuhr Heinrich fort, wird mir in alle Ewigkeit theuer bleiben. Ihr habt mir so viel Gutes erwiesen, daß ich es nie vergelten kann. Ihr habt bisher mit meiner Liebe fürlieb genommen. Manchmal war ich thöricht genug, mich euch gleich zu stellen – aber nur eure Glüte hatte mich hochmüthig gemacht. Ich werde nie aufhören, dich lieb zu haben, Franziska, auch wenn ich dich nie wiedersehen sollte. Und auch deinen Vater, selbst wenn er mich von dieser Stunde an meinen Weg allein und ohne seine Hülfe gehen hieße, würde ich immer als meinen Wohlthäter verehren!

Heinrich begriff selbst kaum, was ihm diese ruhige Fassung gab. War es die Nachwirkung der kirchlichen Feier, die sein Herz reiner gestimmt hatte? War es die Macht des entscheidenden Momentes, die ihn aus dem Knabenalter plötzlich in das Bewußtsein reiferer Jahre versetzte? Waren es die Thränen seiner schönen, geliebten Freundin, welchen er Einhalt thium wollte, und aus denen er zugleich Beruhigung und das Erwachen einer edleren Empfindung schöpfte? Vielleicht vereinigten sich alle drei Momente, um ihn in einer Stunde, da seine schönsten Hoffnungen verloren gingen, zu kräftigen und aufrecht zu erhalten.

Franziska aber sprang auf, indem sie jetzt vor Freude weinte, und umarmte ihn mit überquellender Empfindung. Heinrich! Mein lieber, theurer Heinrich! rief sie. Du bist edel und gut, du bist noch viel besser, als ich dich glaubte! Ich weiß Einen, der ebenso gesprochen und gedacht haben würde! Du sollst mir ein Ersatz für ihn sein, wir wollen treu an einander halten, auch wenn man uns trennt! Mein Heinrich, mein Freund, mein Bruder!

Heinrich fühlte sich in diesem Augenblicke so glücklich, daß er die traurige Ursache dieses beglückenden Gefühls fast vergaß. –

Herr Mertens trat in's Zimmer. – Weiß er's? fragte er. Heinrich ging auf ihn zu und ergriff seine Hand. Ich weiß, sagte er, daß von heut an mein Leben eine neue Wendung nehmen soll, und bin zufrieden mit Ihren Bestimmungen.

– Das freut mich zu hören, Falk! Die ängstliche kleine Person da fürchtete sich fast, dir meinen Plan mitzutheilen. Ich aber wußte, daß du verständig sein würdest, zumal du ja heut zu einem Schritt in's ernstere Leben eingeweiht worden bist. Ich habe mich niemals über dich zu beklagen gehabt und werde auch weiter für dich sorgen. Da hast du einen vorläufigen kleinen Beweis davon!

Herr Mertens überreichte ihm eine elegante Brieftasche. Heinrich nahm sie zögernd an.

– Mache dich mit dem Inhalt bekannt. Du mußt künftig mit dergleichen umzugehen lernen.

Heinrich öffnete die Brieftasche und fand fünfzig Thaler in Papiergeld. Er erröthete über die Größe des Geschenkes und stammelte seinen Dank. – Man ging zu Tische. Bei der Suppe erfuhr Heinrich, daß seine Abreise schon auf übermorgen früh angesetzt sei, daß Wäsche und Kleider für ihn schon in Ordnung wären. Dann zog der Kaufmann einen Brief von Herrn Weigold, Heinrich's zukünftigem Meister, aus der Tasche und las eine Stelle vor, in welcher der Meister versprach, den neuen Lehrling gut zu halten. Ferner sprach Herr Mertens darüber, daß gerade die Stubenmalerei eine große Mission für die Zukunft habe, und daß er Meister in diesem Fache kenne, welche sehr wohlhabend geworden wären. Endlich wurde auf das Gedeihen derjenigen Kunst angestoßen, welche sich dem praktischen Nutzen ebenso bescheiden als verständig untergeordnet habe, und dadurch, gleich dem Handwerk, einen goldenen Boden besitze.

Trotz alledem konnte Heinrich nicht umhin, sich bei diesem Eingehen in das Einzelne seiner künftigen Thätigkeit sehr ernüchtert zu fühlen. Immer banger wurde ihm zu Muthe, immer schmerzlicher ward ihm die Verzichtleistung, immer trübseliger kam ihm die Zukunft vor. Er saß einsilbig bei Tische und mußte sich zum Essen zwingen.

Nachmittag spielte die ganze Familie mit der kleinen Eugenie. Gegen Abend erblickte Heinrich durch das Fenster den Präsidenten, der mit Herrn Stillfried und Edgar durch den Garten kam. Er nahm schnell seinen Hut und entfernte sich unter dem Vorwand einiger Abschiedsbesuche.

Heinrich ging mit stummem Gruße an dem Präsidenten vorüber. Edgar aber rief ihn zu sich, obgleich Herr Stillfried Einsprache that. – Leb wohl, Edgar! sagte Heinrich. Ich reise übermorgen ab.

– Ich weiß es, weiß auch wohin und warum? hoffentlich bist du sehr erfreut darüber?

Ganz außerordentlich!

– Das ist brav! Man kann seine Feinde nicht tiefer ärgern, als wenn man sich über ihre Bosheit außerordentlich freut. Hören Sie, Herr Stillfried? Hören Sie, Sie guter Rathgeber? Er freut sich außerordentlich!

Der Präsident war voraus geschritten. Jetzt aber wendete er sich um und sagte mit dem Tone sanften Vorwurfs: Aber lieber Edgar!

Leb' wohl, Heinrich! – Edgar streckte ihm die Hand entgegen und wendete sich um. –

Als Heinrich allein und seinen hundertfach sich kreuzenden Gedanken überlassen war, bestürmte ihn von Minute zu Minute heftiger ein Chaos aufgeregter Empfindungen. Er hatte den willkürlichen Plan, den man seinem Leben vorgezeichnet, in günstiger Stunde ruhig hinnehmen können, jetzt aber, als er sich denselben eingehender zum Bewußtsein brachte, als jeder Schritt bis zu seiner Ausführung als ein Opfer vor seine Seele trat, kam ein bitteres Weh über sein Herz. Der Abschied von Franziska und ihrem Hause, vom Grabe Gotthard's, von seinen Freunden, von seinem ganzen bisherigen Leben – lauter schreckliche, kaum zu überwindende Stunden!

Warum ließ man ihn nicht wenigstens die Schule durchmachen? Man hatte ihn wie einen Sohn des Hauses behandelt, ihm eine Erziehung wie einem Knaben höheren Standes zu geben angefangen, warum vollendete man sie nicht? Man hatte ihn die Verwöhnung eines behaglichen Lebens, den Vorzug der Bildung kennen gelehrt – warum zog man ihn in diese Sphäre, wenn er denn doch in einen untergeordneten Lebenskreis zurückgestoßen werden sollte? Und war es denn wirklich sein Bestes, was man im Auge hatte? Freilich, sie sprachen gütig zu ihm, wie sonst, sie beschenkten ihn und statteten ihn mit äußeren Hülfsmitteln aus, aber dennoch klang durch alle Güte und Freundlichkeit das Verbannungsurtheil hindurch. Denn war es etwa keine Verbannung? Wenn er zu einem Meister die Lehre gebracht werden sollte, warum ließ man ihn nicht in der Hauptstadt? Stubenmaler gab es genug! Warum schickte man ihn in so weite Ferne über acht Tagereisen weit? War es nicht, um eine möglichst weite Kluft zwischen seine Vergangenheit und Zukunft zu legen, war es nicht eine entschiedene, vielleicht ewige Verbannung?

- Solche Fragen kreuzten und wiederholten sich in ununterbrochenem Wechsel in Heinrich's Brust.

Die weite Welt war vor dreißig Jahren noch viel weiter und größer als heutzutage, der Begriff der Entfernung bestand noch nicht in bloßer Einbildung, Meilen waren noch Meilen, und keine Eisenbahn führte in wenigen Stunden über Strecken hin, die sich hundert Meilen weit ausdehnen. Da nahm man noch einen langen

Abschied für eine Reise, von deren Ziel man heut frisch gepflückte Blumen mitbringt, und der Abschied erschien wie eine Trennung für ewig, wenn das Ziel erst nach achttägiger Fahrt zu erreichen war.

Aber hatte nicht Heinrich diese ganze Reise schon einmal gemacht, und war sie ihm nicht sehr kurz vorgekommen? Denn der Ort seiner neuen Bestimmung war nicht weiter, als seine Heimath von der Hauptstadt entfernt, und ein halber Tag genügte, um von dort nach Dietharz zu gelangen. – Ach, es war anders geworden! Damals wurde er als ein Kind, halb im Traume in die Weite geführt, heut sollte er, nachdem man Wünsche, Ansprüche und Hoffnungen in ihm geweckt hatte, ohne sie zu erfüllen, wieder zurück geschickt werden. Mit der Kunst hatte man ihm geschmeichelt, die Kunst hatte man ihm als das schöne Lebensziel in Aussicht gestellt, jetzt verwies man ihn in's Handwerk, in die Fremde, in die Verbannung. – Was ihn einigermaßen tröstete, war der Gedanke, seiner Mutter nun wieder um so näher zu kommen. Seit er der Entfremdung seiner Beschützer gegen ihn inne geworden war, sehnte er sich nach einem Herzen, auf dessen Liebe er unbedingt bauen konnte. Und so trat ihm das geliebte Bild seiner Mutter um so rührender vor die Seele. Eine Bangigkeit erfüllte ihn, so oft er in der letzten Zeit an sie dachte, und unwillkürlich traten ihm die Thränen auf die Wimpern, wenn ihre Lichtgestalt an seinem inneren Auge vorüber schwebte. Nun hoffte er sie bald wieder zu sehen, und dies gab ihm in seinem Schmerz einen Anhaltepunkt, bei welchem er beruhigter verweilte. –

Der nächste Tag war ein sehr trauriger. Fritz Eberlein und Ludwig Dippel theilten Heinrich's Betrübniß.

Und sie thun dennoch Unrecht an dir! sagte der Erstere. Wenn sie dich nicht Maler werden lassen wollten, warum ließen sie dich nicht studiren?

Heinrich antwortete darauf nicht. – Unsere Lebenswege gehn von nun an sehr auseinander, Fritz! sagte er nach einer Weile. Du wirst studiren, wirst Amt und Würden erlangen, und wenn wir uns nach langen Jahren wieder sehen, wird unsere Stellung im Leben eine verschiedene sein, und wer weiß –

Ja wer weiß, fiel Fritz schnell ein, wer weiß, was aus mir noch gemacht wird! Ich bin in ganz ähnlicher Lage, wie du. Ich habe keine Eitern, mein Vormund hat sich meiner angenommen. Er will mich studiren lassen, aber auch er kann eines Tages anderer Ansicht werden. Wenn er mich heut noch zum Schornsteinfeger macht, so kann unser alter Drache morgen die Genugthuung haben, daß ich ihr die Esse kehren muß. Wir müssen uns fügen, da wir nicht anders können. Aber, Leute, gute Freunde wollen wir darum immer bleiben und uns fleißig schreiben!

Die Triumvirn reichten einander die Hände. – Was mich betrifft, sagte Ludwig Dippel, so bin ich vielleicht besser dran als ihr. Ich gehe auf's Land zu meinem Vater und bin gewiß, daß er mich Landwirth werden läßt. Noth und Sorgen werde ich auch nicht entgegen gehn. Das ist bei uns nie vorgekommen. Darum müßt ihr mir Eins versprechen! Wenn es euch jemals nicht gut gehn sollte, wenn ihr jemals Mangel leidet, dann schreibt mir's, oder

kommt lieber gleich selbst zu mir. Ihr sollt bei mir wie bei meinem Alten aufgenommen werden und, wenn ich's kann, noch viel besser! – Das versprachen die Freunde mit Hand und Mund und waren um Vieles getrösteter. –

Am Nachmittag schickte sich Heinrich an, zum Letztenmal in das Haus zu gehen, welches ihn vor sieben Jahren aufgenommen hatte, um von Franziska Abschied zu nehmen.

Guten Tag, Falk! Guten Tag! rief ihm auf der Straße eine Gestalt entgegen. Kennen mich wohl nicht mehr?

Guten Tag, Raps! sagte Heinrich. Wie geht's?

– Sehr gut. Wissen wohl nicht, daß ich Diener und Ofenheizer an der Akademie geworden bin?

Da gratulir' ich!

– Und bei dem neuen Professor bin ich auch in Dienst getreten, fuhr Raps fort. Sie kennen doch den Professor Engelhard?

Heinrich verneinte es.

– Das sollten Sie sehen, was der für Bilder macht! So groß wie die Wand. Gerade jetzt steht ein großer Carton, wie er's nennt, oben im Atelier. Wollen Sie ihn sehen? Es ist Niemand oben, ich will das Atelier auskehren. Kommen Sie mit, es ist des Sehens werth!

Heinrich war schnell entschlossen und folgte dem einstigen Schul-, jetzt Akademie- und Atelierdiener. Raps schloß eine Thür auf, und sie traten in einen Saal mit großen Fenstern, die nach einem Garten hinaus gingen.

Die Wände waren bedeckt mit Skizzen, Studienblättern, Porträts, kleineren Cartons und mancherlei Dingen,

die in Künstlerwerkstätten angeheftet zu werden pflegen. In der Mitte aber stand ein großer Carton mit lebensgroßen Figuren. – Heinrich betrachtete all diesen Apparat, das Herz ging ihm auf. Das war die heiß ersehnte Welt, in deren Gebilden er zu leben gehofft hatte! Da trat sie ihm noch Einmal in all ihrem verlockenden Glanz vor Augen und Seele, berauschte seine Sinne noch Einmal mit all den Wünschen und Hofnungen, die schon in früher Kindheit ihn erfüllt hatten, und schien ihn mit unzerreißbaren Banden fest zu halten. Hier wohnte die Kunst, die schöne, hohe, freie, vornehme Göttin Kunst, und draußen erwartete ihn die geistlose, stubenhockende Gevatterin der Alltäglichkeit, das Handwerk! Noch Einmal, kurz vor dem Scheiden von seinem bisherigen Leben, trat ihm der ganze Verlust, die ganze Schwere des Opfers vor die Seele. Hin war seine mühsam errungene Fassung, und außer sich stürzte er aus dem Atelier. Er hörte nicht, was Raps ihm nachrief, er lief halb im Traume durch die Straßen und erschrak, als er plötzlich in einem Hause war, und ein Bedienter ihm sagte, die gnädige Frau erwarte ihn schon lange.

Da saß er zum Letztenmal bei der Lampe an dem Tische, wo er so oft mit Franziska und ihrem Vater gesessen hatte. Franziska goß ihm den Thee ein, sie nöthigte ihn zum Essen. Es war ihm unmöglich. Er konnte nicht reden, er konnte kaum etwas Bestimmtes denken. –

Und dann kam der Abschied von ihr, die er so innig liebte, ach, ein langer, thränenreicher Abschied! Und

dann der Abschied von Herrn Mertens, voll von schmerzlichen Dankesworten und weisen Lehren. Und das Haus verschwand vor seinen Augen, und er stand mit Abschiedsworten vor Herrn Doctor Niesemann. Die vier Damen standen auch vor ihm und verabschiedeten ihn herablassend, und dann verschwanden auch diese, und Heinrich ging mit seinen Freunden zum Letztenmal in das gemeinschaftliche Schlafzimmer.

Dann war es plötzlich Morgen und Heinrich saß im Postwagen. Schon schmetterte der Postillon zur Abfahrt, da hob sich über einem langen weißen Halse ein Gesicht in die Höhe und spähte in das Wagenfenster hinein, wie um sich zu vergewissern, daß Alles da drinnen in Ordnung sei. Und Heinrich warf Herrn Stillfried einen Blick der tiefsten Verachtung zu und zog das Fenster schnell als eine Scheidewand empor. Und Bitterkeit und Haß gesellten sich bei diesem letzten Anblick zu allem Herzensjammer unsres Helden, als er im Postwagen aus den Thoren der Stadt und in's Weite geführt wurde.

Elftes Kapitel.

Vor dem Posthause in Heiligenstadt ging schon Morgens um halb fünf Uhr ein Mann auf und ab, der auf die Ankunft der Fahrpost wartete. Es war Meister Weigold, der Stubenmaler. Eine lange, hagre Gestalt, ein Kopf mit buschigem, etwas angegrautem Haar, ein Gesicht mit sehr energischen, strengen Zügen. Er trug einen langen blauen Rock und führte einen Stock in der Hand. Seine Erscheinung verkündete durchaus den Meister, aber

nicht den unter dem Drucke der Arbeit ergrauenden, sondern den im Handwerk festwurzelnden ganzen Mann, den Herrn über sein Haus und seine Gesellen.

Guten Morgen, Herr Weigold! Schon so früh auf der Post? rief ihm eine Stimme entgegen, und eine ihm sehr unähnliche Gestalt am von der anderen Seite der Straße herüber. Der lederne Beutel, welchen der Sprecher unter dem Arm trug, verkündete den Barbier, aber die Erscheinung desselben war die eines Virtuosen. Nicht eigentlich des Virtuosen in der Kunst des Barbierens, sondern des Virtuosen an sich. Was seiner Kleidung an Sauberkeit abging, ersetzte sie durch höchst auffallende Wahl des Stoffes und Schnittes. Er mochte die Dreißig überschritten haben, aber seine Bewegungen, sein Gang, selbst sein Mienenspiel hatte etwas herausfordernd Jugendliches. Seine Locken trugen unverkennbare Spuren, daß sie die Nacht über in Papierwickeln gelegen hatten. Das Strohhütchen, welches in schiefer Richtung auf demselben saß, hatte vom Regen und Staub vielfach gelitten, das grüne Seidenband an demselben war mit blauen Flecken übersät. Er trug eine Art Ueberwurf von schwarzem Sammtmanchester mit weiten Aermeln, der an den Nähten, am Ellenbogen und sonstigen gefährlichen Stellen zum Theil in's Weiße schillerte, zum Theil abgeschabt war. Unter demselben wurde ein breiter Gürtel sichtbar, der eine vor Jahren farbenblühende, von Wolle gestickte Blumenguirlande darstellte und die Beinkleider fest hielt.

Eine Weste war nicht sichtbar, wohl aber eine Menge Wäsche, welche mit großer Unbefangenheit verkündete, daß sie nur Sonntags gewechselt zu werden pflege.

Frischer Morgen heut, was? sagte der Barbier, indem er sich die Hände rieb.

Geht an! entgegnete Herr Weigold.

– Will der Herr verreisen?

Der Meister schüttelte den Kopf.

– Erwartet also Jemand?

Herr Weigold antwortete nicht, sondern nickte nur und sah die Straße hinunter, wo der Postwagen herkommen mußte.

Ist noch Nichts zu sehn! fuhr der Barbier fort, indem er seinen Augen schnell dieselbe Richtung gab. – Fremdenbesuch? Der Tausend! Oder wollen vielleicht nur einen Durchreisenden sprechen? Gewiß in Geschäftsangelegenheiten, wie vor einem Jahr, wo das neue Schloß auf dem herrschaftlichen Gute auszumalen war – wie hieß es doch?

Der Meister machte eine Wendung seines Körpers, welche deutlich genug zeigte, daß er das Gespräch nicht fortzuführen wünschte. – Erwarte einen neuen Lehrburschen, sagte er kurz.

– Und darum geht der Meister selbst auf die Post? Ei richtig, jetzt fällt mir's ein! Ist Ihnen ja ein junger Herr von weither angemeldet worden, der im Handwerk *mores* lernen soll. Ja ja, also der kommt! Soll schwer dumme Streiche gemacht haben, hab' schon gehört, ein ganz unbändiges vornehmes Herrchen! Die Familie muß ihn weit

wegschicken, und das ist nur eine Vergünstigung, denn für seine Suiten gehörte er sonst wohin! Er ist wohl von *sehr* vornehmem Hause?

Dummes Zeug! sagte der Meister.

– Aha, ich verstehe! Das muß verborgen bleiben, nun ja, Rücksichten müssen auf vornehme Herrschaften genommen werden. Aber das Herrchen wird sich wundern! Der Meister Weigold ist der Mann, der seine Leute in Ordnung zu halten weiß. Aber soll denn der junge Herr als Lehrbursche eintreten, der kommt er nur auf Zucht und Kost? Das Letztere, denk ich!

Man hörte in der Entfernung einen Wagen rollen, und ein Posthorn durch die noch stillen Straßen schmettern.

– Da kommt die Post! rief der Barbier, indem er in die Mitte der Straße sprang. Ich bin doch begierig, wie er aussehn wird!

Jetzt öffnete sich im ersten Stock des Posthauses ein Fenster, und eine Stimme rief hinunter: Zadderklops!

– Gleich, Herr Postmeister! entgegnete der Barbier, ohne den Straßendamm zu verlassen. Er hätte gar zu gern erst den Postwagen abgewartet.

Wie lange will er mich warten lassen, Zadderklops? ertönte es von oben.

– Ich komme schon! – Herr Zadderklops, der Barbier eilte in's Haus, in der Hoffnung, die aussteigenden Passagiere vom Fenster aus betrachten zu können.

Meister Weigold stand indessen auf seinen Stock gestützt. Als das Posthorn hörbar wurde, zog er eine große

silberne Uhr und murmelte für sich: Um zehn Minuten verspätet.

Der große Postwagen rasselte die Straße entlang und fuhr vor dem Posthause an. Der Meister trat vor den Schlag und fragte: Ist ein junger Mensch, Namens Heinrich Falk, mitgekommen?

– Ja! antwortete es von drinnen.

Ich bin der Stubenmaler Weigold. Gott zum Gruß und willkommen!

Heinrich hatte die Nacht sehr gut im Wagen geschlafen und war erst von dem Rasseln auf dem schlechten Straßenpflaster erwacht. Er fühlte sich nach der langen Reise Etwas verstört, aber zufrieden, endlich am Ziele zu sein. Das also war Heiligenstadt, der Ort seiner neuen Bestimmung! Er stieg aus dem Wagen und betrachtete die hohe gebieterische Gestalt seines nunmehrigen Meisters im Handwerk. Der Mann machte Eindruck auf ihn, und wenn er sich im ersten Augenblick nicht zu ihm hingezogen fühlte, so fand er doch auch nichts Abstoßendes in ihm.

Gott zum Gruß, Herr Weigold! rief er zurück, indem er ihm die Hand entgegenstreckte und ihm ruhig in's Gesicht sah.

Der Meister schien eine andre Begegnung erwartet zu haben und richtete einen durchdringenden Blick auf ihn. Seine Mienen verloren Etwas von ihrer Strenge. Er nickte mit dem Kopfe und schüttelte die dargebotne Hand.

Hast du viel Gepäck bei dir, Falk? fragte er.

– Nur einen Koffer. Ich werde einem Postknecht ein Trinkgeld geben, daß er ihn mir in Ihr Haus bringt.

Unnütze Verschwendung! Spar' dein Geld! Du wirst den Koffer selbst nach Hause tragen. Ist er zu schwer, so werde ich mit anfassen, wir spielen hier nicht die großen Herrn!

Herr Zadderklops, der sich sehr beeilt hatte, trat aus dem Thorweg und stieß Herrn Weigold an. Ist's der? fragte er. Ein scharmantes Kerlchen! Möchte wohl wissen, was er für Mucken im Kopf hat! – Er wendete sich halb vertraulich an Heinrich: Nun, junger Herr? Glücklich angekommen? Lange Reise gemacht! Läßt sich auch leben in Heiligenstadt! Besuchen Sie mich mal, ich höre gern lustige Geschichten, rechte Suiten! Ja ja, ich weiß, der junge Herr versteht's!

Heinrich betrachtete mit Verwunderung die phantastisch ausstaffirte Gestalt des Barbiers. Der Meister aber ging auf Herrn Zadderklopf zu, ergriff ihn am Arme und brachte ihn mit einer einzigen Bewegung in einen solchen Wirbel, daß derselbe nach einigen Schwenkungen rittlings auf einen Reisekoffer zu sitzen kam.

Scheer' er sich zu seinen Kunden! rief er. Falk, da ist dein Koffer! Er ist schwer, faß' an, ich helfe! –

Meister und Lehrbursche schritten die Straße entlang und durch die Stadt. Das Haus des ersteren war einstöckig, aber geräumig und sauber angestrichen. Sie traten ein. Alles verrieth Ordnung, einen bescheidnen bürgerlichen Wohlstand und eine bis in's Kleinste gehende Reinlichkeit.

Dort die Treppe hinauf! sagte der Meister und half den Koffer in eine Giebelkammer tragen. Das ist dein Zimmer, Falk, fuhr er fort. Du wohnst von den Gesellen abgesondert. Mehr als ein Bett, einen Tisch, einen Stuhl und die Kommode dort, brauchst du nicht. Jetzt komm hinunter zum Frühstück!

Heinrich folgte Herrn Weigold in die Familienstube. Auch hier sah Alles reinlich, ordentlich und aufgeräumt aus. Ein großer Tisch war gedeckt und mit Butter, Brod und Tassen besetzt, in deren Mitte eine braune Kaffeekanne stand. Die fünf Kinder des Hauses waren versammelt, die Hausfrau, in einer blendend weißen Haube und Schürze, trat eben aus der Küche. Sie war eine frische, heiter aussehende Frau. Heinrich's Anblick schien sie zu überraschen, sie mochte ihn sich anders vorgestellt haben. Schönheit, Jugend und treuherziges Wesen sind Empfehlungen, welche jede heimliche Verdächtigung mit Einemmal niederschlagen. Sie ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Na sind Sie da, Falk? sagte sie. Das ist gut! Sie werden sich in unser Haus schicken müssen. Sein Sie nur brav, dann sollen Sie es nicht schlimm bei uns finden. Somit willkommen!

Was fällt dir ein, Frau? nahm Herr Weigold das Wort. Die Lehrburschen werden im Hause ohne Ausnahme *Du* genannt, und Falk ist fortan Nichts Andres bei mir, als ein Lehrbursche. Junge *Herrn* giebt's hier nicht. – Gottlieb, rufe die Gesellen zum Frühstück.

Gottlieb, der älteste Knabe des Meisters, ging, und bald traten vier Gesellen in's Zimmer. Herr Weigold

machte sie mit dem neuen Lehrburschen bekannt, und gleich darauf stellte sich jeder hinter seinen bestimmten Stuhl. Der Meister verrichtete das Gebet, und Alle setzten sich zum Frühstück nieder. Man aß und trank unter tiefem Schweigen. Nur der Meister oder die Meisterin sprachen ab und zu ein Wort. Ungefragt ließ sich sonst Keiner vernehmen. Das Frühstück war sehr schnell beendet. Der Meister rückte mit dem Stuhl, und mit einem Schlage erhoben sich Alle zu gleicher Zeit.

In diesem Hause ging Alles nach der Schnur und nach der Uhr. Ordnung und Regel waren herrschend und ein für Allemal feststehend.

Heinrich zog eine Bluse von grauer Leinwand an, die er nach Anordnung des Meisters mitgebracht hatte. Er wurde unter die Obhut des ältesten Gesellen gestellt, dem er zur Hand zu gehn, und dessen Anweisungen er zu befolgen hatte. Der Meister begleitete die Gesellen und den neuen Lehrburschen nach einem großen neuen Privathause, dessen Wände gestrichen und gemalt werden sollten. Er gab die nöthigsten Anweisungen, legte Schablonen zurecht, gab Farben an und entfernte sich in weiteren Geschäften. Der Geselle, welchem Heinrich überwiesen worden war, hieß Schnabel und hatte sich in

seiner äußeren Erscheinung durchaus vom Handwerksgesellen emancipirt und zum Künstler gemacht. Wenigstens sprachen sich sein Bewußtsein und die verschiednen Bartzipfel seines Gesichts dahin aus. Er trug ein verschimmeltes Barett auf dem langen Haupthaar und hatte sein Halstuch zu einer ganz erstaunlichen Schleife gebunden.

Heinrich brachte Herrn Schnabel kein großes Wohlwollen entgegen, denn derselbe hatte ihn unten an der Thür völlig ohne Grund in die Rippen gestoßen und gerufen: Na, aus dem Wege!

Zusammenrühren! herrschte er seinen Untergebnen jetzt an, indem er ihm einen Topf mit grüner Farbe in die Hand gab.

Heinrich rührte und beobachtete Herrn Schnabel, welcher Pinsel und Schablonen zurecht legte. Der Letztere fühlte sich von dem Blicke des Lehrburschen beeinträchtigt. Na, was stiert er mich an, Maulaffe? rief er. Steck' er seine Augen in den Topf!

Heinrich's Blut empörte sich gegen diese Art von Begegnung, doch überwand er sich und rührte weiter. Er bemerkte bald, daß die andern drei Gesellen ihm in ähnlicher Weise zu imponiren wünschten.

Wie der Lümmel den Topf hält! rief Einer, den sie Magdeburger nannten. Der große Herr möchte sich wohl nicht die Händchen beschmutzen? Die vornehmen Suiten liegen ihm wohl noch im Kopfe?

Wie so? fragte Heinrich. Was ist damit gemeint?

Daß du das Maul zu halten hast, ist damit gemeint! entgegnete Schnabel für den Magdeburger. Die Farbe her! Ist das gerührt? Mit dieser Pampe wird nicht gemalt!

Sagen Sie mir, wie ich's machen soll, entgegnete Heinrich ruhig, so will ich's ordentlich herstellen. Durch bloße Grobheit kann ich Nichts lernen.

Alle vier Gesellen sahen den Lehrburschen erstaunt an. Schnabel war drauf und dran, ihm den Farbentopf an den Kopf zu werfen.

Gehorsamer Diener! lachte ein Andrer, Breslauer genannt. *Parlez vous français?* In welcher eleganten Sprache wünschen der Herr Baron, daß man mit ihm rede? Hat er seine Schulden auf französisch gemacht, oder auf deutsch? Hat er die goldne Uhr, die er auf fremden Namen entnommen, hebräisch oder deutsch lernen lassen? Hat er heimlich französischen oder deutschen Wein aus des Kaufmanns Keller geholt?

Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen, entgegnete Heinrich. Ich habe weder Schulden gemacht, noch eine goldne Uhr auf fremden Namen entnommen, noch Wein aus dem Keller geholt. Das sind Beschuldigungen, die ich mir verbitte!

Alle vier Gesellen brachen in ein lautes Gelächter aus. Er weiß wohl selbst nicht mehr, warum er hierher in die Kur gegeben worden ist? rief der Breslauer.

Ich werde den Meister fragen, sagte Heinrich, wie Sie zu diesen Vermuthungen kommen.

Das kannst du, rief Schnabel, er wird dir dein Gedächtniß auffrischen! Jetzt hier den Pinsel genommen, und die Thür angestrichen! –

Heinrich vollführte diesen Auftrag in großer innrer Erregung. Er mußte von Hause aus verleumdet worden sein, und sein Verdacht fiel sogleich auf Herrn Stillfried.

Zu Mittag bat er den Meister, ihm einige Minuten unter vier Augen zu schenken. Er fragte ihn, ob er seinerseits Etwas von jenen Beschuldigungen des Breslauer's wisse, und durch welche Verleumdung derselbe berechtigt sei, ihm dergleichen in's Gesicht zu sagen.

Der Meister sah ihn mit strenger Miene an. Du sprichst von Verleumdung? sagte er, und leugnest, diese Handlungen begangen zu haben?

Heinrich betheuerte auf Ehre und Gewissen, daß er niemals Grund zu solchen Anklagen gegeben habe, und behauptete, daß Herr Mertens ihn nur deshalb aus dem Hause gethan, weil derselbe an seinem Talent zur Kunst zweifle.

Falk! sagte Meister Weigold, du machst ein sehr ehrliches Gesicht, und da ich nicht annehmen kann, daß würdige Männer mir falsche Nachrichten über dich mitgetheilt haben, so muß ich dich für einen abscheulichen Heuchler halten!

Ich bin kein Heuchler! rief Heinrich mit dem Tone der gekränkten Unschuld. Mein Wohlthäter selbst kann Ihnen solche Gründe für meine Entfernung nicht mitgetheilt haben, darauf will ich sterben. Auch sonst Niemand aus seinem Hause! Ich bitte Sie, Herr Meister, mir klar

und bündig zu sagen, wessen man mich beschuldigt, und wer Ihnen dergleichen hinterbracht hat. Meine Ehre erlaubt nicht, daß ich Sie und die Gesellen in dem Glauben lasse, Sie hätten einen nichtswürdigen Menschen im Hause. Ich bitte Sie dringend, es mir zu sagen, und sogleich will ich an Herrn Mertens schreiben, damit er die Sache untersuche.

Der Meister hörte seinem Lehrburschen mit Ruhe zu. In seinen Mienen sprach sich Etwas von Erstaunen aus. Er ließ seinen scharfen Blick noch eine Weile auf Heinrich haften, nachdem dieser zu reden aufgehört hatte. Dann ging er nachdenklich einmal im Zimmer auf und nieder. Plötzlich blieb er vor Heinrich stehn und sagte: Falk, du bist mir als Lehrling übergeben worden, die Gründe, die deinen Wohlthäter dazu vermocht haben, gehen mich Nichts an. Ich selbst habe keine Nachrichten, die mir über dich zugekommen sind, verbreitet, und wenn du dich bei mir gut hältst, so werde ich mich um frühere Streiche nicht kümmern. Genug jetzt. Geh' an deine Arbeit!

Aber Heinrich wollte sich mit diesem Bescheid nicht beruhigen. Er drang darauf, daß der Verleumder ihm genannt, und seine Unschuld klar an's Licht gebracht werde.

Der Meister jedoch war nicht gewohnt, daß Einer aus seinem Hause, geschweige denn ein Lehrbursche, ihn in dieser Weise zur Rede setzte. Er fuhr mit Heftigkeit auf und rief: Ich habe dir nicht Rechenschaft abzulegen, und du hast keine von mir zu verlangen! Niemand wird Lügen aus der Luft greifen, um einen Jungen, wie du bist,

anzuschwärzen. Ohne Grund, und ohne deine eigne Verschuldung, wird man dich nicht so weit in die Welt hinaus geschickt haben! Ich will darüber kein weiteres Wort mit dir. Hinaus, an deine Arbeit!

Heinrich sah, daß mit Herrn Weigold über diesen Punkt für's Erste nicht weiter zu sprechen sei, und schritt zur Thür hinaus. Er war in bitterster Empörung über den Streich, der hinter seinem Rücken gegen seinen guten Ruf gethan worden war, und beschloß, noch heut Abend an Herrn Mertens darüber zu schreiben.

Der Nachmittag verging nicht besser, als die erste Hälfte des Tages. Er wurde geneckt, ausgelacht und gescholten. Herr Schnabel verlangte, der Lehrbursche sollte ihm eine Flasche Bier und einen Käse holen. Heinrich weigerte sich, diesem Auftrag nachzukommen.

Das wollen wir sehn! Fünf Minuten hast du Bedenkzeit! sagte Schnabel und verließ das Zimmer. Da kam der vierte Gesell, Stettiner genannt, auf Heinrich zu und flüsterte: Du, Falk, mach es nicht gleich am ersten Tage zu arg! Alle Lehrburschen müssen Bier holen, wenn der erste Gesell es verlangt. Verdirbst du es mit dem Schnabel, so hast du schlimme Lehrzeit. Ich rathe dir, geh' nach Bier, es ist zu deinem Besten, und bring mir auch eine Flasche und zwei Knackwürste mit!

Heinrich sah den dicken Stettiner an und kam zu der Ansicht, daß er Recht habe. Er fügte sich in den sauren Dienst und nahm das Geld, um nach Bier zu gehn. –

Die Abendmahlzeit verging in derselben Weise, wie das Frühstück und das Mittagessen. Punkt halb acht war

Alles versammelt, der Meister verrichtete das Gebet, wie mit einem Schlage saßen Alle zur Abendsuppe nieder, und mit einem Ruck stand die Gesellschaft wieder auf. – Die Gesellen hatten Feierabend und gingen aus. Heinrich bat die Meisterin um ein Licht, da er in seiner Kammer nach Hause zu schreiben wünschte.

Die Lehrburschen erhalten Abends kein Licht auf ihr Zimmer! sagte der Meister. Schreiben magst du am Sonntag. Willst du Abends einen Gang durch die Stadt machen, so wird mein Gottlieb dich begleiten. Heut ist Regenwetter, du darfst vor Schlafengehn noch eine Stunde bei meiner Frau bleiben.

Der Meister nahm Hut und Stock und ging aus, nicht in's Wirthshaus, sondern um noch einen Geschäftsweg zu machen. –

Da saß Heinrich bei der Familie am Tische und starrte trübsinnig in's Licht. Die Kinder gingen nach und nach zu Bett, die Meisterin nahm ihren Strickstrumpf zur Hand und sah den Lehrburschen zuweilen von der Seite an.

Du bangst dich wohl nach Hause, Falk? begann sie nach einer Pause.

Heinrich fuhr verstört empor aus seinen Gedanken.

Nimm deinen guten Willen nur zusammen, fuhr sie fort, dann wirst du dich mit der Zeit schon zu finden wissen.

Ich habe den besten Willen, entgegnete Heinrich, aber ich höre, daß hier Nachrichten im Gange sind, die meinem Ruf schaden.

– Das laß gut sein! Das Vergangene wollen wir dir nicht zur Last legen. Mache uns nur im Hause keine neuen Streiche, denn mein Mann ist sehr streng, und es ist schon schwer ihn zu befriedigen.

So muß ich von Ihnen auch hören, Frau Meisterin, daß man mir schlechte Streiche zur Last legt?

Frau Weigold sah ihn groß an. – Um Nichts und wieder Nichts bist du doch nicht bei uns, Falk! Spiele nur nicht den Unschuldigen! Was du gethan hast, das hast du gethan, und sage dir ja, wir wollen daran nicht denken.

Heinrich betheuerte seine Unschuld, wie er es dem Meister gegenüber gethan hatte, und Frau Weigold begann ihn mit aufmerksamerem Auge anzusehn.

– Aber Falk, begann sie nach einer Weile, das wäre denn doch curios! Mein Mann hat den Herrn Doctor als einen frommen und braven Herrn kennen gelernt. Es war vor drei Jahren, als er in Eichenried im Schlosse malte, wo der Herr Doctor Hauslehrer war –

Von welchem Doctor sprechen Sie? fiel Heinrich schnell ein. Ist Herr Stillfried gemeint?

– Ja wer denn sonst? Du mußt ihn kennen.

Durch Herrn Stillfried also sind die Unterhandlungen über mich geführt worden? Und er auch hat jene Nachrichten über mich verbreitet, daß ich Schulden gemacht und weiß Gott was sonst gethan?

– Freilich! Was wunderst du Dich groß?

Ist der Brief Herrn Stillfried's noch vorhanden?

– Das denk' ich, mein Mann verwahrt alle Briefe.

Der Meister muß mir den Brief geben! Ich schicke hin an Herrn Mertens, damit er sehe, wie schändlich mir und ihm selbst mitgespielt worden ist. Dieser Herr Stillfried ist ein schändlicher Verleumder, von seinen Beschuldigungen ist nicht eine wahr, ich habe mir Nichts gegen meinen Wohlthäter vorzuwerfen!

Die Meisterin ließ ihren Strickstrumpf in den Schooß sinken. Heinrich's Benehmen, sein Gesicht, der Ausdruck seiner Worte hatte etwas Ueberzeugendes, dem sie sich nicht entziehen konnte, wenngleich sie sich noch nicht entschließen wollte, ihm, der ihr als so bösartig geschildert worden war, zu vertrauen. – Das wären Neuigkeiten, sagte sie. Wie sollte der Herr Doctor dazu kommen?

Das mag der Himmel wissen! Kennt der Meister den Herrn Stillfried den näher?

– Das nicht, er hat ihn nur damals vor drei Jahren öfter gesprochen, seitdem aber nicht wieder gesehn. Wir waren selbst verwundert, daß er sich an uns wendete. – Aber höre, Falk, ich rathe dir, verlange den Brief nicht von meinem Mann. Er leidet nicht, daß die Lehrburschen sich ein Ansehn geben. Ich will gelegentlich mit ihm sprechen, das wird besser sein. Und was mich betrifft, so denke nur nicht, daß ich dir irgend wie übel will. Wenn dir 'mal bange um's Herz ist, dann komm zu mir. Ich weiß, daß du es anders gewohnt bist, die Madam Schilling hat selbst an mich geschrieben und gebeten, daß ich mich deiner annehme.

Sie haben einen Brief von Franziska? rief Heinrich voller Freude.

Franziska Schilling, so hat sie sich unterschrieben. Es muß eine gar vortreffliche Dame sein. Du kannst mir, wenn du willst, zuweilen von ihr erzählen. Jetzt geh' zu Bett, es möchte dem Meister nicht recht sein, wenn er dich noch unten findet.

Diese letzte Erinnerung an Franziska bewirkte, daß Heinrich der Meisterin dankbar die Hand reichte, ehe er auf seine Kammer schlich.

Das war der erste Tag im Handwerk. Er hatte unserem Helden tiefe Kränkungen gebracht und eröffnete nur traurige Aussichten in die Zukunft. Die exacte Ordnung des Hauses machte einen ernsten Eindruck auf ihn und die Gewöhnung daran däuchte ihm nicht schwer, da er aus der Pension des Herrn Niesemann an ein Tagewerk nach der Uhr gewöhnt war. Aber die Reizlosigkeit seines Handwerks, die Rohheit der Gesellen, die Entfernung von Allen, die ihm theuer waren, wirkten zusammen auf sein Gemüth und erfüllten ihn noch Stunden lang mit den kummervollsten Gedanken

Zwölftes Kapitel.

Den nächsten Sonntag verbrachte Heinrich fast ganz mit Briefschreiben. Schon eine Stunde vor Tagesanbruch hatte er keine Ruhe mehr im Bette, denn das Schreiben sollte ihm zu einem ersehnten Genusse werden. Vor allen Dingen benachrichtigte er seine Mutter von dem Wechsel seines Schicksals und seines Ortes. Es wurde, da er

bei der beschleunigten Abreise aus der Hauptstadt keine Zeit mehr dafür gefunden hatte, ein langer, ausführlicher Brief, der kaum beendet war, als man ihn rief, um mit dem Meister zur Kirche zu gehn. Sobald der Gottesdienst vorüber war, setzte er sich wieder in seine Kammer und schrieb an Herrn Mertens und an Franziska den ganzen Nachmittag, bis der Meister zu ihm heraufschickte und ihn einen Spaziergang mit Gottlieb machen hieß. Ihm war, nachdem er sich reichlich ausgesprochen hatte, leichter zu Muthe. Gottlieb machte Abends seiner Mutter die Mittheilung, der neue Lehrling könne ganz vergnügt sein, wenn er wolle. –

Die Wochentage vergingen einer wie der andere. Täglich galt es den Laufburschen zu spielen, Farben zu rühren, Thüren, Wände und Fußboden anzustreichen. Das Benehmen der Gesellen gegen ihn dauerte fort. Sie suchten ihn ihre Uebermacht in jeder Weise fühlen zu lassen. Sie merkten bald, daß er an unanständigen Worten und schlechten Liedern Anstoß nahm, und fortan gaben sie ihm täglich die abscheulichsten Dinge zu hören und verhöhnten jubelnd seinen Widerwillen dagegen. Er mußte sich an vieles Widerwärtige gewöhnen, daß er schließlich auch diese Dinge, wie etwas Gewöhnliches an seinen Ohren vorüber gehn ließ. Nach Verlauf einiger Wochen kam er dahin, alle Wände, Thüren und Fußböden, die ihm zur Untermalung überwiesen wurden, als seine natürlichen Feinde zu betrachten, auf die er dann mit herzlichstem Ingrimm losarbeitete. Mit der Zeit jedoch verminderte sich diese Leidenschaft, und die Nothwendigkeit lehrte

ihn, sich zu fügen. Er hoffte immer noch, es werde doch einmal etwas Ordentliches zu bemalen geben, denn er erinnerte sich aus der Hauptstadt mancher Wand und Zimmerdecke, auf welcher Blumengewinde, Arabesken, umgestürzte Fruchtkörbe, sogar Figuren abgebildet waren. Aber in dem kleinen Städtchen verlangte Niemand einen solchen Luxus. Man begnügte sich mit glatten Wänden und fand eine Arabeske nach der Schablone schon sehr kunstvoll. – So achtungswerth das Handwerk ist, unser jugendlicher Held konnte zu keiner richtigen Schätzung desselben gelangen. Die Erziehung, die man ihm gegeben, die Hoffnungen, die man ihm gemacht, strebten weit über eine blos gewerbliche Thätigkeit hinaus, und so war der Widerwille des Knaben durchaus begründet und gerechtfertigt.

Es währte nicht lange, so erhielt Heinrich die ersten Briefe. Seine Mutter schrieb ihm sehr erfreut, daß er ihr nun um so viel näher gerückt sei, und sprach die Hoffnung aus, ihn bald einmal wieder zu sehen. Sie tadelte ihn sanft wegen seiner Verstimmung gegen das Handwerk und schärfte ihm ein, Gott und seinen Wohlthätern für diese große Gunst zu danken. Sie verstand seinen Schmerz nicht, daß er der Kunst entsagen sollte. Er war ja bei einem Maler in der Lehre und hatte nach ihrer Ansicht seinen Wunsch ja völlig erreicht. Sie schrieb so liebevoll, so mahnend, sich doch ja nicht von überspannten Gedanken bemeistern zu lassen, daß Heinrich gleichmäßig gerührt und betrübt wurde. Ueber Sara theilte Frau

Lisette mit, daß dieselbe, wie sie früher schon einmal gemeldet, nach wie vor im Hause des Pfarrer sei, wo es ihr sehr gut gehe. Sara sei ein großes und sehr hübsches Mädchen geworden. Aber sie habe die merkwürdigsten Pläne für ihre Zukunft und sitze die halben Nächte mit dem Pfarrer über den Büchern. Das Mädchen sei gar nicht wieder zu erkennen, die sieben Jahre, daß Heinrich sie nicht gesehen, hätten ein ganz anderes Wesen aus ihr gemacht. Doch denke sie seiner mit alter Anhänglichkeit und lasse ihn grüßen. –

Franziska's Brief war ebenso ausführlich, als Heinrich ihr geschrieben hatte. Sie zeigte sich sehr erstaunt über die Gerüchte, welche über ihn verbreitet seien. Sie habe mit Herrn Stillfried darüber gesprochen, dieser aber sei nicht minder empört über solche Verleumdungen. Sie glaube durchaus nicht, daß dieselben von ihm herrühren könnten, Herr Stillfried selbst habe die Vermuthung ausgesprochen, daß man dergleichen im Hause des Meisters erfunden haben müsse. –

So war denn Heinrich darauf bedacht, das Document, welches ihn dem bösen Leumund überliefert hatte, zu Gesicht und wo möglich in seine Hände zu bekommen. Als er eines Abends mit der Meisterin wieder beim Lichte saß, brachte er das Gespräch auf den Brief des Herrn Stillfried. Die Meisterin zögerte mit der Sprache. Endlich sagte sie: Ich soll nicht mit dir darüber reden, Falk, mein Mann hat es verboten. Um dich aber zu beruhigen, will ich es noch Einmal thun, aber zum Letztenmal. Mein Mann hat den Brief verbrannt.

– Verbrannt! rief Heinrich. Das beruhigt mich durchaus nicht, denn nun kommt die Schuld nicht an den Tag, und der Makel bleibt an mir haften. Warum verbrannte der Meister diesen wichtigen Brief, da er sonst alle Schriften zu bewahren pflegt?

Der Herr Doctor Stillfried hat ausdrücklich darum gebeten, damit der Brief nicht zufällig von fremden Augen gelesen, und eine hochachtbare Familie durch – einen Undankbaren –

– O der schlaue Halunke! rief Heinrich, indem er aufsprang und das Zimmer durchschritt. Was kann es einer hochachtbaren Familie schaden, wenn ein Undankbarer, der gar nicht durch Blutverwandtschaft mit ihr verknüpft ist, ihre Wohlthaten mißbraucht? Man wird sie bedauern, sonst Nichts. Aber ihm, dem Nichtswürdigen hätte der verleumderische Brief einst schaden können, und darum drang er auf die Vernichtung desselben!

– Was das für Reden sind, Falk! Herr Stillfried sagte in dem Briefe, daß er Thränen des Mitleids über dich vergossen habe, daß er dich liebe, und um so mehr liebe, da du ein Verlorener seist! Denn die Sünder müsse man mit unerschöpflicher Liebe umfassen und den Funken der Religion und Tugend wieder in ihnen zu erwecken suchen –

Heinrich ließ sie nicht ausreden. Der hätte mich geliebt? rief er mit zornigem Lachen. Der? Wäre nur Jemand in der Nähe gewesen, wie er mich brutal anfuhr und aus dem Hause zu weisen suchte! Hier, Frau Meisterin, lesen Sie in Franziska's Briefe, hier die Stelle! Sie

weiß Nichts von meinen Streichen, sie hat mit Herrn Stillfried gesprochen, und er will Nichts von diesen Verleumdungen wissen. Er meint, dieselben müßten in Ihrem Hause erfunden worden sein!

Bei uns, in unserem Hause? rief die Meisterin, indem sie hastig den dargereichten Brief ergriff und die bezeichnete Stelle durchflog. – Das ist arg! Ich weiß nicht, was ich von der Geschichte denken soll. Erst ein Langes und Breites von allerhand bösen Geheimnissen, von Tugend und Religion schreiben, hernach den Brief ableugnen und *uns* die Nachrichten als Erfindungen in die Schuhe schieben – das werden wir uns nicht gefallen lassen!

In diesem Augenblick that sich die Thür auf, und der Meister trat in's Zimmer. Er hatte die letzten Worte gehört und vermuthete, Heinrich habe den ersten jener Excesse, auf welche man Ihn vorbereitet hatte, gethan.

Was werden wir uns nicht gefallen lassen? rief er, indem er sein strenges Auge auf seinen Lehrling heftete.

Die Meisterin wurde bei seinem Eintritt etwas befangen. Du hast mir zwar verboten, sagte sie, mit Falk über die Nachrichten zu sprechen, die uns über ihn zugekommen sind, aber da ist ein Brief der Madam Schilling, worin sie schreibt, daß der Doctor Stillfried sich nicht zu denselben bekennen will. Er behauptet, diese Verleumdungen seien in unserem Hause erfunden worden!

Der Meister hängte seinen Hut an den Nagel, und stellte den Stock in die bestimmte Ecke. Das wär' merkwürdig! sagte er.

Hättest du den Brief nur nicht verbrannt, dann könnten wir ihn als Beweis an den Herrn Kaufmann Mertens schicken. Da, lies einmal die Stelle in dem Briefe der Madam Schilling!

Fremde Briefe lese ich nicht! sagte der Meister. Ich habe den Brief des Doctors verbrannt, ich habe keine Beweise gegen ihn in Händen, und so ist in der Sache Nichts zu thun.

– Aber, rief die Meisterin mit Eifer, sollen wir uns gefallen lassen, daß man uns nachsagt, wir selbst hätten ehrenrührige Nachrichten über Falk erfunden?

Wie sollen wir's anfangen, uns dies *nicht* gefallen zu lassen? Sind wir falsch benachrichtigt worden, so können wir in diesem Falle zufrieden sein, daß die Nachrichten *falsch* waren, denn wir haben einen um so besseren Lehrburschen. Soll ich an den Doctor schreiben, und ihn zur Rede stellen? Wenn er seine Anschuldigungen leugnet, so wird er über meinen Brief lachen, denn ich kann ihm Nichts beweisen. Es ist genügend, daß Falk darüber an Herrn Mertens geschrieben hat. Genug von den Schreibereien und Briefklatschereien! Wir haben ein gutes Gewissen, daß wir Nichts Verleumderisches erfunden haben, und können uns daran genügen lassen. Und du, Falk, kannst durch Arbeitsamkeit und gute Führung deinen Ruf besser wieder herstellen, als durch langes hin und her Gerede. Nun aber kein Wort mehr davon. Geh zu Bette, Falk! –

Somit hatte Herr Weigold jede weitere Betheiligung an der Sache für immer abgelehnt, und Heinrich mußte sich, wiewohl mit schwerem Herzen zufrieden geben. Aber er hatte doch die Genugthuung, daß der Meister und die Meisterin fortan nicht mehr übel über seine Vergangenheit dachten. Zu seinem Erstaunen jedoch mußte er erfahren, daß die falschen Nachrichten über ihn unter Handwerkern und anderen Leuten der Stadt ganz bekannt waren, und daß man ihn für einen jungen Thunichtgut von vornehmer Familie hielt, der dem Meister Weigold zur Besserung übergeben sei. Merkwürdig war es dabei, daß man ihn deshalb nicht verabscheute, sondern ein lebhaftes Interesse für ihn nahm. Oft wurde er auf der Straße von unbekannten Personen angeredet, und zwar in schalkhaft heiterer Weise. Es schien, als hege man die Hoffnung, recht bald von neuen Streichen des durchtriebenen Schelms zu hören. Oft brachten ihn die Fragen, welche man an ihn richtete, zum Lachen. Er sollte ein paar Pferde zu Tode geritten, im Duell seinem Gegner das Bein abgeschossen und eine wunderschöne Gräfin entführt haben. Fabeln wurden über Fabeln gebaut, und er sah viele heimliche Bewunderer auf seiner Seite. Er fand endlich Geschmack an diesen Erfindungen und gab Alles zu, was man ihm andichtete, ja er vergrößerte und vervollständigte seine Abenteuer oft in lustigster Weise.

Auch zu seinen Vorgesetzten, den Gesellen, trat er mit der Zeit in ein erträglicheres Verhältniß. Herr Schnabel,

der Magdeburger und der Breslauer verließen den Meister und die Stadt, um sich als Wandergesellen anderswo zu versuchen. So blieb von den älteren nur der Stettiner, welcher ihm nicht eben übel gesinnt war. Heinrich gewann ihn bald völlig. Er schenkte ihm zu seinem Geburtstage einen Kranz von Knackwürsten und ein Fläschchen Kümmel. Der dicke Stettiner war von dieser Ueberraschung so erbaut, daß er ihm von nun an Schutz und Freundschaft in vollem Maße angedeihen ließ, ja sogar groß genug von ihm dachte, ihm eines Tages einen Thaler abzuborgen.

Heinrich suchte sich in seine Umgebungen zu schicken, sein Widerwille gegen das Handwerk blieb indessen derselbe. Er rührte den Farbentopf ohne gemüthlichen Antheil. Er fuhr mit dem großen Weißpinsel über die Wände, ohne das Weißen einer Wand für eine anziehende Beschäftigung zu halten. Er sah eine Haus- und Stubenthür, die zu verpinseln war, ungefähr mit denselben Augen an, wie Frau Doctorin Niesemann ihn selbst einst angesehen, als sie sich bestrebte, ihm Manieren beizubringen. Hatte er so bei ungeliebter, geisttödtender Arbeit in der Woche seine Pflicht gethan, dann suchte er sich an dem immer heiß ersehnten Sonntage zu entschädigen. Entweder er schrieb Briefe, oder er zeichnete nach alter Art, was ihm gerade in die Augen fiel.

Schon auf der Schule hatte er sich vielfach im Porträtiren versucht. Hingeworfene Skizzen von Gesichtern seiner Mitschüler und Lehrer fanden sich in allen seinen Büchern. Die Aehnlichkeit war immer überraschend,

wenngleich die Ausführung mangelhaft und vernachlässigt. Heinrich bekam Lust dergleichen wieder aufzunehmen, zugleich jedoch sich in größerem Maßstabe zu versuchen und mit mehr Studium zu verfahren.

Das erste Gesicht, welches er sich wählte, war das des Stettiners. Der Dicke gab sich gern dazu her und äußerte sich höchst vergnügt, als die ganze sinnliche Fülle seines Antlitzes auf dem Papier zu sehen war. Auch Heinrich empfand Freude dariber, denn der Versuch konnte als gelungen betrachtet werden. – Fortan verging kein Sonntag, wo er nicht irgend Einen aus seiner Umgebung abkonterfeite. Die Kinder seines Meisters kamen zuerst dran, die Meisterin selbst, so schwer es auch von ihr erlangen war, einige Stunden zu sitzen. Ferner die Gesellen, Nachbarin, Kinder von der Straße, kurz Alles, was Heinrich durch Ueberredung zum Modell erhalten konnte. – Je mehr der Sommer fortschritt, desto mehr sah er sich auch in der Umgegend um. Immer hatte er seine Zeichenmappe bei sich, und so machte er landschaftliche Studien. Wenn er dann im Schatten eines Baumes in seine Arbeit versunken saß, wähnte er sich in den alten Tagen, da er mit Gotthard zu gleichen Studien ausgegangen war, er träumte sich ganz in die Lage, der Kunst anzugehören, und schreckte zuweilen empor bei dem Gedanken, morgen früh wieder eine Hausthür anstreichen zu müssen.

Mag es gehen, wie es will, sagte er zu sich selbst, ich gebe die Kunst nicht auf! Gotthard behauptete, ich hätte Talent, er behauptete es vor sechs Jahren, wo ich nicht

halb so viel konnte, als jetzt, und Gotthard kann sich darin nicht getäuscht haben. Noch freilich bin ich zu unfertig, um Etwas auf meine eigene Hand in der Kunst zu wagen, aber ich will jeden Sonntag um so fleißiger arbeiten, ich will mich um jeden Preis selbstständig machen! Herr Mertens und seine Einflüsterer sollen erkennen, daß ihre Maßregeln, trotzdem, daß sie meine Fortschritte hemmten, doch meiner Bestimmung Nichts anhaben konnten. Seine Unterstützung kann ich noch nicht entbehren, noch dürfte ich mich ihrer erwehren, ich muß dulden, daß er mir seine Wohlthaten in der unerwünschtesten Art erweist. Aber lange soll es nicht mehr währen. Ich will Augen, Hände und Gedanken zusammen nehmen, um bald sagen zu können: Ade, Anstreicherei und Handwerk, ich wandere auf eigenen Füßen der Kunst entgegen! –

In der Mitte des Sommers machte Heinrich einen Plan, der, wie unscheinbar auch der Anlaß war, doch von großem Einfluß auf die Gestaltung seiner nächsten Lebensjahre werden sollte. Er beschloß ein Geburtstagsgeschenk für Franziska vorzubereiten. Es sollte ein Blatt in Wasserfarben werden, darstellend einen großen Strauß von Feld- und Waldblumen in einem gewöhnlichen, irdenen Topfe. Er hatte die Technik der Wasserfarben zwar selbst noch nicht geübt, doch erinnete er sich mancher Einzelnheiten, die er Gotthard abgesehen, hatte, und beschloß den Versuch zu wagen. Die Blumenmalerei war zwar nicht ganz sein Geschmack, aber wiederum kam ihm eine Erinnerung an Gotthard, die ihm diese Richtung annehmbarer machte. Dieser nämlich hatte einst gesagt,

kein Zweig der Malerei sei zu gering, wenn man darin etwas Tüchtiges leiste. Die große Geschichtsmalerei stehe allerdings über dem Genre des Blumenmalens, aber ein vorzüglicher Blumenmaler stehe höher als ein mittelmäßiger Geschichtsmaler. Diese sehr einfache Wahrheit vermochte unsern Helden, im kleinen Genre zum Erstenmal ein selbstständiges Werk zu komponiren. Für's Erste entwarf er mit Bleistift das Ganze, wie er es sich dachte, dann aber ging er an die Vorstudien für das Einzelne. Er suchte in jeder Sonntagsfrühe im Felde ein paar Blumen und brachte den Tag damit zu, dieselben auf das Fleißigste mit Farben nachzuahmen. Kornblumen, brennende Mohne, Kornähren, Haferrispen, Scabiosen, Glockenblumen, Nelken, Sternblumen, kurz Alles, was der volle Sommer in Feld und Wald aufblühen ließ. Nach mehreren Wochen hatte er eine ganze Reihe von Studienblättern beisammen und sah zu seiner Freude, wie die letzten immer die besseren waren. Er fuhr auf das Fleißigste fort und hoffte im nächsten Winter den nöthigsten Apparat und einige Fertigkeit zu besitzen, um das Ganze zu beginnen. Er hatte Zeit bis zum März, in welchen Monat Franziska's Geburtstag fiel, und war glücklich in dem Gedanken, ihr eine Freude zu machen und ihrem Vater zu zeigen, daß sein Kunststreben nicht unterdrückt worden sei. –

Der Meister sah ihm bei diesen Beschäftigungen, waren es nun Porträtzeichnungen, Landschaftsstudien oder Blumencopieen, mit immer erneuter Ueberraschung zu

Er verbot sie ihm weder, noch lobte er dieselben, höchstens nickte er einmal mit dem Kopfe und gab ihm das Blatt zurück.

Eines Tages aber, als er mit seiner Frau allein war, begann er: Mit dem Falk ist das doch eine merkwürdige Geschichte! Ich war vorbereitet, einen nichtsnutzigen Buben in die Dressur zu bekommen, und vom ersten Tage an zeigte er sich als einen ganz braven Jungen. Er war Etwas verwöhnt, nun das ließ sich nicht anders denken. Aber seine Aufführung ist ohne Tadel, und er ist selbst als Lehrbursche ordentlich, fleißig und brauchbar.

– Es liegt auf der Hand, entgegnete die Meisterin, daß dem armen Jungen übel mitgespielt worden ist. Als ein Bauernkind hat ihn die vornehme Familie mit nach der Stadt genommen, jetzt sind die Herrschaften seiner überdrüssig und haben ihn, um sich seiner zu entledigen, so weit als möglich von sich weg gethan.

Er meint, fuhr Herr Weigold fort, der Kaufmann habe ihn nur deshalb Stubenmaler werden lassen, weil er kein Talent zum Kunstmalen in ihm sehe. Wahrhaftig, wenn der Herr da kein Talent in dem Jungen sieht, so habe ich gesündere Augen. Was Falk da Alles zeichnet und malt, hat er nicht bei mir gelernt, weil ich es selber nicht machen kann. Der bleibt nicht lange im Handwerk! Eine Zeitlang geht es noch fort, und dann haben wir den Künstler fertig. Wenn er Sonntags bei seiner eigenen Arbeit sitzt, so muß ich mich oft zusammen nehmen, um nicht zu vergessen, daß er Wochentags mein Lehrjunge ist.

– Höre du, nahm die Meisterin das Wort, wenn du selbst glaubst, daß er doch nicht im Handwerk bleiben werde, dann solltest du gleich Etwas thun, ihn auf seinen eigenen Weg zu bringen. Schreib an den Kaufmann, setz' ihm die Sache auseinander –

Das werd' ich bleiben lassen! rief Herr Weigold. Bei den großen Herren da wird ein Brief wenig helfen. Ich habe nicht an den saubern Herrn Stillfried geschrieben, ich werde auch nicht an den Kaufmann schreiben. Was Einer nicht sehen will, das sieht er nicht, und wenn man es ihm mit der Faust unter die Augen hielte. Falk ist mir als Lehrbursche übergeben worden, und ich muß sein Meister bleiben, darf auch gar Nichts thun, ihn in der Kunst zu bestärken. Es ist genug, daß ich ihm die Beschäftigung damit gestatte. Wird er in künftigen Jahren einmal ein Künstler, so kann es ihm Nichts schaden, auch das Handwerk gelernt zu haben. Ich werde, so viel an mir ist, darauf sehn, daß er darin seine Sache gut mache, und mich in meinem Benehmen gegen ihn durchaus nicht ändern. –

Trotz dieses festen Vorsatzes des Herrn Weigold nahm Heinrich aber doch eine kleine Aenderung in dem Benehmen des Meisters wahr. Am Werkeltage zwar zeigte sich derselbe durchaus als Meister, streng in seinen Forderungen, niemals unbillig, aber immer ruhig, ernst, gemessen und unerschütterlich in seinem Willen. Sonntags jedoch trat eine Modification ein. Er zeigte eine gewisse Achtung für Heinrich's Privatbeschäftigung. Er sorgte, daß der große Tisch in der Familienstube abgeräumt

war, wenn Heinrich mit seinen Mappen in's Zimmer trat. Heinrich zeichnete nämlich immer unten, da der Tisch in seiner Kammer zu klein war, und eine Aenderung dieses Umstandes nicht gestattet wurde. Der Meister trieb seine Kinder mit ihren Büchern oder sonstigen Geräthschaften vom Tische weg, damit Heinrich in seiner Arbeit nicht beeinträchtigt würde. Ein paarmal geschah es sogar, daß Herr Weigold ihm eine besonders schöne Blume, die ihm beim Ueberlandgehn auffiel, mit nach Hause brachte.

Dreizehntes Kapitel.

Es war im Spätherbst, als Heinrich eines Sonnabends in die Barbierstube des Herrn Adehl Zadderklops ging, nicht um sich rasiren zu lassen – ach nein, dafür war sein Kinn noch kein geeignetes Feld, sondern um sein Haupthaar unter die Scheere zu geben. Der Barbier hatte ihn schon häufig auf der Straße angeredet und wiederholentlich um seinen Besuch gebeten. – Als Heinrich in den Laden trat, fand er Herrn Zadderklops an einem Tische sitzend, welcher bedeckt war mit Farben, Lithographien und allerlei abgebrauchtem Malerapparat. Der phantastisch aufgeputzte Mann führte den Pinsel und colorirte eine französische Lithographie von Etwas anstößigem Charakter. Kaum wurde er des Eintretenden ansichtig, als er aufsprang und ihn vor Freude fast umarmte.

Kommen Sie endlich einmal, junger Herr! rief er. Das freut mich! Ich wünsche seit lange Ihre nähere Bekanntschaft. Nun das ist herrlich, daß Sie da sind!

– Um mir die Haare von Ihnen verschneiden zu lassen, entgegnete Heinrich.

Ich stehe zu Diensten! Aber Sie hätten eine solche Gelegenheit nicht abzuwarten brauchen, junger Herr! Kunstgenossen sollten Hand in Hand durch's Leben gehen – denn ich weiß, daß Sie der Kunst nachstreben, und auch ich –

– Auch Sie treiben nebenbei künstlerische Studien? fiel Heinrich ein, indem er die auf dem Tische liegenden Bilder musterte. – Es waren meist etwas obscöne Darstellungen von halb maskirten Figuren, wie der französische Geschmack sie zu erfinden und auch nach Deutschland herüber zu schicken pflegt.

Ach, daß ich sie nur nebenbei zu treiben vermag! rief der Barbier in halb kläglichem Zone. Ich stehe seit Jahren mit einem Buchhändler in Verbindung, für welchen eine große Menge solcher Bilder, wie Sie hier sehen, ausmale. Hier, wie finden Sie diese Sachen?

– Die Darstellungen sind – etwas ausgelassen und sehr – komisch! sagte Heinrich, indem er ein wenig erröthete.

Ja, ja, es sind verdammt lustige Geschichten! lachte Herr Zadderklops und blinzelte pfiffig mit den Augen. Mein Kunsthändler giebt mir vorwiegend soldche Sachen, weil sie viel verlangt werden und er sie weit verschickt. Ich male sie ihm wohlfeiler, als ein Maler von Profession und habe so immer noch meinen Nebenverdienst. Sehn Sie, ich schwärme für die Kunst, mein Herr,

sonst würde ich mich damit nicht abgeben. Mein Geschäft als Barbier geht zwar recht gut, aber ich habe keinen rechten Geschmack daran und weiß eigentlich nicht, wie ich dazu gekommen bin. Mein Vater war nämlich Theaterschneider, und ich hatte von Kindheit auf große Lust, zur Bühne zu gehn. Aber mein Vater sagte: Adehl – ich heiße nämlich so und bin eigentlich auf französisch Adèle getauft, aber da die Leute sagen, das sei ein Frauenzimmername, so schreibe ich mich Adehl. Nun also, mein Vater sagte, Adehl, die Kunst ist ein saures Brod, lerne du Barbier! Sehn Sie, so wurde ich Barbier. Aber ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, der Kunst anzugehören. Eigentlich weiß ich noch nicht recht, welcher Kunst ich mich widmen soll, denn ich schwärme für die Bühne ebenso, wie für die Malerei. Meine Frau hat auch große Lust –

– Sie sind verheirathet? fragte Heinrich, der sich die vor ihm stehende Gestalt nicht als Ehemann denken konnte.

Versteht sich, seit sechs Jahren! Habe bereits vier Kinder. Meine Frau hat auch Lust zur Bühne, und meine Schwester hat sich bereits dafür entschieden. Sie ist im vorigen Winter bei einer Schauspielergesellschaft, welche hier Vorstellungen gab, zuerst aufgetreten und von dem Direktor engagirt worden. Nun haben die beiden Schwestern meiner Frau auch Lust dazu bekommen. Minka, die jüngere, hat eine ausgezeichnete Stimme und würde sich sehr für die Oper eignen. Sie sehen, in meiner Familie lebt ein künstlerischer Funke, welcher aus

den engen Schranken heraus strebt. Und betrachten sie mich einmal – ganz abgesehen von der Bühne, betrachten Sie mich einmal vom malerischen Standpunkt! Eigne ich mich nicht durchaus für die Kunst? Zeigt es sich nicht schon in meinem Aeußeren, daß, wenn es mit der Bühne Nichts wird, ich zum Maler wie geschaffen bin?

Heinrich erinnerte sich, in der Hauptstadt einige Maler gesehen zu haben, welche in einem ähnlichen Costüm als Vogelscheuchen durch die Straßen gelaufen waren, und konnte in diesem Hinblick der Ansicht Adehl's nur beipflichten. Herr Zadderklops freute sich ungemein, ihn dieselbe bestätigen zu hören.

Es drohte dunkel zu werden, und Heinrich mahnte den Barbier, an das Geschäft zu gehen, um dessentwillen er gekommen war.

Zadderklops betrachtete ihn von oben bis unten, endlich sagte er in einem fast bittenden Tone: Warum soll ich Ihnen das Haar abschneiden? lassen Sie es wachsen! Es paßt sich für Ihre Figur, längeres Haar zu tragen, als Sie pflegen. Ein Künstler soll das Gelock seines Hauptes lang und frei wehen lassen. Sie tragen das Ihrige viel zu diplomatisch kurz. Die meisten Ihrer Collegen ließen es auch wachsen. Denken Sie nur an Herrn Schnabel! Er hatte prachtvolles langes Haar, überhaupt einen schönen Kopf, nur die Nase war Etwas zu roth, und die Falten im Gesicht etwas zu stark. Ich will Ihnen das Haar scheiteln und einrichten, aber nicht abschneiden!

Heinrich indessen bestand auf seinem Willen, und Adehl mußte sich bequemen, die Scheere zur Hand zu

nehmen. Aber seine Zunge ruhte auch während der Arbeit nicht. – Das müssen doch wunderbare Verhältnisse gewesen sein, sagte er, die Sie in unsere Gegend verschlagen haben, junger Herr! I nun, Einiges davon ist uns auch bekannt.

– Dummes Zeug! rief Heinrich. Glauben Sie Nichts davon!

Machen Sie sein Geheimniß daraus, ich habe rechte Suitenstreiche außerordentlich gern. Meine Frau und meine Schwägerinnen brennen auch darauf, aus Ihrem Munde recht viel davon zu hören. Nun, wie war's damit? Die schöne Gräfin, die Sie entführten –?

Heinrich lachte laut auf.

Sie war wohl sehr schön?

– Zum toll werden!

Das will ich glauben! Und reich –?

– Zehn Millionen!

Das ist großartig und lohnte sich der Mühe! Und Sie reisten weit mit ihr?

– Natürlich.

Aha! Und das Duell nachher, das war doch auch ihretwegen?

Versteht sich!

Und da schossen Sie Ihrem Gegner das Bein weg?

– Alle beide, und zwar mit Kartätschen!

Was? Sie scherzen! Nun, und jetzt?

– Und jetzt sind wir fertig! rief Heinrich aufspringend, und meine Geschichte auch!

O das ist schade! Ich interessire mich sehr dafür.

Heinrich griff in die Tasche, um den Barbier zu bezahlen.

Nein, rief dieser, ich nehme Nichts von Ihnen, einem Kunstgenossen bin ich gern gefällig! – Heinrich drang vergebens in ihn, endlich legte er sein Geldstück heimlich auf den Tisch. Aber an ein Loskommen von Herrn Zadderklops war noch nicht zu denken. – Sie müssen mir versprechen, junger Herr, mich in meiner Familie recht bald zu besuchen! Meine Frau wird sich sehr freuen, Sie zu bewirthen. Es geht bei uns sehr lustig zu, besonders Sonntags. Meine Schwägerinnen sind überaus muntere Mädchen. Vorzüglich Minka, sprach schon oft den Wunsch aus, Sie kennen zu lernen. Mein Schwager, der Buchdrucker, kommt dann auch, er ist ein gar zu drolliger Mensch. Er bringt oft junge Leute mit zu uns, und dann lachen und jubeln wir bis spät in die Nacht. Nicht wahr, Sie kommen? Da fällt mir ein, Sie sollen so ausgezeichnet porträtiren! Meinen Sie nicht, daß mein Kopf sich sehr gut zum Porträt eignet?

– Ohne Zweifel! rief Heinrich. Soll ich Sie zeichnen?

Ach das wäre vortrefflich! Wann soll ich Ihnen sitzen?

– Ich will Sie benachrichtigen, wenn ich Zeit habe. Morgen ist Sonntag, da stünde ich gleich zu Diensten!

– Morgen geht es leider noch nicht, aber am nächsten Sonntag.

Schön! Soll ich dazu besonders Toilette machen?

– Gar nicht nöthig! Auf Wiedersehn!

Bleiben Sie doch noch!

– Es ist spät, ich bin an die Hausordnung gebunden!

Heinrich schlüpfte schnell aus der Thür und über die Straße. Er war sehr belustigt über den Barbier, und es regte sich eine Neugierde in ihm, den Familienkreis kennen zu lernen, in welchem man sich so wunderbar für ihn interessirte. Er mußte eilen, um zur rechten Zeit zum Abendessen zu kommen, und trat in dem Augenblick in's Zimmer, als die ganze Gesellschaft schon hinter den Stühlen zum Gebete bereit stand. Ein etwas strenger Blick des Meisters fiel auf ihn, denn eine solche Verspätung hatte er sich noch nicht zu Schulden kommen lassen.

Daß eine innere Stimme ihm in diesem Augenblick zugeflüstert hätte, wie diese erste keine Nachlässigkeit, welche die Bekanntschaft mit Adehl ihm zuzog, der Vorbote von Verirrungen sei, die ihn einst mit großem Kummer erfüllen sollten!

Nach dem Abendessen überreichte der Meister ihm einen Brief, der inzwischen für ihn angekommen war. Heinrich sah eine Aufschrift von unbekannter Hand, auf dem Siegel war eine Krone. Er öffnete, und aus der Unterschrift ergab sich der unglückliche Edgar von Wintersbach als Schreiber des Briefes. Es war ein förmliches Tagebuch, seit längerer Zeit geführt und fünf Bogen stark. Die wichtigsten Stellen waren folgende:

»Lieber Heinrich, ich benutze eine Stunde, wo mein Peiniger ausgegangen ist, um dir zu schreiben, und werde dies wiederholen, so oft Herr Stillfried den Rücken kehrt. Durch Joseph, meinen Bedienten, bin ich vor einer Entdeckung dieses Frevels sicher gestellt. Joseph ist zwar von dem Meister Heuchler beauftragt, ihm Alles zu

hinterbringen, was ich in seiner Abwesenheit thue, aber der brave Diener ist mir treuer als ihm und hinterbringt mir, wenn ich's hören will, das Interessanteste über das Treiben des Herrn Doctors. – Ja, lieber Heinrich, es ist ein Frevel, daß ich an dich schreibe, aber jeder Frevel gegen das Gebot meines Peinigers ist mir eine Wonne. Ich habe dich nur zweimal und zwar sehr flüchtig gesprochen, und dennoch ist es mir eine Gewißheit, daß du mein Freund werden mußt. Verschmähe die Liebe eines Unglücklichen nicht, dem das äußere Leben gar Nichts bietet, und der einen inneren Anhalt in dem Herzen eines Andern sucht. Ich mag nicht in Prosa wiederholen, was ich in den beiliegenden Versen gesagt habe. Lies sie, sie sind allein für dich und wollen Nichts weiter, als einen verwandten Ton in deinem Innern erwecken!«

Heinrich entfaltete ein langes Gedicht, welches die Ueberschrift trug: »An Heinrich. Es schilderte zuerst in mehreren Strophen den Segen und das Glück der Freundschaft und wendete sich dann mit den rührendsten Worten an ihn, indem er ihm jede Fähigkeit für ächte Freundschaft zuschrieb und endlich bat, die Einsamkeit eines Verlassenen durch seine Liebe zu beleben. Zum Schlusse sprach Edgar sich darin in der leidenschaftlichsten Weise über sein Schicksal aus, er haderte mit Gott und den Menschen, nannte das Leben einen Fluch und eine Hölle. Aber das Alles sollte gemildert werden, wenn Heinrich der Freund des Verfassers werden wolle.

Heinrich fühlte sich gleichmäßig erschüttert und erhoben. Es war dies ein so ganz neues Erlebniß für ihn, daß

er sich vor Aufregung nicht zu lassen wußte und auch seinerseits dem Schicksal den Krieg zu erklären begann, weil es ihn so weit von dem Verfasser weg verschlagen hatte. Doch beeilte er sich in dem Briefe weiter zu lesen.

»Ich bin, schrieb Edgar, seit frühster Kindheit immer auf mich allein beschränkt gewesen. Mein körperlicher Zustand schreckte Jeden von mir ab. Der Vater hat mit seinen Geschäften so viel zu thun, daß er sich sehr wenig mit mir abgeben kann. Bis vor drei Jahren hatte ich einen vortrefflichen Erzieher, welchen ich sehr liebte. Zu meinem Unglück erhielt er eine Pfarrerstelle. Seitdem stehe ich unter der Tyrannei Stillfried's. Mein Vater hat ein ganz blindes Vertrauen zu dem Menschen. Ich kenne ihn besser als er, ich weiß, daß hinter dieser kriechenden Freundlichkeit und Frömmigkeit Nichts als Bosheit und Schurkerei steht. Wie oft habe ich meinen Vater gebeten, mich von ihm zu befreien, aber er, der mir sonst jeden Wunsch erfüllt, ist in diesem Punkte unerbittlich. Stillfried wird außerordentlich gut bezahlt – und allerdings ist das für meinen Erzieher billig, denn es ist nicht leicht, sich mit mir zu schleppen. Aber ich weiß, daß dieser Mensch den Plan gemacht hat, mich mein Leben lang zu quälen. Ich bin ihm wie ein Waarenartikel, aus welchem er möglichst viel Geld zu schlagen denkt. Darum wacht er darüber, daß ich nicht selbstständig werde, worin ihm meine körperliche Lage sehr zu Statten kommt. Darum auch sucht er meine nähere Bekanntschaft mit dir zu verhindern. Es ist oft in seiner Gegenwart davon die Rede gewesen, daß du ein kluger Junge bist, der das Talent

habe, die Menschen zu durchschauen. Wenn wir beide uns mit einander befreundeten, so müßte seine Nichtswürdigkeit um so eher entdeckt werden. Würde mir nicht geglaubt, so wärst du doch glaubwürdig, denn Frau Franziska hält viel von dir. Deshalb wünscht er sie dir abspenstig zu machen. Er behauptet, mit deinem Meister in fortwährendem Austausch von Nachrichten über dich zu stehen, und ich bin überzeugt, er brütet hundert Lügen aus, um dir zu schaden. Ich weiß, daß er dich fürchtet und haßt, und ich liebe dich darum nur um so mehr. Alles was er haßt, muß ja wohl gut und edel sein. Wir werden unsere Correspondenz sehr heimlich und behutsam führen müssen, denn auch mein Vater darf Nichts davon erfahren. Richte deine Briefe daher nie an mich, sondern an meinen Bedienten Joseph Buchholz, *poste restante*. Ich werde ihn jede Woche zweimal auf die Post schicken.«

Heinrich war entzückt über diesen Plan und schrieb in Gedanken schon: Joseph Buchholz, *poste restante*, auf einen Briefumschlag.

»Was sich selbst und manche Andre sehen, schrieb Edgar an einer anderen Stelle, wird dir, denk' ich, auch kein Geheimniß mehr sein. Wir sind sehr viel in eurem Hause, und es ist wahrscheinlich, daß mein Vater sich mit Frau Franziska verheirathen wird.«

Hier durchzuckte ein heftiger Schreck Heinrich's Seele. Das Blatt zitterte in seinen Händen. Freilich hatte er ein solches Ereigniß im Stillen längst erwartet und gefürchtet, jetzt aber, da er es so nah gerückt sah, überkam

ihn ein tiefer Schmerz und die Furcht, Franziska's Theilnahme und Liebe völlig und auf immer zu verlieren. Mit bebendem Herzen las er weiter.

»Ich begreife nicht, warum es nicht schon längst geschehen ist. Aein Vater ist gut und einer so schönen und liebenswürdigen Frau durchaus würdig. Ich glaube sie trauert nach sieben Jahren noch immer um ihren ersten Gatten. Mein Vater spricht mit der größten Achtung von ihm, und er muß ein ausgezeichneter Mann gewesen sein. Seit einigen Wochen ist Frau Franziska heitrer, als sonst, und ich denke, jetzt wird die Sache wohl richtig werden. – Was mich betrifft, so kann ich diese Aenderung in unsrem Hause nur von Herzen wünschen. Frau Franziska ist die Güte selbst gegen mich, und ich hoffe viel von der Zeit, da sie meine Mutter sein wird. Eine junge, schöne und höchst anmuthige Mutter! Ich habe die meinige nicht gekannt, ich weiß nicht, was die Liebe zu einer Mutter ist, und mein Gefühl für Frau Franziska wird wohl mehr ein freundschaftliches werden. Doch ist mir diese Aussicht unsäglich angenehm. Aber auch hier drängt sich Stillfried wieder ein! Diese Bestie, ich weiß keinen Ausdruck, meinen Haß ganz bezeichnete, dieser Molch schleicht auch schon um sie herum, um sich bei ihr unentbehrlich zu machen. Es regen sich in mir manchmal fast Mordgedanken gegen ihn, der mir jede Freude mordet!« –

Der Brief war noch sehr lang. Heinrich las und las, und schon war die Stunde vorüber, in welcher er sonst seine Kammer aufsuchen mußte. Die Meisterin sah ihn

vertieft in das Studium des ihr unermeßlich dünkenden Schriftstückes, sie sah seine innere Bewegung und kam zu der Ansicht, daß die Folgen jener alten Verleumdungen ihm auf's Neue innerlich zu schaffen machten. Da sie sich jedoch vorgenommen hatte, dem Willen ihres Mannes zu folgen und nicht mehr von dieser Sache zu reden, schwieg sie und hob nur zuweilen die Augen von ihrem Strickstrumpf empor, um einen Seitenblick auf Heinrich zu werfen. –

Fast erdrückt von der Fülle des mitgetheilten Stoffes ging er zu Bette, Edgar's Freude über die voraussichtliche Verheirathung Franziska's milderte seine eigne Besorgniß. Gleichwohl konnte er ein Mißbehagen gegen den Präsidenten nicht unterdrücken. In seinem Haß gegen den »Peiniger« aber war er ganz mit dem neuen Freunde einverstanden.

Schon in der ersten Sonntagsfrühe des nächsten Morgens las er den Brief und das Gedicht noch Einmal durch und war entschlossen, auf der Stelle zu entgegnen. Aber war es nicht unumgänglich nöthig, daß er das Gedicht auch in Versen beantwortete? Ja, Verse mußten es sein, das stand bei ihm fest! Aber wie war das anzufangen? Er nahm die empfangenen Strophen zur Hand und las sie, jetzt als Musterbuch, auf's Neue. Sie verriethen, daß der Verfasser sich schon vielfach in dieser Kunst geübt haben mußte, während er selbst über den Bau eines Verses bisher noch eben so wenig gedacht hatte, als über die Verfertigung einer Baßgeige. Wenn nur der Anfang nicht gewesen wäre! Die Mitte war gar nicht zu verfehlen, und

das Ende hätte sich von selbst ergeben. Nach einer halben Stunde hatte er noch kein Wort auf dem Papier. Er wurde unruhig, und doch hatte er sich in den Kopf gesetzt, Verse zu machen. Plötzlich setzte er die Feder an –

O du, die du die Tugend selber bist,
O Freundschaft –

Hatte er das schon irgendwo gelesen, oder war es seinem eignen Hirn entstanden? Da stand es auf dem Papier! Gleichviel von wannen es stammte, es war doch ein Anfang! Von Minute zu Minute setzten sich ein paar neue Worte daran, wie die Eisstrahlen auf einer Wasserfläche, welche einfrieren will. Nur umgekehrt, es war kein Einfrieren, es war ein Aufthauen, sein Kopf glühte wie ein Backofen. Es ging – wer hätte es gedacht? – Es ging! – Aber eigentlich ging es doch nicht, wenigstens sehr langsam. Hier fehlte ein Wort, das gar nicht aufzutreiben war. Dort hatte ein anderes zu viel Silben, die man doch nicht so ohne Weiteres weglassen konnte. Und nun gar der Reim! Es war doch zum Verzweifeln, daß sich immer auf das Wort, welches ihm nöthig oder wünschenswerth schien, kein Reim fand. Eine halbe Stunde brauchte er, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß sich auf Freundschaft gar Nichts reime. Liebe war schon besser, da standen doch »Triebe« in der Reserve! – Ein neuer Blick in das Mosterbuch zeigte, daß das Gedicht in regelmäßige Strophen eingetheilt war. Er bewunderte den Freund. Aber gleichthun konnte er es ihm nicht. Seine Gluth wurde zu

einer wahren Wuth, er war nahe daran, diese Beschäftigung für eine Pferdearbeit zu erklären.

Der Meister rief zur Kirche. Heinrich hörte Nichts von der Predigt, seine Gedanken quälten sich in fortwährenden Geburtswehen mit Versen. Hundert Reime gaukelten neckend vor ihm hin, und wenn er sie zu haschen glaubte, so waren die malitiösen Dinger spurlos verschwunden. Nach dem Essen begann das Dichten von Neuem. War es nun die Thätigkeit der Verdauung, oder die gesteigerte Gluth der Leidenschaft, welche die Arbeit plötzlich begünstigte – die Verse flogen nur so auf das Papier. Mit ihnen flogen die Stunden dahin, es wurde fast dunkel. Fertig! schallte es plötzlich in Heinrich's Herzen. Vor ihm lag eine Freundschaftsepistel, welche der empfangenen an Feuer und Schwung Nichts nachgab. Freilich war hier ein Vers dreimal so lang als der andere, und dort fehlten sechs mal hinter einander die Reime, an Strophen war nicht zu denken, aber es war doch ein Gedicht fertig, ein ungeahntes Werk!

Die Meisterin kam um den Tisch zu decken. Wo war der Sonntag geblieben? Heinrich meinte, er sollte erst beginnen. Er hatte sich vorgenommen, einen Spaziergang zu machen, jetzt aber war es Abend und zu spät. – Nach dem Essen wollte er seine Verse in's Reine schreiben. Es fehlte ihm ein geeigneter Briefbogen dazu.

Nun, Falk, sagte die Meisterin, heut ist ja gar nicht gezeichnet oder gemalt worden!

Zeichnen? Malen? Jetzt erst fiel ihm ein, daß er seine liebsten Arbeiten zu Gunsten der Freundschaft versäumt

hatte. Einmal und nicht wieder! dachte er. Oder doch mit Maaß! Das Zeichnen und Malen hat mir auch Mühe genug gekostet, aber so erschöpfend war die Arbeit nicht!

In den Morgenstunden der nächsten Sonntage schrieb er einen Brief an Edgar, worin er ihm sein Leben im Hause des Meisters schilderte. Der Brief wurde, wenn nicht eben so lang wie der empfangene, doch auch ein recht umfangreiches Schriftwerk. An demselben Tage, da er ihn zur Post gegeben hatte, kam ein anderer für ihn von Franziska an.

Sie meldete ihm ihre bevorstehende Verheirathung mit Herrn von Wintersbach. In drei Wochen sollte die Hochzeit sein.

Heinrich war auf diese Nachricht vorbereitet, und beunruhigte sie ihn nicht mehr mit der früheren Macht, zumal da Franziska in liebevollster und gütigster Weise schrieb. Von ihrem zukünftigen Gatten sagte sie, er werde ihm immer ein theilnehmender und bereitwilliger Freund sein. »Wenn ich nicht irre, schrieb sie, hast du ein Vorurtheil gegen Herrn von Wintersbach. Es ist gewiß falsch, mein Heinrich, er will dir wohl und ich hoffe das alte Verhältniß zwischen Euch beiden herzustellen. Erfülle mir nun eine recht herzliche Bitte! Thu' den ersten Schritt zu Eurer Verständigung und schreibe an ihn. Sprich einen Glückwunsch oder sonst etwas Freundliches gegen ihn aus, er wird es dir hoch aufnehmen, und er

kann von nun an ein Entgegenkommen von dir erwarten.«

Die Erfüllung dieser Bitte war nicht ganz leicht für Heinrich. Dennoch überwand er sich und richtete einen Glückwunsch an den Präsidenten. Viel Worte enthielt sein Brief nicht, und auch an Franziska konnte er sich diesmal nur wenige Zeilen abzwingen. Je näher der Tag kam, welchen sie als den ihrer Vermählung bezeichnet hatte, desto banger wurde ihm um's Herz. Und als der gefürchtete endlich erschien, ging er weit hinaus in den Wald, um sich auszuweinen.

Vierzehntes Kapitel.

Mit Farbentöpfen, Pinseln, Schablonen und einer Leiter beladen ging Heinrich eines Morgens zur Arbeit aus. Sein über und über mit bunter Flecken bespritzter Kittel bezeichnete ihn bereits als den in das Handwerk eingeweihten Lehrling.

Da rief der Barbier ihm laut über die Straße entgegen und flog auf ihn zu.

Armer junger Herr, müssen Sie sich mit diesen unwürdigen Dingen schleppen?

– Das bringt das Handwerk mit sich, entgegnete Heinrich.

Nun, wann fangen wir unsre Sitzungen an? fragte Adehl. Wissen Sie, ich habe mir etwas Herrliches ausgedacht. Malen Sie mich in Oelfarben und in Lebensgröße!

Dieser Plan gefiel Heinrich. Er hatte sich in Oelfarben zwar noch nicht versucht, doch da er noch in deutlicher

Erinnerung hatte, wie Gotthard dabei verfuhr, hoffte er sich die Technik bald anzueignen. Er erklärte sich bereit, den Versuch zu machen. Aber, sagte er, dazu bedarf es der Vorbereitungen. Die Farben müssen erst gerieben werden. Wir müssen Pinsel und Leinwand kommen lassen, denn hier ist dergleichen nicht zu haben.

Versteht sich, rief Adehl, wir lassen Alles kommen, und die Kosten trage ich! Ihnen soll Nichts als der künstlerische Theil anheim fallen. Was meinen Sie zu einem besonderen Kostüm? Malen Sie mich in einem Charakterkostüm!

Heinrich fand dies sehr belustigend. Als Chinese? fragte er, oder als Indianer?

Das wäre wohl schön, aber besser noch – als Türke? Ich glaube, ich könnte einen guten Türken abgeben.

– Ohne Zweifel, ich will Sie als Türken malen!

Ach das ist herrlich! Ein hiesiger Schneider hat einen vollständigen türkischen Anzug in der Maskengarderobe, den miethe ich gleich auf längere Zeit. Weißen Turban mit Gold besetzt, blaue Beinkleider, Weste von rothem Sammt, der Ueberwurf grün und ebenfalls von Sammt, dazu gelbe Stiefeln. Alles reich gestickt, es wird wundervoll aussehn! Ich besorge mir das noch heute und schreibe wegen den Farben. Und wir halten die Sache ganz geheim? nicht wahr? und überraschen meine Frau zu ihrem Geburtstage damit. Die Sitzungen halten wir bei meinem Schwager, dem Buchdrucker. Das wird köstlich werden! Leben Sie wohl! In sechs Wochen ist der Geburtstag meiner Frau, ich setze Alles dazu in Bereitschaft! –

In vierzehn Tagen meldete Adehl, daß der nöthige Apparat angekommen sei. Aber Heinrich erklärte ihm, daß für's Erste an sein Porträt nicht zu denken sei, da er eine nöthigere Arbeit zu vollenden habe. Der Barbier war sehr betrübt darüber, einmal, daß das Bild nicht zu Lydia's, seiner Gattin, Wiegenfeste fertig werden, dann aber, und vorzüglich, daß er die Türkenkleider noch nicht anziehen sollte.

Die Arbeit, welche Heinrich's Sonntage jetzt fast ausschließlich ausfüllte, war das Blumenstück für Franziska. Er hatte reichliche Studien gemacht und sah mit Befriedigung das Ganze entstehen. Aber die Arbeit ging langsam vorwärts, da er eben nur einige helle Sonntagsstunden dazu benutzen konnte.

So verging der Winter. Adehl hoffte, harrte und mahnte fortwährend, das Türkenstück bald zu beginnen. Er lud Heinrich auch wiederholentlich ein, ihm die Sonntag-Abende zu schenken, aber vergeblich, denn ersterer benutzte diese Stunden für seine Correspondenz, die ihm immer mehr zum Bedürfniß wurde. Endlich im März sah Heinrich sein Blumenstück vollendet und konnte es, in eine Mappe verpackt, Franziska'n zu ihrem Geburtstage übersenden.

Der Eindruck, welchen dieses Geschenk machte, war ein sehr günstiger. Franziska's Entgegnungsbrief war voll von Dank und Freudebezeigungen, und in den herzlichsten, gütigsten Worten abgefaßt. Sie nannte ihn noch immer ihr Kind, ihren Heinrich und hoffte ihn einst in ihre Arme zu schließen.

Von noch größerer Wichtigkeit für Heinrich waren einige Bemerkungen, welche sein Freund ihm bei dieser Gelegenheit mittheilte.

»Dein Blumenstück, schrieb Edgar, hat in unserm Hause große Sensation erregt. Mutter Franziska war sehr glücklich darüber und fragte mit triumphirender Miene, ob man noch immer an deinem Talente zweifle? Mein Vater sagte, dies sei allerdings mehr, als er erwartet hätte, und es wäre nicht unmöglich, daß du dich noch herauf arbeitetest. Du hast viel bei ihm gewonnen. – In unserem Hause war im vergangenen Winter ein bis dahin unbekanntes Treiben. Sonst lebten wir einsam, lauter Männer zusammen, jetzt, da eine junge Frau im Hause ist, sehe ich viel Damen, und Gesellschaften haben wir in Fülle. An Mutter Franziska's Geburtstage hatten wir großen Ball bei uns. Ich habe eine solche Vergnügungsart zum Erstenmal mit angesehen. Die Dame des Hauses war reizend geschmückt und zugleich die Krone der Gesellschaft. Mein Peiniger drang darauf, daß ich nicht in den Saal gelassen würde, aber mit Hülfe der Gefeierten des Tages setzte ich es durch. Ich selbst spielte dabei natürlich die kläglichste Rolle, aber die vielen neuen Erscheinungen interessiren mich zum Theil doch. Tante Finette, das kleine Wesen, welches ich zwar früher schon öfter gesehen, ist oft bei uns und eine specielle Freundin von mir geworden. Mutter Franziska und mein Vater sind sehr glücklich. Von der Ersteren habe ich nicht zu viel gehofft. Sie ist mein guter Geist, der in der

einfachsten und natürlichsten Weise dem Einfluß Stillfried's zu steuern weiß. Ich sehe wohl die Besorgniß, mit welcher derselbe diese Neuerungen betrachtet. Er spricht und lügt so oft er kann, wie schädlich mir die geseligen Aufregungen im Hause seien, und so sehe ich voraus, daß man mich mit ihm zum Frühjahr wieder in die Welt jagt. Man hat von Nizza, von den Pyrenäen, sogar von Egypten gesprochen. Diese ewigen, verwünschten Badereisen! Es kommt Nichts dabei heraus, meine Füße hängen mir nach wie vor als zwei lästige, völlig nutzlose Klumpen am Leibe, und ich bin überzeugt, sie werden sich nicht ändern, und wenn man mich mit Kuren und Badereisen zu Tode hetzt.« –

Adehl Zadderklops sah endlich seinen Wunsch erfüllt, Heinrich hatte für einen Sonntag Nachmittag die erste Sitzung angeordnet. Schon eine Stunde vor der bestmmten Zeit schritt der Barbier im Türkencostüm erwartungsvoll durch das Zimmer seines Schwagers, des Buchdruckergehülfen.

Heinrich konnte sich des Lachens nicht erwehren, als er eintrat, und die phantastische Erscheinung vor sich sah.

Nicht wahr, es sieht köstlich aus? rief Adehl, es paßt Alles, wie für mich gemacht. Hier habe ich auch eine türkische Pfeife. Aechten Tabak hab' ich mit den Farben kommen lassen! Ich will sie gleich anzünden. Hier ist auch der Teppich, ich breite ihn da auf den Boden.

– Was soll der Teppich?

Ich setze mich mit untergeschlagenen Beinen darauf, wie es Sitte ist in der Türkei.

– Das geht nicht, Sie müssen auf einem Stuhle sitzen, sonst kann ich Sie nicht malen.

Aber bester, junger Herr, die Türken sitzen nicht auf Stühlen!

– Das ist ja ganz gleichgültig, ich male nur Ihren Kopf.

Nur den Kopf? Gott bewahre, in Lebensgröße und in ganzer Figur, wofür hätte ich denn die türkischen Kleider an?

– Sie sehen aber doch, daß ich nur so viel Leinwand aufgespannt habe, als für einen Kopf in Lebensgröße hinreicht.

Adehl wurde jetzt erst dieses Uebelstandes inne. In seinen Mienen malte sich eine große Enttäuschung. Ach, warum haben Sie nicht mehr Leinwand aufgespannt! rief er, ich hätte es gern dran gewendet.

– Das würde um so mehr Arbeit gemacht haben. Setzen Sie sich nur – so! Ihr Kopf ist grade genug.

Ja, mein Kopf nimmt sich gut aus! rief Adehl, indem er sich setzte. Was nehme ich für eine Miene an? Despotisch, als wenn ich einen Pascha hätte aufknüpfen lassen? Oder lächelnd –

– Gott bewahre! Sie komischer Türke! Machen Sie ihr ganz gewöhnliches Gesicht.

Nein, es muß etwas Apartes darin liegen! Jetzt hab' ich's! Nehmen Sie die Situation, wie Sie eben einen Nebenbuhler erdolcht habe – Sie kennen dergleichen aus

der Erfahrung. Links kann man noch die Füße und gelben Stiefeln des Erdolchten sehen, während rechts eine Cirkassierin verschwindet!

Heinrich lachte. Und das Alles in Lebensgröße auf diesem kleinen Raume? Gut, gut, ich will rechts eine Cirkassierin und links einen Stiefel verschwinden lassen. Sitzen Sie jetzt nur ruhig, ich hab' es mit Ihrem Gesicht zu thun.

Adehl Zadderklops saß starr wie eine Säule und im vollen Türkenbewußtsein da. Sein Mienenspiel machte den jungen Maler oft laut lachen. Heinrich mußte ihn alle fünf Minuten ermahnen, sein Gesicht in Ruhe zu lassen.

Während die Arbeit im besten Gange war, trat der Schwager Buchdruckergehülfe in's Zimmer. Er schlug bei Adehl's Anblick ein schallendes Gelächter auf, schrie und jubelte und hielt sich die Seiten. – Verrückter Kerl, wie siehst du aus? rief er. Klops, wo hast du die Jacke her? Ach du verdrehter Zadder! Du grundverrückter Klops! Türke! Türke! Ich muß das ganze Haus zusammenrufen, daß sie dich sehen! Zadder in blauen Hosen! Klops, ein Türke!

Adehl fühlte sich auf's Tiefste verletzt. Für's Erste muß ich mir auf's Neue verbitten, Schwager, rief er, daß du meinen Namen in so ungehöriger Weise auseinander trennst –

Und so läßt sich der verdrehte Zwickel malen! schrie der Buchdrucker lachend dazwischen. Zadder, wer Teufel hat dir diese Kleider hergegeben? Komm mit mir herunter, Klops, du mußt dich so auf der Straße sehen lassen. Komm, Zadder, du Zürke, ich lasse dich für Geld sehen!

Während Heinrich hinter der Staffelei sein Zwerchfell in fast ähnlicher Weise, wie der Buchdrucker, erschüttert fühlte, riß Adehl in heftigstem Zorn seinen Arm aus denen seines Schwagers los. Laß mich zufrieden, du roher Mensch, schrie er, und geh' deiner Wege! Hast du keinen Respect vor der Kunst? Du siehst, daß ich gemalt werde! Geh' hinaus, du störst uns! –

Aber der Buchdrucker hörte nicht auf zu lachen und zu höhnen. »Hier ist mein Zimmer, rief er, und setzest du dich hier als Türke her, so kann ich meine Leute zusammenrufen, daß sie mit über dich lachen! Du Zadder! Du Türke! Du verrückter Klops!«

So ging es fort. Jemehr der Schwager lachte, desto wüthender wurde Adehl. Endlich riß er sich den Turban ab und warf ihn dem Buchdrucker an den Kopf. Rasch zog er auch die übrigen Türkenkleider aus und seinen gewöhnlichen Anzug wieder an, denn an eine Fortsetzung der Arbeit war nicht zu denken. Er nahm sein Bündel unter den Arm und verließ beleidigt das Zimmer.

Heinrich ergriff seine Mütze, um ihm zu folgen. Der Buchdrucker aber hielt ihm zurück. »Lassen Sie den laufen, er wird wieder gut! In einer Stunde ist sein Aerger vorbei, und wir sehen wieder den ganzen Narren. Kommen Sie mit zu meinen Schwestern, Sie wissen wohl, Lydia ist Zadder's Frau. Die Weiber verlangen schon längst nach Ihnen, und heut kommen Sie mir nicht davon, Sie müssen mit.«

Heinrich hatte eine geheime Scheu vor dem Zadderklops'schen Familienkreise, er erinnerte sich, daß im

Hause des Meisters zuweilen ein wegwerfendes Wort über Adehl und sein Haus gefallen war. Aber er mochte es anstellen wie er wollte, der Buchdrucker nahm seine Entschuldigung an, und so mußte er wider Willen nachgeben.

Als sie die Treppe hinaufstiegen, hörten sie schon lautes Gelächter herunterschallen. Der Buchdrucker öffnete die Thür und schob den neuen Gast hinein. Drei Damen sprangen mit Geschrei auf und hießen ihn willkommen. Es waren Lydia, die Wirthin des Hauses, und Minka und Linchen, ihre Schwestern. Außerdem waren noch zwei junge Handlungsdiener und ein Privatsecretär anwesend. Lydia war die Naivität selbst. Sie klatschte in die Hände und drehte sich auf dem Absatz herum. Minka sah ihn schelmisch ermuthigend an, und Linchen kicherte ihm entgegen.

Heinrich hatte in seinem Sonntagsanzuge Nichts vom Lehrling an sich. Er war in den Uebergangsjahren vom Knaben zum Jüngling, seine Gestalt und sein Gesicht zeigten die ganze Jugendblüthe jenes glücklichen Alters, in seinen Bewegungen, in seiner Erscheinung war ein Gemisch von Gewandtheit und Befangenheit. Vom Augenblicke seines Eintretens an wurde er zum Mittelpunkte der Gesellschaft gemacht. Die drei Damen wendeten ihre Augen nicht von ihm, sprachen, lachten und nickten ihn an – er wußte nicht wie ihm geschah. Anfangs bemächtigte sich seiner in diesem ihm so neuen Treiben eine große Verlegenheit, aber wie hätte es einem jungen

Menschen in seinen Jahren, bei seiner geringen Erfahrung nicht schmeicheln sollen, als die Hauptperson in einem geselligen Kreise zu gelten? Und so thaute er auf und ward in die Unterhaltung hinein gerissen.

Jetzt kam auch Adehl nach Hause. Er flog mit großer Freude auf Heinrich zu und begrüßte ihn. Aber sogleich schien sich die Scene in des Schwagers Zimmer erneuern zu wollen, denn der Buchdrucker erzählte unter ungeheurem Lachen, wie er Adehl angetroffen hatte. Lydia trennte die Feindlichen und nöthigte zum Essen, denn sie hatte inzwischem den Tisch gedeckt. Die Mahlzeit war frugal, man hätte eine größere Reinlichkeit der Teller und Biergläser wünschen können, aber es ging um so heiterer und lauter um den Tisch her. Heinrich fühlte sich überrascht über den Ton der Gesellschaft. Er war Etwas frei, die Herren gefielen sich in Zweideutigkeiten, und die Damen lachten von Herzen darüber. Der Buchdrucker vor Allen war stark in Witzen und behandelte seine Schwestern etwas verfänglich.

Minka saß neben Heinrich. Ach! was haben Sie da? rief sie, indem sie ein von Franziska gesticktes Vorhemd betrachtete. Sie beugte sich so nah als möglich zu ihm und brachte die Reize ihres Busens fast unter seine Augen. Er wurde roth, sie bemerkte es und fragte, ob er ein Lied zur Guitarre zu hören wünsche?

Heinrich sagte, daß er schon lange gewünscht habe, ihre Stimme zu hören.

O, Sie sind ein Kenner, rief sie, Sie haben besser singen gehört und müssen fürlieb nehmen!

Sie holte die Guitarre und sang ein schmachtend sentimentales Lied. Ihr Gesang hatte die Eigenheit, daß er von einem Tone zum anderen immer die ganze dazwischen liegende Tonreihe chromatisch durchmachte. Heinrich erinnerte sich, allerdings Besseres gehört zu haben, auch verwirrten ihn Minka's Blicke, die zuweilen seitwärts zu ihm flogen. – Hierauf sang sie noch einige muntere Lieder, welche, wie das erste, sehr beklatscht wurden. Jetzt stand Lydia auf und rief: Meine Herrschaften, Pfänderspiele! Ja Pfänderspiele! schrie Alles. Der Tisch ward bei Seite gerückt und ein Kreis gebildet. Die Spiele wurden mit großer Leidenschaft betrieben, es war ein Rennen, Kreischen und zu Boden fallen ohne Ende. Das Küssen spielte dabei eine Hauptrolle. Merkwürdig war's, daß Heinrich fortwährend Fehler machte und Alles, was er irgend bei sich hatte, zum Pfande geben mußte. Sogar das Halstuch wanderte in Lydia's Schürze. Und wiederum merkwürdig war es, daß beim Auslösen der Pfänder immer auf dem seinigen die Strafe des Küssens stand. Er hatte Minka, Lydia und Minchen bereits ein Dutzendmal durchgeküßt.

Es wurde ein Spiel vorgeschlagen, bei welchem eine Person durch Fragen, auf welche immer nur ja oder nein geantwortet wurde, ein Wort zu errathen hatte. Heinrich wurde zum Rathen auserkoren. Er stand in einem dunklen Nebenzimmer, während die Gesellschaft sich über die Aufgabe berieth. Da hörte er neben sich ein leises Kichern. War Jemand mit ihm in's Zimmer geschlüpft? Er that einen Schritt, eine Hand lag auf seiner

Schulter, er hörte seinen Namen flüstern. Er glaubte Minka's Stimme zu erkennen. Eine Art von Wahnsinn ergriff ihn, er umschlang Minka und drückte einen brennenden Kuß auf ihren Mund.

Da schlug es neun Uhr vom Thurme. Neun! Er war seit Mittag vom Hause seines Meisters entfernt – sein Bewußtsein kehrte zurück. Er riß sich los, eilte zur Gesellschaft und erklärte, daß er sich verabschieden müsse. Alle redeten auf ihn ein, die allgemeine Heiterkeit noch länger zu theilen, und Minka nahm seine Mütze, indem sie drohte, daß sie ihm dieselbe nicht zurück geben werde.

Mein Meister wartet auf mich, sagte Heinrich, ich darf nicht länger bleiben!

Lassen sie ihren Meister doch zum Teufel gehen! rief der Privatsecretär. Was hat ein junger Mann von Welt, wie Sie, nach dem groben Meister zu fragen.

Aber Heinrich fühlte den Boden unter seinen Sohlen brennen. Durch einen raschen Griff entriß er Minka'n die Mütze und eilte zur Thür hinaus. –

Mit großen Schritten ging er die Straße entlang, aber dieselben wurden zögernder, je mehr er sich dem Hause des Meisters näherte. Er fühlte, daß er auf unrechten Wegen gewesen, und mußte, wenn er dem Zorn seines Lehrherrn entgehen wollte, eine Ausflucht erfinden, um sein Zuspätkommen zu entschuldigen. So zieht ein Fehltritt immer den anderen nach sich.

Die Meisterin saß am Tische und strickte wie gewöhnlich, Herr Weigold schritt im Zimmer auf und nieder, als Heinrich eintrat.

Na, Gott sei Dank, da ist er! rief die Meisterin.

Falk, wo steckst du so lange? sagte der Meister. Was soll das lange Ausbleiben bedeuten?

Heinrich's Herz klopfte. Ich habe einen längeren Spaziergang gemacht, stotterte er, und mich im Walde verirrt.

Des Meisters Gesicht wurde ruhiger, er glaubte den Worten seines Lehrburschen, denn er hatte ihn seit einem Jahre als glaubwürdig kennen gelernt. Künftig bleib auf gebahntem Wege, rief er, und sage mir oder meiner Frau wohin du gehst. Wir warten seit zwei Stunden auf Dich. Zu Bett! –

Heinrich legte sich aufgeregter denn jemals nieder. Der ganz neue Umgangston im Hause des Barbiers versetzte ihn in Zwiespalt mit sich selbst. Er zweifelte nicht, daß dies ein unerlaubter Verkehr sei, und doch empfand er eine geheime Lust, denselben noch näher kennen zu lernen. Der Vogel sieht die tödliche Schlinge, welche hinter den rothen Beeren verborgen ist, und dennoch däucht ihm die Lockspeise unwiderstehlich. –

Schon am anderen Morgen, da Heinrich zur Arbeit ausging, begegnete ihm Adehl wieder. Er bedauerte, daß der Gast sich gestern so früh entfernt habe, und nöthigte ihn, am nächsten Sonntage wieder in sein Haus zu kommen. Unsere Sitzung, fuhr er fort, wurde gestern durch die Rohheit meines Schwagers unterbrochen, aber wir

können das Malen bei einem meiner Freunde fortsetzen. Ich habe schon Alles besprochen und eingerichtet. –

So fuhr Heinrich an den nächsten Sonntagen fort, den Türken zu malen. Glücklicherweise hatte er am Abend des nächsten Sonntags Briefe zu schreiben, denn die Correspondenz mit Edgar wurde immer lebhafter. Auch in der folgenden Zeit fand sich für die freien Abende immer ein nöthiges Geschäft, welches ihn verhinderte, der Einladung des Barbiers zu folgen. Es waltete noch eine Zeit lang ein guter Stern über unserem Helden und behütete ihn vor seinen eigenen Wünschen. Aber als das Gemälde sich seiner Vollendung näherte, mußte Heinrich versprechen, eine Feierlichkeit mitzumachen, bei der er selbst der Gefeierte sein sollte. Adehl sprach bereits viel von einer Punschbowle, welche an jenem Abend gemacht werden sollte, da das Türkenporträt fertig über dem Sopha hängen werde.

Um diese Zeit erhielt Heinrich einen Brief von seiner Mutter. Sie schrieb ihm, daß endlich ihr größter Wunsch erfüllt sei, nämlich der, ihn wiederzusehen. Sie habe sich zur Reise nach Heiligenstadt entschlossen und werde am nächsten Sonntage daselbst eintreffen. Der dortige Prediger werde sie auf Vermittelung des Herrn Pfarrers von Dietharz für einige Tage aufnehmen. Auch versprach sie ihm noch eine Ueberraschung, über welche er nicht geringe Freude haben werde.

Heinrich war sehr glücklich über diese Nachricht und zerbrach sich den Kopf in Betreff der geheimnißvollen Ueberraschung. Der Tag der Ankunft Frau Liseten's war

zugleich der des versprochenen Türkenpunsches im Zadderklops'schen Hause. Adehl war sehr betrübt über die Nachricht, daß Heinrich sich nicht daran betheiligen könne, und beschloß endlich die Festlichkeit aufzuschieben.

–

Es war ein schöner Sommermorgen, als Heinrich dem Postwagen entgegen harrte, der ihm seine Mutter bringen sollte. Er hatte sie seit acht Jahren nicht gesehen. Sein Gewissen wurde bei ihrer Erwartung mannichfach bedrängt. Er empfand, daß er einen Theil der ihr gebührenden Liebe auf Franziska habe übergehen lassen, daß er im Herzen seine Mutter etwas vernachlässigt habe. Jetzt malte er sich ihre rührende Gestalt mit allen Farben der Erinnerung wieder aus, und mit wehmüthiger, aber doppelt reicher Liebe sah er ihrer Ankunft entgegen.

Der Wagen kam, zwei weibliche Köpfe bogen sich schon von Weitem aus dem Fenster, und mit Jubel empfing Heinrich seine Mutter in seinen Armen. Frau Lisette weinte und lachte vor Freuden. Sie sagte, er sei zum Riesen herangewachsen und habe sich entwickelt, aber sie hätte ihn aus Tausenden als ihren Sohn heraus erkannt.

Heinrich hatte sich nach den übrigen aussteigenden Passagieren nicht umgesehen. Plötzlich sah er ein junges Mädchen von auffallender, großartiger Schönheit neben seiner Mutter stehen. Ihre Gesichtsfarbe war dunkel, aber von einem wahren Jugendglanz übergossen. Die tiefblauen Augen schienen zu leuchten, die schwarzen Haarflechten, welche vom Scheitel herab das Gesicht einrahmten,

drängten sich in üppigster Fülle hervor. Die schöne Gestalt war einfach, aber geschmackvoll gekleidet. Sie blickte Heinrich lächelnd und fest in's Auge, als wollte sie sagen: Rathe, wer ich bin! Er starrte sie an, wie von einem Zauber in ihre Züge gebannt.

Ihr kennt euch wohl gar nicht mehr? lachte Frau Lisette. Heinrich, das ist ja unsere Sara!

Sara! Er hatte es geahnt, aber kaum daran glauben zu dürfen gemeint. Das war Sara! Er sah sie so herrlich, so wunderbar schön vor sich stehen, er fühlte sich ihr gegenüber so fremd und gering, daß er es in der Begrüßung nur zu einer verstümmelten Verbeugung brachte. Heinrich! rief Sara, willst du denn gar Nichts mehr von mir wissen? Sie flog auf ihn zu und gab ihm einen herzlichen Kuß.

Er wurde dunkelroth, ein Schauer durchrieselte ihn.

Nun, Kinder, laßt uns nur gleich zum Herrn Pfarrer gehen, sagte die Mutter, wir werden erwartet. Du gehst mit uns Heinrich und zeigest uns den Weg.

Heinrich wollte sich mit dem Gepäck der Frauen beladen, diese litten es aber nicht, sondern überantworteten es einem Postillon. – Der Pfarrer empfing seine zwar noch unbekannten, aber auf's Wärmste empfohlenen Gäste sehr freundschaftlich, und bald saß die Gesellschaft um den Frühstückstisch.

Welche Wunderdinge erfuhr Heinrich über Sara! Sie hatte, wie der Pfarrer sich scherzhaft ausdrückte, bei seinem Amtsbruder in Dietharz ausgelernt und kam, um sich bei ihm weiter zu bilden. Sara sprach Französisch

und wollte sich hier im Englischen und Italienischen vervollkommnen, um Gouvernante oder Gesellschafterin zu werden. Sie hatte die Absicht Alles zu lernen, auf jedem Gebiete des Wissens Studien zu machen. Sie sprach begeistert über Geschichte und Literatur, daß Alle mit Verwunderung und Freude an ihren Augen und Lippen hingen, und der Pfarrer lachend ausrief: Mein schönes junges Fräulein, Sie werden mir hier so gelehrt werden, daß ich in Kurzem werde erklären müssen, Sie hätten auch bei mir ausgelernt!

Sie war der Mittelpunkt des ganzen Kreises, Heinrich saß unbeachtet und eingeschüchtert neben seiner Mutter.

Sara riß Jeden hin durch ihre Anmuth und ihr lebhaftes Wesen, das unter dem Schleier jungfräulicher Zurückhaltung reizend hervorbrach. Heinrich empfand, welch ein Unterschied ist zwischen einem Mädchen von sechzehn Jahren und einem Jüngling des gleichen Alters. Sie war die fertige, entwickelte Jungfrau, er fühlte sich neben ihr als einen unfertigen, gedrückten dummen Jungen.

Nach der Kirche ging Frau Lisette mit ihrem Sohne in das Haus seines Meisters. Die Meisterin, schon auf den Besuch vorbereitet, kam ihr freundlich entgegen, und auch der Meister reichte ihr zum Willkommen die Hand. Sie hörte nur Gutes und Lobendes über ihren Sohn, und so fühlte sie sich als die glücklichste Mutter. Die Essenszeit im Weigold'schen Hause war nah, und da Heinrich

bei dem Pfarrer zu Tische sein sollte, empfahlen sich Mutter und Sohn. Aber es war noch eine Stunde bis zur Mittagstafel in der Pfarre, und so ging Frau Lisette noch mit in Heinrich's Kammer hinauf. Sie setzte sich auf den einzigen vorhandenen Stuhl, er ihr gegenüber auf das Bett. Was gab es da zu erzählen!

Sämmtliche Ereignisse seit seiner Abreise von Dietharz wurden durchgesprochen. Seine glücklichste Zeit, da er noch an Gotthard's Seite lebte, dann die Erlebnisse in der Pension, die Veränderung im Hause des Herrn Mertens bis zur Wiedervermählung Franziska's. Die Mutter wußte zwar Alles bereits aus brieflicher Mittheilung, und doch erschien es ihr neu von den Lippen ihres Sohnes. Er verhehlte ihr nicht, wie wenig ihn noch immer die handwerkliche Thätigkeit befriedige, und daß er die Hoffnung habe, dennoch einst der Kunst anzugehören.

Das aber jagte der besorgten Mutter einen heftigen Schreck ein. Sie bat und drang in ihn, sich doch ja in die Verhältnisse zu schicken und nur an das zu denken, was seine Pflicht sei. Um das Gespräch von diesem Thema abzulenken, versprach Heinrich sein Möglichstes zu thun und forderte die Mutter auf, nun auch von ihrem Leben und von Dietharz zu erzählen.

Daß der Vetter und die Base gestorben sind, sagte Frau Lisette, habe ich dir geschrieben. Die ältesten Kinder haben schon lange einen Dienst gefunden, die Suse ist Magd bei deinem Freunde David Paff. Er läßt dich vielmals grüßen. Das Haus ist jetzt mein Eigenthum, denn ich hatte dem Vetter so viel vorgeschossen, daß ich bei

der Erbschaft und Uebernahme des Hauses immer noch Schaden gemacht habe. Zwei Stuben hab ich an ein paar kinderlose alte Leute vermiethet, sie sind sehr ordentlich, der Mann ist in der Glashütte, die Frau spinnt für Geld. Die beiden jüngsten Kinder des Vetters habe ich bei mir. Sie lassen sich jetzt viel besser an, als zu Lebzeiten ihrer Eltern. Auf's nächste Jahr sollen sie auch schon Dienst suchen. Mir selbst geht es gut, mein Kind, ich habe, Gott sei Dank, mehr Arbeit als ich brauche, und die liebe gute Frau Franziska – Frau Präsidentin wollt' ich sagen, hat mich stets und bis auf den heutigen Tag unterstützt. Ich hätte es kaum nöthig gehabt. So habe das Haus ordentlich ausbessern und reinigen lassen, es sieht jetzt sauber und nett aus, auch der Hof hat einen neuen Zaun. Vor der Thür habe ich Rosenstöcke gepflanzt, die mir der Herr Pfarrer aus seinem Garten geschenkt hat. Im vorigen Sommer waren sie schon in prächtigster Blüthe. Siehst du, so leide ich keine Noth. Was du mir von deinem Taschengelde und sonstigen Ersparnissen geschickt hast, mein guter Sohn, dafür hab ich eine besondere Kasse angelegt. Jetzt zu dieser Reise hab ich sie zum Erstenmal angegriffen, um dich zu sehen, und so bist du es, der mich hat hierher kommen lassen! – Aber Heinrich, was sagst du zu der Sara? Nicht wahr, das ist ein Mädchen geworden! Wer hätte es denken können, wenn man früher das kleine wilde, zerlumpte Ding ansah! Da haben Pfarrers sich einen Gotteslohn verdient. Der Krämer Wangenroth und seine Frau ließen Alles gehen wie es ging, und seit der Pfarrer sie zu sich genommen, waren

sie der Last ledig und kümmerten sich gar nicht mehr um sie. Ja dieser Wangenroth! Er ist doch dein Vormund und nimmt nicht den geringsten Antheil an dir. Ich berichte ihm immer getreulich, wie es mit dir geworden ist, aber er sagt Nichts. Na, es ist recht gut, denn er versteht doch Nichts! – Als ich dich weggegeben hatte, war mir oft recht weh um's Herz, und da zog ich die Sara an mich. Wenn sie gleich nicht bei mir wohnte, so wurde sie mir doch wie eine Tochter. Wir haben immer von dir gesprochen, und noch gestern im Postwagen freute sie sich der Kinderjahre, die sie mit dir verlebt hat, und erinnerte mich an den Tag, wie ihr beide euch mit den jungen Zicklein vor dem Gewitter in die hohle Eiche verstecktet. Aber hat das Mädchen Gedanken und macht Pläne für die Zukunft! Weiß der Himmel, wer es ihr in den Kopf gesetzt hat, nach England zu gehen! Ich bitte dich, so weit, und über's Meer!

So sprach und erzählte Frau Lisette nach Herzenslust. Heinrich hörte ihr mit gespannter Aufmerksamkeit zu, er wünschte von Sara, nur noch von Sara zu hören war bereits zum Sterben in sie verliebt. –

Für die Zeit der Anwesenheit seiner Mutter war Heinrich der Arbeit enthoben. Er genoß das Glück dieser drei Tage mit frohem Herzen. Im Hause des Pfarrers wurde er bald heimisch und gern gesehen, und so standen denn durch die Anwesenheit Sara's die entzückendsten Zeiten in Aussicht. Auch Frau Lisette war glücklich, und da sie von ihrem Sohne nur Gutes erfuhr und hoffen durfte, so

kehrte sie, im Innersten befriedigt, wieder zurück nach Dietharz in ihre enge kleine Häuslichkeit.

Fünfzehntes Kapitel.

Sara war im Hause des Pfarrers Brandt zu Heiligenstadt bald eingerichtet und in Thätigkeit. Ihre Schönheit, Jugend und Liebenswürdigkeit machten sie zum Liebling der ganzen Familie. Sie arbeitete täglich einige Stunden mit dem Pfarrer und brachte manche andere bei den Büchern zu. Gleichwohl schloß sie sich darum weder von dem Leben des Hauses ab, noch auch hatten ihre Studien etwas Gezwungenes oder Auffallendes. Sie erbot sich der Pfarrerin zur Hülfe in der Wirthschaft, und die Letztere sah mit Genugthuung, daß ihr Student, wie sie Sara zu nennen pflegte, sich ziemlich geschickt und anstellig dabei zeigte. Sara kannte keinen Müßiggang, keine eigentliche Feierstunde. Immer hatte sie eine feine weiße Stickerei in Händen, und war sie allein, so lernte sie beim Sticken englische oder italienische Vokabeln auswendig. Auch das Sticken war bei ihr keine bloße Ausfüllung der Stunden, noch auch für ihren eigenen Putz berechnet, sondern von einem ernsten Zwecke begleitet. Sie hatte es von der Pfarrerin in Dietharz gelernt, und diese war ihr behülflich gewesen, sich mit einer Modehandlung in einer größeren Provinzialstadt in Verbindung zu setzen. So verdiente Sara sich die Mittel zu ihrem Anzuge. Ihrem geringen Einkommen gemäß war derselbe stets einfach, aber sie wußte sich in einer Weise zu tragen, welche Andere ihr nicht leicht nachmachten, und ihre natürliche

Anmuth bewirkte, daß Alles, was sie trug, ausgesucht schön aussah.

Heinrich brachte fortan alle seine Sonntage im Pfarrhause zu. Mußte er sich Abends entfernen – er hatte jetzt die Erlaubniß, über die gewöhnliche Stunde auszubleiben – dann haftete sein letzter Blick auf Sara, und die ganze Woche war Sara sein einziger Gedanke. Sein Kopf schwirrte vor verliebten Thorheiten. Hatte er eine Wand zu weißen oder eine Thür zu streichen, dann schrieb er mit dem dicken Pinsel zuerst Sara's Namen in großen Zügen auf die Fläche, fuhr aber sogleich wieder darüber hin, aus Furcht, sein Geheimniß möchte entdeckt werden. Als er sich einen neuen Sonntagsanzug bestellte, gerieth er in Zwietracht mit dem Schneider, der denselben nicht gut und modisch genug herstellen konnte. Er verlor sich in Adehl's Fußtapfen, als ihn in einer Nacht der quälerische Zweifel nicht schlafen ließ, ob ihm eine blaue Mütze oder ein Hut besser stehen würde. Nur ihr wollte er gefallen, nur ihrer wollte er würdig erscheinen, ihrer, die ihm Kopf und Herz völlig verdrehte. Er verfiel sogar auf Verse, machte die glühendsten Gedichte an sie, und wunderte sich, daß das Dichten ihm gar nicht mehr so schwer falle, als er einst gewähnt hatte.

Adehl Zadderklops mahnte und lud ihn vergeblich ein, endlich die Türkenbowle bei ihm zu feiern. Es war vorbei, der Barbier und seine ganze Sippschaft waren vergessen.

Aber Heinrich fand zu seinem Kummer, daß sein Verhältniß zu Sara doch ein sehr anderes geworden, als es in der Kindheit gewesen war. Er, der glühende Liebhaber,

sah sich durch ihre Zurückhaltung oft eingeschüchtert, und wenn Sara mit herzlicher Freude von den Ereignissen der Kindheit, und zwar ganz offen vor der Familie des Pfarrers, sprach, dann kam es ihm vor, als spiele er eine unglückliche Figur dabei. An der Vergangenheit lag ihm Nichts mehr, er wollte in der Gegenwart von ihr geliebt sein.

An einem Sonntag Nachmittag trat Heinrich in das Brandt'sche Familienzimmer. Sara war allein bei ihrer Stickerei – das erste Mal, daß er sie allein fand. Sein Herz wurde weit und hoffnungsreich.

Guten Tag, Heinrich! rief sie, indem sie die englischen Vokabeln in die Tasche steckte und ihm die Hand reichte. Wir sollen heut' einen Sonntag, wie in Dietharz, allein mit einander feiern, Brandt's sind auf's Land gefahren.

– Das habe ich mir lange gewünscht! sagte Heinrich, indem er sich an's Fenster zu ihr setzte. Warum bist du zu Hause geblieben?

Weil ich wußte, daß du kommen würdest.

– Sara! Du hast mich wirklich noch lieb? rief Heinrich mit leuchtenden Augen.

Hast du daran gezweifelt, Heinrich? Wie können wir Beide aufhören uns lieb zu haben? Wir waren lange von einander getrennt, und werden uns einst wieder trennen müssen, aber wir wollen die Alten bleiben!

– Es ist doch anders geworden, Sara!

Ja, Heinrich, das mußte es! Weißt du noch, wie von Kindheit auf schon meine Pläne machte, den engen Schranken unseres Dietharzer Kreises zu entfliehen? Als

du uns entführt wurdest, da stand es fest bei mir, ich mußte auch fort. Glücklicherweise nahm sich deine gute Mutter und die Pfarrerin meiner an und retteten mich aus – nein! Hinweg mit jeder Erwähnung Derer, die meine Kindheit vergifteten! Deine Mutter wurde meine Mutter, der Pfarrer wurde mein Vater, und ihnen dank' ich, daß sie mein Streben den Weg gehen ließen, den es gehen mußte. Ja, ich will in die Welt hinaus, ich will lernen und arbeiten, um mir mein Glück im großen Leben zu erringen!

– Du bist ehrgeizig?

Ja, Heinrich, ich bin ehrgeizig! Weil ich so arm und niedrig war, will um so mehr Ehre und Ansehn haben. Aber darum allein ist's mir auch nicht zu thun. Das Lernen und Arbeiten selbst macht mir Freude.

– Und meinst du, daß es ein glückliches Loos sei, Gesellschafterin oder Lehrerin in einer vornehmen Familie zu sein?

Das weiß ich nicht. Für mich giebt es kein anderes Ziel. Bin ich dort angekommen – dann will ich dir Rechenschaft ablegen. Was das Ziel bringen wird, soll mich jetzt nicht einschüchtern, ich will nun einmal hinauf. Weißt du denn, ob es ein glückliches Loos sei, ein großer Künstler zu sein? Und doch willst du es werden. Ich habe von einem großen italienischen Maler gelesen, Michel Angelo hieß er, der auch das Höchste erreicht hatte und doch nicht der glücklichste Mensch war. So, denk' ich, ist die

Hoffnung, das höchste Ziel zu erreichen, auch schon genug, um zur Arbeit und zum Fleiß anzuspornen. – Was fehlt Dir, Heinrich? Du siehst betrübt aus!

– Ach, Sara, du sprichst von meinem Kunststreben! Ich bin ein armer Lehrling des Handwerks!

Sollst du das denn bleiben? Wir, die wir nur durch die Güte fremder Menschen zu Etwas gelangen können, müssen uns freilich in ihren Willen schicken, aber nicht für alle Zeit! Wir wollen ihnen dankbar sein für das Gute, aber unser Streben nicht durch sie hemmen lassen. Im Stillen lassen wir unsere Flügel wachsen, und wenn sie unsere Selbstständigkeit dann noch willkürlich beschränken, so fliegen wir ihnen über den Köpfen davon. Wer einen rechten Willen hat, muß zu Etwas gelangen. Mir kommt es auch wunderlich vor, daß du ein Handwerk erlernen sollst! Aber dir bleiben ja deine Sonntage für die Kunst. Hast du in der letzten Zeit Nichts gemalt?

– Nein, Sara, dann hätte ich nicht bei dir sein können!

Weißt du was? Bringe Sonntags deine Mappe mit hierher, dann zeichnest du, und wir können doch zusammen plaudern.

– Dann kann ich dich aber nicht ansehn!

Ach, du Thor! rief Sara, indem sie leicht erröthete.

Heinrich konnte sich nicht mehr zurückhalten, sie sah gar zu reizend aus. Er sprang auf, ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf.

Sara blickte ihn mit großen Augen an, die ihn in nur noch größeren Aufruhr versetzten. Sie wollte sich das Händeküssen eigentlich verbitten, aber der hübsche,

schlanke Bursche, welcher vor ihr stand, verfehlte doch nicht, einen besänftigenden Eindruck auf sie zu machen. Sie entzog ihm die Hand und sagte: Geh, Heinrich, das stört meine Arbeit!

– Ach, wirf sie bei Seite! rief er, indem er sich auf die Kniee niederließ und die Arme um ihren Leib schlingen wollte.

Sie sprang auf, erröthete wiederum und rief: Junge! Steh auf! Was hast dir für Thorheiten im Kopf!

Das Wort »Junge« veränderte in Heinrich's Augen plötzlich die ganze Situation. Er fühlte sich wie mit kaltem Wasser übergossen, stand auf und trat in großer Verwirrung einige Schritte zurück. Sara bemerkte seine Veränderung. Sie ging auf ihn zu und sagte: Heinrich, glaube, man muß sich vor dir in Acht nehmen!

– Du wirst es nicht nöthig haben! entgegnete er kalt. Ich bin ein Lehrjunge, ein Handwerker, der zu dir nicht empor blicken darf.

Was bist du für ein wunderlicher Mensch geworden! Du weißt recht gut, daß es mir ganz gleichgültig ist, ob du ein Lehrjunge oder ein Prinz bist! Du bist ein gewisser Heinrich, dem ich herzlich gut bin, und den ich noch lieber hätte, wenn –

– Dann gieb mir einen Kuß! rief Heinrich, wieder heiter werdend.

Was das für eine Forderung ist!

– Keinen Kuß?

Nein!

– Dann nehme ich mir einen!

Halt! rief Sara, indem sie ihn mit beiden Armen abwehrte. Nehmen lase ich mir Nichts Du sollst einen Kuß haben, ich geb' ihn dir freiwillig, aber nur unter der Bedingung, daß es der erste und letzte sei!

Heinrich dachte, wenn er nur erst Einen habe, dann würden die übrigen sich wohl finden, und schloß sie mit Feuer in seine Arme. Sara gab ihm einen Kuß, dann aber entwand sie sich ihm, flink wie eine Lacerte, und saß im Nu wieder bei ihrer Stickerei.

Dort still gesessen, du Bösewicht! rief sie, mit gerötheten Wangen. Sei artig, oder ich steche dich mit der Nähnadel!

– Stich! rief Heinrich, indem er seine Hand hinhielt.

Nein, du ausgelassener Mensch, nun ist's genug! Ich weiß jetzt, daß ich nicht mehr mit dir allein sein darf.

– Sara, gebiete mir, daß ich das Haus anzünde, und ich thu's, wenn du mich so lieben willst, wie ich dich! Ich möchte den Saum deines Kleides küssen, deinen Fingerhut, und – – plötzlich riß er ihr die Stickerei aus den Händen und drückte einen brennenden Kuß auf die weißen Blumen, welche ihre fleißige Hand darauf gewirkt hatte.

Sara wurde jetzt sehr ernsthaft. Heinrich, sagte sie, ich könnte die alte Friederike herein rufen, um vor deiner Thorheit sicher zu sein, aber ich hoffe noch allein mit dir fertig zu werden. Gieb mir die Arbeit wieder – wie du sie zerknittert hast! Da steckt meine Nähnadel noch, ich wünschte, sie hätte so viel Verstand gehabt, dich in die Lippen zu stechen! – Jetzt höre mir einmal zu! Ich

glaube dir, daß du mich lieb hast, und ich verbiete es dir nicht, denn ich bin dir, wie du weißt, auch von Herzen gut. Aber wenn du mein Vertrauen mißbrauchst und den Uebermüthigen gegen mich spielst, dann werde ich mich sehr anders gegen dich betragen müssen. Du kannst glauben, daß ich mich vor Niemand fürchte. Ich fürchte mich nicht davor, daß deine übertriebenen Liebesbeweise mich, die ich in einem fremden Hause freundlich aufgenommen bin, in ein falsches Licht stellen könnten. Nein, ich würde die Wahrheit sagen, und dann möchte kommen, was da wollte. Ich fürchte mich auch nicht vor *dir*, Heinrich! Machst du es mir zu toll – ich will dir nicht drohen, aber glaube mir, ich kann sehr böse sein!

Heinrich hätte ihr um den Hals fallen mögen bei dieser Versicherung, deren Ernst ihre Schönheit nur noch mehr erhob. Aber ihr Auge übte genügende Macht aus, um ihn in Schranken zu halten.

Und auf dich möchte ich nicht gern böse sein! fuhr sie im liebreichsten Tone fort. Er reichte ihr die Hand, und sie gab ihm auf einen Augenblick die ihrige.

Weißt du, sagte sie, indem sie wieder die Stickerei zur Hand nahm – weißt du noch, wie ich dir in Dietharz den Vergißmeinnichtkranz aus der Hand riß? Damals liebte ich dich so rasend, daß ich auch hätte Feuer anlegen mögen an das Haus, in welchem deine Franziska wohnte. Weil du der Einzige auf der Welt warst, den ich liebte, so war auch meine Eifersucht übergroß, als du dich von mir abwendetest. Nein – ich will nicht darüber lachen, ich war wirklich sehr unglücklich, als du abfuhrst!

– Und jetzt kommst Du, um dich zu rächen, und drehst das Verhältniß um?

Nein, Heinrich! Ich war damals ein kleines, häßliches Ding, das man kaum lieben konnte, und deine Franziska war eine sehr schöne, liebenswürdige Dame. Ich sah das später ein und werde dir um unsrer Kindergeschichten willen Nichts nachtragen. Es waren bei allem Unglück so glückliche Tage! Weißt du noch, wie ich dir entgegen kam, wenn dir Holz holen mußtest?

– Natürlich! Und dann schöpftest du Wasser mit dem kleinen Töpfchen und erquicktest mich!

Jetzt sprachen die beiden Jugendfreunde von ihrer Kindheit und wurden nicht müde, einander an alle Einzelnheiten zu erinnern. Sara ließ zuweilen ihre Arbeit sinken, wenn sie mit lachenden Augen von den kleinen Abenteuern erzählte, und Heinrich's Glück war gemischt mit der Qual der Zurückhaltung, zu der er sich durchaus bequemen mußte.

Es wurde Abend. Der Wagen, in welchem die Familie des Pfarrers nach Hause zurückkehrte, fuhr vor. Sara sprang auf und eilte zur Thür, um sie draußen zu empfangen. Heinrich aber war in diesem Augenblick von der dahin eilenden Gestalt des Mädchens so hingerissen, daß er ihr nachsprang, sie an der Thür umschlang und einen wilden Kuß auf ihre Lippen drückte.

Heinrich! rief sie mit dem Tone des bittersten Vorwurfes und der Entrüstung, indem sie ihn heftig von sich

stieß. Ein Blick des glühendsten Zornes sprühte aus ihren Augen. Sie eilte hinaus, und Heinrich folgte ihr verstört und niedergeschmettert. Beide trugen die Spuren der Erregung so deutlich in den Mienen, daß Herr und Frau Brandt nothwendig darauf aufmerksam geworden wären, wenn nicht die Kinder sich mit Jubel um ihre Freundin gedrängt hätten.

Den ganzen Abend über vermied Sara Heinrich's Nähe, sie richtete kein Wort an ihn, sie schenkte ihm keinen Blick. Als er sich empfahl, machte sie sich ein Geschäft und verließ das Zimmer. Er mußte ohne Abschied von ihr das Haus verlassen.

In tiefster Zerknirschung verlebte er die folgenden Tage, er bereute seinen Uebermuth und fühlte sich überaus unglücklich. Am nächsten Sonntage hoffte er Verzeihung zu erhalten, aber er täuschte sich. Sara verhielt sich ganz gleichgültig gegen ihn und gab ihm keine Gelegenheit, ein heimliches Wort an sie zu richten. So verging auch der folgende Sonntag, und noch einer – Heinrich war in Verzweiflung.

Endlich hatte er einen Augenblick erwischt, wo er ungehört zu ihr sprechen konnte. Sara! rief er, giebt es keine Versöhnung zwischen uns?

Ich habe mich in dir getäuscht, entgegnete sie ruhig. Du hast Augenblicke, wo du deiner nicht mächtig bist, ich will nicht wieder mit dir allein sein.

– Und willst mir niemals, niemals verzeihen?

Wer bürgt mir dafür, daß du meine Verzeihung nicht noch einmal mißbrauchst? Sie wandte sich schnell um und verließ ihn. –

Sein Zustand war trostlos, er fühlte sich bodenlos unglücklich. Er hätte gegen sich selbst wüthen mögen, er kam sich wie das größte Scheusal der Welt vor, und dabei wuchs seine Leidenschaft von Tage zu Tage. Er machte eine Menge Gedichte an Sara, deren er ihr aber keins zu überreichen wagte. Von seinem Meister erhielt er in dieser Zeit manchen harten Verweis, denn er ließ sich vielfache Nachlässigkeit bei seiner Arbeit zu schulden kommen. Als Adehl ihm entgegnete und ihn an die Türkenbowle mahnte, wurde er entsetzlich grob gegen ihn, indem er ihn einen zudringlichen Affen nannte. –

Schon lag der Winterschnee über den Dächern des Städtchens. Heinrich war eine Reihe von Sonntagen nicht nach dem Pfarrhause gegangen, da er seiner schmerzlichen Aufregung in Sara's Nähe nicht mehr gebieten zu können fürchtete. Da entschloß er sich, in einem Briefe an Sara sein gequältes Herz auszugießen. Er gestand die ganze Scheußlichkeit seines Charakters ein, er versprach, sich zu bessern, ganz nach ihrem Willen zu leben, und beschwor sie bei dem ganzen Glück ihrer Vergangenheit, ihm zu verzeihen. Er wußte in das Brandt'sche Familienzimmer zu gelangen, während die Familie in der Kirche war, und verbarg seinen Brief in dem ihm wohlbekannten Nähkästchen Sara's.

Als er sich Nachmittags seit langer Zeit wieder einmal zum Besuch einfand, erhielt er freundschaftliche Vorwürfe der Frau Pfarrerin über sein langes Ausbleiben, aber er vernahm sie kaum, denn zu seinem Entzücken bemerkte er, daß sein Brief gewirkt hatte. Sara kam ihm mit einem Blicke der Versöhnung entgegen und reichte ihr die Hand. Das war ein glücklicher Tag!

Von nun an blieb er keinen Sonntag aus und wurde im Pfarrhause ein immer mehr willkommer Gast. Er befolgte Sara's Rath und brachte oft seinen Zeichenapparat mit. So porträtirte er fast das ganze Brandt'sche Haus und versuchte es mehrfach, Sara's Kopf zu zeichnen. Aber keiner dieser Entwürfe genügte ihm, und er erbat sich die Erlaubniß, es in den helleren Tagen des Frühjahrs in Oel zu malen.

Waren die Jugendfreunde einmal eine Stunde allein, dann kam bald das heiterste Gespräch über Vergangenheit und Zukunft in Gang. Heinrich nahm sich nach Kräften zusammen, seinem Gelüst nach Sara's Händen oder Lippen zu steuern. Vergaß er sich aber dennoch zuweilen, dann hob sie nur drohend den Finger empor und sagte in mahnendem Tone: Heinrich!

– Nein! rief er einmal ärgerlich lachend, das ist nicht auszuhalten! Du führst mich wie am Gängelbande, Sara, und bist so furchtbar streng, daß du mir nicht einmal erlaubst die Hand zu küssen, die mich so weise führt!

Sara lächelte. Du bist ein braver, guter Junge, wenn man dir die Flügel bindet, sagte sie, aber läßt man dir Freiheit, dann nimmst du dir zu viel heraus.

– Und du liebst mich dennoch nicht! Du gestattest nicht einmal, daß ich dir sage, wie unendlich ich dich liebe.

Ich glaub' es dir, ohne daß du es mir sagst, Heinrich! Wahrhaftig, ich glaub' es dir!

– Aber es ist dir gleichgültig. Du liebst mich nicht wieder.

Nicht zum Rasendwerden, Heinrich, aber von Herzen! Siehst du, ich bin dir so gut, daß ich bisher zögerte, dir eine Nachricht mitzutheilen, weil ich fürchte, daß sie dich schmerzen werde. Versprichst du mir, sie verständig anzuhören?

– Ich verspreche es.

Ich habe Aussicht zu einer Stelle als Hauslehrerin in einer Familie in London.

Heinrich erstarrte, der Gedanke an eine Trennung von ihr raubte ihm die Sprache.

Zwar bin ich im Englischen noch lange nicht fertig, fuhr Sara fort, aber ich hoffe mir fortzuhelfen. Ueberdies wird eine *deutsche* Lehrerin gesucht. Wahrscheinlich reise ich schon im März ab, um meine Stellung anzutreten. Laß es dich nicht zu sehr betrüben, Heinrich, du hast eine Trennung voraussehn müssen. –

Das war eine traurige Aussicht für den jungen Liebhaber. Er faßte sich wenigstens so weit, daß er in Sara's Gegenwart »verständig« in ihrem Sinne blieb. Der Winter verging, Sara's Abreise wurde festgesetzt. Die schreckliche Zeit rückte immer näher. Er suchte ihr in dieser Zeit jeden Wunsch aus den Augen zu lesen und zu erfüllen,

um ihr immer wieder sein ganzes volles Herz zu zeigen. Hochbeglückt und beseeligt war er, als Sara sich zum Abschiedsgeschenk sein eigenes Porträt, von ihm selbst gezeichnet, ausbat.

Es war im April, am Nachmittage vor Sara's Abreise. Der Schnee fiel noch einmal in großen dichten Flocken, und schien anstatt des Frühlings, den Winter zurück bringen zu wollen. Heinrich ging schmerzlich bewegt nach dem Pfarrhause. Der Familienkreis bedrückte ihn, er konnte an dem Gespräche kaum Theil nehmen und sehnte sich, einen Augenblick mit Sara allein zu genießen. Alle waren schon in einer Abschiedsstimmung. Die ganze Familie bedauerte, das liebenswürdige Mädchen aus ihrem Kreise zu verlieren.

Da erhob sich Sara. Komm einen Augenblick mit mir auf mein Zimmer, Heinrich, sagte sie, und hilf mir einen Koffer zumachen.

Heinrich fuhr empor, daß er den Stuhl fast umwarf, und flog hinter ihr zur Thür hinaus. –

Die Pfarrerin sah ihm nach und sagte zu ihrem Manne: Der arme Junge scheint Sara's Abreise auch recht bitter zu empfinden.

– Ich beobachte ihn schon lange, entgegnete der Pfarrer, es ist mehr als eine bloße Jugendfreundschaft zwischen den beiden. Für sie wäre mir nicht bange gewesen, für ihn aber ist es gut, daß sie fort geht. Lassen wir ihnen heut noch eine Abschiedsstunde, es ist ja die letzte. –

Inzwischen hatte Heinrich Sara's Koffer geschlossen. So gehst du nun wirklich fort! sagte er, während die Thränen in seinen Augen standen. Auch Sara's Augen wurden feucht.

Ja, wir müssen scheiden! entgegnete sie, indem sie sich auf den Koffer niederließ. Laß uns ruhig in den fünf Minuten, die uns gestattet sind, mit einander sprechen. Komm, setz dich hier zu mir nieder! So drängten wir uns als Kinder auch immer auf ein gemeinsames Plätzchen und waren glücklich zusammen.

Heinrich setzte sich zu ihr auf den Koffer. – Ich bin stolz, Heinrich, fuhr sie fort, daß ich jetzt meine Laufbahn beginnen soll, daß ich mich endlich selbstständig machen kann. Du aber, Heinrich, versprich mir, dein Streben auch mit Eifer und Fleiß zu verfolgen! Laß dich von der Arbeit des Handwerks nicht erdrücken. Du willst ein Künstler werden, und ich habe die Ueberzeugung, daß du es werden wirst, darum suche auch du dich sobald als möglich unabhängig zu machen, damit du deiner Kunst leben kannst.

– Ja, Sara, rief Heinrich, das verspreche ich dir! Ist es doch das Ziel meiner heißesten Sehnsucht, gehen alle meine Gedanken in die Zukunft doch nur diesem Ziele entgegen! Aber, Sara – um *deine* Zukunft ist mir bange!

Warum?

Du gehst so allein, so weit in die Welt hinaus!

Ich habe Muth und Zuversicht.

– Werden wir uns einst wiedersehen?

Gewiß! Ich hoff' es!

– Aber wie? Du stehst schon jetzt so hoch über mir, wie gering werde ich dir scheinen, wenn du wiederkommst! Weißt du noch – Sara, weißt dir noch –

Was?

– Was du in Dietharz zu sagen pflegtest? Wenn ich erst groß bin, und –

»Und deine Frau« wollte er sagen, aber er brachte es nicht über die Lippen. Sara erröthete.

Wir sind beide noch jung, entgegnete sie halb zögernd, aber doch alt genug, um einzusehen, daß das Leben viel ernster und schwerer ist, als unsere Kinderträume uns vorspiegelten. Wir beide waren arme Kinder, ich bin jetzt ein armes Mädchen, du ein armer Junge. Unser Muth, unser Fleiß und unsere Ausdauer sind unsere ganzen Schätze. Wir dürfen uns nicht mit angenehmen Wünschen schmeicheln, Heinrich –

– O Gott, warum bin ich nicht reich! Auf der Stelle ginge ich mit dir davon und ließe dich mein Leben lang nicht mehr von mir!

Um Sara's Mund spielte ein feines Lächeln. Du würdest, sagte sie, mich hoffentlich fragen, ob ich auch mit dir davon gehen wollte?

– Ich glaubte dies hoffen zu dürfen! Aber ich fühle wohl, daß deine Liebe der meinigen nicht gleich kommt – du machst dich über mich lustig!

Nein, mein guter, lieber, bester Heinrich, nein! Du bist mir der liebste Mensch auf der Welt, und ich will dir um Alles nicht weh thun! – Sie schlang plötzlich ihre Arme um seinen Nacken, und Heinrich, aus seinem Schmerz

zum seligsten Herzensjubel emporgeschnellt, preßte sie an die Brust und bedeckte ihren Mund mit den leidenschaftlichsten Küssen. Sie wehrte ihm nicht, sie schien einen Augenblick von dem Uebermaß seiner Gefühle mit ergriffen zu sein.

So saßen die Glücklichen auf dem Deckel eines ledernen Reisekoffers. Rosenlauben, von Amoretten umgeben, sind vielleicht ein ungleich schöneres Lokal für solche Situationen, aber die Scenerie der Wirklichkeit ist immer schön genug, wenn die Empfindungen der Sterblichen *wahr* sind. –

Sara machte sich aus den Armen ihres Jugendgespielen los und sprang schnell auf.

– Wenn du einst zurückkehrst, rief er, soll dann geschehen, was wir uns als Kinder ausmalten?

Denken wir daran nicht, Heinrich!

– Du willst mich vergessen?

Niemals, niemals!

– Warum zweifelst dir dann an der Möglichkeit –?

Weil das Leben uns erst lehren soll, ob es eine Möglichkeit sei! In unserem Streben nach dem Ziele sollen unsere Wünsche liegen –

Sara, sei nicht so grausam weise!

Genug, Heinrich, genug! In künftigen Jahren – ach, frage Nichts mehr! Laß uns Abschied nehmen! Das Schicksal will uns trennen, und es wäre thöricht, wenn wir, die wir einer uns noch räthselhaften Zukunft entgegen gehen, Pläne machen wollten, die jeder Tag vernichten kann. An die lieben Erinnerungen unserer Kindheit

wollen wir uns in jeder Trübsal erinnern – denn auch auf Sorgen und Mühen müssen wir vorbereitet sein. Und wenn wir thätig und arbeitsam sind und einen Schritt weiter zu unserer Vervollkommnung gethan haben, dann wollen wir über Länder und Meere unsere Gedanken einander schicken, und sie sollen Glückwünsche und Grüße mit einander tauschen. Ja, ich werde oft an dich denken und immer nur die Frage an das Geschick richten, ob und wie weit du dein schönes Ziel erreicht hast? Leb wohl, Heinrich! Bleib den Abend nicht bei Brandt's, es wird ein trübseliger Abend werden. Geh, Heinrich, geh! Sage Nichts mehr! Leb wohl!

Heinrich's Stimme war in krampfhaftem Schluchzen fast erstickt, er vermochte kein Wort mehr hervor zu bringen. Noch Einmal preßte er die Geliebte mit Ungestüm an sich, dann eilte er mit immer neu hervor stürzenden Thränen aus dem Hause.

Aber, an der Schwelle seiner Wohnung angelangt, fühlte er die Unmöglichkeit, sich im Zimmer zum Gespräch mit der Meisterin niederzusetzen. Er tappte nach seiner Kammer hinauf, wo er im Finstern Stunden lang seinem Schmerze nachhing. Es wurde spät – hätte er sie nur noch Einmal, nur eine Spur von ihr noch Einmal sehen können! Leise schlich er sich aus dem Hause. Der Schnee fiel noch immer, und der Wind sauste durch die Straßen. Im Pfarrhause waren die Fenster schon dunkel, aber dort – dort im Giebel, in Sara's Zimmer, war noch Licht. Er hätte mit dem Sturm und den Schneeflocken tauschen mögen, um noch einen Blick auf die Geliebte zu gewinnen. Jetzt

wurde das Licht ausgelöscht. Gute Nacht! rief es in ihm, gute Nacht, vielleicht für ewig! –

Der Morgen brach kalt und düster an, der Tag glich dem gestrigen. Heinrich ging hinaus auf die Landstraße, er wollte Sara'n noch ein Lebewohl in den Postwagen hinein rufen. Der Schnee lag fußhoch auf dem Wege.

Endlich kam der Wagen langsam den Hügel herauf. Heinrich sprang an den Schlag und pochte an das verschlossene Fenster, Sara erkannte ihn, sie rief seinen Namen, sie winkte mit ihrem Tuche – da ging es hügelab, der Wagen war vorüber. Noch einen Blick in das schöne Antlitz hatte er gethan, das heut ungewöhnlich blaß aussah. Wie die kleine Sara einst bei seiner Entführung aus Dietharz aus dem Kornfelde am Wege an auftauchte und ihm nach blickte, so stand er heut und schickte seine Blicke durch das Schneegestöber ihr, der Dahineilenden, nach.

Sechzehntes Kapitel.

Heinrich war jetzt zwei Jahre in Heiligenstadt. Er hatte sich in dieser Zeit körperlich und geistig zum Jüngling entwickelt, und vorzüglich lagen in dem letzten Halbjahr die Keime zur Erweckung, reicheren Entfaltung und Befestigung seiner inneren Fähigkeiten. Jemehr er sich aber dieser letzteren bewußt ward, desto lästiger wurde ihm die Fessel, welche er denselben anlegen mußte. Er mochte sich nicht mehr in den niederen Dienst des Lehrlings fügen, er war erwachsen und wollte sich von Herrn Weigold nicht mehr wie einen Knaben behandeln lassen. Es

kam mancher Fehler gegen die Hausordnung vor, und er setzte zuweilen seinen Trotz darein, dieser pedantischen Einrichtung, wie er sie nannte, zuwider zu handeln. Bei der Arbeit folgte er, gegen den Befehl des Meisters, oft eigenen Ideen. Mußte Herr Weigold sich gleich im Stillen sagen, daß diese künstlerischer seien, als seine eigenen Anordnungen, so schien ihm diese Widersetzlichkeit des Lehrlings doch unstatthaft, und er bestand um so heftiger auf seinem Willen. Es gab fast tägliche Reibungen zwischen dem Meister und dem Lehrling. Der Letztere begegnete den kalten Herrscherbefehlen mit Aeußerungen eines überlegenen Bewußtseins, und so kamen Auftritte vor, welche Herrn Weigold fast zu dem Entschlusse brachten, seinen Lehrburschen aus dem Hause zu jagen. Aus dem einst so anstelligen Jungen war ein Gegenstand täglichen Streites und Haders geworden, daß selbst die Meisterin verzweifelte, das gute Verhältniß wieder herzustellen. –

Der Frühling kam in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit. Für Heinrich brachte er nur Sehnsucht und wehmüthige Empfindungen, denn seinen Frühling hatte Sara mit über's Meer genommen. Er glaubte nicht, daß sie ihm jemals schreiben würde, er verstand jetzt, Wochen, Monate nach ihrer Abreise, ihren Charakter besser.

– Sie ist mir herzlich gut, sagte er zu sich selbst, aber ihre Liebe gleicht der meinigen nicht! Es ist bei ihr der Ausfluß unserer glücklichen Kinderzeiten, eine vielleicht nur mitleidige Theilnahme an meiner Neigung. Und wenn sie mir in manchen Augenblicken mehr als

das zeigte, so war es nur eine plötzliche Aufwallung, welche sie sogleich wieder zu bekämpfen verstand. Sie wird mich vielleicht vergessen – nein, das wird sie doch nicht, aber ich werde nur in einem Familienwinkel Ihrer Erinnerung wohnen. Ich kann es ihr nicht gleich thun! Sie mag Recht haben, daß wir an keine gemeinsame Zukunft denken dürfen – sie hatte immer Recht. So mag es denn genug sein! Das schöne, anmuthige, liebe Mädchen! Sie wird mir ewig theuer bleiben, aber ich will, wie sie, es fortan nur meinem Ziel entgegen gehen, und die Zeit, die ich sonst bei ihr oder mit den Gedanken an sie, verbrachte, meiner Kunst weihen! –

Aus der Hauptstadt hatte Heinrich wenig Nachrichten. Herr Mertens schickte mit jedem Quartal das Lehrgeld an den Meister, nebst einem Taschengelde für den Schützling, welchen er jedesmal grüßen ließ. Ebenso regelmäßig und kurz antwortete Heinrich, indem er seinen Briefen die Quittung des Herrn Weigold beilegte. Von Franziska war seit fast einem Jahre kein Brief an ihn gekommen, freilich aber hatte auch er ihr während der Anwesenheit Sara's nur zweimal, und sehr flüchtig, geschrieben. Sogar die Correspondenz mit Edgar war in's Stocken gerathen. Endlich schrieb der Letztere wieder einmal, und theilte ihm mit, daß Franziska Mutter eines Knaben geworden sei. –

Es war in den ersten Tagen des Juni. Adehl Zadderklops begann, nach langer scheuer Zurückhaltung, Heinrich wieder freundschaftlich zu grüßen. Bald redete er

ihn auch wieder wie einen guten Bekannten an, und eines Tages fragte er ihn, ob er sich wohl erinnere, daß er noch eine Bowle bei ihm zu Gute habe.

Heinrich hatte vor Kurzem einen Strauß mit dem Meister, in Betreff Adehl's gehabt. Herrn Weigold war es zu Ohren gekommen, daß sein Lehrling den Barbier als Türken gemalt habe, und, mißgestimmt darüber, verbot er dem Ersteren jede weitere Verbindung mit Herrn Zadderklops. Heinrich machte sich zwar aus der Familie desselben durchaus Nichta mehr, aber, da er die Ansicht hatte, alt genug zu sein, um sich seinen Umgang selbst wählen zu dürfen, so bewirkte das Verbot des Meisters nur, daß er sich dem Barbier wieder zu nähern beschloß. Er sagte ihm seinen Besuch und die Theilnahme an der Türkenbowle zu.

Adehl war außer sich vor Freude. Er bestimmte sogleich den morgenden Sonntag für das Fest, und eilte davon, um seiner Frau und den Schwägerinnen die beglückende Nachricht mitzutheilen. –

Als Heinrich gegen Abend in des Barbiers Familienzimmer trat, fand er die drei Damen schon seiner harrend. Lydia hüpfte in ihrer naiven Weise auf ihn zu und faßte ihn bei den Schultern. Sie hatte diese Art von Begrüßung für alle Besuche. Dann drehte sie sich auf dem Absatz herum und klatschte in die Hände. Minka hatte ein neues seidenes Kleid an und spielte heut die Dame, jedoch ohne die Absicht, den Gast zurückzuschrecken.

Sie haben uns lange vernachlässigt! sagte sie mit einem eigenthümlichen Lächeln und Augenniederschlag.

Ich weiß auch warum! schäkerte Lydia, indem sie ihm schalkhaft auf die Schulter schlug. Junge Herren von Welt wissen Schönheiten zu ästimiren und aufzusuchen!

Man will sich ja nicht hervordrängen, meinte Minka. Wir stehen gern in zweiter Linie und wissen die Ehre zu schätzen, die man uns erweist.

Versteht sich! rief Lydia. Wir halten gute Freundschaft! Ist es denn nur wahr, daß Sie nächstens in die Residenz zurückkehren wollen?

Um Officier zu werden? fuhr Minka mit einem verständnißinnigen Blick fort. Ach, dann übernehmen Sie Ihre Güter wohl später auch wieder? Sind es viele?

Heinrich hatte genug zu thun, um den Damen zu versichern, daß ihm weder die Aussicht blühe, Heiligenstadt zu verlassen, noch daß er Officier werden wolle, noch auch daß er Güter zu übernehmen habe. Es half ihm Nichts. Er war ihnen nun einmal als verkappter junger Thunichtgut von reicher Familie interessant und blieb es in ihren Augen.

Bald erschienen auch Adehl, der Buchdrucker und seine Freunde.

Da hängt Ihr Werk! sagte Adehl, indem er vergnügt auf die Wand über dem Sopha deutete. Die Wirkung ist wunderbar schön!

»Ein andermal von euren Thaten!« rief der Buchdrucker. Heda, Zadder, die Bowle her! Wir wollen lustig sein! Klop, wo ist der Rum? Frisch, Lydia, heiß Wasser gebracht! Gieb her, Zadder, ich schäle die Citronen!

Aber Schwager, eiferte Adehl, ich muß mir wiederholt diese Zertrennung meines Namens verbitten –!

Dummes Zeug! Türke, hast du Tabak? Recht so, Zadder! –

Inzwischen hatte Lydia den Tisch gedeckt, und die Gesellschaft war bei Butterbrod, Käse und Wurst überaus scherzhaft gelaunt. Das Tischtuch trug zwar mannichfache Spuren von allerlei Sauce, aber weder die Wirthin, noch die munteren Gäste schienen daran Anstoß zu nehmen. Jetzt wurde die dampfende Bowle gebracht und mit einem Hurrah empfangen!

Heinrich fühlte sich nicht recht behaglich. Ein paar Gläser Punsch verwischten jedoch den Eindruck, welchen die Gesellschaft ihm anfangs machte. Minka saß wieder neben ihm und kredenzte ihm jedes Glas selbst. Adehl brachte ein Lebehoch auf ihn aus, und er wurde für eine bedeutende Stimmung empfänglich.

Minka sang ein paar grenzenlos schmelzende Lieder zur Guitarre.

Genug mit deinem Dudeldei! rief der Buchdrucker. Wir singen Alle! Zadder, die Gläser vollgeschenkt!

– Aber Schwager, mein Name leidet nicht –!

Dummes Zeug! Klops, mach zu! Falk hat ein leeres Glas! Und nun angestimmt: Rundgesang und Rebensaft.

Die Gesänge im Chor begannen und wurden mit der Zeit von ziemlich unbändiger Art. Witze, Scherze und Jubelgeschrei mischten sich dazwischen. Heinrich lachte, trank und ließ sich hinreißen, viel zu trinken, denn es galt zu zeigen, daß er sich einer Bowle gegenüber zu

benehmen wisse. Es schlug zehn und elf Uhr, die Bowle wurde schon zum Drittenmal gefüllt, das Gelage nahm einen bacchantischen Charakter an. Vor Heinrich's Augen schwankten nur noch unbestimmte Umrisse der ihn umgebenden Personen, er wußte nicht mehr, was er sprach oder that. Einmal war's ihm, als tränke er mit Adehl und dem Buchdrucker Brüderschaft. Dann kam es ihm vor, als umarmte und küßte er Minka vor Aller Augen, und die Gesellschaft schrie vor Lachen und klatschte in die Hände. Plötzlich däuchte ihm, er falle tief, tief in einen Abgrund, und der Buchdrucker fing ihn auf und führte ihn weg. Sie gingen weit hinaus, und es gab Lärm mit einem Nachtwächter. Sie kamen an ein Haus, an welchem sie lange klopften, und endlich kam – Meister Weigold mit einem Licht und führte ihn eine Treppe empor, und dann – hörte Alles auf. –

AlS er erwachte, war es hoher Tag. Meister und Gesellen mußten schon seit mehreren Stunden bei der Arbeit sein. Er wollte sich erheben, aber sein Kopf glühte, seine Glieder waren wie gelähmt, es war ihm, als kribbelten Ameisen durch seine Adern, er sank im elendsten Zustande auf das Lager zurück. Halb umnebelte Situationen des gestrigen Abends tauchten in seinem Bewußtsein auf. Gewissensbisse und ein entsetzlicher physischer, so wie moralischer Ekel überkamen ihn.

Die Kammerthür öffnete sich, und die Meisterin trat ein. Es war ihm, als hätte er sie schon ein paarmal diesen Morgen in der Thür gesehen.

Falk! rief sie, bist du endlich erwacht? Ich wäre beinah nach dem Doctor gelaufen!

Heinrich wußte Nichts zu antworten.

Hat es dahin mit dir kommen müssen! fuhr sie fort. Betrunken! Und aus dem lüderlichen Hause her! – Es ist Alles heraus! Mein Mann ist schon bei dem Buchdrucker und dem Barbier gewesen, sie wollten erst Nichts aussagen, haben endlich aber doch bekannt. Du bist öfter bei den Barbiersleuten gewesen, hast mit dieser schlechten Gesellschaft gemeinschaftliche Sache gemacht –!

Ich habe sie nicht für so schlecht gehalten, stotterte Heinrich.

Ich will's zu deinem Besten glauben, Falk, aber du hast es durch deinen Leichtsinn zum Schlimmsten kommen lassen!

– Ich bitte Sie, schweigen Sie, Frau Meisterin, ich weiß es selbst!

Nein, rief die Meisterin, nein! Dazu darf ich nicht schweigen!

Ihr Ton war nicht sowohl der des Zornes, als der einer schmerzlichen Bewegung. Sie setzte sich auf den Stuhl und zeigte damit, daß sie noch viel zu sagen beabsichtige. – Die schlechten Personen! rief sie. Du weißt vielleicht gar nicht, was das für Frauenzimmer sind! Sie wissen sich vor den Leuten zu verstellen – aber ich habe Geschichten von ihnen erfahren! Woher kämen auch die seidnen Kleider und das viele Reisen zur Messe und wer weiß wohin? Der Barbier ist nur ein Narr und ein Schwachkopf, der sich von den Geschöpfen hat angeln lassen. Seine

Frau soll nicht schlecht sein, aber sie läßt allen Unfug geschehn! Von dir hatten sie sich Wunderdinge in den Kopf gesetzt und hofften dir das Geld aus der Tasche zu ziehn, und du bist in die Falle gegangen! Gott im Himmel, ich habe immer das Beste von dir gedacht, Falk, und habe dich gegen meinen Mann vertheidigt, aber nun ist's aus, nun kann ich Nichts mehr thun! Er will dich keinen Tag länger im Hause dulden und war die Nacht außer sich vor Zorn. Ich hab' ihn nur mit Mühe dahin gebracht, daß er ausgegangen ist, um zu sich zu kommen. Gleich heut früh in der ersten Wuth hat er an den Herrn Kaufmann Mertens geschrieben, daß er dich nicht länger behalten wolle.

– Es ist gut, Frau Meisterin! Verlassen Sie mich, daß ich aufstehen kann!

Komm herunter, du siehst elend aus, und mußt etwas frühstücken!

Die Meisterin ging, und Heinrich zog sich an. Die Nachricht, daß Herr Mertens, der Präsident, Franziska, Herr Stillfried nun seine Schande erfahren, daß die Einen ihn beklagen, die Andern darüber triumphiren würden, brachte ihn fast zur Verzweiflung. Verleumdet war er vor zwei Jahren zu dem Meister gekommen, er hatte die Verleumdung durch Ordnung und Fleiß vernichtet. Jetzt stand er durch eigne Schuld jedem schmählichen Verdacht wieder bloßgegeben. Eine Entfremdung zwischen seinen Gönnern und ihm war schon seit einiger Zeit eingetreten, er zweifelte nicht, daß Herr Mertens auf die

Nachrichten des Meisters hin, die Hand von ihm abziehen würde. Vor seinem eignen Gewissen hätte er in die Erde sinken mögen. Scham, Reue, Verachtung und Ekel erfaßten ihn bei der Erinnerung an den gestrigen Abend. Er durfte nicht länger im Hause des Meisters bleiben, das wußte er. Er hegte keinen Groll gegen Herrn Weigold, im Gegentheil stand ihm der schlichte, strenge Ehrenmann mit Einemmal so hoch und edel da, daß er im Gefühl seiner Schande kaum zu ihm empor zu blicken wagte.

Lange Zeit zerquälte er sich mit solchen Gefühlen und Gedanken. Plötzlich schien ein Lichtstrahl in seine Seele zu fallen. Muß ich dies Haus verlassen, rief es in ihm, so sei es denn auch vorbei mit dem Handwerk! Ich habe Nichts auf der Welt, als das Wenige, was ich in der Kunst gelernt – das soll von jetzt an mein Alles sein! Ich werde Herrn Mertens schreiben und ihm für seine langjährigen Wohlthaten danken, ich werde ihn mit meinem Entschluß bekannt machen, fortan selbstständig meinem eignen Streben zu folgen!

Wußte er gleich noch nicht, wie dies Letztere in's Werk zu setzen wäre, so erhob ihn dieser Gedanke doch mit Einemmal aus dem Chaos seiner Zerknirschung. Sogleich legte er Alles, was er an Zeichnungen, Entwürfen und Studienblättern besaß, in eine Mappe zusammen. Dann nahm er ein kleines Ränzel, welches er noch aus der Zeit seiner Schülerreisen nach Buchensee besaß, und packte

die nothwendigste Wäsche darein. Er kramte Kleidungsstücke, Leinenzeug und all' seinen sonstigen Besitz zusammen und begann Alles, über und unter einander, in seinen Koffer zu stopfen.

Während er so beschäftigt war, wurde an die Thür gepocht. Die Meisterin trat ein, mit einer Kaffeekanne und dem Zubehör zu Heinrich's Frühstück.

Der Meister ist gekommen, sagte sie, du möchtest unten nicht ordentlich frühstücken können.

– Sie sind gütiger gegen mich, als ich es verdiene, Frau Meisterin! sagte Heinrich.

Es ist gut, daß du es einsiehst, Falk! Aber um Himmelswillen, wa reißest du deine Sachen da so auseinander? Ich glaube gar, du packst ein!

– Ja, Frau Meisterin! Ich bin gleich fertig.

Ach, daß es dahin kommen mußte! Aber so lege doch die Stiefeln nicht zwischen die reine Wäsche! Nein, so kann man doch einen Rock nicht einpacken –!

– Es geht Alles hinein. Das Ränzel da nehme ich auf den Rücken, die Mappe unter den Arm. Den Koffer heben Sie mir auf – wenn Sie so viel Güte noch an mich wenden wollen, bis ich Ihnen schreibe, wohin er zu senden. ist

Ja wohin willst dir denn heut –? Herr Gott, die schönen Vorhemden so einzuknittern! Nein, das kann nicht mit ansehn! Frühstücke du, ich will inzwischen deinen Koffer packen. Wie das durcheinander geworfen ist!

Sogleich bückte sich die Meisterin nieder und riß das ganze Kunstwerk von Heinrich's Packkunst wieder ein,

indem sie die zusammengerollten Kleidungsstücke auseinander nahm und in ordentliche Schichten übereinander legte. – Wer das gedacht hätte! sagte sie, während Heinrich sich anschickte, seinen Kaffee zu trinken. Du ließest dich so gut an, und mein Mann war eine Zeit lang so zufrieden! Wie willst du dich nun vor dem Herrn Kaufmann und vor der Frau Präsidentin rechtfertigen? Und deine Mutter, daß die so etwas an dir erleben muß!

Die Erwähnung seiner Mutter war für Heinrich ein neuer Stachel. Ihr gegenüber hatte er den schwersten Stand, sie mußte über seine Aufführung und Verstoßung den tiefsten Schmerz empfinden, und so berührte ihn diese Voraussicht ebenfalls auf's Schmerzlichste. Er schob das Frühstück von sich, unfähig etwas zu genießen. Doch suchte er sich zu fassen, eingedenk der Entschlüsse, welche er auszuführen hatte. Die Meisterin war mit dem Packen fertig. Er reichte ihr die Hand und sagte: Ich danke Ihnen, Frau Meisterin, für die viele Güte und Nachsicht! Ich will jetzt den Meister aufsuchen und seinen Zorn und sein Urtheil über mich ergehen lassen.

Er schritt voran, die Meisterin folgte ihm, indem sie sich mit der Schürze die Augen wischte.

Herr Weigold fuhr bei seinem Eintreten heftig empor. Er schien noch im Kampfe zu sein, ob er seinem Zorn durch einen lauten Ausbruch Luft machen, oder ob er seinen Lehrling mit kalter Verachtung von sich weisen solle. Die letztere Regung gewann die Oberhand.

Der junge Herr kommt ja recht zeitig zum Frühstück! sagte er im Tone schneidenden Hohnes.

Ich komme Abschied zu nehmen, entgegnete Heinrich.

– Wie so? Abschied? Will man auf Reisen gehn?

Ich will Ihr Haus in einer Stunde verlassen.

– Darüber habe ich zu entscheiden! fuhr der Meister auf. Ohne meinen Willen wirst du das Haus nicht verlassen! Geschiedne Leute sind wir, so viel steht allerdings fest, denn ich kann einen Lehrjungen, der Nachts besoffen aus lüderlichen Häusern kommt, nicht länger bei mir dulden. Du aber hast abzuwarten, was man weiter über dich beschließen wird. Denke der große Herr nicht, daß es hier nach seinem eignen Kopfe hergeht. Ich habe Herrn Mertens über deine Aufführung geschrieben. Es ist seine Entscheidung abzuwarten, ob er noch ferner Etwas für dich thun will, oder nicht. Mein Lehrbursche bist du von heut an nicht mehr, gleichwohl werde ich dich nicht aus dem Hause lassen, als bis seine Entscheidung kommt. Hinauf in deine Kammer, ich werde dich hinter Schloß und Riegel zu halten wissen!

Diese Drohung überraschte Heinrich eben so sehr, als sie ihn empörte. Ich muß es mir gefallen lassen, Herr Meister, sagte er, daß Sie mich aus der Lehre weisen, aber wie einen Verbrecher werden Sie mich nicht einsperren!

– Das wollen wir sehen! rief Herr Weigold, indem er heftig auf ihn zu schritt. Heinrich wich zurück, die Meisterin fiel ihrem Manne in den Arm und bat ihn mit der größten Angst, sich zu mäßigen.

Wenn ich nicht mehr Ihr Lehrbursche bin, sagte Heinrich, dem das Blut zu Kopfe stieg, so sind Sie auch nicht

mehr mein Meister, und ich werde mir keine Gewaltthätigkeit von Ihnen gefallen lassen. Hören Sie mich ruhig an, Herr Weigold. Ich will mich nicht entschuldigen, aber ich habe Ihnen etwas zu sagen.

Der Meister sah, daß er es mit keinem Knaben zu thun habe, und suchte sich zu mäßigen. Was hast du zu sagen? rief er.

– Ich bereue meine gestrige Aufführung und fühle selbst, daß ich Ihren Zorn verdiene, und daß Sie mich nicht länger als Lehrling behalten können. Aber ich bin nicht auf so schlimmen Wegen, als Sie glauben. Ich war nur zweimal im Hause des Barbiers, und zwar in Gesellschaft Andrer. Daß ich in einem lüderlichen Hause gewesen bin, ist mir erst heute klar geworden. Ich habe mich in thörichter Weise hinreißen lassen, aber ein Verbrecher bin ich darum noch nicht. Sie haben meine Aufführung an Herrn Mertens gemeldet, und es ist wahrscheinlich, daß er darauf hin seine Hand von mir abzieht. Aber auch wenn er großmüthig seine Unterstützung mir noch länger zuwenden wollte, müßte ich auf dieselbe verzichten. Ich mag nicht, daß er eine Güte an einen Menschen verschwende, den er für einen Unwürdigen halten muß. Und so erkläre ich mich frei von jedem fremden Willen. Ich gebe das Handwerk auf und werde fortan nur der Kunst leben! –

Dieser selbstständige Entschluß bei einem so blutjungen Menschen setzte Herrn Weigold in Erstaunen. Wie unwahrscheinlich es ihm auch vorkam, daß Heinrich auf eignen Füßen jetzt schon etwas erreichen könne, so

machten doch sein Wesen und der Ton seiner Stimme einigen Eindruck auf ihn.

Und was hast du zu deinem Unterhalt für einen Plan gemacht? fragte er, nicht ohne einen Anflug von Hohn.

Das war eine Frage, auf welche Heinrich nicht sogleich antworten konnte. Nach einer Pause sagte er: Ich werde in die Welt gehn!

Gute Verrichtung! rief der Meister. Das höchst Bedenkliche des bloßen in die Welt Gehens stand ihm sehr klar vor Augen. – Wer wird denn die Reisekosten bestreiten?

– Ich habe mir etwa fünf Thaler von meinem Taschengelde erspart, das wird für die erste Zeit reichen. Noch heut werde ich mich im nächsten Dorfe erbieten, für Geld Porträts zu zeichnen, und in der nächsten Stadt wieder, und so an jedem Orte, durch welchen mein Weg führt.

Hunger und Bettelbrod! rief der Meister mit Verachtung.

– Betteln werde ich nicht. Ich will Hunger und Armuth ertragen, wenn ich –

Darüber läßt sich großartig schwatzen, wenn man sich satt gegessen hat! –

Die Meisterin glaubte in diesem Augenblicke durchaus eine sachgemäße Berichtigung aussprechen zu müssen, und sagte: Er hat heut' noch keinen Bissen gegessen!

Der Meister ging, nicht mehr zornig, aber sehr mißmuthig, im Zimmer auf und ab. Er sah nach der Uhr. Aber Frau! rief er, vergissest du heut' den Tisch zu decken? Es ist zwölf Uhr! Und du, Falk, schlägst dir die unbedachten Pläne aus dem Kopf. Der Brief des Herr Mertens

wird über dich entscheiden. Hinauf, in deine Kammer! Du wirst nicht mehr mit an meinem Tische essen!

Heinrich verließ das Zimmer, in der entschiedensten Absicht, das Haus sogleich zu verlassen, da er als Verachteter oder Gefangener nicht länger darin leben mochte. Er stieg die Treppe hinauf, zog den auswendig im Schlosse steckenden Schlissel ab und verbarg ihn in der Tasche, in der Besorgniß, der Meister möchte hinter ihm her kommen und ihn meuchlings einschließen. Dann nahm er sein Ränzel auf den Rücken und seine Mappe unter den Arm und schritt, nachdem er den Schlüssel wieder in's Schloß gesteckt hatte, hinunter, bereit, sich durch ein Heer von Feinden durchzuschlagen. Aber Niemand vertrat ihm den Weg. Er hörte im unteren Zimmer die Teller klappern und ging der Hausthüre zu. Auch hier begegnete ihm keiner der Hausgenossen. Er schritt durch die Straßen, aus dem Thore, auf der Landstraße fort – sein Entschluß war ausgeführt, er ging der weiten Welt entgegen.

Ein plötzliches Gefühl der Freiheit durchjubelte ihn. Jetzt war er ja sein eigener Herr, von keinem fremden Willen mehr gebunden! Er fühlte den Muth, mit einer Welt von Schwierigkeiten zu kämpfen.

In einem Dorfe, eine Stunde von Heiligenstadt, kaufte er ein Brod und ein Stück Käse und setzte sich am Rande des Waldes nieder, um dies sein Mittagsmahl einzunehmen. Es mundete ihm trefflich.

– Jetzt sind sie im Hause des Meisters mit dem Essen fertig, dachte er. Auf Einen Ruck erheben sich Alle. Der

Meister hat mir nur Wasser und Brod zugedacht, aber die Meisterin, ist eine gute Frau und trägt mir heimlich einen Teller Suppe hinauf. Sie findet die Kammer leer. Mütze, Ränzel und Mappe sind weg, und ich bin nicht da. Jetzt entsteht Lärm im Hause. Die Nachbarn werden gefragt, ob und wohin sie mich haben gehn sehen? Aber sie saßen Alle bei Tische, keiner hat mich bemerkt. Der Meister ist im wildesten Zorn, er weiß nicht, was er beginnen soll. Aber – dieser Gedanke war schrecklich – wenn er auf die Polizei geht und mir nachsetzen läßt! Ich bin noch nicht weit genug, sie fangen mich ein, bringen mich zurück, durch die Straßen, vielleicht gar in Ketten!

Er sprang auf und eilte vom Wege seitwärts quer durch den Wald. Die ganze Gegend schien ihm plötzlich bedenklich erfüllt von Häschern, Polizeidienern, Gensdarmen und anderen unheimlichen Gestalten. Halt! waren das nicht Flintenschüsse? Er hatte einmal mit dem Stettiner zusammen eine Räubergeschichte gelesen, in welcher ein Kommando Soldaten den Flüchtigen nachsetzte. Gott sei Dank, das waren keine Flintenschüsse, sondern der Schlag der Axt im Holze. Er vermied alle Wege und Fußsteige und schritt mit häufig forschendem Umschauen kreuz und quer durch den Wald. Es wurde Abend, das Bedürfniß nach Ruhe, Speise und Trank machte sich geltend. Der Wald lichtete sich. Aber war nicht vielleicht eine Kette von Militär der Gensdarmen um denselben herum gezogen? Behutsam näherte er sich dem Ausgang. Kein Aufpasser, kein Häscher war zu sehn.

Die Sonne war untergegangen, und am gerötheten Horizonte zeichneten sich die Umrisse der Hügel und Bäume. Ein Schäfer trieb seine Heerde auf dem staubigen Feld Wege einer Meierei entgegen. Es war eine unbekannte Gegend.

Heinrich ging zögernd auf den Schäfer zu und fragte ihn nach einem Wirthshause. Der Alte wies ihn auf die Landstraße, wo er nach halbstündigem Wege ein einzeln stehendes Wirthshaus finden sollte.

Heinrich war heut bereits seine sechs Stunden hinter einander weg gelaufen, und seine Stimmung jetzt nicht mehr die fröhliche, welche seine Schritte in der ersten Stunde nach dem Ausmarsch beflügelt hatte. Die Gegend kam ihm so öde und fremd vor. Er dachte an Alle, in deren Nähe er sich einst wohl und glücklich befunden hatte: an seine Mutter, an Herrn Mertens und Franziska, an Herrn Weigold und dessen Frau, und malte sich aus, was sie über seine Flucht denken würden. Er dachte auch an Sara, und der Gedanke an sie begann ihn bald ausschließlich zu beschäftigen.

Auch sie war in eine ihr unbekannte Welt hinausgegangen, aber unter wie viel andern Umständen! Wie viel reifer und fertiger kam sie ihm vor, wie viel klarer stand jeder Schritt, den sie thun wollte, vor ihren Augen. Sie hatte ihn aufgemuntert, sich frei zu machen von allen Fesseln und der Stimme seines Innern zu folgen; jetzt hatte er es gethan, aber gezwungen durch die Folgen seines Leichtsinns. Was würde sie sagen, wenn sie seine Aufführung am vergangenen Abend gesehen hätte! Er fühlte

sich so niedrig und verbrecherisch, daß er nur mit tiefster Reue sich ihr schönes Bild vergegenwärtigen konnte. Es stand ihm so hoch und rein vor der Seele, wie niemals, und er fühlte, daß sie noch die ganze Gewalt ihre Zaubers über sein Herz ausübte.

Bei schon hereinbrechender Nacht war endlich das Wirthshaus erreicht. Auf Heinrich's Frage, ob er ein Nachtquartier bekommen könne, entgegnete der Wirth mit einem Achselzucken, daß alle Zimmer besetzt wären. Heinrich sah sich um, das Haus machte nicht den Eindruck, als könne es sehr gesucht sein.

– Ich kann die Nacht nicht auf der Landstraße liegen! sagte er. Sehen Sie zu, ob sich irgend ein Platz im Hause für mich findet. Kann ich mich im schlimmsten Falle nicht hier in der Wirthsstube auf die Bank legen?

Der Wirth schien darauf nicht eingehen zu wollen.

– Sie denken wohl, ich hätte kein Geld, um zu bezahlen? fuhr Heinrich fort.

Die Wirthin trat in's Zimmer. Er wandte sich an sie mit den Worten: Wenn denn kein Platz zum Nachtquartier mehr im Hause ist, so machen Sie mir Etwas zum Abendbrod, eh' ich weiter marschiere.

Die Wirthin bot ihm geschlagene Eier und Schinken an, und er fand das Gericht sehr annehmbar. Nach einer Weile saß er bei dem versprochenen Mahle, das ihn ausgezeichnet zubereitet dünkte. Er zog die Börse, um seine Zeche zu bezahlen. Plötzlich erinnerte sich der Wirth, daß allerdings noch ein sehr freundliches Stübchen leer stehe, welches er sogleich für die Nachtruhe herstellen

lassen könne. Ueberdies scheine ein Gewitter aufzuziehn, und der Gast thue besser, im Hause zu bleiben.

Heinrich fand es sehr erwünscht, daß er sich dem Gewitter nicht auszusetzen brauchte – es war übrigens eine durchaus sternenklare, wolkenlose Nacht – und folgte dem Wirth auf das Zimmer, wo er ermüdet bald einschlief.

Siebzehntes Kapitel.

Die Mappe unter dem Arm, das Ränzel auf dem Rücken, kam Heinrich am anderen Morgen in die Wirthsstube hinunter. Während des Frühstücks überlegte er sich den Brief, den er an Herrn Mertens zu schreiben beabsichtigte. Aber wann und wo sollte er ihn schreiben? War es nicht das Gerathenste, sich auf der Stelle an die Arbeit zu machen? In der Wirthsstube war es bis jetzt noch still, Heinrich fand eine schattige Ecke sehr behaglich. Vor dem Fenster stand ein Nußbaum, der die Sonnenstrahlen abwehrte. Er beschloß zu schreiben und forderte ein Dintenfaß.

Die Beschäftigung fesselte ihn so sehr, daß er wenig auf das, was um ihn her vorging, Acht gab. Er stellte dem Kaufmann eingehend den Sachverlauf seines selbstverschuldeten Mißgeschickes dar, erzählte von seiner Flucht und von seinem Entschlusse, von nun an nur noch der Kunst zu leben. Er hatte den Brief mit einer gewissen epischen Breite angelegt, die ihn zwang, auch im Verlauf sich sehr umständlich auszusprechen. Zwei Stunden waren schon vergangen, als er sein Blatt von vorn an

durchzulesen begann, um im zweiten Theile nachzutragen, was er im ersten etwa vergessen hätte.

Da fuhr ein Einspänner vor dem Wirthshause vor. Heinrich sah einen Herrn in einem Staubkittel von grauer Leinwand aussteigen. Er widmete ihm weiter keine Aufmerksamkeit und fuhr fort in seinem Briefe zu lesen und zu schreiben.

Der Herr im Leinwandkittel kam in das Wirthszimmer, um, während das Pferd gefüttert wurde, zu frühstücken. Er warf eine bestaubte Mütze auf den Tisch und legte eine kurze Reisepfeife und den Tabaksbeutel daneben. Sein Aeußeres war nicht eben einnehmend. Er hatte etwas triefende Augen, welche forschend und unstät umher fuhren. Das Haar auf seinem Scheitel war dünn, aber sehr kraus und abstehend. Nase und Wange trugen ein kupfriges Roth. Die Mundwinkel zogen sich nach oben und gaben dem Gesicht den Ausdruck einer unbehaglichen Freundlichkeit. Es lag etwas kleinlich Berechnendes, Etwas von Mäklergeist in seinen Zügen.

Während sein Frühstück bereitet wurde, schritt er im Zimmer auf und nieder und warf, so oft er an dem Ende, wo Heinrich saß, Kehrt machte, einen beobachtenden Blick auf diesen und die auf dem Stuhle liegende Mappe. Je öfter er seinen Weg zurücklegte, desto näher strich er an Heinrich hin, und endlich blieb er, beide Hände in den Hosentaschen, vor ihm stehen. Um Vergebung! sagte er mit einem sehr eigenthümlichen Schmunzeln: Sie sind wohl ein reisender Maler?

Heinrich bejahte es.

– Und in dieser Mappe ist gewiß viel Schönes verborgen?

Nur Studienblätter und Skizzen.

– Das ist oft das Interessanteste! Wär es wohl gestattet, die hübschen Sachen zu betrachten?

Heinrich fühlte sich sehr angenehm berührt, daß ein Fremder seine Zeichnungen zu sehen wünschte, so wenig angenehm auch das Aussehen dieses Fremden war. Er löste bereitwillig die Bänder seiner Mappe und reichte es dem Herrn im Leinwandkittel dar. Dieser setzte sich in seine Nähe und wendete die Blätter, eins nach dem andern, sehr sorgfältig um. Nachdem er sie sämmtlich durchgesehen hatte, begann er von vorn und sonderte sämmtliche Naturstudien nach Blumen, Baumblättern und Pflanzen heraus. Dann nahm er dieses Häuflein nochmals vor und prüfte jedes Blatt auf das Genaueste. Bei dem Betrachten einer Zeichnung, welche Kleeblumen darstellte, legte er den Zeigefinger an die Nase und räusperte sich. Bei rothem Mohn und Kornblumen nahm er eine Prise und zog die Augenbrauen so hoch hinauf, daß Heinrich, der zuweilen zu ihn hinüber schielte, zu der Vermuthung kam, er gebe diesem Blatte den Preis. Als er aber ein Blatt in Händen hielt mit herbstlichen Blättern von wildem Wein, in grüner, brauner und rother Farbenabstufung, fand Heinrich, daß er einen Mund machte, als sagte er im Stillen – sechsunddreißig!

Endlich legte der Fremde die Pflanzenstudien wieder in die Mappe und schien Etwas zu überlegen, wobei er öfter einen Seitenblick auf den Schreibenden zwinkern

ließ. Noch ein Mal öffnete er die Mappe und betrachtete wiederholt dieses oder jenes Blatt. Hierauf nahm er seine Brieftasche zur Hand, blätterte darin, las einen Brief, schüttelte den Kopf und steckte die Brieftasche wieder ein.

Heinrich legte seine Schreiberei zusammen. Der Fremde reichte ihm die Mappe zurück und sagte schmunzelnd, er habe ihm einen großen Genuß bereitet.

Wohin reisen Sie, wenn man fragen darf? wandte er sich, aufstehend, an Heinrich.

Die Frage machte den Letzteren verlegen. Er behauptete, daß er sich seiner Reiselaune ohne bestimmten Plan zu überlassen denke, um überall Studien zu machen.

Der Fremde fragte weiter und knüpfte an jede Antwort eine neue Frage. Heinrich suchte auszuweichen, aber der Herr umstrickte ihn so mit einem Netze von hundert großen und kleinen Fragen, daß er, halb widerwillig, über seine Herkunft und Erziehung, über seine bisherige Beschäftigung und seine Bestrebungen Auskunft gab. Dem Menschen war gar nicht auszuweichen. Er sondirte nach allen Geheimnissen, Ansichten, Hoffnungen, Erlebnissen und Begebnissen, und endlich hatte er durch ein paar Kreuz- und Querzüge auch Heinrich's letztes Geheimniß, sein Mißgeschick und seine Flucht erfragt. Nachdem er so über alle Verhältnisse instruirt war, drehte er sich plötzlich mit triumphirendem Schmunzeln um und setzte seinen Marsch durch das Zimmer fort.

Heinrich war verwundert und unwillig über das Betragen des Fremden und ärgerlich über sich selbst, daß er

sich seine Geheimnisse habe ablisten lassen. Um jede fernere Berührung mit ihm zu vermeiden, beschloß er, sich sogleich auf die Wanderung zu machen.

Aber der Leinwandne blieb mit einer plötzlichen Schwenkung vor ihm stehn und vertrat ihm den Weg. Wollen Sie schon fort, Musje? fragte er.

Allerdings! sagte Heinrich mit einem Blicke, von welchem er die Ueberzeugung hatte, daß er dem Fremden imponiren müsse. Dieser aber zwinkerte mit den immer feuchten Augen und schmunzelte auf das Empörendste. Sie werden nicht weit kommen, sagte er. Vielleicht läßt Ihr Meister Ihnen nachsetzen – vielleicht auch nicht. Im letzteren Falle ist es ebenso schlimm für Sie. Da Sie ohne Geschäft und doch nicht zum bloßen Vergnügen auf der Landstraße umherspazieren wollen, so wird die Polizei über lang oder kurz auf Sie aufmerksam werden. Und da Sie keine Papiere haben, um sich auszuweisen, wird man Sie aufgreifen, einstecken und zu Ihrem Meister zurückschicken.

Heinrich hegte die unangenehme Vermuthung, daß der Leinwandne Recht haben könne; aber da ihm dieser Mensch immer fataler vorkam, und er Nichts mehr mit ihm zu thun haben wollte, sagte er kurz: Das ist meine Sache!

Der Fremde schritt mit ihm zugleich der Thür entgegen. Natürlich! sagte er. Aber ich könnte Ihre Sache zu der meinigen machen und so Ihre Verhältnisse in Gutem arrangiren. Ich glaube, wir würden Beide dadurch nicht schlecht fahren.

Wie das? fragte Heinrich. Was könnten Sie dabei gewinnen?

– Das sollen Sie sogleich hören. Ich heiße Winkler und bin der Besitzer einer Kattunfabrik in Worbis. Es ist ein sehr blühendes Geschäft. Vor Kurzem habe ich meinen Musterzeichner fortschicken müssen, und obwohl man mir Anerbietungen von allen Seiten gemacht hat, so wollte mir noch Keiner genügen. Der Zufall macht mich mit Ihnen bekannt. Ich habe Ihre Studienblätter geprüft und dieselben recht geschickt gefunden. Ihr Talent könnte in meiner Fabrik einen hübschen Wirkungskreis finden. Gehen Sie mit mir, ich würde Sie als Musterzeichner recht gut beschäftigen können.

Heinrich horchte hoch auf. Das war eine plötzliche Aussicht! Aber wo blieb dabei die Kunst? Musterzeichner an einer Kattunfabrik, das war ja himmelweit ab vom Künstler! Und der Leinwandne schmunzelte und zwinkerte dabei so abscheulich, er war ein so widerwärtiger Mensch! Nein, der Kunstjünger konnte auf diesen Vorschlag nicht eingehen und erklärte dies in kurzen Worten dem Fabrikanten.

Sein Sie doch nicht so schroff und störrisch, junger Mensch! fuhr Herr Winkler fort. Mit Ihrer ewigen Kunst! Die Kunst ist recht schön, aber Sie sind noch so jung und unerfahren, daß Sie sich selbstständig nicht in diese bedenkliche Carriere wagen dürfen. Sie würden dabei verhungern. Wollen Sie aber in der Kunst durchaus Etwas thun, so können Sie es nirgend besser, als in dem Unterkommen, welches ich Ihnen biete. Sie werden freie Zeit

genug finden. Sie sollen weiter Nichts zu thun haben als Blumen, Arabesken und Muster aller Art für den Kattundruck zu zeichnen und zu malen, Alles Uebrige wird in der Fabrik besorgt. Ich biete Ihnen ein Gehalt von fünfzehn Thalern monatlich. Nun, das ist doch ein schönes Geld!

Fünfzehn Thaler monatlich! Das machte auf's Jahr 180 Thaler! Heinrich erschrak fast vor dieser enormen Summe, er erröthete vor Freude. Wenn nur der Leinwandne nicht wieder geschmunzelt und gezwinkert hätte! Sprach er im Ernst, oder wollte er nur Spaß machen?

Bilden Sie sich nicht ein – meinte Herr Winkler weiter – daß Sie mit der Kunst in den ersten Jahren so viel verdienen würden! Was wollen Sie überhaupt anfangen? Porträt's in Dörfern und kleinen Nestern zeichnen, die Polizei immer hinter sich? Ihr Gönner, der Kaufmann Soundso, wie er heißt, wird nach dem Staatsstreich, mit welchem Sie sich aus Heiligenstadt heraus expedirten, Nichts mehr mit Ihnen zu thun haben wollen, und wenn Sie sagen, Sie verzichten freiwillig auf seine Unterstützung – prosit die Mahlzeit, die Trauben sind sauer, sagt der Fuchs, weil sie ihm zu hoch hängen! Aber Sie wollen selbstständig werden, bravo, das sollen Sie! Bei Ihrem Meister lebten Sie beschränkt und gedrückt, er benahm sich allzustreng solchen kleinen Excessen gegenüber, wie der lustige Abend bei dem Barbier, von dem Sie mir sagten. Darin werden Sie künftig völlige Freiheit haben, und wie und wo Sie sich lustig machen wollen, das kann mir ganz gleich sein.

Heinrich berichtigte schnell und angelegentlich, daß er an Ausschreitungen der erwähnten Art gar keinen Genuß finde.

Wie Sie wollen, entgegnete mit einem verschmitzten Lächeln der Fabrikant, – oder um so besser! Ferner: bei Ihrem Meister fühlten Sie den Druck des Handwerks, bei mir finden sie eine ungleich höhere Sphäre, wo Sie vollkommen frei sind, in Ihrem Schaffen, wie in Ihrem Leben. Und dabei ein so anständiges Honorar! Und jetzt betrachten Sie die Sache einmal mit Verstand! Alle Ihre Verhältnisse sind in Verwirrung. Erstens haben Sie keinen Paß oder Wanderbuch und werden eingesteckt oder zurückgeschickt – ich erbiete mich die Sache zu ordnen. Zweitens haben Sie keine Aussicht auf einen Erwerb der Unterkommen – ich mache mich anheischig, Ihnen beides zu verschaffen. Ferner haben Sie sich mit Ihrem Gönner überworfen – ich biete Ihnen eine Gelegenheit, sich mit ihm wieder auszusöhnen, denn das letztere kann immer noch nöthig werden. Schließlich: Wollen Sie es in der Kunst zu Etwas bringen – ich gewähre Ihnen Zeit und Muße dazu. Werden Sie Ihr Glück mit Füßen von sich stoßen? Ueberlegen Sie, ich lasse Ihnen Zeit, bis ich mit meinem Frühstück fertig bin!

Der Kattunfabrikant sah ihn mit vollem, triumphirendem Schmunzeln an, als dächte er: der Vogel ist gefangen! und schwenkte rechts um an den Tisch, wo er sich zu seinem Frühstück niedersetzte. –

In Heinrich's Gedanken rangen Zweifel und Entschließung mit einander. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher

der Fremde über seine Verhältnisse sprach, hatte etwas Ueberzeugendes für ihn, er glaubte jetzt selbst zu erkennen, daß seine Lage eine ziemlich bedenkliche sei. Die Hoffnungen, die er ihm erregte, hatten manches Verlockende, aber dennoch traute er dem Leinwandnen nicht recht, spöttische Schmunzeln ärgerte ihn und brachte ihn zugleich in Verwirrung. Dabei hatte derselbe etwas so Ueberlegnes, fast Freches in seinem Wesen, das ihn halb abstieß, halb unentrinnbar gefangen nahm. – Wenn der Fabrikant es ernstlich mit seinen Vorschlägen meinte, war es nicht für ein Glück anzusehen, daß schon der nächste Morgen nach seiner Flucht ihm ein Unterkommen verschaffte? Für 180 Thaler mußte sich doch wahrhaftig ganz brillant leben lassen! Wie würde seine Mutter sich freuen, daß er selbstständig so viel Geld verdienen könne! Wie vortheilhaft mußte diese Nachricht, nach dem Briefe des Meisters, auf Herrn Mertens wirken! Welch ein Triumph für ihn, wenn er schon jetzt Herrn Weigold eine so glänzende Wendung seines Geschickes melden konnte! Für seine Kunst durfte er neben dem Musterzeichnen ja so viel thun, als ihm beliebte, er hoffte sogar zu sparen und sich mit irgend einem bedeutenden Maler in Verbindung zu setzen. Welche Aussichten! –

Während Heinrich sich innerlich einem Entschlusse entgegen arbeitete, verzehrte Herr Winkler ruhig sein Frühstück, ohne auch nur ein Einzigesmal zu ihm aufzusehen. Er vertilgte einen Teller Schinken nebst einigen Eiern, nahm mehrere Schnäpse zu sich und krönte das Mahl durch ein großes Glas Bier.

Jetzt stand er auf. Nun, Musje, wie geht's? schmunzelte er. Sie gehn doch mit mir, nicht wahr?

– Ich bin entschlossen, ja!

Na, das verstand sich von selbst, ich habe gar nicht daran gezweifelt. Sie da, Frau Wirthin, noch einen Teller Schinken! Sie müssen schnell noch Etwas frühstücken, junger Mann, denn wir haben ein gut Stück zu fahren, eh' es wieder Etwas giebt. Hehehe! Ihre Kasse wird wohl nicht zum Besten bestellt sein! Da ist ein Vorschuß von zehn Thalern, nehmen Sie!

Herr Winkler holte aus seiner Brieftasche zehn schmutzige Thalerscheine hervor und legte sie vor Heinrich auf den Tisch. – Essen Sie, junger Mann, essen Sie schnell, ich lasse anspannen! – Er schwenkte zum Zimmer hinaus und ließ seinen neu geworbenen Musterzeichner in Gesellschaft eines Tellers mit Schinken.

Heinrich steckte erfreut seine zehn Thaler ein und fühlte sich durch die neue Stellung sittlich gehoben. Wundervolle Zukunftsgedanken durchkreuzten ihn, während er mit dem gesündestem Appetit das Frühstück verzehrte. Dann öffnete der Fabrikant die Thür, zwinkerte ihm nickend zu und rief zur Abfahrt, und in der nächsten Minute fuhr Heinrich mit ihm im Einspänner seiner neuen Bestimmung entgegen.

Achtzehntes Kapitel.

Es war gegen Abend, als der Fabrikant mit seinem neuen Musterzeichner in Worbis einfuhr. Der Einspänner hielt vor einem Hause neben der Fabrik. Herr Winkler

ging voran und wurde von seiner Haushälterin empfangen, denn er war unverheirathet.

Heinrich, der aus Meister Weigold's Hause her die größte Ordnung und Sauberkeit gewohnt war, sah auf den ersten Blick, daß in dieser Wirthschaft ein anderer Geist herrsche. Die Wände, die Thüren und Dielen waren unsauber, verräuchert und schadhaft. Kein Mobiliar stand, wie es hätte stehn müssen, um den Eindruck einer häuslichen Einrichtung zu machen, Alles schien nur eben aus der Hand gesetzt, ohne Sinn für eine harmonische Vertheilung. Thüren und Fenster standen offen und wurden von der Zugluft zugeschlagen. Dem überall sichtbaren Staub und Schmutz entsprach auch die Erscheinung und das Kostüm der Haushälterin.

Da bring ich einen neuen Musterzeichner! rief der Fabrikant ihr entgegen. Quartieren Sie ihn im Hause ein. Oben die gelbe Stube wird für ihn genügen.

Die Alte warf einen mißbilligenden Blick auf Heinrich. Was? rief sie, Sie wollen den Menschen im Hause wohnen lassen? Was denken Sie? Soll ich immer mehr Arbeit haben und gar nicht zur Ruhe kommen?

Heinrich machte die Wahrnehmung, daß die Dame sehr nach Branntwein roch, und daß ihre schmutzige Haube schief auf dem Kopfe saß.

Es ist nur für eine Nacht, entgegnete Herr Winkler. Mach Sie die gelbe Stube zurecht!

Was? mir befehlen? rief die Alte. In der gelben Stube habe ich Wäsche aufgehängt. Ich weiß nicht, wo ich damit hin soll so spät am Abend. Dem Herrn scheint Alles leicht, aber ich habe die Arbeit davon!

Wofür hab' ich Sie denn im Hause? rief Herr Winkler aufgebracht.

Wofür? daß ich mich scheeren lassen soll? Wenn der Herr befehlen will, dann halte er sich eine Dienstmagd! Ich bin Wirthschafterin und muß wissen, was im Hause geht und nicht geht. Und kurz und gut, ich habe keinen Platz für den jungen Menschen. Er mag zum Bäcker da um die Ecke gehn, wo der frühere Musterzeichner gewohnt hat, die Stube ist noch leer. Ich rühre keine Hand mehr an, ich werde mich nicht todt arbeiten!

Sie verließ das Zimmer und schlug die Thür hinter sich zu.

Heinrich sah, daß Herr Winkler unter dem Pantoffel seiner Haushälterin stand. Er war sehr zufrieden mit der Weigerung der Alten, ihn im Hause unterzubringen, denn die ganze Umgebung machte ihm einen höchst unbehaglichen Eindruck.

Altes Fell! murmelte der Fabrikant hinter ihr her. Was sagen Sie zu meiner Grazie? wandte er sich schmunzelnd an Heinrich. Sie kennen die Weiber noch nicht, junge Unschuld! Ja, die Weiber! Nun, sie werden Ihnen auch noch mitspielen! Sie, Musje, sind grade ein süßer Bissen, und dann wird Ihnen das Fell über die Ohren gezogen! Hähähä! Kommen Sie, ich will mit Ihnen zum Bäcker gehn und sehen, ob die Wohnung noch zu haben ist.

Heinrich folgte Herrn Winkler. Die Wohnung war noch zu haben und wurde von dem neuen Musterzeichner sogleich für einen billigen Preis gemiethet. Sein Prinzipal wünschte ihm gute Nacht, mit dem Bedeuten, sich morgen mit dem Frühsten bei ihm einzufinden.

So sah sich Heinrich denn allein in einem kleinen einfenstrigen Stübchen nach dem Hofe heraus. Der erste Eintritt in den neuen Wirkungskreis war wenig anmuthig und dämpfte die glänzenden Hoffnungen, welche er daran geknüpft hatte.

Er empfand Hunger und tappte die finstre Treppe hinunter, um zu fragen, wo er noch Etwas zu essen bekommen könne. Da aber so spät Nichts mehr im Städtchen zu erhalten war, kaufte er einiges Weißbrod bei seinem Hauswirth und holte sich einen Krug Wasser aus dem Hofe, denn es war ausgemacht worden, daß von Bedienung in seiner Wohnung nicht die Rede sein könne. So verzehrte er sein frugales Abendbrod und schlief halb darauf ein. –

Morgens mit dem Frühsten meldete er sich bei Herrn Winkler und wurde in die Fabrik eingeführt. Der Prinzipal hatte ihm unterwegs viel von der Großartigkeit seines Geschäfts erzählt, so daß Heinrich einige Erwartungen daran knüpfen durfte.

Und in der That, da ihm bei seiner Unerfahrenheit jeder Maaßstab für derartige Institute fehlte, konnte er sich einer großen Hochachtung und Verwunderung über all das Neue, was ihm entgegentrat, nicht erwehren. Herr Winkler führte ihn der Reihe nach durch alle Räume

und Baulichkeiten seiner Fabrik. Da waren es zuerst die großen lärmenden und vielgegliederten Maschinen, welche Heinrich's Erstaunen erregten. Wie riesige Polypenarme streckten sich die metallnen Stangen und Walzen ihm entgegen, so daß er erschrocken einen Schritt zurückwich. Aber auch sie gingen wieder rückwärts. Die gewaltigen Röhren und Cylinder hoben und senkten sich in einander, die Räder drehten sich langsam oder schnell, Alles war durch ein Gesetz geregelt. Das gab ein Brausen, Stampfen und Schnurren, daß unserem Helden anfangs ganz unheimlich zu Muthe wurde. Er mußte es bei der Mächtigkeit des ersten Eindrucks aufgeben, die Funktionen der einzelnen Theile zu behalten, den Nutzen aller der Röhrchen, Hähne, Klappen und Ventile einzusehen. Dann ward hinabgestiegen zu dem großen Dampfkessel, der das Ganze in Bewegung setzte. Der Fabrikherr öffnete eine kleine Eisenthür, blickte in die Gluth hinein und schalt, daß der Ofen nicht genug geheizt sei. Heinrich fand dies unverantwortlich und noch unverantwortlicher das Benehmen des kohlengeschwärzten Heizers, welcher behauptete, es sei Alles in bester Ordnung und der Herr solle sich nicht um Dinge bekümmern, die er nicht verstünde. Daraus entspann sich ein Wortwechsel, wobei der Heizer dem Fabrikherrn Nichts schuldig blieb, bis der letztere polternd und schimpfend den Raum verließ.

Heinrich folgte ihm. Er lernte ein großes Waschwerk kennen, wo in riesigen Kübeln und Wannen die Zeuge,

ehe sie Farbe erhielten, einer Reinigung unterzogen wurden. Von hier ging es in die Färberei. Der Fußboden mehrerer langer Räume war blau, die Gefäße waren blau, die Stoffe waren blau, und blau die Kleider, Hände, Arme und Gesichter der Arbeiter. Herr Winkler schimpfte bedeutend in's Blaue, und es zeigte sich, daß auch seine blauen Untergebenen gewöhnt waren, das letzte Wort ihm gegenüber zu behalten. – Eine schmale Treppe führte nach dem Trockenboden hinauf, wo von den Balken herab eine unabsehbare Menge blauen Zeuges schwebte. Der Fußboden war von Lattenwerk und befand sich über der Maschine, so daß ein glühender Dunst den Raum erfüllte, trotzdem, daß die eine Seite desselben sich in Form einer Gallerie gegen das Freie öffnete. Auch hier ward gescholten und entgegnet, und Heinrich kam zu der Vermuthung, daß die Menschen dieser Gegend von einem höchst auffälligen Charakter sein müßten.

Hierauf wurde die Kattundruckerei durchwandert. In einem großen Saale schnurrten hunderte von kleinen Rädern von Balken herab, und Heinrich wurde verwirrt von den verschiedenen Zwecken dieses Räderspiels. Ein großer Balken schob sich langsam auf Walzen hin und her. Er diente dazu, die gefärbten Stoffe zu glätten. Herr Winkler erklärte, daß dieser Kasten hundert Centner wiege. Heinrich betrachtete mit bereitwilligem Erstaunen den Koloß, obgleich nichts Besonderes an ihm zu sehen war. Desto mehr aber bot der übrige Raum den Blicken dar. Einige Dutzend junger Mädchen waren beschäftigt, den geglätteten Kattun zu falten und in Ballen zusammen

zu legen. Sie waren fast alle blaß und schmächtig. Alle erhoben die Augen, als der Fabrikherr mit dem schmucken neuen Musterzeichner durch den Saal ging, und unter einigen Gruppen wurde ein Flüstern und Gekicher vernehmbar. Herr Winkler schalt auch hier, doch bemerkte Heinrich, daß sein Zorn nur einige kränklich und blaß aussehende Mädchen traf, welche ganz eifrig und fleißig ihrer Arbeit oblagen, während ein paar hübschere müßig umherschlenderten, ohne darum gescholten zu werden. Eine derbe untersetzte Dirne mit dicken rothen Backen sprang vorüber, um einen Arm voll Kattun bei Seite zu tragen. Herr Winkler faßte sie um den Leib und schmunzelte sie an. Sie aber kreischte lachend auf und sprang davon, nicht ohne sich noch einmal umzusehn. Der Fabrikherr stieß Heinrich mit dem Ellenbogen an und wies mit geheimnißvollem Zwinkern hinter ihr her. Heinrich wußte nicht, was er daraus machen sollte, es schien ihm, als sollte das eine Aufforderung sein. Er wurde verwirrt und betrachtete mit scheinbar großer Aufmerksamkeit einen Haufen grauen Futterkattuns.

Es dauerte noch eine Weile, bis die übrigen Räume durchwandert waren, unter denen die farbige Druckpresse für unseren Freund von großem Interesse war. Ueberall gab es Scheltworte, Zurechtweisungen und die keckste Abwehr. Endlich öffnete Herr Winkler eine Thür,

die, wie er sagte, in den Saal der Musterzeichner führte. Dieser »Saal« zeigte sich als ein enges, höchst ungemüthliches Loch, worin Hunderte von großen Brummfliegen den Lärm des Räderwerkes ersetzten. Die staubigen verschwärzten Wände waren bedeckt mit vergilbten Papierbündeln, veralteten Mustern, mit Kattunproben und Drahtstücken von allen Sorten. Die Fenster waren blind und von den Fliegen verunreinigt. Holzstöcke, Papiere, Farbentöpfe lagen unordentlich in einer Ecke umher. Am Tische aber saß ein finster und schmutzig aussehender Mensch, beschäftigt, nach einem älteren Muster eine Form für den Druck herzurichten. Der Fabrikherr stellte ihm Heinrich als den neuen Musterzeichner und dem letzteren in Herrn Mullrich den Former und seitherigen Stellvertreter eines Musterzeichners vor. Hierauf gab Herr Winkler seinem neuen Verbündeten noch einige Anweisungen, beauftragte ihn, baldigst drei neue Muster zu erfinden, und ließ ihn mit Herrn Mullrich allein. –

Aber so großen Eindruck auch die Besichtigung der Kattundruckerei, das bunte Treiben des Geschäftes auf unseren Helden machte, so hatte er doch schon auf diesem ersten Gange durch die Räume der Fabrik eine Enttäuschung erlebt. Er war in der Erwartung her gekommen, große Muster von bunten Blumen, Blättern und Knospen in strahlenden Farben zu malen, während Herrn Winkler's Fabrik sich darauf beschränkte, auf grobem, blauem Grunde kleine Müsterchen mit dicker, weißer, gelber oder grüner Farbe aufzutragen. Heinrich nannte diese Stoffe in seiner Laiensprache »Bauernzeuge«. So

ging ihm der Hauptreiz seiner nunmehrigen Thätigkeit gleich anfangs verloren, und er legte wehmüthig die mitgebrachte Mappe mit seinen Pflanzenstudien bei Seite. Indessen war das Gefühl, einem so großartigen Institut als Musterzeichner anzugehören, doch mächtig genug, und der Gedanke, daß seine Schöpfungen von nun an Hunderte von Menschen beschäftigen und durch tausend Hände gehn würden, gab ihm ein Selbstgefühl, welches über die Enttäuschung triumphirte.

Er wendete sich mit höflichen Worten an Herrn Mullrich, bat ihn um seinen freundlichen Rath, da er desselben zuweilen benöthigt sein würde, und schlug ihm vor, gute Kameradschaft mit ihm zu halten. Herr Mullrich jedoch sah mißgestimmt kaum von seiner Arbeit auf und entgegnete die Artigkeit nur mit einem unverständlichen Murmeln.

Für ihn war der neue Musterzeichner keine angenehme Erscheinung. Seitdem Herr Winkler den früheren weggejagt hatte, war Herr Mullrich zum Theil in seine Funktionen eingetreten und hatte von dem Fabrikherrn dafür eine kleine Gehaltszulage bekommen. Diese sollte von nun an wieder wegfallen, und war der Former an sich schon ein mürrischer, wenig umgänglicher Mensch, so machten ihn Neid und Mißgunst gegen den neuen Eindringling nur noch finstrer und verstimmter. Heinrich gab es auf, eine Unterhaltung mit ihm zu führen, und ging schweigend an seine Arbeit. Die Erfindung einiger Muster ward ihm leicht, und eine der Aufgaben, eine breite Borte für ein Tuch, nahm sogar sein Interesse in Anspruch. Bald

hatte er seinen Entwurf fertig und machte sich an's Werk, denselben nach Maaßgabe älterer Vorlagen in Farben auf das Papier zu bringen.

Herr Winkler schien sowohl über die Erfindung, als auch über die Schnelligkeit seines Arbeitens sehr erfreut zu sein. Er schmunzelte bedeutend, Heinrich schmunzelte zurück, und schmunzelnd zeigten sich Fabrikherr und Musterzeichner mit einander zufrieden. –

Heinrich war fortan jeden Morgen mit dem Glockenschlage an seinem Platze. Doch machte er im Verlaufe der ersten Woche schon Wahrnehmungen sonderlicher Art. Ordnung und Regelmäßigkeit, die ihm am ersten Tage so sehr imponirt hatten, waren durchaus nicht die herrschenden Mächte des Geschäftsganges. Die Arbeiter schlenderten oft müßig umher und behaupteten, sie brauchten sich nicht abzusetzen, wenn sie nicht ordentlich bezahlt würden. Der Fabrikherr schalt und fluchte, so oft er die Fabrikräume betrat, seine polternde Stimme war Morgen Mittags und Abends zu hören. Einigemal, wenn er den Saal der Musterzeichner betrat und sich über Heinrich's Schulter beugte, um die Arbeit zu betrachten, konnte der letztere sich nicht verhehlen, daß der Prinzipal stark nach Branntwein roch. Dieselbe Erscheinung trat auch bei Herrn Mullrich hervor. Heinrich fühlte sich in dieser Atmosphäre unbehaglich und rückte, so weit der Raum es verstattete, von seinem Nebenmanne weg. Auch mit der Pünktlichkeit seines Kommens und der Regelmäßigkeit des Arbeitens nahm es Herr Mullrich nicht eben genau. Zuweilen blieb er mehrere Tage lang

weg, und dann fluchte der Fabrikherr und sprach die Vermuthung aus, daß sein Former in einer Schenke oder betrunken zu Hause läge. – –

Die Stunden seiner ersten Feierabende hatte Heinrich benutzt, den im Wirthshause unterwegs geschriebenen Brief an Herrn Mertens dadurch zu vervollständigen, daß er ihm die günstige Wendung, welche sein Schicksal genommen, mittheilte. Er that dies nicht mit jenen glänzenden Farben, in welchen ihm Anfangs sein Glück zu leuchten schien, aber er legte immer noch ein erkleckliches Maaß von Zuversicht und Selbstständigkeitsgefühl in seine Zeilen nieder.

Die Entgegnung zögerte nicht lange, und war eben so kurz, als Heinrich's Brief in die Breite ging.

»Daß Sie so schnell eine Stellung gefunden haben – schrieb Herr Mertens – in welcher Sie selbstständig einen Lebensunterhalt gewinnen können, ist sehr zu Ihren Gunsten, zumal ich, nach den mir von Herrn Weigold mitgetheilten Thatsachen, Ihnen meine Unterstützung entziehen muß und jede Verbindung zwischen Ihnen und meinem Hause als gelöst betrachte. – Mertens.« –

Das war die ganze Antwort. Heinrich hatte sie nicht anders erwarten können, und doch, als er sie in der Hand hielt, erfüllte ihn eine tief gedrückte Stimmung. Die letzten Fäden, die ihn an das Haus knüpften, wo er so glückliche Jugendzeiten verlebt hatte, waren abgerissen, er sollte demselben jetzt ein Fremder sein. Herr Mertens nannte ihn in seinem Briefe zum Erstenmal »Sie«. – Wird Franziska, dachte er, auch »Sie« sagen, wenn wir uns

einst wieder sehen. Ach, sie hat wohl lange vergessen, wie glücklich wir einst zusammen waren! –

Jetzt erst schrieb er an Herrn Weigold und an seine Mutter. Der Meister sendete ihm seinen Koffer und sagte in dem Begleitschreiben, daß er und seine Familie vom Augenblicke der Flucht an in großer Sorge um ihn gewesen seien. Er habe seinerseits von Herrn Mertens die Weisung erhalten, daß er ihn könne gehen lassen, wohin er wolle, da derselbe seine Hand von ihm abgezogen habe. Es ist sehr schlimm, schrieb der Meister, daß Sie es dahin haben kommen lassen. Sie sind noch zu jung und unerfahren, als daß Sie ungehindert auf dem Wege zur Kunst hingehen könnten. Sie werden es vielleicht einst schwer büßen, die Gunst Ihres Wohlthäters verscherzt zu haben. Von mir sind Sie im Unfrieden weg gegangen und achten es vielleicht jetzt der Theilnahme nicht, die ich an Ihnen nehme. Wenn es Ihnen aber einst nicht nach Wunsch gehen sollte, dann erinnern Sie sich meiner. Ich bin Ihnen nicht gram, und wenn ich Ihnen von Nutzen sein kann, so soll es an mir nicht fehlen. Zu Ihrem Besten aber wünsche ich, daß es dahin nicht kommen möge. Leben Sie wohl und hüten Sie sich vor leichtsinnigen Bekanntschaften, denn die sind es, welche Ihnen gefährlich werden können. –

War das noch die Sprache des strengen und über Vergehungen sonst so hart urtheilenden Meisters? Diesen Antheil hatte Heinrich nicht erwartet. Es rührte ihn tief, und der nun so einsam in der Welt stehende Jüngling

fühlte sich mit seinem einstigen Zehrherrn nicht nur ausgesöhnt, sondern durch ein Band der Achtung, Liebe und Dankbarkeit erst recht verbunden.

Mutter Lisette erfuhr Nichts von den Vorgängen, welche ihren Sohn von Heiligenstadt weggetrieben hatten. Da Heinrich so schnell eine gesicherte Stellung gefunden, unterließ er es, ihr jene betrübenden Nachrichten mitzutheilen, ja er verschwieg ihr sogar die Auflösung seines Verhältnisses zu Herrn Mertens. So erfuhr sie nur Beruhigendes und freute sich, ihren Sohn in so glücklichen Umständen zu wissen.

Hatte Heinrich den Tag über in der Fabrik gearbeitet, dann pflegte er lange, einsame Spaziergänge in die Gegend hinaus zu machen. Die Sonntage verbrachte er meist in freier Natur und zeichnete nach gewohnter Weise Landschaften, oder was ihm sonst zu Gesicht kam, zu seinem Vergnügen. Seine neue Selbstständigkeit, erfüllte ihn anfangs mit großer Genugthuung. Niemand forderte Rechenschaft über sein Thun und Treiben. Er hatte in seinem Stübchen ein eignes Heimwesen, welches er sich nach seinem Geschmack ausschmücken durfte. Dieser Schmuck mußte allerdings sehr bescheiden sein, er konnte nur in angehefteten Blättern bestehen, die er selbst gezeichnet oder gemalt hatte. Aber, wenn er die mit seinen Studien bedeckten Wände betrachtete, konnte er nicht umhin, eine gewisse Befriedigung über seine jetzige Lage zu fühlen.

Diese Lage wurde jedoch bald in sehr unerwarteter Weise beeinträchtigt. Herr Winkler nämlich maßte

sich ein Protectorat über ihn an, welches sich zwar nur über Geldsachen ausdehnte, aber darum nicht minder drückend zu werden begann.

Heinrich sollte ein Honorar von 15 Thalern monatlich erhalten, wovon er 10 Thaler als Angeld bereits empfangen hatte. Als der Monat um war, und er sich von dem Prinzipal den Rest ausbat, schmunzelte dieser und begann: Sie müssen sich zur Sparsamkeit gewöhnen, Musje! Ich werde das Meinige thun, dieselbe zu überwachen, denn Sie sind noch sehr jung. Ich richte Ihnen eine Sparkasse ein. Sie erhalten monatlich nur 10 Thaler baar, die übrigen 5 Thaler bleiben bei mir deponirt. Dadurch ersparen Sie sich jährlich ein Kapital von 60 Thalern, das ist ein schönes Geld. Richten Sie sich mit Wenigem ein, das ist für alle Fälle des Lebens gut. Ihr Kapital bleibt Ihnen bei mir sicher.

Heinrich war mit dieser Einrichtung anfangs ganz einverstanden, die letzten Jahre hatten ihn an Sparsamkeit gewöhnt, und so hoffte er sich recht wohl einrichten zu können. Aber der Winter kam, und mancherlei Bedürfnisse wurden rege. Gleichwohl war Herr Winkler nicht dazu zu bewegen, ihm sein volles Gehalt auszuzahlen. Wenn Heinrich ihm die Nothwendigkeit gewisser Ausgaben noch so dringend auseinander setzte, schmunzelte er nur, zog eine kleine Schublade und zeigte ihm seine Sparkasse.

Sie geben immer noch zu viel aus, Musje! sagte er an einem Decembertage, als der Schnee durch die Straßen wirbelte, Sie geben viel zu viel aus, ich muß Ihren Etat zu

Gunsten Ihrer Sparsamkeit und Ihrer Kasse beschränken. Sie erhalten von nun an 5 Thaler baar, dafür kommen 10 Thaler in Ihre Kasse.

Darauf kann ich nicht eingehn, Herr Winkler! rief Heinrich. Grade jetzt im Winter brauche ich mein Geld nothwendig. Mein Holzvorrath ist seit mehreren Tagen vergriffen.

Was brauchen Sie Holz? fiel Herr Winkler ein. Bei Tage sind Sie in der Fabrik, Abends kriechen Sie bei Zeiten zu Bett, dann haben Sie's warm.

– Mein Wirth, der Bäcker, dringt auf Bezahlung der Miethe vom vorigen Monat, die ich ihm schuldig bleiben mußte!

Warum haben Sie ihn nicht bezahlt!

– Weil ich Schuhwerk brauchte – weil –

Wozu das nutzlose Umherlaufen im Schnee? Das verdirbt die Stiefeln und Kleider!

– Herr Winkler, ich muß darauf dringen, daß Sie mich bezahlen. Wir haben 15 Thaler für den Monat abgemacht, ich bitte mir dieselben aus.

Der Fabrikant öffnete das kleine Schubfach und spielte mit den harten Thalern, welche er Heinrich's Kasse nannte. Hier sind sie wohl aufgehoben! sagte er mit einem Schmunzeln, das noch malitiöser als gewöhnlich war.

– Aber wenn sie daliegen, rief Heinrich aufgebracht, kann ich mich weder dran wärmen, noch mich kleiden, noch meinen Hunger stillen. Sie werden mich bezahlen, Herr Winkler, oder ich werde mir in anderer Weise mein Recht verschaffen!

Der Fabrikant schlug ein Gelächter auf. Haben Sie, rief er, einen schriftlichen Contract in Händen, Musje? Bin ich denn verpflichtet, Ihnen 15 Thaler zu geben? Von der Straße habe ich Sie aufgelesen, Sie müssen zufrieden sein mit dem, was Sie bekommen. Wer kann mich hindern, Sie auf der Stelle zum Teufel zu jagen? Und wenn ich's thue, was fangen Sie dann an, Musje? Jetzt im Winter, ohne Geld, ohne irgend Jemand, der sich Ihrer annimmt. Sie wollen sich Ihr Recht verschaffen? Wo steht es geschrieben? Kündigen Sie mir, meinetwegen! Gehen Sie, gehen Sie, aber Sie bekommen keinen Pfennig mit auf den Weg! – Mit diesen Worten zwinkerte und schmunzelte Herr Winkler auf's Neue und schwenkte rechtsum an den Tisch, wo er sich ein Glas Schnaps einschenkte und es mit Behagen hinunter goß.

Heinrich stand wie vom Donner gerührt. Er fühlte, daß er der Willkür dieses Menschen völlig hingegeben sei, und gekränkter Stolz und Sorge kämpften in seinem Herzen.

Na, nur ruhig, Musje! begann Herr Winkler von Neuem. So weit wollen wir's nicht kommen lassen. Er kennen Sie nur, daß ich Ihr Wohlthäter bin, erkennen Sie das und richten sie Ihr Betragen danach ein. Hier sind acht Thaler – Sie sehen, daß gern ein Uebriges thue. Aber nun kommen Sie mir für's Erste nicht wieder!

Er zählte acht harte Thaler auf den Tisch. Es war der Lohn für Heinrich's redlichen Fleiß, und doch zauderte derselbe, ob er ihn einstecken solle. Die Hände, aus welchen das Geld kam, schienen ihm scheußlicher, als jede

andere Hand, die er jemals gesehen hatte. Aber er hatte ein Recht an das Geld, er bedurfte es nothwendig, und so strich er es ein und verließ schweigend das Zimmer.

Der Fabrikant befolgte wirklich das neue Sparsystem. Heinrich erhielt am Ersten jedes Monats nur 5 Thaler, die Scene wiederholte sich jedesmal, ohne daß die 5 zu einer 8 heran wuchs. Heinrich's Lage wurde überaus drückend. Mehr als die Hälfte des geringen Lohnes mußte er dem Bäcker abgeben, und die andere Hälfte wollte bei der größten Einschränkung nicht für den Lebensbedarf ausreichen. Er mußte es aufgeben, sein Zimmer zu heizen, er mußte, sobald die Arbeit in der Fabrik eingestellt wurde, zu Bett gehen, um sich gegen den Frost zu schützen. Und da er oft kein Geld hatte, um sich ein Licht zu kaufen, so brachte er manchen langen Winterabend in der trübseligsten Lage zu. Gewöhnlich vergingen mehrere Tage, ohne daß er etwas Warmes genießen konnte. Er lebte im harten Winter von Brod und Wasser. Auch seine Kleider machten Miene, dem allgemeinen Ruin zu folgen. –

Dem Bäcker gegenüber wohnte der Kaufmann Herbst, ein Droguerie- und Materialwaarenhändler. Aus seinem Laden hatte Heinrich zuweilen die Bedürfnisse seines bescheidenen Luxus, wie Kaffee und Zucker, der auch Bleistifte, Farben, Papier für seine privaten Kunststudien entnommen. Herr Herbst interessirte sich für seinen jungen Kunden und ließ sich öfter in ein Gespräch mit ihm ein. Sie sprachen auch über die Fabrik, und Heinrich erzählte seinem Nachbar von der Art, wie er von Herrn Winkler honorirt werde. Der Kaufmann schüttelte den Kopf, sagte

aber Nichts. – Als unseres Helden Umstände sich indessen sichtbarlich verschlechterten, mußte er die Luxusartikel aus Herrn Herbst's Laden natürlich aufgeben, und so betrat er auch seine Schwelle nicht mehr. Der Kaufmann hatte jedoch durch den Bäcker von den trübseligen Verhältnissen Heinrich's Kenntniß erhalten. Eines Tages winkte er ihn in seinen Laden und schalt ihn freundschaftlich, daß er ihm seine Kundschaft entziehe. Wenn es Ihnen nicht bequem ist – fuhr er fort, ohne eine Entgegnung abzuwarten – wenn es Ihnen nicht bequem ist, baar zu bezahlen, so legen wir ein kleines Conto an. – Heinrich mochte darauf nicht eingehen, aber Herr Herbst redete ihm so lange zu, bis er von der freundnachbarlichen Zuvorkommenheit Gebrauch machte. Nach Verlauf von wenigen Wochen hatte er bei Herrn Herbst eine Rechnung von fünf Thalern, und es schien, als ob der Kaufmann sich seiner Besuche im Laden immer mehr erfreue. Von der Rechnung erwähnte er nie eine Silbe. Aber das Bewußtsein, neue Schulden zu haben, wurde eines Tages unserem Helden sehr bedenklich, und er war schnell entschlossen, dem Kaffee zu entsagen, bis er seine Schuld bezahlt habe. Da der Kaffee aber das Einzige war, woran er sich seither zu Hause erwärmt hatte, so begann das Frieren und Hungern von Neuem.

Ein junger, kräftiger Bursch kann viel ertragen, aber Frost und Hunger sind Feinde, die auch die stärkste Leibesverfassung überwältigen. Heinrich mußte auf Abhilfe denken.

Er stellte seinem Prinzipal noch einmal seine Lage auf das Eindringlichste dar und suchte ihm, so ruhig und bescheiden, als es ihm möglich war, deutlich zu machen, daß er für seine Arbeit von Morgen bis zum Abend auch seinen Lohn fordern dürfe.

Herr Winkler aber schmunzelte ihn an und sagte: Es scheint Ihnen wünschenswerth zu sein, von 5 auf 3 Thaler gesetzt zu werden! Noch ein Wort, und ich jage Sie auf der Stelle zum Teufel! –

Heinrich war in halber Verzweiflung. Er hatte, da er seine Kleider ausbessern lassen mußte, den Wirth schon im vergangenen Monat nicht bezahlen können, jetzt drohte der Bäcker, ihn aus dem Hause zu werfen, wenn er sein Geld nicht bekomme. Rasch suchte er die besten Stücke seiner Wäsche und Kleidung zusammen und trug das Bündel zum Trödler.

Der Trödler merkte recht wohl, daß Heinrich des Geldes überaus benöthigt sei, daß er die Sachen für jeden Preis hergeben werde, und so zahlte er ihm dafür eine möglichst geringe Summe. Der Bäcker wurde dadurch wenigstens einigermaßen zufrieden gestellt, er sah doch den guten Willen und ließ sich erbitten, noch einen Monat auf sein Geld zu warten.

Heinrich hatte ihm schon öfter von seiner Sparkasse, die in den Händen des Fabrikanten sei, erzählt, aber der vorsichtige Mann nannte dies leere Flunkerei und wollte sich dadurch nicht vertrösten lassen. Er verlangte baares Geld, und wenn es auch nur ein Theil von dem wäre, was er zu fordern hatte.

Selbst Heinrich kam mit der Zeit zu der Ueberzeugung, daß er nie Etwas aus seiner Sparkasse erhalten werde, daß er von dem Fabrikanten hinter's Licht geführt sei und sich in seiner hilflosen Lage für's Erste der Willkür desselben überlassen müsse.

Es war schon zu Ende des Monat März, aber der Winter wollte nicht weichen. Heinrich hüllte sich am Sonntag Morgen noch Einmal in seine dünne Bettdecke, die einzige Art, um dem Frost zu entgehen. An das Fenster schlug der Regen, gemischt mit Schnee, der Himmel war so grau, als sollte heut gar kein Tag anbrechen. Eine Aussicht auf ein Frühstück war nicht vorhanden. Die letzte trockene Brodkante hatte Heinrich am Sonnabend Mittag verzehrt, und es fand sich in seinen Taschen kein Pfennig, um sie zu ersetzen. Es war Sonntag! Wie gern wäre Heinrich aufgestanden und hätte gezeichnet oder geschrieben. Aber im Zimmer war es kalt, er hatte diese Absichten schon öfter aufgeben müssen. Ein Versuch, von der Wärme in der Wohnstube der Bäckerfamilie zu profitiren und dort der künstlerischen Studien zu pflegen, war mißlungen. Die Bäckersleute waren nicht gesellig. Sie sahen den Musterzeichner mit stets argwöhnischen Augen an, da ihnen sein Vorgänger im Beruf und Zimmer mit viermonatlicher Miethe durchgegangen war, und sie bei dem neuen ähnliche Absichten witterten.

Heinrich fühlte sich sehr einsam und verlassen. Wo waren sie Alle, die er liebte? Wo war Sara jetzt? Schmachtete sie in einer ähnlichen Dürftigkeit, wie er? Nein, nein, das durfte nicht sein! Der Gedanke war

furchtbar und herzzerreißend für ihn, Nein, sagte er sich, sie hat alles Elend in ihrer Kindheit durchgekostet, jetzt läßt das Schicksal sie ruhig einen geebneteren Weg gehen und verleiht ihr gewiß alles Gute, was das schöne, liebe Geschöpf in so reichem Maaße verdient.

Und Franziska, und Edgar? Von der ersteren hatte er seit fast zwei Jahren nichts Schriftliches erhalten, und auch von Edgar war seit einem Jahre kein Brief mehr gekommen.

Je mehr er seinen Gedanken nachging, desto größer wurde sein Bedürfniß, sich irgend einem von den fernen Freunden mitzutheilen. Und doch fürchtete er, daß sie ihn sämmtlich aufgegeben hätten und seinen Werth mehr auf seine Mittheilungen legen würden. Und was sollte er ihnen schreiben? Sein Elend klagen? Um Abhilfe bitten? Er hatte selbstständig werden wollen, jetzt war er es ja, er hatte seinen Willen durchgesetzt und durfte sich über die Folgen nicht beklagen. Er schämte sich seines Elends, er wünschte um Alles nicht, daß seine Freunde es erführen.

Immer lauter klatschte das Schlackenwetter an die Fensterscheiben. Sie waren nicht dicht genug verschlossen, das Regenwasser drang durch alle Fugen und floß bis in die Nähe seines Lagers.

Seine Blicke, welche, ohne etwa Bestimmtes zu betrachten, an den Wänden umherschweiften, blieben plötzlich an der Thür haften. Dort war mit Kreide ein Kalender verzeichnet. Während er die Zahlen und Tage überblickte, fand er zu seiner Ueberraschung, daß heut

sein Geburtstag sei. Ja, es war sein achtzehnter Geburtstag!

Unter welchen verschiednen Umständen, in wie eigenthümlichen Lebenslagen hatte er diesen Tag schon zugebracht! Zuerst bei seiner Mutter. Wie war sie immer lieb und gut gegen ihn, wie doppelt gütig an diesem Tage! Er war durch Nichts vor andern Tagen ausgezeichnet, aber der Kuß, mit dem die Mutter ihn am Morgen weckte, deuchte ihm zärtlicher und liebevoller als sonst. – Dann kam ein Geburtstag, da wohnte er im Hause Gotthard's. Sie saßen bei Tische und tranken auf seine Gesundheit. Und dann brachte er ein Lebehoch aus auf Herrn Mertens, auf Franziska, auf Gotthard, und endlich auf die Kunst. Alle waren heiter und glücklich, und Gotthard strich ihm die Locken und sagte, er sei sein lieber kleiner Genosse und guter Kamerad. Nachmittags erschienen seine Freunde, und nach Stunden des Spielens und der Lust nahm Herr Mertens eine Rolle blanker Pfennige aus der Tasche und spielte selbst mit den Knaben Lotterie. – Dann ferner kamen Geburtstage, die er in der Niesemann'schen Pension zubrachte, waren, so viel er sich erinnerte, Schultage, aber Fritz Eberlein und Ludwig Dippel beschenkten ihn, und Abends erzählten sie sich Geschichten oder machten sich über den Drachen und seine Töchter lustig. – Und wiederum erneuerte dieser Tag, als er im Hause des Herrn Weigold war. Noch standen Meister und Lehrling auf dem besten Fuße. Die Herrin reichte ihm die Hand mit einem Glückwunsch, der Meister sprach ein gutes Wort der Ermahnung, und ein

Brief von Franziska machte den Tag zum Feste. – Dann war Sara in Heiligenstadt. Er eilte am Feierabend zu ihr, es sah in mit ihren großen, wunderbaren Augen an und gab ihm einen herzlichen Kuß. Da war er der glücklichste Sterbliche! – Und heut war er achtzehn Jahre alt und lag auf dem dürftigen Lager, um sich vor dem Froste zu schützen, und Niemand begrüßte ihn, Niemand brachte ihn einen Wunsch entgegen. Er ließ alle die goldnen Bilder der Vergangenheit an seiner Seele vorübergehn. Jedes Jahr hatte sein Glück, seine Freuden gehabt, nur die Gegenwart war freudlos und sorgenvoll.

Was aber den an Liebe und allen äußeren Hülfsmitteln verarmten Jüngling am Meisten erschütterte, war die Frage, ob er in so traurigen Verhältnissen jemals das Ziel seines Lebens erreichen werde, in der Kunst Etwas zu leisten? Bisher war er reich an Hoffnungen gewesen, und sah er gleich eine dornenvolle Wüste voll Arbeit vor sich, die ihn weit vom Lande der Kunst zu entfernen schien, so hatte er doch muthig gekämpft, um sich Bahn durch dieselbe zu brechen. Aber seit einigen Monaten hatten ihn Armuth und Entbehrungen tief gedemüthigt und die Hügel seiner jugendlichen Hoffnungen fast geknickt. Er sah sich mittellos und rathlos der niedrigen Tyrannei seines Brodherrn überlassen und besaß zu wenig Erfahrung und praktischen Sinn, um einen Ausweg aus seiner Noth zu finden. – Heinrich stand in den Jahren, wo die Phantasie sich ihre schönsten Ideale schafft. Jugend und künstlerische Begeisterung ließen ihn jenseits der Schranken, die ihn einengten, eine Welt erträumen, deren poetischer

Zauber ihn mit Sehnsucht erfüllte und ihn zugleich ängstigte und zur Verzweiflung brachte. Denn das Elend der Gegenwart lastete auf ihm und schien ihn von Monat zu Monat weiter von seinem Ziele zu entfernen. Dieses Mißverhältniß zwischen Ideal und Leben bewirkte, daß er sich die Thätigkeit des Künstlers mit immer glänzenderen Farben ausmalte und eine immer tiefere Verachtung gegen seinen kümmerlichen Broderwerb empfand.

Der Gedanke an seine Mutter stürzte ihn dabei in nur noch größere Sorgen. Es war sein innigstes Bestreben, sie von seinen Ersparnissen zu unterstützen, mit ihr zu theilen, was seine Arbeit ihm einbrachte. Aber wie wenig hatten dazu bisher seine Mittel ausgereicht! Und wie ein sorgenvolles Gemüth immer geschäftig ist, neue Sorgen auszubrüten, so dachte er sich seine Mutter plötzlich in ähnlichen, vielleicht noch größeren Entbehrungen. Ein tiefer Schmerz überkam ihn und lockte Thränen in seine Augen. Aber doch schöpfte er aus diesem Duell neuen Muth. Ich will arbeiten! sagte er zu sich. Tag und Nacht will ich arbeiten, und müßte ich die niedrigsten Dienste verrichten, und müßte ich die Hoffnung, ein Künstler zu werden, für ewig aufgeben! Die Mutter soll nicht darben! Ich will mich lossagen von diesem Menschen, der mir meinen Lohn vorenthält, will Schreiber werden, Handlanger, Pferdeknecht – was sich mir bietet! Denn keine Arbeit, sie sei noch so niedrig, ist eine Schande, wenn sie mit redlichem Herzen ergriffen wird. Hätte ich nur erst die Schulden bezahlt, die ich hier habe machen müssen! Es ist ein furchtbares Geld, ganze dreizehn Thaler!

Während er so seinen wehmüthigen Gedanken nachhing, hörte er schwere Tritte auf der knarrenden Treppe, und gleich darauf trat der Bäcker in seine Kammer.

Na! Sie schlafen sich heut wohl für eine Woche aus! rief er, da er Heinrich noch im Bette sah.

Heinrich scheute sich, ihm zu sagen, daß er aus ökonomischen Rücksichten das Bett den Kleidern vorzöge. Der Wirth aber, der an den warmen Backofen gewöhnt war, kam sogleich auf die richtige Vermuthung dieser Maaßregel. Er fühlte den Ofen an und fand, daß er eiskalt sei. Er warf einen Blick hinter denselben und ward des vollständigen Mangels alles Feuerungsmaterials inne. Er sah den Regenbach, der sich vom Fenster aus bis mitten in die Kammer arbeitete, und der Ansicht zu, daß dieser Raum, obgleich er sich in seinem eignen Hause befand, doch den Charakter einer ausgesuchten Ungemüthlichkeit trage.

Was steht zu Diensten? fragte Heinrich, der durch die ungewohnte Erscheinung des Bäckers in seinem Zimmer sich sogleich auf etwas Außerordentliches gefaßt machte.

Es ist Jemand da, der Sie zu sprechen wünscht, entgegnete der Hauswirth. Es kann aber unten bei mir eben so gut geschehen, als hier. Ziehen Sie sich an und kommen Sie zu mir herunter.

Heinrich stand auf, sobald der Bäcker das Zimmer verlassen hatte, und warf sich, klappernd vor Kälte, in die Kleider. Als er unten die Thür der Familienstube öffnete, drang ihm die behaglichste Wärme entgegen, und ein Geruch von frischem Brod legte sich so weich um sein

Herz, daß er plötzlich die Wahrnehmung eines gewaltigen Hunger an sich machte. Es war kein Wunder. Seit acht Tagen hatte er nur von trocknem Brode und in den letzten Tagen von den allerspärlichsten Rationen gelebt.

Herr Herbst war es, der in der Stube des Bäckers auf ihn wartete.

Wissen Sie, Herr Falk, wandte sich der Kaufmann sogleich an ihn, wohin Herr Winkler in der vergangenen Nacht verreist ist?

Heinrich mußte es verneinen, er wußte nicht einmal, daß sein Prinzipal verreist sei.

Also auch Sie nicht! sagte Herr Herbst. Es weiß nämlich Niemand, und vielleicht wird es auch Niemand erfahren. Ich hörte, daß Sie, junger Mann, gleich Anderen, Forderungen an den Fabrikanten haben?

Heinrich erneuerte die Schilderung von der Art und Weise, wie er honorirt worden war, erzählte von der Sparkasse, die Herr Winkler für ihn angelegt hatte, und rechnete schnell die Summe von 70 Thalern vor, die, als sein Eigenthum, in den Händen des Fabrikanten sei. Der Bäcker machte große Augen, und setzte, in einer Anwandlung von Hochachtung, seinem Miether einen Stuhl zurecht. Der Kaufmann aber zuckte die Achseln. Diese 70 Thaler, sagte er, sind Ihnen vielleicht eben so wichtig, als mir meine tausend Thaler, die ich von dem Fabrikanten für gelieferte Färberwaaren zu fordern habe. Wissen Sie, was ich denke? Wir werden Beide unser Geld verlieren!

Heinrich war zwar, trotz der Vorrechnung seiner ausstehenden Kapitalien, seit lange überzeugt, daß er dieselben niemals erhalten werde, daß Herr Winkler ihn unter leeren Vorspiegelungen in die Falle gelockt und betrogen habe, jetzt aber, da er vernahm, daß Andere sein Schicksal theilten, erneuerte sich das Interesse an seinem aufgegebenen Eigenthum. Wie so? fragte er. Was hegen Sie für Befürchtungen?

Daß wir durch einen gewissenlosen Bankerottierer betrogen worden sind! rief Herr Herbst. Ging nicht seit zwei Monaten das an sich schon schläfrige Fabrikgeschäft langsamer und träger als sonst? Haben Sie den Prinzipal in der letzten Zeit genauer beobachtet?

– Er kam des Tages seltener in die Fabrik und dann meist in betrunkenem Zustande. In den letzten drei Tagen erschien er gar nicht. Es hieß, er sei unwohl.

Und in der Nacht ist er heimlich abgereist! Seine ebenso lüderliche alte Haushälterin behauptet, nicht zu wissen, wohin. Morgen ist der erste April und Zahltag. Geben Sie Acht, er kommt nicht wieder, die Fabrik bleibt wie heut verschlossen, und wir sind in den April geschickt!

Was ist da zu thun? fragte Heinrich.

Gehn Sie gleich auf die Polizei! rief der Bäcker. Setzen Sie dem alten Weibsbild von Haushälterin das Messer an die Kehle –!

Was würde das nützen? antwortete der Kaufmann. Man wird uns sagen, daß seine Rückkehr immer möglich sei, daß wir bis morgen warten müßten, daß er ja wider unser Erwarten zahlungsfähig sein könne.

Herr Herbst verabschiedete sich, und Heinrich verließ mit ihm das Zimmer. Er ging hinaus auf die Straße, das Gerücht hatte sich schon ausgebreitet, er wurde von Fabrikarbeitern vielfach darüber angesprochen. Aber das schlechte Wetter trieb ihn in seine Kammer zurück. Es war die Stunde, wo andere Menschen sich zum Mittagessen niedersetzen. Ihm wurde kein Tisch gedeckt, er hatte Nichts zu essen und schämte sich, dem Bäcker diesen Mangel zu gestehen. Er durchschritt die Kammer, um sich den Hunger zu vertreiben. Aber es gelang nicht, und er eilte nochmals in den Regen hinaus. Lange klopfte er an die Hausthür des Fabrikanten und fragte die endlich öffnende und verstört aussehende Haushälterin, ob der Prinzipal noch nicht zurückgekehrt sei. Mit einem Nein schlug die Alte ihm die Thüre vor der Nase zu.

Der Regen ließ nach und merkwürdigerweise auch Heinrich's Hunger. Aber der Wind blies kalt, und eine körperliche Unruhe kam über den zwecklos Umherlaufenden. Es wurde dunkel, eine Art von Fieber durchschauerte ihn, und er eilte auf seine Kammer zurück. Hier war das Lager wieder sein Zufluchtsort. Aber in der noch frühen Abendstunde kam kein Schlaf über ihn. Die Stunden dehnten sich in's Unendliche. Wache Träume gingen an seinen Sinnen vorüber, aus welchen er bebend vor Frost empor fuhr. Was war das? Gesellte sich Krankheit zu seiner schon so bedrängten Lage? Aufgeregt und angstvoll malte er sich die schrecklichsten Bilder aus. Endlich fiel er in einen unruhigen Schlaf.

Als er erwachte, war es Morgen. Aber er vermochte kaum sich zu erheben, denn eine bleierne Mattigkeit fesselte seine Glieder, während sein Kopf glühte, und der Hunger einem mehr schmerzhaften Stechen Platz gemacht hatte. Mit Mühe kleidete er sich an, um zuzusehen, wie die Verhältnisse in der Fabrik sich gestalteten.

Es war ein grauer nebliger Morgen, die Luft kühl und von einem leisen Staubregen durchfeuchtet. Als Heinrich sich der Fabrik näherte, sah er vor den verschlossenen Thüren derselben eine große Menschenmenge versammelt. Weber, Drucker, Handlanger, Arbeiter aller Art, Frauen, Mädchen und müßige Gaffer drängten sich durch einander. Es war ein Schelten, Schimpfen und Fluchen auf den Fabrikherrn, dazwischen Wehklagen der Frauen, ein Erzählen ohne Ende, eine allgemeine erbitterte Rathlosigkeit.

Herr Winkler war nicht zurückgekehrt. Er hatte, was er an baarem Gelde zusammen scharren können, aus dem Bankerott für sich gerettet und seine Fabrik ihrem Schicksal überlassen. Alle seine Arbeiter waren um ihren Lohn betrogen, eine Menge Familien sahen sich plötzlich brodlos und ohne Aussicht auf Erwerb. Es fehlte wenig, so wäre der ganze Haufen wüthender Männer in das Gebäude eingebrochen, um ihren Zorn in wilder Verwüstungslust zu kühlen.

Die alte Haushälterin, von dem fortwährenden Fragen nach dem Prinzipal belästigt, hatte ihre Hausthür verschlossen. Das reizte den allgemeinen Unwillen nur noch mehr, denn man glaubte in ihr eine Mitschuldige an dem

Verbrechen zu erblicken. Als auf lautes wiederholtes Pochen und Rufen keine Antwort erfolgte, drängten sich die Kräftigsten voran, und mit ein paar Gewaltstößen war die Thüre erbrochen. Die Menge folgte nach und erfüllte den Hausflur, und ein drohendes Geschrei durchtobte das Haus. Da stürzte die alte Haushälterin mit Geheul die Treppe hinab, daß ihr die Mütze vom Köpfe flog. Sie rang die Hände und jammerte und schrie, daß man ihrer schonen möge, sie wisse nicht, wo Herr Winkler geblieben. Sei er davon gegangen, dann habe er sie ebenso wie alle Andern betrogen, denn ihre fünfhundert Thaler, die sie in seinem Geschäft angelegt, wären mit verloren.

Man mochte Gründe haben, ihr zu mißtrauen, und so wäre es trotz ihrer Betheuerungen fast zu Thätlichkeiten gegen sie gekommen. Zu rechter Zeit erschien der Kaufmann Herbst, der inzwischen beim Gericht die gehörige Anzeige gemacht hatte, und suchte die aufgeregten Gemüther zu beruhigen.

Während die leeren Kassen durchsucht, die unvollständigen und unordentlichen Blücher zusammengelegt und endlich die Schlösser gerichtlich versiegelt wurden, stand Heinrich unter den Gruppen vor der Thür und vernahm die immer gesteigerten Klagen, die dieser betrügerische Bankerott so vielen Bedürftigen auspreßte.

Sein eigenes Unheil ging auf in der allgemeinen Noth, er fühlte sie tiefer, als den Verlust, der ihn selber betroffen. Dennoch aber wirbelte Alles nur wie ein Fiebertraum durch seine Sinne. Sein körperliches Uebelbefinden wuchs, ihn schwindelte, und plötzlich fiel er ohmächtig zu Boden.

Die Nächsten der Umstehenden wendeten sich betroffen zu ihm und suchten ihn aufzuheben. Aber er regte sich nicht und lag mit bleichem Gesicht, kalt und erstarrt auf dem Straßenpflaster. Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich schnell auf dieses neue Ereigniß. Herr Herbst machte sich Platz zu dem regungslos Daliegenden und ermunterte die Umstehenden, welche ihn kannten, sogleich anzufassen und ihn nach Hause zu tragen. So wurde Heinrich, begleitet von einem Theil der sich zerstreuenden Arbeiter, für todt nach dem Hause des Bäckers gebracht.

Neunzehntes Kapitel.

Die Gärten der Hauptstadt prangten im schönsten Frühlingsschmucke, der blaue Flieder erfüllte die Luft mit Balsam, der Schneeball wiegte seine tausend Blüthenköpfe, und purpurne Päonien glühten im Sonnenschein auf den grünen Rasenstücken. Auch in dem großen, von Gärtnershand gepflegten Garten des Präsidenten von Wintersbach war Alles Blüthe, Glanz, Duft und Wachsenslust.

Frau von Wintersbach ging mit ihrer Freundin, Tante Finette, an einem Vormittag die Kiesgänge entlang,

während ihr zehnjähriges Töchterchen, Eugenie, einen Strauß für Tante Finette band. Zwei kleine Knaben, Franziska's Söhne, sprangen vor den Frauen her, haschten Schmetterlinge oder halfen Eugenien Blumen pflücken. Franziska war noch immer eine außerordentlich schöne Frau. Ein milder Ernst hatte den einstigen Jugendglanz verdrängt, ohne ihren Zügen etwas Hartes oder Schmerzliches zu geben. In ihrem Gesicht lag ein ruhiges Genügen und das Bewußtsein eines wohl begründeten Glückes. Tante Finette sah aus, wie sie immer ausgesehen hatte. Die röthlich-blonden Löckchen legten sich noch immer um ihre Stirn, ihr Häubchen war noch immer von gleichem Schnitte, ihre kleine Figur ging noch immer so zierlich einher, wie vor langen, langen Jahren. Sie mochte wohl nicht mehr den Regenschirm-Spenzer an haben, aber daß ihr heutiges Frühlingskleidchen aus einem paar alter Fenstervorhänge gemacht war, konnte auch kein Mensch ahnen.

Eugenie! Kind, was thust du? rief Frau von Wintersbach, du pflückst die schönen, seltenen, Tulpen ab!

– Für Tante Finette! entgegnete Eugenie, ich brauche etwas Buntes in den Strauß.

Um Himmelswillen, Engelchen! rief Tante Finette. Nur für mich nicht! Ich hätte keine ruhige Stunde, wenn ich die Blumen bei mir zu Hause sähe!

Du weißt, Eugenie, sagte die Mutter, der Gärtner will nicht, daß diese seltenen Tulpen abgepflückest werden!

Der Gärtner? lachte die Kleine. Wenn er es auch Allen verboten hat, *ich* darf es. Denken Sie nur Tante Finette,

Mama fürchtet sich vor dem Gärtner! Ich weiß den Mann besser zu nehmen. Ich thue, was er *nicht* will, und er muß sich dennoch artig und zuvorkommend gegen mich betragen, sonst –! Sie drohte mit dem Finger und sprang davon.

Franziska schüttelte den Kopf, und sah ihr sorgenvoll nach. – Ein süßlieber kleiner Wildfang! sagte Tante Finette.

Das Kind macht mich oft unruhig, nahm die Mutter das Wort. Zuweilen begreife nicht, wie meine Tochter einen von dem meinigen so verschiedenen Charakter haben könne. Mir war es von jeher Bedürfniß, mich unterzuordnen, mich an etwas Stärkeres anzulehnen. Die Fähigkeit, meinen Willen durchzusetzen, ging mir und geht mir noch immer ab. Das Mädchen aber ist das grade Gegentheil. Jeden Befehl, den man ihr giebt, weiß sie, wenn er ihr nicht behagt, nach ihrem Belieben umzuschmeicheln. Sie beherrscht uns Alle, sie weiß ihren Willen stets durchzusetzen. Nicht durch Trotz, nein durch List und Liebenswürdigkeit. Ich fühle mit Sorge, daß ich eine schwache Mutter gegen sie bin, und bitte oft genug meinen Mann, strenge zu sein. Aber auch ihm entschlüpft sie, wie eine Schlange, und im Moment, wo er strenger gegen sie auftreten will, weiß sie ihn in den nachgiebigsten Vater umzuwandeln.

Mach dir darum keine Sorge, Frauchen! begütigte Tante Finette, das Kind ist ein so reizendes Geschöpf und hat den besten Charakter. Aber sieh doch deine Jungens an,

die wonnigen Geschöpfe, wie sie dort im Grase spielen! Fränzchen – du bist doch eine glückliche Frau!

– Ja, Tante Finette, Alles in Allem, bin ich glücklich. Das Schicksal hat mir viel genommen, aber auch viel wieder gegeben. Meinen Mann lerne ich mit Jahre mehr achten und schätzen. Welche Nachsicht hat er immer mit mir gehabt, und wie gern erspart erspart er mir stets Alles, was für meine Kräfte und Fähigkeiten zu schwierig ist. Er öffnet sein innerstes Gemüth selten, seine Lebenserfahrungen haben ihn in sich selbst zurückgedrängt. Aber ich kenne ihn, kenne sein edles und braves Herz, seine Güte –

Nun, Kindchen, er hat aber auch die beste Frau von der Welt, auf die er stolz sein kann! Und dazu eine so schöne Frau!

Gehn Sie doch, Tante Finette! Dreißig Jahre –

– Ist das ein Alter? Du siehst aus wie fünfundzwanzig, Liebchen, und deine Schönheit ist allen Augen offenbar. Als ich dreißig Jahre alt war – ach, wie kann ich meiner nur erwähnen! Nun aber – ja, da mußte ich schon an falsche Locken denken. Es war dieselbe Façon, wie ich sie heut trage. Sie sind lange aus der Mode, aber ich kann mich ihrer nicht entwöhnen, ich bin nun einmal so ein komisches Mädchen. – Sieh mal, Frauchen, wie gut sich dein Blauseidnes trägt! Ich seh' dich so gern in dem Kleide!

Eugenie kam zurück und überreichte Tante Finetten einen großen Blumenstrauß. Die beiden Knaben aber

sprangen den Gang hinunter, und riefen: Edgar! Bruder Edgar!

Edgar wurde von seinem treuen Joseph im Rollstuhle herbei gefahren. Er war vollständig zum Jüngling erwachsen. Kopf, Schultern und der ganze Oberkörper, wohlgebildet, ließen Nichts ahnen von dem Mangel und Leiden, das sein Leben so bitter beeinträchtigte. Seine geistvollen Züge sahen heut blasser aus als gewöhnlich und trugen Spuren von großer Aufregung.

Franziska und Tante Finette gingen ihm schnell entgegen.

Unser lieber Edgar! rief die erstere, indem sie ihre Knaben sanft von dem Rollstuhl zurückzog.

Laß die Kinder weggehn, Mutter, sagte Edgar, ich habe mit dir allein zu sprechen. Nein, Tante Finette, Sie dürfen bleiben, es wird sogar gut sein, wenn Sie gegenwärtig sind. Joseph, dort unter die Akazien!

Joseph rollte den Stuhl bis zu einer Gruppe hoher Akazienbäume, in deren Schatten Gartensessel aufgestellt waren.

Franziska sah Edgar an, sie wurde besorgt und hieß Joseph mit den Kindern weggehn. Die beiden Damen nahmen unter den Akazien Platz, und Edgar begann:

Du weißt, Mutter Franziska, daß ich lange mit Heinrich Falk in heimlichem Briefwechsel gestanden habe.

– Um Gotteswillen! rief Tante Finette. In heimlichem Verkehr mit dem undankbaren Bösewicht?

Sie sind sehr hart, Tante Finette! fuhr Edgar fort. Wie ungerecht Ihre Beschuldigung ist, wie unrecht man überhaupt an meinem Freunde gehandelt hat, das werde ich sogleich beweisen. – Er zog einen Brief aus der Tasche und entfaltete ihn.

Von Heinrich? rief Franziska, halb angstvoll, halb mit erwartungsvoller Freude.

Von Heinrich! sagte Edgar. Unsere Correspondenz war eingeschlafen. Wir kannten einander persönlich noch zu wenig. Inzwischen wurde ich wieder nach Italien geschleppt, und bei meiner Rückkehr hörte ich, daß jeder böse Argwohn, den man gegen ihn gehabt, sich in erschreckendster Weise bestätigt habe. Sein Name wurde im Hause nur mit Abscheu genannt, der Brief seines Meisters hatte ihn als einen Verlornen, als ein lüderliches Subject gestempelt. Ich trauerte um den Freund, ich Dummkopf war schwach genug, mich durch den allgemeinen Abscheu von der weiteren Correspondenz abschrecken zu lassen. Wär' ich meinem Unglauben an seine Schuld treu geblieben! Wir hätten gleich die Wahrheit erfahren, der arme Junge hätte nicht all' das Elend erlebt.

Edgar! Edgar! rief Franziska. War er unschuldig? Was ist mit ihm geschehen?

– Unschuldig? Wer jemals von seiner Schuld überzeugt gewesen ist, wird sich auch jetzt zu keinem andern Glauben bekehren, zumal da Heinrich seine Schuld nicht leugnet. Er hat sich in schwacher Stunde zu einem leichtsinnigen Streich hinreißen lassen. Hundert Andern wird dergleichen vergeben, ihn selbst haben die Folgen in's Elend

gestürzt. Nicht sein ist die Schuld, sondern derer, die ihn vernachlässigt haben. Auf diesen Blättern, die weder Anfang noch Ende haben und mir durch eine fremde Hand übersendet worden, erzählt er einfach und aufrichtig die ganze Reihe der Ereignisse, von denen er seit einem Jahre betroffen worden ist. So hört denn zu und überzeugt Euch durch seine schlichten Worte von seiner Unschuld und der ungetrübten Reinheit seines Herzens.

Edgar begann den Brief zu lesen. Heinrich schilderte darin ganz offen die Katastrophe im Hause des Barbiers, das Zerwürfniß mit seinem Meister, seine Flucht, seine Anwerbung als Musterzeichner und die drückende Dürftigkeit seiner damaligen Lage. Er erzählte von der perfiden Art, in welcher er durch Herrn Winkler betrogen worden, von dem Bankerott desselben und von seinem achtzehnten Geburtstage, da er nach mehrtägigem Hunger ohnmächtig zu Boden gestürzt war.

Franziska rang die Hände vor Jammer. Die Thränen stürzten aus ihren Augen, sie war in tiefster Seele betrübt. O mein armer Heinrich! rief sie. Ich habe sein Unglück mit verschuldet, ich habe mich gegen ihn einnehmen lassen, habe die gute Meinung über ihn in meinem Herzen halb erdrückt und ihn seinem Schicksal grausam überlassen! Ja, Edgar, du hast Recht, nicht sein, sondern unser ist die Schuld! Wir hatten ihn an uns gekettet, hatten die Verpflichtung, für ihn zu sorgen, und stießen ihn plötzlich von uns! Gott im Himmel – wenn das noch gut zu machen ist, so will ich Alles dran setzen, es gut zu machen!

Es versteht sich, sagte Edgar, daß jetzt Etwas für ihn gethan werden muß, denn wir Alle haben ihm dreifachen und zehnfachen Ersatz für die unverantwortliche Vernachlässigung zu bieten. Aber warum muß nun auf morgen diese meine verwünschte Reise nach Paris angesetzt sein! Ich spreche mit dem Vater, ich reise nicht eher, als bis ich Heinrich in unsrem Hause sehe, oder – ich reise gar nicht!

– Aber lieber Edgar, hub Tante Finette etwas schüchtern an, Sie werden doch diese wichtige Reise nicht verschieben wollen! Alles ist brieflich besprochen, die Sachen sind gepackt, Sie werden in Paris erwartet –

Was da, erwartet von einem Charlatan, der mich durch Electrisirung zum Gehen bringen will! Daran glaube nicht, und wenn Ihr noch so große Hoffnungen darauf setzet. Es war Alles vergeblich, kein Bad, keine Kur, kein Quacksalber hat mir gefruchtet, und der Pariser Windbeutel wird mich auch nicht auf die Beine bringen. Folgte man doch meiner Ansicht und ließe mich endlich in Ruhe, anstatt mich fortwährend durch die Welt zu schleppen! Doch genug davon, Heinrich's Brief ist jetzt das Wichtigere. Hört weiter:

»Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte – so lautete es in dem Briefe weiter – lag ich auf meinem Bette im Hause des Bäckers, und der letztere, nebst dem Arzte des Städtchens und Herrn Herbst, standen um mich herum. Ich fühlte mich so matt und angegriffen, daß ich kein Glied rühren konnte. Der Arzt stellte ein Examen mit mir an, aber ich schämte mich, ihm die Wahrheit zu gestehen,

und nur nach wiederholten Fragen brachte ich es über die Lippen, daß ich seit mehren Tagen keine Nahrung zu mir genommen hätte. Herr Herbst schickte nach seiner Wohnung und ließ mir eine Tasse Fleischbrühe holen, die mich sehr erquickte. Aber meine Krankheit steckte doch tiefer. Ich konnte das Bett nicht verlassen, und als der Arzt wieder kam, erklärte er, daß ein heftiges Nervenfieber im Anzuge sei. Ich glaube mein Zustand war schon am folgenden Tage lebensgefährlich. In den Stunden lichteren Bewußtseins kam die Erkenntniß meiner trostlosen Lage sehr peinigend über mich. Ich sah die unfreundlichen Gesichter meiner Wirthsleute, hörte ihre Vorwürfe und mißmuthigen Ausrufungen, daß sie, anstatt Geld zu erhalten, nun noch gar die Krankenpflege und vielleicht auch die Begräbnißkosten an mich würden wenden müssen. Einmal jedoch vernahm ich die Stimme des Herrn Herbst, der den Bäckersleuten erklärte, daß er die Auslagen übernehmen werde, und fortan schien es mir, als würde ich Etwas besser verpflegt. Dennoch aber erinnere mich, daß ich halbe Tage lang einsam dalag und oft verschmachten zu müssen glaubte. – Endlich siegte meine gute Natur. Ich fühlte mich besser, und der Arzt erklärte, daß die Gefahr vorüber sei. Herr Herbst saß an meinem Bette und fragte mich, ob ich allein in der Welt stünde, ob ich denn gar keine Angehörige hätte, die für mich sorgten? Was sollte ihm antworten? Meiner guten Mutter wollte ich den Schreck einer Nachricht über meinen Zustand durch fremde Hand ersparen. Die Gunst meines alten Wohlthäters hatte verscherzt, ich konnte mich nicht

entschließen, auf's Neue darum zu bitten. Von Mutter Franziska wußte ich seit Jahren Nichts mehr, ich mußte annehmen, daß ich ihr gleichgültig geworden sei – und ich fühlte, daß ich das nur zu sehr verdiente. An dich, geliebter Edgar, dachte ich wohl auch, aber wo sollte ich dich suchen? Und dann – weiß doch nicht, ob du unsre Gemeinsamkeit nicht längst aufgehoben hast, ob du dich des armen Burschen noch erinnern willst, dem du deine Freundschaft einst entgegen brachtest. Es stand fest in mir, daß ich mich weder an dich, noch an die Deinigen wenden dürfte. Herr Herbst jedoch, der sich in diesen trüben Tagen durchaus als einen gütigen, aufopfernden Freund für mich bewies, drang unablässig darauf – –«

Hier brach Heinrich's Brief plötzlich ab. Weiter! Weiter! rief Franziska, mit vom Weinen gerötheten Augen.

Weiter schreibt Heinrich Nichts, entgegnete Edgar. Hier aber kommt ein beigelegtes Schreiben von der Hand des Kaufmanns Herbst. Sein Brief lautet folgendermaßen:

»Ew. Hochwohlgeboren erlaube ich mir anbei das Bruchstück eines Briefes von der Hand eines jungen Mannes zu übersenden, der, wie aus vielfachen Gesprächen während seiner Krankheit erfuhr, Ihnen einst nahe stand und vielleicht noch die Hoffnung hegen darf, durch Ihre gütige Unterstützung seinem Unglück entrissen zu werden. Er selbst zwar zweifelt durchaus daran, und nur auf vielfaches Dringen von meiner Seite war er dahin zu bringen, die obigen Zeilen in den ersten Tagen seiner Genesung aufzusetzen. Aber noch während der Abfassung

derselben wurde er anderen Sinnes. Er warf die Blätter bei Seite und wendete sich an seinen früheren Meister in Heiligenstadt. Herr Weigold erschien nach wenigen Tagen in Worbis, bezahlte den Wirth durch eine kleine Summe auf Abschlag und nahm den jungen Falk noch selbigen Tages mit sich auf die Reise nach Heiligenstadt. – Obgleich ich nun nicht die geringste Befugniß habe, mich in die Angelegenheiten dieses jungen Mannes zu mischen, so treibt mich der Antheil, den ich an demselben nehme, dazu, auf eigne Gefahr Etwas für ihn zu wagen. Aus den Papieren, welche er sehr sorglos bei seinem Wirth, nebst den Studienblättern, die zum Pfande bleiben mußten, hat liegen lassen, habe ich eigenmächtig den Brief an Ew. Hochwohlgeboren herausgesucht. Er ist einmal geschrieben, und es wäre nicht unmöglich, daß er besser wirkte, als der Schreiber zu glauben scheint. Wollen Sie Etwas für ihn thun, so werden Sie sich um einen sehr braven und Ihnen trotz aller Entfremdung herzlich ergebenen jungen Mann verdient machen. Er wird durch Herrn Weigold in Heiligenstadt zu erfragen sein. Für seine Forderungen an die durch Subhastation nächstens zum Verkauf kommende Winkler'sche Fabrik werde ich selbst einzutreten suchen, wiewohl es schwer sein dürfte, hier zu einem günstigen Resultat zu gelangen, da sein Verhältniß zu Herrn Winkler zu wenig geschäftlich verbürgt war.

Indem ich für diese meine Einmischung, welche, wie ich ausdrücklich wiederhole, wider Wissen und Willen des Betreffenden geschieht, um gütige Entschuldigung

bitte, zeichne ich &c. &c. – A. Herbst, Material- und Droguerie-Waarenhändler.« –

– Der vortreffliche Mann! sagte Tante Finette, während Edgar die Briefe zusammenlegte.

Franziska aber trocknete die letzten Thränen und erhob schnell. Er beschämt uns auf's Tiefste! rief sie. Er, ein Fremder, nimmt so reinen Antheil für ihn, daß er wider Heinrich's Willen zu seinen Gunsten handelt, während wir, die wir sein Unglück, sein verfehltes Leben zu verantworten haben, kaum noch an diese Verpflichtung dachten. Nun gut! War ich bisher schwach genug, mich dem Willen der Männer unterzuordnen, von heut an und in diesem Falle will ich selbstständig handeln, und wär' es wider die Ansicht meines Mannes und meines Vaters. Ich habe Heinrich aus Dietharz mit mir genommen, auf mir lastet die Schuld seiner Vernachlässigung, und ich habe endlich für ihn einzutreten. Ich werde mit meinem Vater sprechen, und zwar sogleich. Ich gehe, ihn in der Stadt auf seinem Comptoir aufzusuchen.

– O Mutter Franziska, sei gesegnet für diesen Entschluß! rief Edgar, indem er ihre Hand küßte. Ja, wir wollen gemeinsam für unsern Freund handeln, und wenn ich weiß, daß hinlänglich für ihn gesorgt, daß er vor Allem der Kunst wieder gegeben ist, dann kann ich ihn dir für's Erste überlassen und will getrost meine Reise antreten!

Gewiß, mein Edgar, das sollst du! Gieb mir die Briefe, ich will sie meinem Vater vorlesen.

Tante Finette erhob sich, um noch einen Besuch zu machen, und Franziska schickte sich an, Edgar's Rolstuhl in Bewegung zu setzen.

Nicht doch! rief Edgar. Laß mich noch hier im Garten. Schicke mir Joseph und eile an dein Geschäft.

Die Frauen verließen den Garten, und gleich darauf erschien Edgars Diener.

Es ist doch Nichts begegnet, gnädiger Herr? fragte Joseph. Sie sehn recht betrübt aus.

Was willst du nur seit einiger Zeit mit deinem »gnädigen Herrn«, Joseph? Nenne mich, wie früher, bei meinem Vornamen. Oder willst du dich mir entfremden?

– Wie können Sie das denken, Herr Edgar! Ich denke nur, weil Sie doch einmal ganz vollständig sind –

Wenn ich ganz vollständig wäre, würdest du mich da wieder in den Wagen zu heben und nach Paris zu führen haben?

– Lassen Sie sich durch die Reise nicht traurig stimmen!

Das ist's nicht, Joseph. Der Brief giebt mir zu denken, den du dem Doctor noch glücklich aus den Händen gerissen hast. Er ist von Heinrich Falk.

– Wie unvorsichtig! Warum hat er ihn nicht an mich gerichtet, wie sonst? war auch nicht seine Handschrift, die würde ich gleich erkannt haben.

Laß nur, es sind verwickelte Umstände. Was macht der Doctor?

– Er ist wüthend, daß ich ihm den Brief weggerissen habe, wüthend nach seiner Art. Er wird wohl wieder Etwas für uns aushecken. Passen Sie auf, er dringt beim Herrn Präsidenten darauf, daß ich nicht nach Paris mitgenommen werde.

Darüber können wir beide ruhig sein, mein Vater weiß, daß ich dich nicht entbehren kann.

– Und ich bliebe nicht zurück, heimlich ginge ich mit, liefe Ihnen überall nach, und müßte ich mich Ihnen zur Hülfe aufdrängen!

Mein guter, treuer, alter Joseph! – Was macht dein Enkelchen? Du hättest es nicht auf meinen Namen sollen taufen lassen! Der Name ist nicht erfreulich für dich.

– Doch! Doch! Ich will überall an Sie erinnert sein – nun, es bedürfte dazu meines Enkelchens nicht!

Joseph, ich denke täglich dran, was ich ohne dich wäre!

– Es ist ja doch schon viel besser geworden! Der Doctor hat nicht mehr alle Gewalt über Sie, der gnädige Herr will, daß Sie selbstständig handeln.

Aber der Doctor ist doch noch immer um mich, und ich habe keine Ruhe, bis ihn los bin. Joseph – hast du noch keine neue Entdeckung gemacht?

– Ich mochte Nichts sagen, da ich meiner noch nicht gewiß bin. Erst gestern sah ich wieder Menschen aus seinem Zimmer kommen, und als ich eintrat, lag eine goldne Dose und eine fremde Uhr auf dem Tische. Er verschloß beides sehr hastig –

Und du meinst, daß er auf Pfänder leihe?

– Wahrscheinlich. Daß er Geld auf Zinsen leiht, hat man mir heimlich gesteckt, aber freilich müßte ich es erst genauer erfahren.

Ein Wucherer! Schändlich! Schändlich! mein verblendeter Vater! Still – gieb genau Acht auf ihn! Jetzt Nichts weiter davon, dort kommt Jemand. –

Durch den Garten kam ein junger Mann geschritten. Er war hoch und breitschultrig gewachsen, seine ganze Erscheinung kräftig und blühend. Um sein Gesicht flockte sich der Anflug eines blonden Bartes. Unter dem Arme trug er ein Packet Bücher.

Sieh da, Ludwig Dippel! rief Edgar ihm entgegen. Hierher, lieber Dippel! Nehmen Sie Platz.

Ludwig kam näher, und Joseph entfernte sich eine Strecke, wie er pflegte, wenn sein Herr Besuch bekam.

Ich preise den glücklichen Zufall – sagte Ludwig – der mich nach der Stadt führt. Erst heut früh hörte ich, daß Sie nach Paris reisen wollen, und so komme ich, Ihnen glückliche Reise zu wünschen.

Danke! Ich brauche gute Winsche. Was haben Sie da? Bücher? Werfen Sie sich auf Gelehrsamkeit?

– Keineswegs! lachte Ludwig. Unsereins auf dem Lande hat keine Zeit dazu. Aber zuweilen fühlt man doch die eigne Unwissenheit, und da ist denn ein Instructionbuch nöthig. Dies sind die Quellen meiner Weisheit, die letzten Bände des Conversationslexikons.

Da bescheiden Sie sich bei Zeiten, lieber Dippel. Was man sucht, findet man im Conversationslexikon gewöhnlich nicht.

– Das mag hier und bei Ihnen sein. Auf dem Lande findet man darin viel mehr, als in der Stadt. Man macht auch keine unbilligen Anforderungen an das brave Buch.

Meinetwegen! Sie kommen grade zurecht, um von mir Nachrichten über Ihren Freund Heinrich Falk zu empfangen. Er war doch Ihr Freund?

– Gewiß, gewiß! Wie lange habe ich Nichts von ihm erfahren! Wie geht es ihm?

Edgar erzählte ihm in der Geschwindigkeit die hauptsächlichsten Schicksale Heinrich's, so wie auch die Beziehung, in welcher er selbst zu ihm gestanden.

Ludwig war sehr betroffen. Ach, der arme, unglückliche Junge! rief er aus. Warum hat er auch gar Nichts von sich hören lassen? Warum ist er nicht zu uns nach Buchensee gekommen. Als er von mir schied, nahm ich ihm das Versprechen ab, sich an uns zu wenden, wenn es ihm einst nicht nach Wunsch gehen sollte! Mein Gott, wir haben in Fülle und Glück gesessen, während er im Elend darbte! Er muß zu uns kommen, ich schreibe ihm noch heut. Mein Vater, unser ganzes Haus wird ihn mit Freude empfangen!

So sind wir Menschen! entgegnete Edgar. Wir glauben dem bösen Leumund und forschen der Wahrheit nicht nach. Wir vergessen einen Unglücklichen und lassen ihn verschmachten, bis eine fremde Fürbitte uns den Verlassenen wieder zuführt. Jetzt sind wir plötzlich Alle bereit, ihn wieder an uns zu ziehen, und wissen kaum noch, wie und wo wir ihn auffinden sollen, noch ob er die Hand, die sich ihm entzogen hat, wieder ergreifen will. Aber

gut, schreiben Sie ihm ebenfalls. Er soll sehn, daß wir Jüngeren wenigstens ein treues und reuevolles Herz für ihn haben.

– Noch heut im Wirthshause, ehe wir nach Buchensee zurückfahren, schreibe ich! rief Ludwig. Ich will nur meinen Alten aufsuchen. Er ist mit der Frau Pfarrerin aus Schönsiedel zu einem Daguerreotypisten gegangen – kennen Sie diese neue Kunst schon?

Ich kenne sie.

– Die Frau Pfarrerin ist mit allen ihren Kindern in unserm Wagen herüber gekommen, um sich und die kleine Gesellschaft zum Geburtstage ihres Mannes daguerreotypiren zu lassen. Mein Alter wird ein Hoho! über's andre schreien, wenn ich ihm von unsrem Heinrich erzähle, er hatte ihn sehr lieb. Leben Sie wohl, möge Ihnen die Reise recht gute Dienste thun! Noch heut Abend schreibe ich an Heinrich!

Zwanzigstes Kapitel.

Fast zu derselben Stunde, da Edgar den Damen den Brief des Herrn Herbst mittheilte, schritt ein junger Mann durch die Straßen der Hauptstadt, mit dem leicht ersichtlichen Bemühen, sich in halb bekannten, halb unbekannten Gegenden zurecht zu finden. Bald förderte er seine Schritte, bald hemmte er sie wieder, er schien zuweilen unschlüssig, ob er sich tiefer in die Kreuzungen langgedehnter Straßen hinein wagen sollte. Er führte einen Wanderstab und trug ein leichtes Ränzel auf dem Rücken. Seine stark abgebrauchte und vom Staub der

Fußwanderung verunstaltete Kleidung stach bedeutend ab gegen die modischen und eleganten Anzüge der Vorübereilenden. Sein Antlitz war blaß und zeigte, im Einklang mit den etwas tief liegenden Augen, die Spuren von erst jüngst überstandenen Leiden. Sein Auge blickte forschend nach allen Seiten, als suchte es nach einem bekannten Gesicht, und schien sich doch schüchtern vor den Menschen verbergen zu wollen. Aber Niemand schenkte ihm eine dauernde Aufmerksamkeit, Hunderte eilten gleichgültig an ihm vorüber, und so ging es unerkannt und unangefochten die Straßen entlang.

Der junge Fremdling in dem Lärmen und Brausen der Hauptstadt war unser Held, Heinrich Falk.

Da befand er sich wieder an demselben Orte, wo er frohe und, trotz mancher Sorgen, glückliche Jugendjahre verlebt hatte. Und doch trat ihm Alles so fremd, so verändert entgegen, daß er Straßen und Gegenden, die er sonst vielfach durchwandert hatte, kaum wieder erkannte. Ja, er empfand, daß er ein Fremder hier geworden sei! Ein eignes Gefühl der Befangenheit überkam ihn. Er wußte, daß Franziska, daß Herr Mertens, daß vielleicht auch Edgar hier wohnte, er wußte, wo sie zu finden waren, aber Niemand wußte von ihm, Niemand ahnte seine Nähe. Er hätte zu dem altbekannten Hause hinfliegen und auf der Schwelle Franziska um einen Blick der alten Güte und Liebe bitten mögen, aber – sagte er sich, werden sie mich nicht von ihrer Schwelle weisen und wie einen unwillkommenen Bettler von dannen treiben? Und warum bin ich denn hierher zurückgekehrt? Meinem

guten Meister Weigold habe ich das Versprechen geben müssen, die alten Bande wieder anzuknüpfen – werden sie noch anzuknüpfen sein?

Plötzlich stand er und blickte aufmerksam in den Thorweg eines großen Hauses. Dies ist's rief er, dies ist das Haus! Hierher führte mich der einstige Schuldiener Raps am Tage vor meiner Abreise nach Heiligenstadt. Dort, nach dem Garten hinaus, ist das Atelier des Professor Engelhard, des unbekannten, zu welchem gleichwohl mein erster Schritt gehen sollte! Trete ich ein? Schütte ich ihm gleich mein Herz aus und flehe um einen Platz unter seinen Schülern? Aber wie wird er mich aufnehmen? Bringe ich ihm doch keine Probe meines Talents – und muß er nicht durch meine vagabundenhafte Erscheinung zurückgeschreckt werden?

Er warf noch einen prüfenden Blick auf seinen Anzug und erschrak heftig, denn er entdeckte plötzlich ein Loch darin, wiewohl an einer Stelle, welche nur ihm allein sichtbar sein konnte. In diesem Augenblick hörte er Jemand durch das Haus kommen, und, aufgeschreckt, eilte er mit hastigen Schritten vorüber und die Straße entlang. Halb athemlos blieb er an der Ecke stehen.

Da sah er eine kleine Gestalt daher trippeln. Sie wich allen Vorübergehenden sorgsam aus und sah sich überall ängstlich um, ob auch nichts Bedrohliches ihren Weg gefährde. – Heinrich erkannte Tante Finette. Halb fürchtete er auch von ihr erkannt zu werden, halb wünschte er es, und blieb unschlüssig stehen, indem er mit pochendem Herzen seine Augen auf sie richtete.

Jetzt erblickte ihn Tante Finette, und als sie sich von einem gräßlichen Strauchdieb in dieser Weise fixirt sah, erbebte sie, stieß ein angstvolles Geschrei aus und rannte im nächsten Augenblick in die erste beste Hausthür hinein. Mehrere Vorübergehende wurden aufmerksam, und allerlei bedenkliche Blicke hefteten sich auf die Gestalt des jungen Vagabunden. Heinrich konnte nicht umhin, an diese Blicke den unerquicklichen Gedanken an polizeiliche Nachforschung zu knüpfen, und so suchte auch er sich, ohne lange zu wählen, eine offne Hausthür aus und verschwand in derselben, gleich als wenn er da hinein gehörte.

Er that noch mehr. Er durchschritt einen langen Hausflur und blickte durch die Hinterthür in einen kleinen Garten. Hier aber drangen plötzlich Töne an sein Ohr, die ihn mit freudigem Schreck und Schauer durchrieselten. Es klang wie Märchenmusik aus goldner Knabenzeit, wie Kuckucksruf aus dem fernen Walde, seligster Erinnerung voll. Hoho! ertönte es, und wiederum Hoho! und begleitet von lustigem Gelächter noch oftmals: Hoho! Hoho!

Plötzlich ward es still. Heinrich schlich sich in froher Erwartung in den Garten und bog leise die Gesträuche auseinander. Er befand sich im Rücken zweier Damen und einiger Kinder, welche um eine Bank gruppirt waren und starr und schweigend in eine nicht weit davon aufgestellte Maschine blickten, worin sich eine runde Glasplatte befand. Neben der Maschine stand ein sonderbar aufgeputzter Herr, der unverwandt auf seine Uhr sah.

Seitwärts hatte sich ein dicker Herr postirt, der mit gespanntester Aufmerksamkeit den Ersteren betrachtete.

Heinrich traute seinen Augen nicht. Er glaubte in dem Geputzten den Barbier Adehl Zadderklops wieder zu sehn, während sich ihm in dem Dicken die glückliche Gestalt des Pächters Dippel untrügerisch zu erkennen gab. Aber er begriff die Situation nicht und blickte bald den Einen, bald den Andern an, und bald wieder forschend auf die Maschine, welche wie ein Kanonenlauf aussah.

Jetzt steckte der Geputzte die Uhr ein und sagte: Gehorsamer Diener! Dann langte er aus der Maschine ein unbekanntes Etwas hervor und stürzte sich damit in das Haus. Die Damen und Kinder erhoben sich.

Hoho! rief Vater Dippel, fertig! Wollen sehn ob es gut geworden! Habt brav still gehalten, Kinderchen! Hoho, wollen nachher auch zur Belohnung zum Conditor gehn! Hoho, Kirschkuchen, hoho!

Heinrich's Herz pochte mit lauten Schlägen. Er hatte sich schnell zurückziehen wollen, aber schon war die Gesellschaft auf ihn aufmerksam geworden und betrachtete ihn mit einiger Verwunderung.

Was ist mir das für Einer? rief Vater Dippel. Will er sich auch typiren lassen? Hoho! Glaube nicht! Armer Reisender? Armes junges Blut – na nur näher, wollen sehn, ob wir Kleingeld haben!

Schon zog der Pächter seinen Geldbeutel, als Adehl – – denn dieser war der Daguerreotypist – aus der Thür gelaufen kam. Ich muß um Verzeihung bitten, meine Herrschaften, rief er beängstigt, das Bild ist sehr gut herausgekommen, aber – weiß Gott, ich bin nicht Schuld daran – es ist noch eine fremde Gestalt darauf, eine Art von Vagabund, welcher den Damen über die Schultern sieht. Ich weiß nicht, wer sich hat einschleichen können –

Er hemmte plötzlich seinen Redestrom, indem er Heinrich erblickte. Beide sahen einander eine Weile starr an.

Wie kommen Sie hierher, Herr Zadderklops? fragte Heinrich endlich.

Täuscht mich mein Auge? schrie Adehl. Her Falk! Wahrhaftig, der junge Herr Heinrich Falk! – Er wollte sich mit einer Umarmung über ihn stürzen, aber Heinrich wich zurück.

Was? rief Herr Dippel. Heinrich Falk? Derselbe, der mit meinem Ludwig in die Schule ging?

Derselbe! sagte Heinrich verlegen.

Hoho! willkommen! Junge, willkommen! jubelte der Pächter. Hoho! lauter alte Bekannte! Und der ist mit auf dem Bilde und guckt über die Schulter der Damen? Zeigen Sie her, Herr Typiste! Wahrhaftig – da sehn Sie her, Frau Pfarrerin! Sehn Sie, Gertrudchen, grade zwischen Ihnen und Mama guckt der Strolch durch! Hoho! Hoho, das ist zum Todtlachen!

Heinrich fühlte sich während dem in der bedrängendsten Verlegenheit. Die Frau Pfarrerin musterte ihn und seinen Anzug mit einiger Befremdung, die Kinder rissen

die Augen auf, das Kleinste fing an sich vor ihm zu fürchten. Am meisten aber fühlte er sich beeinträchtigt durch die Blicke Gertrud's, der ältesten Tochter der Pfarrerin. Sie war ein junges Mädchen von 14 Jahren, deren anmuthige Schönheit eben aus der Knospe brechen wollte. Sie sah ihn mit einem lächelnden Seitenblicke an und betrachtete dann das verhängnißvolle Daguerreotyp.

Das Bild ist so nicht zu brauchen, sagte Adehl. Wollen die Damen nicht zu einem neuen niedersitzen? Es soll nicht lange währen.

Die Frau Pfarrerin Sonderland erklärte sich bereit, und während Adehl die Gruppe auf's Neue einrichtete, nahm Heinrich den Pächter bei Seite, und sagte: Wollen Sie mir zwei Worte unter vier Augen schenken, Herr Dippel?

Tausend, oder so viel Sie wollen! Kommen Sie hinein!

Herr Typiste, wir gehen derweil in Ihr Empfangszimmer.

Adehl machte eine theatralische Bewegung, und Heinrich ging mit dem Pächter hinein.

Herr Dippel, sagte Heinrich, das Schicksal hätte mir bei meiner Rückkehr keinen besseren Mann zum Empfange entgegen führen können!

– Hoho! braves Kerlchen! hoho! Habe mit meinem Ludwig oft Ihrer gedacht! rief der Pächter, indem er ihm herzlich die Hände schüttelte.

Und Sie erinnern sich meiner noch mit Güte, Sie verabscheuen mich nicht?

– Potz tausend! Wie so? Verabscheuen?

Man hat Ihnen nichts Nachtheiliges über mich erzählt?

– Kein Wort – Nachtheiliges?

Nicht? Sie wollen sich dessen nicht erinnern, ich danke Ihnen dafür! Sie entsetzen sich auch nicht vor meinem Zustande, vor meinen abgerißnen Kleidern?

– Hat gar Nichts zu sagen, lieber Junge! Fußreisender – da giebt's Staub und Risse ehe man sich's versieht. Sie kommen, die liebe Freundschaft einmal zu besuchen, den Herrn Mertens – und uns auch? Uns auch, nicht wahr? Das ist Recht! Das liebe Weibchen, Ihre Pflegemutter, ist jetzt eine große Dame geworden. Aber noch immer lieb, gut und herzig. Haben wohl noch Niemand von den Ihrigen gesehn?

Sie wissen wohl nicht, sagte Heinrich niedergeschlagen, daß ich in gar keiner Verbindung mehr mit meinen einstigen Gönnern stehe?

– Hoho! Das wäre! Sie scherzen, lieber Junge!

Durchaus nicht. Ich komme als ein Fremder zu ihnen, und weiß nicht –

– Sapperment, was sind das für Dinge! Ich weiß ja gar Nichts von diesen Geschichten! Erzählen Sie mir doch! Ohne Umstände, erzählen Sie Alles, aufrichtig und baar. Losgeschossen, Kerclhen! Mir können Sie sich anvertrauen, und wenn ich Etwas für Sie thun kann – hoho, so müßt es mit dem Teufel zugehn, wenn ich's nicht thäte!

Heinrich empfand ein unbedingtes Vertrauen zu dem treuherzigen Manne, und so erzählte er ihm ohne Rückhalt seine Erlebnisse. Als er den Exzeß darstellte, welcher ihn aus dem Hause des Meisters getrieben, rief Herr Dippel: Schlimme Geschichte! Höchst fatale Geschichte!

Na, aber – hm, him! Bei jungen Leuten –! Dann machte Heinrich ihn mit seiner Verbindung mit Herrn Winkler bekannt, erzählte von seiner Stellung als Musterzeichner, von dem Bankerott des Fabrikherrn und von seiner Krankheit, die ihn dem Tode nahe gebracht hatte.

Armer Junge! rief Herr Dippel. Wie er noch blaß und angegriffen aussieht! Sie müssen zu mir heraus nach Buchensee kommen. Ich nehme Sie mit, gleich heute! Will Sie schon wieder herausfüttern, hat keine Noth! Sollen wieder rothe Backen kriegen! Gottes freie Natur, und Luft, und gute Kost, und vergnügte Menschen, das wird anschlagen! Ja, aber daß wir nicht vergessen – was denn nun? Sie stehn ja von aller Welt verlassen da! Was wollen Sie denn nun mit Ihrem Leben anfangen?

Ich hatte, entgegnete Heinrich, dem Wunsche meines Meisters nachgegeben, mich persönlich wieder an Herrn Mertens zu wenden. Aber je mehr ich mich der Stadt näherte, desto zweifelhafter wurde es mir, ob ich diesen Schritt thun dürfte, da Herr Mertens sich förmlich von mir losgesagt hatte. Ich beschloß, zu dem Professor Engelhard zu gehn, und ihm meine Lage aus einander zu setzen.

Hoho! Mein, nein, das wär' nicht gut gethan! unterbrach ihn Vater Dippel. Nur keinen Fremden weiter in die Geschichte hineinziehn! Kennen Sie den Professor näher?

– Nein.

Na um so mehr, da wär's gar übrig!

– Aber er ist ein Künstler, er würde mich am Ersten verstehen, wenn ich ihm meine Liebe zur Kunst darlegte.

– Schon recht, schon recht, aber mit Herrn Mertens muß zuerst gesprochen werden. Sie sagen, er habe Ihnen seine Unterstützung ganz und gar entzogen?

Ganz und förmlich.

– Kann's kaum glauben! Das müßte doch wunderlich zugehn. Wissen Sie was? Ich gehe gleich zu ihm und spreche mit ihm. Hoho, so ist's am Besten! Oder noch besser, Sie, gehn gleich mit mir. Kommen Sie, Kerlchen, wir gehen mit einander zu ihm. Ich kenne den Mann, er ist nicht so schlimm. Kommen Sie!

Ich kann in diesem Aufzuge nicht vor ihn treten, sagte Heinrich, indem er auf seine Kleidung wies.

– Richtig, das hat was für sich. Aber da weiß ich Auskunft. Mein Ludwig hat heut einen nagelneuen Anzug gekauft, der Ihnen passen wird. Der Ludwig ist ungefähr von Ihrer Statur. Sie ziehen die Sachen an, und dann können Sie sich ganz schmuck sehen lassen.

Heinrich dankte ihm herzlich für das hilfreiche Entgegenkommen.

Nicht der Rede werth, rief der Pächter. Versteht sich ja von selbst. Wo nur der Ludwig steckt, der Herumtreiber, er wollte uns doch von hier abholen! Den sollen Sie mal sehn, was das für ein strammer Kerl geworden ist! Und dabei brav und gut. Wird ein tüchtiger Landwirth werden. Hoho, die Freude, wenn der Junge Sie hier findet! Das machen wir beide gleich aus, daß Sie zu mir auf's Land kommen und sich auskuriren, nicht? Dem Ludwig wird das gelegen sein, hoho! ob es dem Jungen gelegen sein wird? Unter allen Umständen also kommen Sie zu

mir, und dann sind wir vergnügt, wie früher, und singen und erzählen uns – wissen Sie noch die Schnurren, die der verwetterte kleine Eberlein vorbrachte? Hoho, der ist kürzlich nach Halle auf die Universität gegangen.

Inzwischen war Adehl mit dem neuen Daguerreotyp fertig geworden, und unter dem Fenster wurden die Stimmen der Kinder hörbar. Herr Dippel sah hinaus.

Fertig? fragte er. Gut geworden? Brav! Komme gleich! Wissen Sie, – wandte er sich wieder an Heinrich – den Ludwig kann ich hier nun doch nicht erwarten. Ich muß mit den Damen in Geschäften noch in der Stadt umher fahren. Bleiben Sie hier, Sie scheinen ja den Typisten näher zu kennen. Hernach gehe ich allein zu Herrn Mertens. Behalten Sie Courage! Es wird Alles gut werden, ich spreche zu Ihrem Besten mit ihm. A propos! haben Sie denn Etwas zu Mittag –? Sie nehmen's nicht übel, nicht wahr, daß ich so frage?

Diese Vergünstigung bitte Ich mir aus –! rief plötzlich Adehl, der auf der Thürschwelle stand. Herr Falk muß heut zu Tische mein Gast sein. Einen alten Freund zu bewirthen, lasse ich mir nicht nehmen!

– Hoho! das ist recht! Alte Freundschaft soll leben, hoho! Nun denn auf Wiedersehn! Nach Mittag bin ich wieder hier. Leben Sie wohl, mein Kerlchen, und behalten Sie den Kopf oben auf! Adieu, Herr Typiste!

Vater Dippel verließ das Zimmer und mit der Gesellschaft den Garten, begleitet von Adehl, der sich in allerlei großartigen Stellungen von den Damen verabschiedete.

Heinrich bemerkte durch das Fenster, wie sich Gertrud noch einmal umwandte, aber schnell mit dem Köpfchen zurückfuhr, als sie seiner ansichtig wurde. –

In welcher wunderlichen Lage befand er sich! Er war ein Fremdling an dem Orte, der einst seine zweite Heimath geworden, und schon wurde ihm von durchaus unerwarteter Hand die Hoffnung eröffnet, hier wieder heimisch zu werden. Zugleich aber sah er sich höchst unerwartet in dem Hause Adehl's, desjenigen Wesens, welches in der Fremde die Hauptursache der Entfremdung von seiner zweiten Familie geworden war. Das Glück seiner Kindheit, seine Schuld und seine neue Hoffnung, Alles stand plötzlich dicht beisammen. –

Er sah sich im Zimmer um. Es war mit flitterhafter Eleganz eingerichtet, allerhand glänzender Firlefanz stand umher. Ueber dem Sopha hing das verhängnißvolle Türkenporträt, das unserm Helden in diesem Augenblick durchaus keine angenehmen Erinnerungen erweckte. Er erkannte, daß Adehl's Geschmack noch immer auf das in die Augen fallende ging, gleichviel ob es unächt, nachgemacht, bettelhaft und zwecklos war, wenn es nur ein herausforderndes Aussehn hatte. Dabei zeigten sich Lydia's Spuren unverkennbar. Auf dem Sopha lag eine Haube und unter dem Tische ein Kinderstrumpf und Schuh, während unter einer Console mit alabasterner Stutzuhr eine Schüssel übrig gebliebenen Cotelettes von gestern zurückgestellt war.

In diesen Beobachtungen, zu welchen ein flüchtiger Ueberblick genügte, wurde Heinrich durch Adehl's Eintritt unterbrochen.

Endlich, rief der Letztere, können wir einander mit Ruhe genießen! Wie freue mich –! Aber vor allen Dingen muß ich Lydia rufen, daß sie unsre Freude theile.

Er öffnete eine Thür und mit ihr den Einblick in eine Wohn- und Kinderstube, die einem Junggesellen nothwendig Grauen und Entsetzen einflößen mußte. Kinderbetten lagen in Schmutz und Sand auf dem Boden, allerhand verfängliches Hausgeräth stand unbefangen mitten im Zimmer, und eine Wäscheleine, welche quer durch den Raum ging, gab von mannichfachen Familiengeheimnissen Kunde. Dabei Geschrei, Gebalge und Purzelbäume von fünf jungen Zadderklopsen.

Lydia! rief Adehl, komm und sieh, wen wir hier haben!

Lydia kam in das Empfangzimmer gehüpft und schrie laut auf vor Freude. Sie fiel Heinrich um den Hals, drehte sich auf dem Absatze herum und klatschte in die Hände, indem sie fortwährend rief: Das ist himmlisch! himmlisch! Nein das ist wahrhaftig himmlisch!

Lydia, sagte der Gatte, unser Freund bleibt bei uns zu Tische, drum greife dich schnell noch an, es wird Zeit!

Lydia ergriff jauchzend die Cotelettschüssel, welche unter der Console stand, und hüpfte damit durch die Kinderstube, bis ein letztes »Himmlisch!« hinter der Küchenthür verhallte. –

Wie aber in aller Welt, fragte Heinrich kommen Sie nach der Hauptstadt, Herr Zadderklops?

Diesselbe Frage wollte an Sie richten, sagte Adehl, obwohl das bei Ihnen erklärlicher ist. Sie haben Connaisancen hier, Sie kannten vorher gleich den scharmanten lustigen Herrn. Nun so will ich Ihnen von mir erzählen, nehmen Sie Platz – hier auf dem Canapee! Rother Damast – nicht wahr, das macht sich gut? Hören sie also zu:

Kurz nachdem Sie in so räthselhafter Weise aus Heiligenstadt verschwunden waren, kam das Glück in mein Haus geflogen. Meine Frau erbte sechshundert Thaler von einer alten Tante. Ich war sogleich entschlossen mein Geschäft aufzugeben und mich, da ich nun die Mittel in Händen hatte, der Kunst zu widmen. Aber welcher Kunst? Der Bühne! rief es in mir. Zur Bühne! sagte Lydia. Zur Bühne! riefen meine Schwägerinnen. Die beiden letzteren fanden schneller, als wir erwarteten, ein Engagement bei einer reisenden Truppe. Ich stattete jede mit 50 Thalern aus und entließ sie auf das hohe Meer der dramatischen Kunst. Minka wird sicher eine glänzende Carriere machen. Auch ich und meine Frau knüpften mit dem Unternehmer an – ich glaube nämlich, daß Lydia für das naive Rollenfach wie geboren ist – aber der Theaterdirector war beschränkt genug, sich an unsre zahlreiche Familie zu stoßen. So wurden die Unterhandlungen denn abgebrochen. Bald darauf erschien ein Mann in Heiligenstadt, der uns durch eine ganz neue Kunst in Erstaunen setzte – nämlich ein Daguerreotypist. Ich war entzückt davon und beschloß zu Gunsten dieser Kunst, die Bühne noch eine Weile aus den Augen zu lassen. Der

Fremde ließ sich willig finden, mich für ein anständiges Honorar in die Geheimnisse seiner Kunst einzuweihen, und in Kurzem gelangen meine Versuche eben so gut als die seinigen. Dann aber rief ich mit Lydia wie aus Einem Munde: Nun hinaus aus den engen Schranken, in die große Welt!

Ich verkaufte mein Geschäft ziemlich günstig, und so siedelten wir uns hier in der Residenz an. Jetzt erst fühlen wir uns beide in einer Lebenssphäre, die derjenigen nahe kommt und sie wahrscheinlich vorbereitet, für welche wir geboren sind!

Und Sie machen hier gute Geschäfte? fragte Heinrich.

Nun, wissen Sie, entgegnete Adehl zögernd, wir müssen noch immer zusetzen, denn das Leben ist hier theuer, und man muß einen standesgemäßen Aufwand machen. Dazu kommt, daß die Concurrenz, trotz der Neuheit meiner Kunst, schon sehr groß und unangenehm wird. Jedoch wir sind auf dem Wege zum Ziele.

Heinrich wurde nachdenklich. War das verworrene, eitle Streben Adehl's nicht wie ein Zerrbild seiner eignen Kunstbestrebungen?

Und welche Genüsse die Residenz bietet! fuhr Adehl fort. Man läutert seine Provinzialbildung zum Weltbewußtsein!

Waren Sie schon im Schauspiel, in der Oper? O Sie kennen das natürlich! Vor Allem aber das Ballet – dafür bin ganz Feuer und Flamme! Ich bin noch ungewiß, ob ich die Tanzkunst nicht allen übrigen Künsten vorziehen

soll. Wer weiß, ob der Genius mich nicht einst in die Reihen dieser schwebenden Gestalten treibt!

Aber Herr Zadderklops, sagte Heinrich, wollen Sie nicht bei der Daguerreotypie bleiben und sich –

Ach mein Theuerster! unterbrach ihn Adehl – denken Sie an die Concurrenz! Diese Kunst ist angenehm, aber doch kann sie nur ein provisorischer Zustand für mich sein. Ich fühle, daß sich tausend Räthsel um meine Existenz spinnen, aber daß ein großer Tag mich an den Platz stellen wird, für den ich geboren bin – und ich weiß, daß ich nicht als Daguerreotypist enden soll! – Nun aber, lieber Freund, theilen Sie mir Ihre Erlebnisse mit! Sie kommen von einer Reise?

Heinrich war behutsam genug, den Exbarbier mit einer Erdichtung abzufinden. Er gestand zu, daß er von einer Fußreise komme, sich aber scheue, in diesem bestäubten Anzuge nach Hause zu gehn, und hier andre Kleider erwarten wolle.

Inzwischen hatte Lydia die Wohnstube einigermaßen aufgeräumt und den Tisch gedeckt. Jetzt trat sie in einer neuen Haube, mit Rosen und Vergißmeinnicht garnirt, in das Empfangzimmer und lud zum Essen ein. Heinrich reichte ihr den Arm, und man setzte sich zu Tische. Die fünf Kinder hielten bereits die Löffel in den Händen.

Heinrich kannte Lydia's geniale Gleichgültigkeit gegen reine Tischtücher, und so konnte ihn das eigenthümliche Muster des heutigen Tischtuches nicht befremden, wiewohl er als einstiger Musterzeichner wußte, daß man

dergleichen nicht mit Fett und Pflaumenmus zu Wege zu bringen pflege.

Die Entsproßnen Adehl's waren kein wohlgezognes Geschlecht; die Kochkunst Lydia'a hielt sich außerhalb der Regeln gastrosophischer Ansprüche. Die Ersteren schrieen aus Leibeskräften, weil sie von einem Ragout ausgeschlossen werden sollten. Zwei Bissen davon genügten jedoch, um Heinrich, obwohl er kein Kenner war, in die Unmöglichkeit zu versetzen, demselben weiter zuzusprechen. Zu Gunsten des schreienden Chors dankte er daher, eben so aufopfernd als vorsichtig, für eine zweite Portion und entschuldigte sich mit einem reichhaltigen Frühstück, das er erst eingenommen habe.

Man saß noch bei Tische, als Ludwig Dippel in das Zimmer trat. Heinrich stand auf, und Ludwig flog in seine Arme. Heinrich! rief er, willkommen, tausendmal willkommen! Ich bin meinem Alten auf dem Wege hierher begegnet, und so erfuhr ich, daß du hier seist, während wir dich nach deinem Briefe noch in Heiligenstadt wähnten!

– Nach meinem Briefe? fragte Heinrich erstaunt.

Nun ja, den du in Worbis, nach deiner Krankheit, an Edgar Wintersbach geschrieben hast.

– Um Gotteswillen, wie kommt Ihr zu diesem Briefe?

Richtig, du weißt Nichts davon. Der Kaufmann Herbst hat ihn heimlich aus deinen Papieren genommen und an Edgar geschickt.

Heinrich traute seinen Ohren nicht und konnte seinen Unwillen über das eigenmächtige Handeln nicht bemeistern.

Preise die Theilnahme dieses Mannes! sagte Ludwig. Die Frau Präsidentin ist mit dem Briefe zu ihrem Vater gegangen, und auch mein Alter will sogleich zu Herrn Mertens, wie er mir unterwegs erzählte. Jetzt wird Alles gut werden. Du bist wieder bei uns, und nun lassen wir dich nicht mehr los. – Mein Herr, so wandte er sich an Adehl – können Sie uns ein Zimmer anweisen, in dem mein Freund sich umkleiden kann?

Adehl war die Dienstfertigkeit selbst und führte beide in das Empfangzimmer, dessen Thüren er abzuschließen bat. Ludwig nahm einem Diener ein Packet mit Kleidern ab und gebot demselben draußen zu warten.

Hier, Heinrich, begann Ludwig, als beide allein waren, ein neuer Anzug, es fehlt Nichts, von Kopf bis zu Fuß, probire, ob dir die Kleider passen.

Ludwig! rief Heinrich, ich weiß mich in diese günstige Wendung meines Schicksals kaum zu finden! Wenn Franziska und Herr Mertens mir nur halb so liebreich entgegen kommen, wie du und dein Vater, dann glaube ich im Himmel zu sein! Was seid Ihr für Menschen!

– Wir sind dir gut, das ist Alles! Da, hier – zieh dich an. Und wenn Herr Mertens von Stein wäre und seine Verpflichtung gegen dich –

Verpflichtung! Was redest du?

– Ohne Frage hat er eine Verpflichtung gegen dich! Und wenn er sie nicht erfüllen will, gut, so bin ich noch

da, und mein Vater, und Edgar, und du mußt dich uns überlassen – paßt die Weste? Etwas weit! Freilich, ich bin dicker und länger als du. Aber sag mir nur warum hast du mir nicht geschrieben, daß es dir so schändlich schlecht ging? Wir hätten dich kommen lassen, ich hätte dich unverzüglich geholt!

Guter, lieber Freund! wie durfte ich daran denken?

– Das ist nicht recht gedacht! Du hast gedarbt in Jammer und Elend!

Es war nicht so schlimm!

– Und wir haben gute Tage gelebt. Wahrhaftig, ich fühle ordentlich Gewissensbisse, daß ich kein Unglück erlebt habe, daß ich bei Hülle und Fülle ein ausgewachsener Kerl geworden bin! Aber was sollen wir auch erleben, die wir so ein einfaches, ruhiges Dasein führen? – Alle Wetter, in den Frack könntest du zweimal hinein!

Heinrich mußte lachen, als er sich im Spiegel besah.

Es trifft sich glücklich, fuhr Ludwig fort, daß Edgar Wintersbach noch hier ist. An dem hast du einen wahren Freund!

– Du kennst ihn?

Seit einigen Jahren. Doch sind wir zu verschieden, als daß wir uns näher treten könnten, obgleich ich große Stücke auf ihn halte. Er ist ein fein gebildeter, höchst gescheiter und gelehrter Mensch, ich bin unwissend, ein halber Bauer. Und dann genirt es mich, seinem Leiden gegenüber, daß ich so unglaublich gesund bin. Hoho – da höre ich meinen Alten!

Ludwig rief den Diener herein und hieß ihn Heinrich's Kleider in den Gasthof tragen. Gleich darauf trat Vater Dippel mit geröthetem und strahlendem Gesicht in's Zimmer.

Hoho! schrie er, Victoria! Wie ich's voraus gesagt, Alles vergessen, Alles gut! Ich fand die Frau Präsidentin bei Herrn Mertens, und da haben wir Alles in Schick gebracht. Was die gute, liebe Dame rührend sprach, und was sie sich für Vorwürfe machte! Sie wollte ihren Heinrich durchaus in ihr Haus nehmen. Aber da sagte ich – hoho, sagte ich, es wird besser sein, wenn ich ihn mit mir auf's Land führe, er sieht blaß aus, er muß sich auskuriren. Gut, sagte Herr Mertens, so mache ich einen andern Vorschlag. Es wird ihm lieb sein, wenn ich ihm eine Beschäftigung gebe. Er hat einen gewissen Stolz, und so wird es ihm recht lieb sein, wenn er meine Unterstützung nicht umsonst anzunehmen braucht. Die Frau Präsidentin unterbrach ihn, und sagte: Er ist wie Gotthard! – Hoho, da wußte ich schon was sie meinte! – Gut, sagte Herr Mertens, so mag er die Arbeit ausführen, die ich einst Gotthard zugedacht hatte. Er soll hinaus nach Buchensee, und in meinem Landhause den Gartensaal mit Landschaften und Blumen ausmalen. Das Letztere versteht er ja, wie wir wissen.

Hoho! sagte ich, das wird ihn freuen!

Ein Taumel von Freude und Glückseligkeit ergriff Heinrich. Er hatte keine Worte und warf sich schweigend an Vater Dippel's Brust.

– Hoho, wußte ich's nicht, daß es ihn freuen würde?

Bester, vortrefflicher Mann! rief Heinrich, Sie wissen kaum, welch' unglaubliches, ungeahntes Glück Sie mir bringen!

– Ich bin nur der Bote, Unsereins kann Nichts weiter sein. Aber wissen Sie, was die Frau Präsidentin that, als Herr Mertens jenen Vorschlag machte? Wie Sie mir, so fiel die scharmante Dame ihrem Vater um den Hals, hoho! und war ganz glücklich. Und dann sagte Herr Mertens: Ich habe vielleicht unrecht gethan, mich so völlig von dem jungen Menschen abzuwenden. Wir hatten ihn zu nah an uns heran gezogen, ihn zu sehr zu unsrer Familie gerechnet, als daß ich ihn seinem Schicksal plötzlich überlassen durfte. Hoho, und kurz, wir wollen sehn, ob wir den früheren Ton wiederfinden können. Da sehen Sie, lieber Junge, was das für ein trätabler Mann ist! Ich kenn' ihn ja, bin ja sein Pächter, stehe ja in so vielen Beziehungen zu ihm! Na nun, Jungens, laßt uns gehn! Du, Ludwig, machst deine noch übrigen Gänge ab, ich fahre mit Heinrich zu Herrn Mertens, auf das Comptoir, und bringe ihn dann zur Frau Präsidentin. Heut' Abend finden wir uns in unserm Wirthshause, denn Heinrich bleibt die Nacht bei uns, ich habe Alles abgemacht. Daß ich's nicht vergesse, wo ist denn der Typiste mit dem verwünschten Namen?

Adehl wurde gerufen. – Herr Typiste, fuhr Vater Dippel fort, werfen Sie das erste Typendings nicht weg, wo der Vagabund den Damen über die Schulter guckt, ich soll

das besonders bestellen. Wir lassen Alles morgen abholen. Na nun aber kommt, Jungens, Herr Mertens wartet gewiß schon. Adieu, Herr Typiste!

Adehl nahm Heinrich das Versprechen ab, ihn nächstens zu besuchen, Lydia warf ihm zum Abschied eine Kußhand zu, und im nächsten Augenblick fuhr Heinrich mit dem Pächter zu Herrn Mertens.

Franziska ging schon eine Zeitlang in freudiger Ungeduld im Zimmer umher, während Edgar, der seinen Rollstuhl hatte an's Fenster schieben lassen, bald hinaus, bald seine Stiefmutter ansah.

Wo er nur so lange bleibt! sagte Franziska. Gewiß hält der Vater ihn zurück, und er weiß doch, mit welcher Sehnsucht wir ihn erwarten! Oder der alte Dippel behält ihn bei sich – kommt er?

Edgar schüttelte den Kopf. Es ist mir lieb, begann er, daß der Vater mit unsern Plänen, der vielmehr mit dem Vorschlage deines Vaters einverstanden ist.

– Ja wohl, das macht auch mich glücklich! Da draußen mag Heinrich malen, sich erholen, und sich in die neuen Verhältnisse wieder finden lernen. Wie er nur aussehn mag, der arme Junge? Jedenfalls besuche ich ihn im Herbst draußen mit den Kindern auf einige Wochen. Und dann muß ein Lehrer in der Kunst für ihn gesucht werden!

Engelhard ist der bedeutendste Künstler, den wir in der Nähe haben. Scheint es gleich bis jetzt, daß Heinrich sich vorwiegend der Landschaft, oder was da hinein schlägt, und dem Porträt zugewendet habe, während Engelhard's Fach der große Historienstyl ist, so thut das für den Anfang Nichts. Engelhard ist uns so befreundet und wird Heinrich gewiß zu seinem Schüler annehmen.

– Jedenfalls wird er uns den besten Rath geben. Aber – sie sah nach der Uhr – wo er nur bleibt! Dann öffnete sie die Thür und verschärfte den schon gegebenen Befehl, daß weder die Kinder, noch sonst Jemand zugelassen werden dürfe, da sie den zu erwartenden jungen Herrn allein empfangen wolle.

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, als Edgar vom Fenster aus rief: Er kommt! Dippel verabschiedet sich von ihm im Garten!

Franziska eilte an's Fenster, um ihn noch zu sehen. Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und Heinrich stand auf der Schwelle.

Er war befangen und wagte nicht näher zu treten. Die steife Verbeugung, welche er in seiner Verlegenheit machte, mißglückte. Aber er sah, wie Franziska ihre Arme ausbreitete, hörte, wie sie mit Thränen in den Augen, rief: Heinrich! Mein lieber alter Heinrich –! und überwältigt stürzte er vor ihr auf die Knie nieder. Sie umschlang ihn, wie einen lange entbehrten Sohn, und beide weinten vor Freude.

Heinrich! rief Edgar, ich kann nicht zu dir kommen! Laßt mich nicht einsam sitzen bei Eurer Freude! Vergieb mir, vergieb uns Allen, was wir an dir verschuldet!

Einige Minuten sprachen alle drei Nichts. Es war ein stummes Betrachten, Händedrücken und Freudestammeln, es war ein Augenblick unbeschreiblich glücklichen Wiederfindens.

Verzeiht, begann Heinrich, ich weiß mich nicht zu fassen, der Uebergang aus meinem bisherigen Leben in dies Uebermaaß des Glückes verwirrt mir alle Sinne! Noch begreif' ich nicht, daß Ihr mir so liebevoll begegnen könnt, mir, der ich Euch einst Kummer und Schrecken in der Fremde bereitete.

Nichts mehr davon, Heinrich! unterbrach ihn Franziska. Ich kenne dich, ich schelte mich, dich jemals verkannt zu haben. Der Gegenwart wollen wir uns freuen und in eine glückliche gemeinsame Zukunft blicken. Du bist noch mein Sohn, mein Freund, mein guter Kamerad aus alten frohen Tagen! Und von dieser Stunde an soll uns Nichts mehr trennen! – Nun aber erzähl' uns noch den Rest deiner Erlebnisse. Aus dem Briefe, welchen Herr Herbst uns zugesandt hat, wissen wir, daß Meister Weigold dich nach deiner Krankheit mit nach Heiligenstadt nahm.

Ich weiß nicht, sagte Heinrich, wie ich zu dem Antheil komme, den Herr Herbst an mir nimmt. Sein eigenmächtiges Handeln für mich flößte mir noch vor einer Stunde Schrecken ein, denn ich wollte um Alles nicht, daß Ihr einen Einblick in meine damalige Lage haben solltet.

– Warum nicht? Dies Verschweigen war nicht recht von dir!

Ich seh es jetzt selbst ein. Als ich jene Zeilen niederschrieb, stand ich noch unter dem letzten Einflusse meiner Krankheit, bereute aber schnell die weichliche Stimmung.

– Nein, nein, so darfst du's uns nicht darstellen! Lassen wir das gut sein. Dem Manne hat Gott einen Wink gegeben, und wir wollen ihm dankbar sein, daß er uns einen Weg zeigte, dich wiederzufinden. Wie nahm sich Meister Weigold gegen dich?

Wie ein Freund, wie ein ächter, verständiger Freund! Er führte mich nach Heiligenstadt in sein Haus zurück, aus welchem ich einst entflohen war, er und die Meisterin pflegten mich wie einen Sohn. Denn leider war eine neue Pflege nöthig. Noch Einmal stellte sich ein heftiges Fieber ein, das mich mehrere Wochen niederwarf. Ich konnte nicht hindern, daß der Meister an meine Mutter schrieb und ihr meinen bedenklichen Zustand mittheilte. In wenigen Tagen war sie selbst bei mir, die gute Mutter, und hat Heiligenstadt erst verlassen, als der Arzt mich für völlig hergestellt erklärte. Wie gern hätte ich ihr diese sorgenvollen Tage erspart, denn auch meine Zukunft erfüllte sie mit tausend Aengsten.

– Schreib' ihr noch heute, daß du wieder unserm Hause angehörst! sagte Franziska.

Gewiß! Sie wird sich meines Glückes freuen. Herr Mertens ist mir mit so übermäßiger Großmuth entgegengekommen –

– Laß ihn nur, und laß uns Alle für dich sorgen!

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet, und der Präsident trat in's Zimmer.

Die Mutter mit ihren beiden großen Söhnen! sagte er heiter. Schnell aber falteten sich seine Züge in einen gesetzten Ernst. Willkommen, Falk! fuhr er fort. Sie haben an meiner Frau und an meinem Sohne zwei so warme Freunde, daß ich nicht wohl ohne Antheil für bleiben kann. Was unser gutes Einvernehmen gestört hat, soll nicht mehr erwähnt werden. Sie haben Erfahrungen gesammelt, die Ihnen immer zu Gute kommen werden. Sie erinnern sich wahrscheinlich mit Mißtrauen gegen mich, daß ich in früheren Jahren an Ihrem Talent zweifelte und mit dafür sprach, Sie ein Handwerk lernen zu lassen. Gleichwohl haben Sie mich durch das Blumenstück, welches Sie meiner Frau vor einigen Jahren schickten, überzeugt, daß Sie allerdings Talent für die Kunst haben. Es wird Ihnen fortan Nichts in den Weg gelegt werden, sich der Kunst zu widmen. Halten Sie sich brav, und mein Haus wird Ihnen immer offen stehn!

Diese Anrede des Präsidenten überstieg die letzten Erwartungen Heinrich's.

Er wurde mit Edgar eine Stunde allein gelassen. Dann führte Franziska Eugenien und ihre beiden jüngsten Knaben herbei. Später erschien auch Herr Mertens. Am Abend saß Heinrich mit der Familie um den Theetisch, und Alle schienen ihn als zum Hause gehörig zu betrachten. Und doch fühlte er sich noch sehr eingeengt, er konnte ein Gefühl der Fremdheit nicht unterdrücken.

Der Ton, der in diesem Hause herrschte, war weder steif noch ceremoniell, sondern heiter und harmlos – dennoch aber empfand Heinrich nur zu tief, daß sein bisheriges Leben ihm jene Freiheit innerhalb geselliger Formen geraubt hatte, welche dieser die Unterhaltung leicht, gewandt und zwanglos machte. Er kam sich entsetzlich ungebildet und linkisch vor, und von dem Moment an, da er des Letzteren inne wurde, verlor er gar alle Unbefangenheit. Dazu kam, daß auch Herr Stillfried sich im Familienkreise befand. Der Doctor schenkte dem neuen Gaste nicht die geringste Aufmerksamkeit und wurde von Heinrich mit eben so gründlicher Nichtbeachtung gestraft.

Endlich erleichterte Franziska ihm seine Lage, indem sie die Beobachtung machte, daß er müde zu sein scheine, und ihm zuredete, sein Nachtquartier im Gasthofe aufzusuchen. Ich habe, sagte sie, dem alten Dippel versprechen müssen, dich heut bei ihm zu lassen. Ehe du nach Buchensee gehst, bleibst du aber wohl noch einige Tage in der Stadt, und von Morgen an wohnst du bei uns.

Heinrich verabschiedete sich. Edgar, der am nächsten Morgen nach Paris reisen sollte, verabredete, jetzt vor Aller Ohren, eine Correspondenz mit ihm, und die Freunde schieden mit den herzlichsten Wünschen. –

Glück und Unglück kommen nie allein. Jedes bringt, wie ein feindlicher oder freundlicher Herrscher, ein Gefolge mit sich, das die Stätte der Einkehr verheert und in Trümmer schmettert oder Freude nach allen Seiten hin verbreitet.

Als Heinrich jetzt durch die Straßen nach dem Gasthofe schritt, wie sehr hatte sich da im Verlaufe weniger Stunden seine Lage verändert! Mit schwachen Hoffnungen, mit tausend Zweifeln, mit dem trüben Gefühle eines Hülfesuchenden war er eingewandert, jetzt waren die kühnsten Hoffnungen erfüllt, die zerrissenen Bande der Liebe und Achtung wieder angeknüpft, und wo er hinblickte, zeigte die Zukunft ihm nur frohe Aussichten. Noch war ihm dies Uebermaaß des Glückes so neu, daß er sich fragte, ob er auch wirklich wache. Aber wie ein Genesungsquell durchrieselte es ihm Leib und Seele, und frohlockend trat er Vater und Sohn Dippel entgegen, welche seiner noch harrten und ihn jubelnd begrüßten. –

Herr Mertends kannte in Familiensachen und rein menschlichen Dingen für seine Güte und Großmuth keine Grenze. Er glich darin seiner Tochter, daß er, außerhalb des Bereiches der Geschäfte, sich leicht einem fremden Einfluß unterwarf. Er konnte hart sein, wenn man ihm zu beweisen verstand, daß diese Härte die Milde selbst sei. Er war verschwenderisch mit seiner Güte, wenn Menschen und Verhältnisse ihn sanft und nachgiebig zu stimmen wußten. Er war immer ein guter Mann, und wenn Niemand ihn in seiner Handlungsweise beirrte, so konnte er der beste Mann von der Welt sein.

Sobald er auf Franziska's Bitte, und nach eingeholtem Rath des Präsidenten, den Entschluß gefaßt hatte, sich Heinrich's wieder anzunehmen, war er wie mit Einem Schlage in den liebreichsten Gönner umgewandelt. Der Plan, ein Talent zu unterstützen, erwärmte ihn plötzlich,

und die Erinnerung der engen Verbindung, in welcher der Knabe einst zu ihm gestanden, machte ihm irgend eine Handlung von überschwenglicher Großmuth förmlich zum Bedürfniß. So war er zu dem Entschluß gekommen, Heinrich eine seinem Streben gemäße Beschäftigung zu gewähren, und in dieser Gesinnung hatte er ihm gleich beim Wiedersehn hundert Thaler »für die ersten Auslagen« überreicht. Die Versicherung, daß er fortan wie ein Vater für ihn sorgen werde, wurde mit einer Umarmung besiegelt, und von nun an gab es keinen sorglicheren Beschützer, keinen Kunstgönner von größerer Anerkennung als Herrn Mertens. –

Dippel's waren abgereist. Heinrich blieb noch eine Woche in der Stadt, um die nöthigsten Einrichtungen für sein neues Leben zu treffen. Er schrieb in der glücklichsten Stimmung an seine Mutter, an Meister Weigold und an Herrn Herbst, und fuhr froh und erwartungsvoll nach Buchensee hinaus.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Neben dem Landhause zu Buchensee befand sich ein kleineres Häuschen, in welchem der Gärtner wohnte. Dieser hatte bereits die Weisung erhalten, dem Gaste die nöthigen Zimmer in Bereitschaft zu setzen, und für seine Bedürfnisse zu sorgen. Und so begannen Tage für Heinrich, wie seine Phantasie sie sich nicht schöner ausgemalt hatte.

Im Dippel'schen Hause wurde sein Erscheinen wie ein Fest gefeiert. Vater und Mutter wetteiferten, ihm Liebes

und Gutes zu erweisen. Sie hatten die Ansicht, der Gast müsse vor allen Dingen auskurirt werden. Mutter Dippel war unermüdlich, ihm allerlei ausgesucht gute Produkte ihrer Küche und Speisekammer zu übersenden, und hatte die Genugthuung, zu bemerken, daß ihre und ihres Mannes Maxime bei Heinrich vollkommen anschlug. Er wurde gesund und frisch an Körper und Geist und war bald in dem fröhlichen Hause des Pächters einer der Frohsten und Lebendigsten.

Wie hätte unter solchen Umständen seine Arbeit, die er mit ganzer Seele erfaßte, nicht von Statten gehn sollen? Die Blumen des Gartens standen in voller Sommerpracht, Bäume, Wiesen und Feld boten tausendfache Ausbeute für seine malerischen Studien. Der See lag in weitgedehnter Fläche da, umkränzt von Wald und Hügeln. Hier zog er sich in eine tiefe Bucht zurück, dort sprangen Landzungen und Halbinseln tief in die Wasserfläche hinein und warfen das Spiegelbild hoher Eichen und Buchen in den reinen Krystall der Fluthen.

Heinrich durchstreifte die Gegend nach allen Seiten, um ihr Motive für seine Bilder abzugewinnen.

In kurzer Zeit war er mit seinem Plane fertig. Der Saal, welchen er auszumalen hatte, gewährte ihm an den Schmalseiten zwei ziemlich große Flächen. Diese beschloß er mit zwei Landschaften zu schmücken. Die zwei Langseiten des Saals waren durch Thüren und Fenster sehr zertheilt. Für die zwischen ihnen liegenden kleineren Räume, komponirte er Blumen und Fruchtstücke.

Bald war es ein umgestürzter Korb, aus dem die ganze Sommerfülle der Gartenblumen hervorquoll, bald ein schwerer Strauß, mit einem Bande an einen Zweig beseitigt, bald ein buntes Gemisch von Laub, Blüthen und Früchten in einer Schaale, und so weiter. Er hatte darin einige Gewandtheit, und die Arbeit ging rasch und leicht von Statten.

Sein Hauptaugenmerk aber legte er auf die beiden Landschaften, die ihm eine ganz neue und erwünschte Kunstgattung erschlossen.

Sein Material war freilich ein untergeordnetes, denn er malte aus Unkenntniß einer anderen Farbentechnik, mit gewöhnlichen Wasserfarben. Aber Fleiß, Bemühung und aufmerksames Studium lehrten ihn manchen Kunstgriff, dem unvollkommnen Material einen veredelten Ausdruck zu geben.

Beide Landschaften stellte er aus Motiven der Umgegend zusammen, in beiden spielte der See eine Hauptrolle. Das erste Bild glänzte in voller Mittagssonne. Links führte zwischen alten hochstämmigen Buchen, in deren Laub das Sonnengold flimmerte, ein Weg hügelan in den Wald, der bis zur Mitte in eine weite Bucht zog. Rechts, mehr in der Ferne, trat ein Wiesenvorsprung in den See hinein, auf welchem die Bäume ihre Mittagsschatten warfen, bis sie sich zum Walde zusammendrängten und im blauen Dufte verschwammen. Aus der rechten Ecke stiegen hohes Schilf und Binsen empor, während der Vordergrund, wo der See bis an den Rahmen spülte,

mit weißen Wasserrosen zwischen breiten schwimmenden Blättern bedeckt war. So legte er Erinnerungen aus seiner Kindheit in das Gemälde, von denen er hoffte, daß sie Franziska erfreuen würden. Und um das Bild noch mehr mit denselben zu beleben, ließ er einen kleinen, ärmlich gekleideten Knaben, mit einem Bündel Reisig auf dem Rücken, den Waldweg links daher schreiten.

Das war er selbst. In Erinnerungen versenkt legte er zuweilen den Pinsel weg und starrte einige Minuten in sein Werk. Welche Lebensphasen hatte er zurückgelegt, welche Erfahrungen gemacht seit jener Zeit, da er, ein zarter Knabe, von den Verwandten nach Holz hinaus geschickt wurde! Von seinen frühsten Kindheitswünschen bis zum heutigen Tage, der ihm so reiche Erfüllung bot, welch ein Wechsel! Jene Wasserrosen, die er einst Franziska aus dem Sumpfe geholt, sie waren, von ihr zum Kranze gewunden, die geheimnißvolle Kette, die ihn mit fortgezogen in eine fremde Welt voll höchster Lust und tiefstem Jammer. Jene Wasserrosen waren die Sonnenwende seines Glückes gewesen, er hatte sie in die Mitte seines Bildes gesetzt, als ein Zeichen für seine Freundin, daß er von diesen Tagen eine neue Sonnenwende seines Geschickes in ihrem mütterlichen Schutze herleite.

Aehnliche Erinnerungen aus seiner Kindheit sollten auch sein zweites Gemälde, an der gegenüber liegenden Wand, mit Staffage versehen.

Es war im Charakter von dem ersten verschieden. Die untergehende Sonne färbte den Himmel mit einem halbröthlichen Goldton. In der Mitte erhob sich eine riesige

alte Eiche, deren knorriges Gezweig sich fast über die ganze Breite des Gemäldes ausdehnte. Er hatte sie nach einem Original in der Nähe des Landhauses entworfen. Rechts hinter derselben ragten aus Gebüsch und Gärten einige Dächer und die Thurmspitze des Dorfes Schönsiedel, während links im Hintergrunde der See zwischen Bäumen sichtbar wurde. Ganz im Vordergrunde weidete eine Ziege mit zwei Zicklein. Unter der Eiche, halb schon von ihrem abendlichen Schatten verdeckt, saßen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. –

Es ist ein mißliches Geschäft, Bilder zu beschreiben, welche Niemand gesehn hat. Der Leser ist möglicherweise von den beiden beschriebenen wenig angezogen worden, gleichwohl war ihm die Beschreibung nicht zu ersparen. Nicht ihrer Vortrefflichkeit wegen mußte auf sie näher eingegangen werden, sondern um der Ereignisse willen, welche sich an dieselben knüpften und auf das fernere Schicksal unsres Helden von Einfluß werden sollten.

Es mag an diesem Orte zugleich ausgesprochen werden, daß es sich in dieser Erzählung überhaupt nicht darum handelt, ob der Held ein ausgezeichneter, oder ein mittelmäßiger Maler wird. Das Letztere wollen wir nicht fürchten, aber wenn unser Zweck wäre, das Erstere zu beweisen, so müßten wir noch ganz andere Anstrengungen machen. Wir müßten, da wir auf seine Bekanntschaft des Publikums mit seinen Werken rechnen dürfen, etwa die hauptsächlichsten derselben in Illustrationen zur Controle beilegen. Dies dürfte jedoch nicht allein große

Kosten verursachen, sondern möchte sich auch in mancher andern Hinsicht als nicht thunlich erweisen. Aber der Held ist einmal ein Maler, es wird daher noch zuweilen von seinen Gemälden die Rede sein. Zugleich aber möge der Leser die Versicherung hinnehmen, daß nur in so weit von des Helden künstlerischer Thätigkeit gesprochen werden soll, als dieselbe von Wichtigkeit für seine Lebensschicksale, für seine innere Entwickelung wird. Nicht der Künstler, sondern der Mensch im Künstler ist uns die Hauptsache, der Mensch mit seinem Streben und Leiden, mit seinem Unterliegen oder Siegen. –

So schnell, wie wir hier seine ersten Gemälde beschrieben, ging nun aber freilich die Arbeit nicht vorwärts. Sie erlitt durch specielle Studien mannichfache Unterbrechung. Je länger er aber arbeitete, desto besser wurde sein Werk, und jemehr die Arbeit fortschritt, desto mehr Fortschritte machte er in der Kunst. Herr Mertens hatte wohl selbst nicht geahnt, welch eine günstige Schule des Lernens er seinem Schützling eröffnete. Es kamen Tage, wie sie jeder Künstler erlebt, wo Heinrich unzufrieden war mit seiner Arbeit, wo er daran verzweifelte, das Werk so zu vollenden, wie es vor seiner Seele stand. Wenn draußen das Sonnengold der Morgenfrühe auf Blättern und Blüthen glitzerte, der Thau seine Millionen Krystalle über das Gras, über den Purpur und das Blau der Gartenblumen funkeln ließ; wenn der Wald in kühliger Frische ihn grüßte, die Vögel vor seinen Fenstern zwitscherten, und der blaue Aether aus der Fläche des Sees wieder glänzte – wie grau, wie matt und kalt kamen ihm dann

die von ihm belebten Wände vor! Aber ein inneres Feuer erwärmte ihn wieder, sobald er nur eine Viertelstunde sich in sein Schaffen versenkt hatte.

Ihm war's – und er empfand wohl das Richtige – als fielen ihm plötzlich die Schuppen von den Augen, als beginne er jetzt erst die Natur mit den Augen des Künstlers anzusehn. Es war gut, daß er die Blumenstücke vorweg gearbeitet hatte, denn je ernster er sich in den landschaftlichen Geist vertiefte, desto mehr fühlte er, wie er sich mit dem leichten Spiel der Blumenwelt künftig auch nur spielend ab und zu werde begnügen können. –

Vater Dippel besuchte ihn zuweilen und sah ihm bei der Arbeit zu. Das gab ein Verwundern und Erstaunen!

Wahrhaftig, eine Eiche! rief er. Hoho, eine richtige Eiche, grade wie sie da draußen steht! Und das Wasser und die Blumen! Und da, hoho, das ist die Thurmspitze von Schönsiedel! Hoho, gleich wieder zu erkennen! Und die Ziegen – ich meine, ich höre sie meckern! hoho, wenn man das Meckern auch malen könnte! Aber, lieber Junge, nicht zu fleißig sein! Auch zuweilen ausruhn, sonst nützt die Landluft und die ganze Kur Nichts!

Die letztere Ermahnung wiederholte er, so oft er Heinrich sah. Und Heinrich befolgte seinen Rath in der That und ließ es sich in der freien Natur wohl sein.

Ludwig wurde sein treuer Gefährte. So oft es die Geschäfte des jungen Landwirths erlaubten, streiften beide in der Gegend umher, durchruderten den See nach allen Richtungen hin, oder stürzten sich zum kühlen Bade in seine Fluthen. Als glückliche, natürliche Jünglinge

freuten sie sich, am Ufer mit einander ringend, der Kraft ihres nackten Körpers und suchten einander im Schwimmen den Rang abzugewinnen. Bei diesen Gelegenheiten gingen dem jungen Künstler zuerst die Augen auf für die Schönheit der menschlichen Gestalt, und zugleich fühlte er sich angeweht von dem Zauber des griechischen Alterthums. Ludwig besaß aus seiner Schulzeit eine deutsche Uebersetzung der Odyssee, und von dem Augenblick, da Heinrich dies Buch bei ihm entdeckt hatte, kam es nicht mehr aus seiner Tasche.

Die Leiden und Irrfahrten des herrlichen Dulders zogen ihn unwiderstehlich an, er fühlte darin einen Ton der Verwandtschaft mit den Irrfahrten seines eigenen Lebens. Oft wenn er sich mit Ludwig im Walde unter einen Baum streckte, zog er das Buch wie sein Evangelium hervor und las dem Freunde ein Stück daraus vor. Ludwig hatte nicht das volle Verständniß für diese fremde Welt der Schönheit, auch knüpfte sich ihm an das Buch manche unbehagliche Schulerinnerung an die Regeln der griechischen Grammatik. Aber gutmüthig hörte er dem begeisterten Freunde zu und störte seine Freude nicht. Lieber jedoch war es ihm, wenn Heinrich von seinen eigenen Erlebnissen erzählte. Er wußte ihn oft darauf zu bringen, und diese Erzählungen klangen ihm so fabelhaft, daß er nicht begriff, wie man so viel erleben könne.

Eines Tages hatte Heinrich von Sara erzählt.

– Lieben –! sagte Ludwig. Du schilderst es so beneidenswerth – aber glaube, ich werde mich niemals verlieben!

Warum nicht? Du wirst doch nicht von Stein sein?

– Ich habe nie Etwas erlebt, ich werde auch keine Liebe erleben. Mein Leben ist der Alltäglichkeit verfallen, es ist lauter Prosa.

Bis dir eines Tages die Poesie hinein tritt und alle Prosa verjagt. Denn soviel weiß ich, die Liebe ist der Inbegriff aller Poesie!

– Du bist ein Künstler, du siehst Alles mit andern Augen an, und solange ich nicht Deine Augen –

Du wirst einst an deinen eigenen Augen genug haben, um zu sehen. Ich will dich einst daran erinnern.

– Gut, und ich will es dir sagen, wenn ein Stück von deiner Poesie einmal bei mir einkehren sollte. Aber ich zweifle an der Möglichkeit. Wie würde die Liebe in meine Verhältnisse, in mein Haus, in meine Familie passen? Gesetzt, sie nähme mich einst gefangen – ein einziges Hoho! meines Alten würde hinreichen, es aus dem Hause zu jagen. Verliebtheit bei uns – es wäre eine unerhörte Geschichte!

Aber meinst du nicht, daß dein Vater auch einst geliebt habe?

Ludwig lachte laut auf. Mein Alter, rief er, ist der beste, vortrefflichste Mann unter der Sonne, aber Poesie – Liebe, nein, davon ist nie Etwas in seine Seele gekommen!

Heinrich stimmte damit überein, und beide Jünglinge vereinigten sich in der unumstößlichen Ansicht, daß der brave, dicke Vater Dippel nie geliebt haben könne. –

Aber Heinrich's Umgang beschränkte sich nicht allein auf die Pächterfamilie. Auch mit dem Hause des Pfarrers Sonderland hatte er Bekanntschaft gemacht. Zuweilen war er mit Ludwig, zuweilen auch allein über den See nach Schönsiedel gefahren. Er wurde dort ein gern gesehener Gast. Der Pfarrer hatte ihn auch schon in Buchensee besucht und seine Malereien gelobt.

Anfangs trug er eine Scheu vor der Pfarrerin und ihrer Tochter. Es war ihm unangenehm, daß sie ihn in seinem vagabundenhaften Aufzuge gesehn hatten. Das herzliche Benehmen der Frau Sonderland machte diese Befangenheit bald verschwinden, aber gegen Gertrud blieb er scheu und zurückhaltend.

Und doch vermißte er Etwas, wenn sie nicht gleich in der Nähe war. Kam sie endlich, so nickte sie ihm einen flüchtigen Gruß zu und schien ihm weiter keine Aufmerksamkeit zu schenken. Sie ging in wirthschaftlichen Geschäften ab und zu, sprach heiter mit der Mutter, wendete aber selten ein Wort an ihn. War er einen Augenblick allein mit ihr und sprach sie an, so antwortete sie unbefangen, wie es schien, ziemlich gleichgültig.

Dies fing an ihn aufzustacheln. Sie verachtet mich, dachte er, weil sie mich in einem elenden Aufzuge gesehnt hat. Aber warte, du Backfisch, ich will dir jetzt auch mit Nichtbeachtung entgegen treten.

Fortan schenkte er ihr gar keine Aufmerksamkeit mehr, ja er gab ihr sogar Proben, daß er sie für ein bloßes Kind halte. Einmal fragte er sie sogar, ob sie noch mit Puppen spiele?

Sie hatte wirklich eine Puppe in der Hand. Gewiß! sagte sie. Ich spiele mit Puppen. Ich mache sie für meine kleinen Geschwister, und diese selbst sind oft genug meine Spielpuppen.

Heinrich bemerkte – denn mit seiner Nichtbeachtung wollte es doch nicht recht vorwärts – daß sie nur um so heitrer wurde, jemehr er sie vernachlässigte, daß es ihr überhaupt völlig gleichgültig schien, ob er da sei oder nicht, ober sie beachtete oder nicht, ob er seine Bemerkungen über sie machte oder ob er es unterließ.

Das wurde ihm noch unangenehmer, denn er fand, daß sie doch sehr hübsche Augen habe – wiewohl er schönere gesehn zu haben glaubte. Sie ist doch kein Kind mehr! dachte er. An ihrem Fenster, auf ihrem Nähtisch liegen immer eine Menge Bücher, sie ist vielleicht eine Gelehrte. Aber die Odyssee kennt sie gewiß nicht, wie sollte auch ein Frauenzimmer dazu kommen! Er zog das Buch aus der Tasche und fragte, ob sie es schon gelesen habe?

Sie hatte es gelesen und nannte ihm zum Beweis ihre Lieblingsstellen. Die Seeluft darin, sagte sie, heimelt mich an, wie der frische Wind auf unserm See. Kennen Sie das Gedicht von Göthe Und frische »Nahrung, neues Blut?«

Jetzt war das Erröthen an ihm. Er kannte es nicht. Das Gedicht ist Ihnen unbekannt? rief sie. Ich will es Ihnen holen. – Sie lief hinein und kam mit einem kleinen Büchlein zurück welches sie ihm aufgeschlagen reichte. Er steckte es unbesehen in die Tasche und biß sich auf die Lippen.

Nach einer Weile ließ Gertrud verlauten, daß sie sich oft allein auf dem See umher rudre. Heinrich fragte, ob er sie fahren dürfe. Sie dankte.

Es kann mir, dachte er, am Ende sehr gleichgültig sein, ob die mit mir fahren will oder nicht. Sie hat Nichts als Bücher im Kopfe. Es taugt Nichts, wenn Mädchen schon so früh die Gelehrten spielen wollen.

Er nahm Abschied und fuhr nach Hause. – Als er Abends allein war auf seinem Zimmer, zog er das Buch, welches Gertrud ihm gegeben hatte, aus der Tasche. Es waren Göthe's Gedichte, eine ihm noch unbekannte Welt.

Er begann zu lesen. Er blätterte vorwärts und rückwärts, die Stunden entflohen, sein Gesicht glühte. Er starrte in's Licht, er las immer wieder, was er schon gelesen hatte. Es war, als sänge ein ganzer Chor von Liederseelen laut aus den Blättern hervor. Das klang und rauschte, bald jauchzend aus vollster Jugendbrust, bald sanfteste Klage und tiefstes Weh, bald stürmende, titanische Leidenschaft, bald Melodie beruhigter Schmerzen und Trostgesang in Thränen. Ja, eine neue Welt war's, die ihm plötzlich aufging! Was je ein Menschenherz in Freud und Schmerz empfunden, das Alles klang ihm aus diesem kleinen Buche entgegen.

Er fuhr empor. Das Licht war tief herabgebrannt, es mußte über Mitternacht sein. Er eilte hinaus auf die Terrasse des Gartens, die der See bespülte. Weit und unendlich spannte sich der gestirnte Himmel aus, und die Sterne spiegelten sich auf dem See.

Noch immer tönte der Nachklang von tausend Liedern durch seine Seele. Und wer hatte ihm diese neue Welt eröffnet? Ein Mädchen, ein schlankes, blondes Mädchen, das er wie ein Kind behandelt. Und war sie nicht noch halb ein Kind? Aber sie kannte doch die wundervollen Liederweisen alle, die plötzlich in ihm klangen – hatte sie schon ein Verständniß dafür? Sie lag und schlummerte weit drüben, über den Wellen, das Ufer, wo ihr Vaterhaus stand, war dem Auge nicht sichtbar, hinter Vorsprüngen und Halbinseln verborgen. Ahnte sie, welche Empfindungen sie in ihm geweckt hatte? –

Von dieser Stunde an betrachtete er Gertrud mit ganz andern Augen. Als er das Nächstemal nach Schönsiedel kam, schien sie ihm größer, jungfräulicher geworden.

Er wollte ihr das Buch zurückgeben, bat aber, ob er es noch behalten dürfe. Sie sprachen über Göthe's Gedichte so viel die Jugend darüber zu sprechen versteht. Heinrich ließ die Vermuthung laut werden, daß sie überaus viel gelesen haben müsse. Sie schüttelte lächelnd den Kopf und behauptete das Gegentheil.

Ich besitze ein paar Gedichtbücher, sagte sie, das ist fast Alles, was ich gelesen habe.

Er konnte sich das nicht denken. Sie schien ihm so fertig, so gesetzt, so verständig, er vermochte sich einer Art von Ehrfurcht für sie nicht zu erwehren. Wenn Sie der Mutter in der Wirthschaft zur Hand ging, die kleinen, Geschwister beaufsichtigte, so geschah dies Alles so geräuschlos es machte sich wie von selbst. Sie war immer freundlich, that Alles mit einer stillen, sanften Heiterkeit,

und ihre schlanke Gestalt wandelte, leicht wie eine Grazie, in ruhiger Geschäftigkeit durch Haus und Garten.

Wenn Heinrich über den See fuhr und am jenseitigen Ufer zu landen dachte, dann stand ihm in ihr das Bild der königlichen Nausikaa vor Augen. Er hatte Gertrud einst am Ufer stehn sehen, wie sie den Mägden, welche die Wäsche spülten, Befehle gab. So, dachte er, muß jene hohe Jungfrau dem verschlagnen Odysseus am phäakischen Gestade erschienen sein! Und so, von hingebender Verehrung erfüllt, gestaltete sich sein Umgang mit Gertrud. Ihre Nähe beruhigte ihn, ihr stilles Walten, der unnahbare Zauber ihrer Jungfräulichkeit hielten ihn in einer gemessenen Schranke und verbannten jeden Wunsch, dieselbe zu überschreiten. Im Verlauf einiger Wochen waren beide auf einem halb geschwisterlichen Fuß, bei welchem von Seiten Heinrich's eine ritterliche Zuvorkommenheit vorwaltete. Er wiederholte einst seinen Vorschlag, ob er sie im Nachen fahren dürfe. Die Mutter hatte Nichts dagegen, und Gertrud erhob sich sogleich, um mit Heinrich an's Ufer zu gehn.

Sie wußte das Ruder zu führen, und so stießen sie mit vereinten Kräften in den See. Die Freude des leichten, frischen Dahingleitens führte sie weiter in die Wasserwindungen des vielverzweigten Sees hinein, als sie zu fahren die Absicht gehabt hatten. Heinrich zog die Odyssee aus der Tasche. Sie erkannte das Buch und nickte, und Heinrich wußte, daß er etwas daraus lesen dürfe. Sie legte das Ruder vor sich nieder und hörte, wie Odysseus mit den

Wellen der Brandung kämpfte, um sich schwimmend an das unbekannte Ufer der Phäaken zu retten.

»Schon zween Tag', und der Nächte so viel, in dem wogenden Aufruhr
Irrt' er umher, und oft umschwebte Tod ihm die Seele.
Doch wie den dritten Tag die lockige Eos vollendet,
Jetzo ruhte der Wind besänftiget, und das Gewässer
Schimmerte ganz windlos; da schaute er nahe das Ufer,
Scharf anstrengend den Blick, als steigend die Well' ihn emporhub.
Und wie zur Freude den Kindern erscheint des geretteten Vaters
Leben, der lange gequält von heftigen Schmerzen der Krankheit
Niederlag und verging, denn ihn plagt' ein feindlicher Dämon;
Doch zur herzlichen Freud' erretten ihn Götter vom Elend:
So zur Freud' erschien dem Odysseus Ufer und Waldung. Ringend schwamm er hinan, mit den Füßen das Land zu ersteigen.
Als er so fern noch war, wie erschallt volltönender Ausruf,
Jetzo hört er ein dumpfes Getös an den Klippen des Meeres.
Hochauf donnerte dort an des Eilands Küste die Brandung,
Graunvoll spritzend empor, und bedeckt war Alles von Salzschaum

Denn nicht Buchten empfingen die Schiff', und bergende Rheden,
Nein, nur Geklüft umstarrte den Strand, Meerklippen und Felshöhn.«

Gertrud blickte aufmerksam zuhörend in die Fluth, die die sie so ruhig und klar umgab, und suchte sich ein Bild zu machen von der empörten Meeresbrandung, von welcher der königliche Dulder umher geschleudert wurde. Sie ließ das Wasser durch ihre Hand spielen, während der Nachen kaum merklich über die Fläche glitt. Heinrich fuhr begeistert fort zu lesen:

»Schon trug ihn hochrollend die Wog' an das schroffe Gestad hin,
– – –
Hurtig mit beiden Händen umfaßt er die Klipp' in dem Anschwung,
Hielt dann keuchend sich fest, bis die rollende Woge vorbei ging.
Also entrann er ihr jetzt. Doch zurück nun prallend vom Ufer
Schlug sie daher mit Gewalt, und schleudert ihn fern in die Fluthen.
Und wie dem Meerpolypen, den einer hervor aus dem Lager
Aufzog, häufige Kiesel die ästigen Glieder umhangen,
So am Gestein blieb jenem von fest umklammernden Händen
Abgeschunden die Haut, und die rollende Woge verbarg ihn.

Jetzt wär in Jammer vertilgt, auch trotz dem Schicksal, Odysseus,
Wenn nicht Klugheit gewährte die Herrscherin Pallas Athene.
Aufgetaucht aus dem Schwall der am Strand aufspritzende Brandung,
Schwamm er herum, hinschauend zum Land, abhängiges Ufer
Irgendwo zu erspähn, und sichern Busen des Meeres.
Als er nunmehr die Mündung des schön herwallenden Stromes
Schwimmend erreicht; hier endlich erschien ihm nach Wunsche das Ufer
Glatt, ohn' einigen Fels, auch war vor dem Winde Bedeckung.
Und er sah verwallen den Strom, und betete herzlich:
Höre mich, Gott, wer du seist! Dir sehnlich Erflehetem nah' ich,
Fliehend aus finstrem Meer vor den Drohungen Posaidaos!
Ehrenwerth ja scheinet der Mann auch unsterblichen Göttern,
Welcher um Schutz annaht, ein Irrender, so wie ich selbst nun
Nahe zu deinem Strom und deinen Knien, ein Bedrängter!«

Plötzlich fuhr Gertrud empor und blickte mit einem leisen Schreck um sich. Auch Heinrich sah auf und hemmte seine begeisterte Rede. Wie aus einem Traume

erwacht, vernahmen sie das Grollen eines heraufziehenden Gewitters, begleitet von einem Windstoße, der sausend über die Wasserfläche fegte. Das Gewitter stand fast über ihren Häuptern. Der Horizont hinter ihnen war eine einzige finstre Masse. Heinrich warf das Buch bei Seite und nahm das Ruder, und mit vereinigten Kräften suchten sie die Heimkehr zu beschleunigen. Aber schon fielen große schwere Tropfen, heftiger erhoben sich die Windstöße, und in wenigen Minuten brach das Ungewitter, von tobendem Sturme begleitet, los. Der Regen strömte aus den Wolken, grau war Alles rings umher, kein Ufer zu erkennen. Heinrich und Gertrud erkannten einander kaum in den Wasserfluthen, die von allen Seiten über sie strömten. Der Sturm riß ihnen die Hüte vom Kopf und peitschte sie weit über die aufgeregte Wellenmasse. Immer lauter und schneller hinter einander knatterten, krachten und zuckten Donner und Blitzschläge, der See hob in hohen ungestümen Wellen. Heinrich strengte alle Kräfte seines Körpers an, ein Ufer zu gewinnen, aber umsonst. Jetzt schlug zischend und von furchtbarem Donner begleitet ein Blitz neben ihnen in den See. Gertrud schrak zusammen und verlor das Ruder. Sie bog sich über, um es wieder zu gewinnen, aber Heinrich schrie ihr zu, es fahren zu lassen. Sie sprach kein Wort und saß aufrecht da, gefaßt, wie es schien, auf Alles, was da kommen sollte. Der Nachen wurde von den Wellen umhergeschleudert, die schwarze Gewitternacht schien sich immer wilder und tobender entladen zu wollen. Plötzlich fühlte Heinrich Grund mit dem Ruder. Er erkannte

ein Ufer und strengte alle Kräfte an, um es zu erlangen. Zwanzig Schritte mochte dasselbe noch entfernt sein, als der Kahn festsaß und durch keine Gewalt weiter zu bringen war.

Ich trage Sie an's Land! rief Heinrich seiner Gefährtin zu. Sogleich sprang er in's Wasser, das ihm kaum bis an die Knie reichte. Es war keine Zeit zu Auseinandersetzungen. Gertrud stand auf, er hob sie auf seinen Arm und watete mit der schönen Last durch das Schilf. Unter einer dichtbelaubten Buche setzte er sie ab. Dann eilte er zurück, um den Kahn dem Ufer näher zu ziehn. Er steckte seine vollständig durchweichte Odyssee, die er im Kahne schwimmen sah, in die Tasche. Als er zu Gertrud zurückkehrte, fand er sie an den Stamm der Buche gelehnt, welche den Regenguß ein wenig abhielt. Seine Brust hob sich von Aufregung und Anstrengung, sein Gesicht war hoch geröthet. Gertrud sah ihn mit einem halb dankbaren, halb verschämten Blicke an.

– Was werden die Eltern sich ängstigen! sagte sie.

Ich habe dies Unheil verschuldet! entgegnete Heinrich.

– Ich bin ja freiwillig so weit mitgefahren! Haben Sie Ihr Buch gerettet, oder schwimmt es mit unsern Hüten auf den Wellen?

Heinrich klopfte auf seine Tasche, zum Zeichen, daß es gerettet sei.

Beide standen triefend bei einander und sahen nach dem See hinaus. Plötzlich fing Gertrud an zu lachen, und Heinrich stimmte ein. Beide lachten, daß sie sich kaum

zu fassen wußten. Sie sprachen Nichts. Das Gefühl der Sicherheit vor der Gefahr machte ihnen ihre abenteuerliche Lage humoristisch, und sie verstanden einander, indem sie sich ansahen und immer wieder in ein unerschöpfliches Lachen verfielen.

Und während sie lachten, sauste das Wetter vorüber. Ein greller Sonnenstrahl warf ein prächtiges Licht über die Landschaft.

– Nach Hause! rief Gertrud. Aber zu Fuß! Wo sind wir? Heinrich erkannte die Gegend.

Wir hätten zu Fuß über eine Stunde zu gehen, sagte er. Zu Wasser ist's näher. Wir sind hier in der Nähe des Haidekrugs.

– Des Haidekrugs? Das ist gut! Ich kenne die Wirthin und ihre Tochter. Die müssen mir von ihren Kleidern geben.

Sogleich schritten Beide durch den Wald. Der Boden war naß und versumpft. Heinrich wollte seine Gefährtin tragen. Sie lehnte es ab, ließ es sich aber gefallen, daß er ihr zuweilen seine Hand zur Hülfe bot. So kamen sie nach dem Haidekruge.

Die Wirthin war erbötig, Gertruden einen Anzug ihrer Tochter zu geben, während Heinrich den Knecht willig fand, ihm seine Sonntagskleider zu leihen.

Der Knecht behauptete, daß sie zu Fuß nicht auf dem durchweichten Wege fortkommen würden, und so ließ Heinrich einen Leiterwagen anspannen, um Gertrud nach Hause zu fahren.

Umgekleidet traten die Freunde einander wieder entgegen. Heinrich machte ihr einen Bauernkratzfuß, auf den sie mit einem kurzen Knix einging. Rasch wurde der Leiterwagen bestiegen, und neben einander auf einem Bündel Stroh sitzend fuhren sie nach Schönsiedel. Sie waren sehr guter Dinge, Gertrud meinte aber, Schelte werde es zu Hause wohl geben. –

Die Eltern waren eben so erstaunt als froh, da sie die beiden Abenteurer in so veränderter Weise anlangen sahen.

Es war inzwischen spät geworden, und Heinrich mußte daran denken, den Wagen rechtzeitig nach dem Kruge zurück zu bringen. Er nahm Abichied. Gertrud reichte ihm zutraulich die Hand. –

Von diesem Tage leitete sich eine Freundschaft zwischen Heinrich und Gertrud her, welche von Verliebtheit weit entfernt zu sein schien. Es herrschte Vertrauen und Rückhaltslosigkeit zwischen ihnen. Er erzählte ihr sein ganzes Leben, und sie behielt jeden einzelnen Punkt auf's Genaueste. Er machte ihr auch kein Geheimniß aus seiner Liebe zu Sara. Sie hörte ihm zu, wie eine Schwester, mit Freude, mit Mitgefühl, mit steter Theilnahme.

Ludwig Dippel pflegte Sonntags mit nach Schönsiedel zu kommen. Er war sehr erstaunt über das Abenteuer, welches Heinrich mit Gertrud gehabt hatte. – Ich hab' das Mädchen nun seit Jahren hundertmal auf dem See herum gefahren, sagte er, und es ist Nichts besondres dabei vorgegangen. Du brauchst nur zu kommen, und du

erlebst überall Etwas. Jetzt hast du dich gar schon in sie verliebt!

– Gott bewahre! eiferte Heinrich.

Nicht? Ich dachte, es wäre wieder einmal richtig mit der – Poesie!

– Damit allerdings! Aber es giebt verschiedene Arten.

Himmel! Nun auch gar noch verschiedene Arten! Nein, nun weiß ich, daß ich damit nicht zurecht komme! Aber wie nennt man diese Art?

– Sie hat keinen Namen.

Nicht? Also namenlos verliebt! Aber wahrhaftig, es ist doch langweilig, daß ich dabei so ganz auf dem Trocknen sitze!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Diese geselligen und gemüthlichen Verhältnisse und Beziehungen thaten der Arbeit unsres Helden nur geringen Eintrag. Mit Ausnahme mancher Sonntage und einiger Freistunden in der Woche, war er sehr eifrig mit der Ausmalung des Gartensaals beschäftigt. Bei der mäßigen Größe desselben sah Heinrich sein Werk mit raschen Schritten der Vollendung entgegen gehn. Jemehr er sich dem Abschluß näherte, desto größer wurde sein Fleiß, desto ernster sein Streben, das Fertige immer noch mehr durchzubilden.

Es war in den ersten Tagen des September, als er Pinsel und Farben zusammen packte und den Saal in Ordnung bringen ließ. Er schrieb an Herrn Mertens und Franziska,

daß er fertig sei, und lud sie ein, sein Werk in Augenschein zu nehmen.

Franziska war längst dazu entschlossen, und in wenigen Tagen langte sie in Buchensee an. Sie brachte einen ganzen Wagen voll Kinder mit, nämlich außer den Ihrigen noch zwei kleine Töchter des Professor Engelhard, Freundinnen Eugenien's. Bald darauf erschien auch Herr Mertens, der jedoch nur zwei Tage in Buchensee blieb. Herr Mertens machte große Augen, als er in den Gartensaal trat. Er hatte gedacht, etwa eine einfache Blumenguirlande oder dergleichen an den Wänden zu finden. Jetzt sah er die Wände mit großen Gemälden bedeckt, er erkannte allerlei Motive der Umgegend, sah sich überrascht durch charakteristische Formen und Farbenstimmungen, und fühlte sich plötzlich von einer frohen Genugthuung durchdrungen, an diesen seinen eignen Wänden vollendete Kunstwerke zu besitzen. Ja, er war so glücklich in diesem Gedanken, daß er eine förmliche Furcht vor der Möglichkeit empfand, es möchte Jemand die Vortrefflichkeit dieser Gemälde anzweifeln.

Wie Franziska Heinrich's Werk aufnahm, läßt sich denken. Sie verstand ihn ganz, und als sie mit freudestrahlenden Augen vor den Wasserrosen stand und den kleinen Knaben mit dem Holzbündel erkannte, preßte sie mit zwei glänzenden Thränen ihren Liebling an die Brust und sagte leise zu ihm: Wenn Gotthard das erlebt hätte! –

Herr Mertens überhäufte Heinrich mit Anerkennung. Er hatte sofort im Sinne, ihm eine goldne Uhr zu schenken – wenn er sie nur da gehabt hätte! Er wollte ihm

ein »Cadeau« machen, welches eines solchen Kunstwerks würdig wäre – er fühlte sich ganz unglücklich, keine große Geldsumme zu sich gesteckt zu haben. Mit einem Gemisch von fast väterlicher Liebe, Hochachtung und Mäzenatenstolz fuhr er ab und beschloß, nicht nur dem Präsidenten, seinem Schwiegersohn, die glänzendste Schilderung von der Kunstthätigkeit des jungen »Virtuosen«, wie er Heinrich nannte, zu machen, sondern alle Künstler und Kunstverständigen der Hauptstadt auf sein Landhaus einzuladen. Am Liebsten hätte er das ganze Landhaus eingepackt und in der Stadt der allgemeinen Bewunderung ausgestellt. Schon überlegte er, welches Zimmer seines Hauses in der Stadt sich am meisten zu einer Ausmalung eignen würde, schon überlegte er sogar, welche Stoffe dafür die passendsten sein möchten. Merkwürdigerweise schwebten ihm dabei fortwährend die Decorationen aus der Zauberflöte vor Augen, die er kürzlich in der Oper gesehn hatte. Und da er Freimaurer war, so dachte er es sich sehr anmuthig, Sarastro's ägyptische Haushaltung und Umgebung täglich an seinen eigenen Wänden bewundern zu können. Unter solchen Gedanken kam er in der Stadt an und fand, daß er den Weg dahin niemals in so kurzer Zeit zurückgelegt habe.

Franziska jedoch blieb mit ihren Kindern in Buchensee. Sie hatte sich darauf eingerichtet, mehrere Wochen daselbst zuzubringen. Den Gartensaal wählte sie zu ihrem Wohnzimmer. Oft, wenn die junge Gesellschaft sich im Freien tummelte, ging sie hinein und betrachtete lange einsam die geschmückten Wände. Die Kunst war einst

so innig mit ihrem eignen Leben verwachsen gewesen, sie war ihr, bis zu dem geringsten Apparat ihrer Ausübung, so werth, so theuer geworden, daß sie sich plötzlich mit einer wehmüthigen Freude in jene Zeiten versetzt sah, die sie mit Gotthard in seinem Heiligthume gelebt hatte. Und zwar lebhafter als jemals. Sie hatte wieder einen Maler in ihrer Nähe, einen Menschen, der ihr Glück mit erlebt hatte, und der es verstand, ihr jene Zeit durch persönliche Beziehungen künstlerisch wieder nahe zu bringen. Heinrich war kein Knabe mehr, sie sah einen stattlichen Jüngling vor sich, der sich in der kurzen Zeit, da er der Kunst thatsächlich angehören durfte, in seiner ganzen Erscheinung, wie es ihr vorkam, nur noch schöner und edler entwickelt hatte. Sie lebte der Ueberzeugung, daß er einst Großes und Außerordentliches leisten würde. Eine innige, nicht allein mütterliche Liebe, sondern Freundschaft erwachte in ihr für Denjenigen, der ihr die Ideale ihrer Jugend wieder geweckt und belebt hatte. Und wenn sie ihn betrachtete und ihre kleine Eugenie ansah, dann kam Etwas wie ein leiser Wunsch in ihre Seele. Nur ganz leise, aber doch mit stillem mütterlichem Genügen. Denn welche Mutter hätte nicht, selbst wenn ihr Töchterchen erst 10 Jahre gezählt, zuweilen daran gedacht, das heranwachsende Mädchen einst einem würdigen Manne zu verbinden? Und ist es ihr zu verargen, wenn sie denjenigen Jüngling mit besonders günstigen Augen betrachtet, der ihrem eignen einstigen Jugendgeliebten vielfach ähnlich ist? Noch lächelte Franziska ihres Wunsches und nannte sich eine Thörin, den Kindern so

voreilig voraus zu denken, aber der Gedanke war einmal geboren und begann, wie alles Lebendige, sich zu entwickeln.

Eines Tages hatte Franziska Gesellschaft. Frau Sonderland und Frau Dippel waren mit ihren Kindern zu Besuch erschienen, die Männer wurden zum Abend erwartet. Franziska saß mit den Frauen auf einem Kiesplatze unter Bäumen, umgeben von dem schönsten Herbstblumenflor. Die Jugend spielte auf einem entfernteren Waldplatze mit Reifen. Ein Bedienter, welcher kam, um eine Tafel mit Wein, Pfirsichen und süßen Speisen zu besetzen, vertraute der Hausfrau, daß schon vor einer Weile ein Herr angekommen sei, der im Gartensaale die Gemälde betrachte und noch nicht gemeldet werden wolle.

Kaum hatte er es ausgesprochen, als ein Mann durch den Garten schritt, den der Diener als den Angekommenen bezeichnete.

Professor Engelhard! rief Franziska, indem sie aufstand und ihm entgegen eilte. Willkommen in Buchensee!

Ich komme, sagte der Professor, um nachzufragen, ob meine Töchter sich artig betragen? –

Franziska wußte die Rede bald auf Heinrich's Werk zu bringen und fragte, wie Engelhard darüber urtheile?

Die Arbeit, sagte er, ist für einen so jungen Mann, wie Herr Mertens ihn mir geschildert hat, sehr anerkennenswerth. Aber freilich sieht man den Autodidacten überall durch. Die Ausführung ist oft schülerhaft und unbeholfen, während die Composition vortrefflich gedacht ist. Es

wäre schade, wenn der junge Künstler ohne Ausbildung bliebe – freilich müßte er ganz von vorn anfangen, wenn er einst etwas wirklich Bedeutendes leisten soll.

Gestehen Sie nur, sagte Franziska, mein Vater hat in seinem regen Antheil für Heinrich schon bei Ihnen angefragt, ob Sie sein Lehrer sein wollen?

Er hat es, und mit darum bin ich hier. Verlangen Sie aber jetzt noch keine Entscheidung von mir. Lassen Sie mich den jungen Mann kennen lernen. Wenn er Tadel, wenn er Wahrheit vertragen kann, wollen wir weiter zusehn.

Franziska forderte die Frauen und den Professor auf, ein Stück in den Wald hinein zu gehn und das Spiel der Kinder zu beobachten. Die »Kinder« waren an Jahren sehr verschieden. Ludwig, Heinrich und Gertrud wären durch diese Bezeichnung nicht sehr erbaut gewesen. Dennoch saß die junge Gesellschaft in diesem Augenblick in einer gemeinsamen Gruppe beisammen. Gertrud, die beiden kleinsten Knaben Franziska's an ihrer Seite, erzählte eine Geschichte, während die übrigen sich um sie her gelagert hatten.

Die Eltern betrachteten aus einiger Entfernung das anmuthige Bild. Es löste sich beim Herannahen derselben in seine Theile auf, wie sehr Engelhard auch rief, daß sie sitzen bleiben sollen. Das junge Volk weiß gar nicht, sagte er, wie schön es aussieht in seiner malerischen Gruppe! So hat der Künstler immer seine Noth! Bäume und Berge sind festgewachsen und lassen sich ruhig betrachten, merken aber beseelte Wesen das Auge eines Künstlers,

husch! fahren sie aus einander, wie ein Rudel Hirsche vor einem Büchsenschusse!

Franziska rief Heinrich zu sich, um ihn dem Professor vorzustellen. Ein freudiger Schreck durchfuhr unsern Helden des Mannes ansichtig wurde, mit dem seine Gedanken schon so vielfach beschäftigt gewesen waren. Aber es war das nicht allein. Er hatte den Professor niemals mit Augen gesehn, und doch – *dieser* Mann war ihm bekannt. Aber wie? Hatte er ihn in Träumen gesehn? Nein, es mußte in der Wirklichkeit gewesen sein. Das Gesicht hatte einst jugendlichere Züge gehabt, aber es war derselbe braune Bart, dasselbe geistvolle Auge, dieselbe hohe Stirn. Plötzlich dämmerte ihm eine Erinnerung aus frühster Kindheit, und jetzt – jetzt erkannte er mit Bestimmtheit wieder.

Anstatt dem Professor auf eine an ihn gerichtete Frage zu antworten, that er mit klopfendem Herzen die Gegenfrage: Waren Sie vor langer Zeit einmal in Dietharz?

Wie so? fragte Engelhard. In Dietharz? Ist das nicht ein Dorf oder Flecken in Thüringen?

– Ja! Und Sie wanderten mit zwei Gefährten durch den Wald –

Ganz richtig! muß lange her sein.

– Zwölf Jahre. Und Sie trafen eine Schaar Knaben im Walde, und ließen sie niedersitzen und singen, und zeichneten die Gruppe in Ihr Skizzenbuch!

Wahrhaftig – es waren prächtige Burschen! Ich muß das Blatt noch haben. Aber wie kommen Sie zu diesen Erinnerungen?

– Gedenken Sie noch des Knaben, den Sie den Singemeister nannten? Sie fragten ihn auch nach seinem Namen. Er hieß –

Doch nicht Heinrich Falk?

– So hieß er! Ich habe den fremden Maler nie vergessen, der so freundlich zu mir sprach. Seit jener Stunde erwachte in mir die Liebe zur Kunst und hat mich nie wieder verlassen!

Welch' wunderbares Zusammentreffen! Und hier finde ich den kleinen Jungen zum Jüngling herangewachsen, und wiederum in einer Gruppe, die ich hätte zeichnen mögen! Sein Sie mir als ein alter Bekannter gegrüßt!

Er reichte Heinrich die Hand und schüttelte sie herzlich. Heinrich war auf dem Gipfel der Freude, und Franziska, welche das Gespräch angehört hatte, theilte dieselbe.

Auch Ludwig Dippel hatte der Erkennungsscene beigewohnt. Es ist doch erstaunlich mit dem Heinrich! dachte er. Kein Mensch kann ihm begegnen, ohne daß er mit ihm schon einmal etwas erlebt hätte! –

Der Pfarrer Sonderland und Vater Dippel kamen, und die Gesellschaft wurde sehr heiter und lebendig. Es war Nacht, der Mond stand über dem See, als Sonderlands ihren Kahn bestiegen, um nach Hause zu fahren, während Dippels sich zu Fuß auf den Heimweg machten. Engelhard hatte sich eingerichtet, die Nacht im Landhause zuzubringen. Noch war zwischen ihm und Heinrich in der äußerst belebten Gesellschaft von den Gemälden im

Gartensaal nicht die Rede gewesen. Die Hausgenossen wünschten einander gute Nacht und trennten sich.

Heinrich aber zog es vor, noch eine Stunde der schönen Herbstnacht zu genießen. Er ging zur Terrasse, deren Fuß leise Wellenkreise umspülten. Der Mond warf eine weitgedehnte Lichtsäule über den See. In der Ferne verklangen Stimmen, und der Ruderschlag des Nachens, welcher Gertrud und die Ihrigen nach Hause trug. Jetzt durchschnitt der Nachen den silbernen Wiederschein des Mondes auf dem Wasser, und unter den plötzlich schärfer hervortretenden Umrissen der Gestalten glaubte Heinrich die der schlanken Gertrud zu erkennen.

Da hörte er Tritte, die sich der Terrasse vom Garten auch näherten. Gleich darauf stand Engelhard vor ihm.

Treffe ich den Kunstjünger allein in seinen Träumereien? sagte Engelhard, indem er Heinrich erkannte und neben ihm Platz nahm. Wie warm, wie wundervoll ist die Nacht! Lassen Sie sich meine Gesellschaft gefallen, wir haben ja noch kaum mit einander reden können. Also einen Künstler finde ich in dem kleinen Jungen wieder, der mir vor langen Jahren im Walde als Modell saß!

– Sie sind zu gütig, sagte Heinrich, wenn Sie mich einen Künstler nennen. Es ist mein höchster Wunsch, es zu werden, aber die Umstände haben sich Jahre lang dagegen verschworen. Ihnen, ich wiederhole es, verdanke ich die erste Anregung zur Kunst. Mein ganzes bisheriges Leben war ein fortwährendes Suchen und Ringen nach dem Lebensmittelpunkt, der sich mir seit jener ersten Bekanntschaft mit Ihnen unwandelbar festgestellt hatte!

Ich habe Ihre Geschichte erfahren, lieber Falk, und freue mich, daß trotz aller Ablenkungen Ihr Streben zur Kunst sich Bahn gebrochen hat. Sie haben früh den Ernst des Lebens kennen gelernt, Ihre rein menschliche Entwickelung ist der künstlerischen vorausgegangen. Preisen Sie dies Geschenk des Schicksals! Zum Lernen wird man nie zu alt, mit Fleiß und Ausdauer kann man Alles nachholen. Nur für Denjenigen sind Gefahren dabei, dem die Gunst der Verhältnisse das Leben leicht macht. Zerstreuung und Verweichlichung sind ewige Feinde des Talentes. Ihnen ist die Gelegenheit geboten worden, unter Druck und Mühsal sich kräftig und frisch zu erhalten – wenn es Ihnen gelungen ist, dann haben Sie viel voraus vor Andern.

– Wie gern will das Versäumte nachholen, aber ich bedarf eines Lehrers, der mir die Geheimnisse der Kunst aufschließt. Bisher war allein die Natur meine Lehrerin. Sie hat mich wohl sehen gelehrt, aber ich fühle wohl, daß vom Sehen bis zum Schaffen ein weiter Weg ist.

Sehr richtig. Das zeigen auch Ihre Wandmalereien. Die Blumenstücke sind in der Anordnung und Ausführung recht geschickt und geschmackvoll. Ein schwierigeres Werk hatten Sie mit der Landschaft übernommen. Sie thaten wohl, keine bloßen Ansichten zu malen, die Natur nicht blos abzuschreiben, sondern nach ihren Vorbildern etwas Selbstständiges zu komponiren. Die bloße Ansicht ist prosaisch, die Kunst soll aber das Poetische darstellen.

– Ist aber die Natur nicht immer poetisch?

Nicht immer, und nicht für den Künstler. Der Mensch kann in der schönsten Gegend empfindungslos bleiben, wenn sie ihm nicht durch innere Stimmung näher gebracht und gehoben wird. Er kann die unscheinbarste Gegend schön finden, wenn sein Gemüth frei und glücklich und dem frohen Eindruck offen ist. Aehnlich ist es in der Kunst. Eine Gegend ist nicht poetisch, wenn sie schon schön ist. Das Charakteristische, die Stimmung, müssen Sie erst der Prosa entreißen. Und wiederum, nehmen Sie ein beliebiges Stück Land und nennen es eine Gegend – und Sie können durch Licht und Schatten, Luft und Wolken eine durchaus poetische Wirkung damit erzielen. Dies ist die Welt des Landschaftsmalers. Sie ist reich, wenn er selbst reich ist an Gemüth und Empfindung. Sie ist arm, wenn der Griffel die Natur blos abschreibt, wenn nicht Wärme des Gefühls das an sich Unbedeutende beseelt und zum Bedeutenden erhebt.

– Lassen Sie mich mehr hören! rief Heinrich. Sie sprechen aus, was ich geahnt, wofür ich noch keine Form fand, um es in Worte zu fassen. Jetzt erst, in diesem Augenblick geht mir die innere Welt der Kunst auf, und ich fühle zugleich, daß ich noch Nichts gelernt habe, noch Nichts zu schaffen weiß!

Das ist ein sehr glückliches Gefühl, denn es verbürgt die Aufrichtigkeit Ihres Strebens. Sie haben dort im Gartensaal Ihr Erstlingswerk vollendet –

– Ach, erwähnen Sie es nicht, ich schäme mich seiner!

Das haben Sie doch nicht eben nöthig. Wie Ihr Bildungsgang gewesen ist, konnte es nicht wohl anders werden, ich freue mich aber, Ihnen sagen zu können, daß es trotzdem sehr anerkennenswerth geworden ist. Sie haben die Natur gesehn, aber noch Nichts von der Kunst. Sie haben Alles, was den Künstler macht, Talent, Empfindung, Wahrheit des Strebens, Fleiß und Ausdauer, aber Sie können weder zeichnen, noch auch malen. Es sieht aus, als wär's gezeichnet und gemalt, aber es scheint nur so. Es ist natürlich, daß die Ihrigen sich darüber freuen und Sie für einen Virtuosen halten. Ich freue mich, daß Sie kein Virtuose sind, sondern ein talentvoller Anfänger. Und wenn Sie mir versprechen wollen, sich meinen Anordnungen zu fügen, so sollen Sie einen Lehrer und Freund in mir finden, der sein Bestes thun wird, Sie zum Künstler heran zu bilden!

Wer war glücklicher als Heinrich. Er versprach Alles und war ganz hingebende Dankbarkeit.

In traulichem Gespräch wurden nun von Meister und Schüler die Thätigkeit für die nächste Zukunft eingehend durchgenommen und die Schritte bestimmt, welche Heinrich in seiner künstlerischen Laufbahn zu thun hatte.

Das war eine Nacht, wie Heinrich sich keiner gleichen erinnern konnte.

Wellen und Windesrauschen schienen ihm Glückwünsche zuzurufen, die Luft, die über den See gezogen kam, wehte wie Grußesworte, und aus dem feuchten Wiederspiel des Mondes auf dem Wasser stiegen schimmernde

Gestalten auf und winkten mit weißen Armen und silbernen Schleiern. Heinrich schwieg, und seine jugendliche Phantasie sah die Träume einer glücklichen Stunde in lebendigen Gebilden vor sich. Von diesem Augenblick an schien jede Hoffnung seines Lebens in Erfüllung gehn zu wollen.

Endlich erhob sich Engelhard. Und nun zur Ruh, mein junger Freund! sagte er. Wir haben uns zweimal so wunderbar gefunden, wir wollen kein drittesmal abwarten, um uns in einem schönen und edlen Streben zu verbinden!

Eine Woche nach Engelhard's Besuche galt es Abschied zu nehmen von dieser Gegend, die Heinrich so theuer geworden war. Der Präsident war in Buchensee gewesen, hatte Heinrich's Gemälde mit Anerkennung besprochen und war mit seiner Gattin und den Kindern nach der Stadt zurück gefahren.

Niemals hatte Heinrich den Präsidenten so heiter und angeregt gesehn. Diese heitre Stimmung verdankte derselbe den letzten Nachrichten seines Sohnes aus Paris. Edgar's Kur hatte einen kaum erwarteten Erfolg gehabt. Er schrieb, daß er den einen Fuß bereits brauchen könne und an einer Krücke im Zimmer Uebungen im Gehen anstelle. Wie Edgar's Stimmung dadurch erhöht wurde, wie er ganz neue Hoffnungen an das Leben knüpfte, so wirkten diese Nachrichten auch auf den Vater, der eine

Hauptsorge seines Lebens dadurch schon um Vieles verringert sah. –

Jetzt stand das Haus leer, und schon morgen sollte auch Heinrich nach der Stadt ziehen.

Es war Herbst geworden, der Wind schüttelte das Laub von den Bäumen und jagte es durch die Luft. Die Wandervögel zogen in langen Zügen über den See, und um das gebräunte Waldufer legten sich weiße Nebel bis hinein in die Wasserfläche. Heinrich fuhr nach Schönsiedel, um Abschied zu nehmen. Er wurde mit Wünschen auf ein baldiges Wiedersehn aus dem Pfarrhause entlassen. Gertrud begleitete ihren Freund bis an das Ufer.

In diesem Augenblick fühlten Beide, daß sie einander mehr waren, denn Geschwister oder Freunde. Aber eine stumme Zurückhaltung fesselte die Lippen Beider. Das Schweigen wurde ihnen drückend, und doch fand Keines ein geeignetes Wort. Sie reichten einander die Hände. Heinrich stieg in den Kahn. Erst nachdem er sich einige Ruderstöße weit entfernt hatte, rief Gertrud ihm ein Lebewohl nach und winkte mit dem Tuche.

Lange noch sah er die schlanke Gestalt am Ufer stehn, bis eine hervorspringende Waldesecke sie ihm entzog. Noch einen guten Abschiedsgruß rief er zurück, und ihm war es, als hörte er eine Antwort aus der Ferne. Bald breitete sich ein dichter Nebelflor über die Ufer und lag weit und ausgedehnt noch über der Landschaft, als er am andern Morgen Buchensee verließ.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Vier Wochen darauf saß Heinrich in einem Lehrsaale der Akademie, eingereiht in die Schaar der Kunstjünger, und zeichnete nach der Antike. Sein Streben war somit in ein ruhiges Geleise gebracht, und er durfte hoffen, daß nach dieser Seite hin sich auch sein Leben einer glücklichen Gestaltung erfreuen werde. Er war von Herrn Mertens überreich mit Mitteln ausgestattet worden, ja er ging der Gefahr entgegen, von seinem Gönner, der ihm alle Wünsche erfüllte, noch ehe er sie ausgesprochen hatte, wie in früheren Zeiten verwöhnt zu werden. Sein Meister Engelhard hatte dergleichen vorausgesehn. Er machte daher den Vorschlag, ihm ein Zimmer in seinem eignen Hause abzutreten, um seinen Schüler immer in seiner Nähe zu haben. Dies wurde von allen Seiten dankbar angenommen, und so wohnte Heinrich im Hause seines Meisters, in dessen Familie er auch wohl aufgenommen war. Es konnte nicht fehlen, daß er in seinen neuen Verhältnissen eine Menge Bekanntschaften mit Kunstgenossen machte. Der rege Eifer, mit dem er seinen Studien oblag, seine Begeisterung für die Kunst, und seine Fortschritte, welche Meister Engelhard bereitwillig anerkannte, machten ihn unter den jüngeren Künstlern zu einer vielgenannten Persönlichkeit.

Schon am Tage seines Eintritt in das Engelhard'sche Haus und in die Lehrsäle feierte er die Wiedererkennung mit Raps, dem jetzigen Ofenheizer und Diener der Akademie. Dieser hatte sich durch Vielgewandtheit und

Brauchbarkeit zu einer Achtung gebietenden Stellung erhoben und wurde von der Kunstjugend mit dem Titel »Oberkaminrath« beehrt. – Daß wir zwei uns hier bei der Akademie wiederfinden müssen! sagte er zu Heinrich. Das ist doch ein ander Ding, als da wir noch beim Doctor Niesemann waren!

Wie steht es mit seiner Schule? fragte Heinrich. Sie ist doch noch im Gange?

– Versteht sich! Der Drache ist noch immer der Drache, und die drei Mamsells sind noch immer die drei Mamsells. Alle Vierteljahr ein neuer Schuldiener, dem der Drache Manieren beibringen will. Denken Sie noch an die Geschichte von dem Bombardement mit faulem Obst –?

Gewiß, gewiß!

– Und Sie mit der Melone –! Donnerwetter, da war uns beiden nicht gut zu Muthe! Des jungen Herrn von Havelstein erinnern Sie sich doch auch noch? Er ist Officier geworden – ich sage Ihnen, der macht eine Figur! Neulich war er hier auf Urlaub. Er erkannte mich gleich wieder, und wir sprachen auch von der verfaulten Obstgeschichte. Er fragte auch nach Ihnen und nach dem Triumvirat, wie Sie's nannten. Ich konnt' ihm leider nicht Bescheid geben. Er hofft mit der Zeit hierher versetzt zu werden. –

Inzwischen war Edgar aus Paris zurückgekehrt. Im Wintersbach'schen Hause war große Freude. Edgar konnte wirklich an einer Krücke im Hause umhergehn, und der arme Jüngling empfand in den ersten Wochen nach seiner Ankunft Etwas, wie Stolz, in so neuer Art vor Freunden und Bekannten bewegen zu können.

Edgar hatte das lebhafteste Bedürfniß, sein inneres Leben mit einem Freunde zu theilen, zugleich aber verbunden mit der Besorgniß, daß er selbst Keinem genügen könne. Seine unglückliche körperliche Lage hatte ihn abgeschnitten von allen jugendlichen Bekanntschaften. Er führte, vereinsamt mit dem Reichthum seines Gemüths, ein inneres Leben, welches sich bisher schüchtern zurückgedrängt hatte. Die verkehrte Behandlung seines Hofmeisters, des Herrn Stillfried, bewirkte, daß er, anstatt sein besseres Selbst offen darzulegen, sich schroff, launisch und vielfach unduldsam zeigte. In mancher Hinsicht war er von frühauf verwöhnt worden. Seine Wünsche, wenn sie auf äußeren Besitz oder für ihn möglichen Genuß gingen, waren nie unerfüllt geblieben. Aber seine leidenschaftliche Natur begnügte sich nicht damit, er verzehrte sich innerlich in glühendem Schmerz, daß ihm soviel versagt war. Und grade dies Versagte dünkte ihm das allein Wünschenswerthe, während ihm Alles was ihm gewährt war, entbehrlich schien. Je älter er wurde, desto furchtbarer ward ihm seine Lage. Wenn er dem Leben, welches er führte, nachdachte und sich das Leben ausmalte, wie er es hätte führen mögen, dann brachten Leidenschaft, Schmerz, Wuth und Haß gegen Gott und die ganze Welt ihn zu den heftigsten Ausbrüchen, ja zuweilen zu dem Plane, sein Leben selbst zu enden. Seinen Hofmeister haßte er auf das Bitterste. Wenngleich Herr Stillfried seit einigen Jahren nicht mehr die Gewalt hatte, seinen Zögling zu tyrannisiren, so lebte er doch noch als sein Gesellschafter. Edgar, der es nicht vergaß, wie

sehr er während seiner ganzen Jugend von dem Doctor gepeinigt worden war, es auch nicht vergessen *konnte*, da sein ganzes Leben sich dadurch bestimmt hatte, suchte dadurch Vergeltung zu üben, daß er ihm seine Gesellschaft jetzt so unangenehm als möglich machte. Er hoffte ihn durch Verachtung und schlechte Behandlung dahin zu bringen, daß er freiwillig seinen Abschied nähme.

Aber so tief und glühend Edgar hassen konnte, so reich war sein Gemüth an Liebe. Diese seine innre Welt erschloß er seinem Freunde jetzt, und Heinrich fühlte sich zu dem innigsten Antheil an Allem, was ihn erfüllte, hingerissen.

Die Vereinsamung, in der Edgar von jeher gelebt, hatte ihn schon früh den Wissenschaften zugeführt. Obgleich im Hause seines Vaters, umgeben von allem Luxus des Lebens, wohnend, stand er doch den Kreisen fern, auf welche die Geburt ihn in günstigerer Lage hingewiesen hätte. So suchte er seine Zuflucht bei den Büchern. Er hatte viel gelernt und überaus viel gelesen. Er war in den verschiedensten Wissenschaften vollkommen zu Hause, er las mit Leichtigkeit die Schriftsteller des Alterthums und hatte die Literatur der neueren Völker aus den Originalsprachen kennen gelernt.

Der Präsident, sehr froh und zufrieden mit dieser Richtung seines Sohnes, zweifelte nicht, daß derselbe den Drang nach Wissen und die Fortschritte darin allein Herrn Stillfried verdanke, und konnte nicht umhin, eine dankbare Hochachtung für ihn zu empfinden. Und Herr Stillfried wußte sich in der That das Ansehn zu geben,

als wäre Edgar's vielseitiges Streben allein sein liebevoll überwachtes Werk. »*Wir* richten unsre Studien jetzt dahin oder dorthin,« pflegte er zu sagen; »*wir* treiben jetzt dies oder das, *wir* hoffen in dieser Wissenschaft bis zu dem und dem Punkte zu gelangen.« –

Gleichwohl aber hatte Herr Stillfried nicht den geringsten Einfluß auf diese vorgeschrittneren Studien gehabt, und was Edgar seit einer Reihe von Jahren an Bildung und Kenntnissen gewonnen, verdankte er seinem eigenen Eifer. Da er seinen Hofmeister hierin vollkommen übersah, hatte er oft genug Veranlassung, ihn seine Ueberlegenheit höhnisch fühlen zu lassen, bis derselbe vorsichtiger wurde und sich in Gegenwart des Präsidenten vor Gesprächen hütete, die ihm Gefahr bringen konnten.

Herr von Wintersbach willfahrte seinem Sohne bei diesen Beschäftigungen in jeder Weise. Es war ihm eine Genugthuung, den viel Entbehrenden wenigstens hierin mit verschwenderischer Fülle auszustatten.

Er richtete ihm eine eigne Bibliothek ein, beschenkte ihn mit Kunstgegenständen und suchte seine häusliche Einrichtung so bequem als möglich zu machen.

Edgar bewohnte mehre Zimmer im Erdgeschoß des Hauses, die durch eine Glasthür mit dem Garten in Verbindung standen. Diese Zimmer waren ein kleines Museum, in welches Liebhaberei, Kunstsinn, wissenschaftliches Studium, Luxus und Bequemlichkeit des Lebens, in

buntem Gemisch das Mögliche zusammen getragen hatten. Durch ein kleines Vorzimmer trat man in die Wohnstube. Die Wände waren mit schönen, älteren und neueren Gemälden geschmückt. Statuen und Marmorvasen standen dazwischen in Ecken und auf Consolen, Abgüsse in Gyps und Bronze und Kunstwerke aller Art bedeckten die Tische. Dazwischen Blumenständer mit den seltensten Pflanzen und Blüthen. – An diesen Raum schloß sich das Bibliothek- und Arbeitzimmer. Die Wände zeigten hier saubere Bücherschränke und Sammlungen jeder Gattung. Landkarten, Naturalien, Muscheln, Steine, Käfer, Schmetterlinge, Pflanzen, waren in reicher Auswahl. Ausgestopfte Vögel standen auf Schränken und Kasten neben Globen, Atlanten, wissenschaftlichen und künstlerischen Prachtwerken. In der Mitte befand sich ein großer Tisch, umgeben von alten schweren Stühlen von Eichenholz, in einer Nische ein Ruhebett und ein kleinerer Tisch. Am Fenster stand Edgar's Arbeitstisch, an welchen sein Rollstuhl geschoben zu werden pflegte. – Die beiden daran stoßenden Räume waren Schlafzimmer, deren eins früher Herr Stillfried, jetzt Joseph bewohnte.

Dies war die Häuslichkeit, worin Edgar seit Jahren einsame Stunden verlebte. Hier vergaß er, in Arbeit oder Kunstgenuß versenkt, seine Entbehrungen, oder er hing mit leidenschaftlichem Schmerz seinen Gedanken nach. Schon früh hatte er versucht, dieselben in Versen niederzuschreiben. Das Gedicht, durch welches er seinen

Briefwechsel mit Heinrich eingeleitet, war nicht das erste seiner Art. Er hatte das innerste Bedürfniß, sich auszusprechen, und so fand er eine schmerzliche Genugthuung darin, Alles was ihn erfüllte, in die ihm immer willige dichterische Form zu gießen.

Als Heinrich zuerst die Räume Edgar's betrat, staunte er über die reiche Auswahl von Bildungsmitteln, über die Fülle alles dessen, was er zum Studium, wie zum Genuß in bequemster und behaglichster Weise zusammen getragen sah. Bei dem ersten Ueberblick erschien es ihm unmöglich, daß ein Mensch in dieser Fülle nicht vollkommen zufrieden und glücklich sein sollte. Er dachte nicht daran, daß seinem Freunde aber auch die ganze, außerhalb dieser Räume liegende Welt versagt war.

Edgar's Stimmung war in den ersten Wochen eine sehr glückliche. Er konnte jetzt frei herum gehn, konnte sich jetzt erst als Herrn in seiner kleinen Welt fühlen. Aber er hatte mehr erwartet. Die günstige Wendung, welche seine Lage genommen, hatte ihm mit den lachendsten Hoffnungen geschmeichelt und mit Einemmal alle Ansprüche, die ein Jüngling von zwanzig Jahren an das Leben macht, lauter und begehrlicher erstehen lassen. Um so trostloser wurde sein Zustand, als er nach diesem flüchtigen Sonnenblicke der Hoffnung die Erfahrung machte, daß die an sich glückliche Kur ihn der Welt, die er ersehnte, um Nichts näher brachte. Sein Gehen war auf das Haus beschränkt, es ermattete ihn leicht. Früher war er, bei aller Hülflosigkeit, doch schmerzlos gewesen, jetzt stellten sich in dem gekräftigten Fuße häufige Schmerzen

ein, die ihn, weniger ihrer Heftigkeit wegen, als um ihres Daseins willen überhaupt, in eine verzweifelte Stimmung versetzten.

Glücklich aber fühlte er sich, wenn er den Freund in seiner Nähe hatte. Dann leuchtete die Lampe auf dem Sophatische im Bibliothekzimmer, und wenn der Wintersturm draußen die Schneeflocken an die Fenster trieb, brodelte und sang der gesellige Theekessel eine um so behaglichere Musik. Joseph wußte den Theekessel zu bedienen und verstand es, als vertrauter alter Diener, sowohl seine Gegenwart angenehm zu machen, als auch sich im rechten Moment zurück zu ziehen. Herr Stillfried hatte keine Verpflichtung, den Freunden an solchen Abenden Gesellschaft zu leisten, und that es nur selten. Auch wußte Joseph immer Rath, ihn bei Seite zu schaffen. Gewöhnlich wandte er sich in solchen Fällen an Franziska, die dann ihre Söhne zu besuchen kam, und, nachdem sie ein Viertelstündchen bei ihnen gesessen hatte, den Doctor mit sich nahm. Auch Herr von Wintersbach erschien zuweilen, um sich der so neuen Geselligkeit seines Sohnes zu freuen. Meistens aber wurden sie allein gelassen, da man Edgar'n gern die Stunde des Gespräches mit dem Freunde gönnte.

Auch Heinrich fühlte sich hier in einer ihm neuen Welt. Er erstaunte über Edgar's vielseitiges Wissen, er war ein aufrichtiger Bewunderer seiner Dichtungen. Diese hatten meist einen wilden, leidenschaftlichen Charakter. Sie zeigten das Ringen einer reichen, heftigen, glühenden Natur, die in ihrem Verzichten auf alle Freuden

der Welt sich verzweiflungsvoll wehrt, ohne auf einen inneren oder äußeren Sieg hoffen zu dürfen. Heinrich stieg oft mit dem Freunde tief hinab in alle Abgründe des Schmerzes, und seine Trostworte blieben fruchtlos.

Aber oft waren es nicht allein Edgar's Verse, welche ihn schmerzlich ergriffen, sondern Edgar's Wesen auch machte ihm vielfach zu schaffen. Der Vereinsamte war eifersüchtig, er wollte den Freund für sich allein besitzen. Den ganzen lange zurück gehaltenem Schatz seiner Liebe hatte er ihm geöffnet, er verlangte eine gleiche, eine sich eben so auf einen einzigen Gegenstand beschränkende Hingebung. Glaubte er sich hierin vernachlässigt, dann peinigte er den Freund, gleich einem eifersüchtigen Liebhaber, mit Launen und Vorwürfen. War Heinrich ein paar Tage ausgeblieben, dann empfing er ihn mit der vorwurfsvollen Klage, daß er ihn vergessen habe, daß der Umgang mit einem elenden Krüppel ihm eine Last sei, deren er sich zu entledigen wünsche, daß er, wie alle Andern, von seinem Unglück zurückgestoßen fühle. Und wenn Heinrich dann in der liebevollsten und aufrichtigsten Weise ihn des Gegentheils versicherte, dann wendete er sich mit Heftigkeit gegen sich selbst, nannte sich einen Undankbaren, der den Einzigen, der aus freien Stücken bei ihm aushalte, kränke und mißhandle, und quälte sich mit dem Zweifel, ob er Heinrich's Neigung, sein Mitleid, seine Aufopferung verdiene.

Heinrich hatte seine Noth mit dem leicht erregbaren, leidenschaftlichen Gemüth seines Freundes. Wie er, als ein gesunder, frischer Junge, ein ganz anderes Leben

führte, so lebte er auch in einer andern Gedankenwelt, als jener, und ihre Ansichten mußten oft die entgegengesetzten sein. So sehr er dieselben auch Edgar gegenüber modificirte, der Unglückliche fand in ihnen doch immer Stoff, sein Unglück nur tiefer zu empfinden. Heinrich mußte manches Gespräch vermeiden, aus Besorgniß, des Freundes Stimmung zu beeinträchtigen.

Abgesehen von diesen leicht erklärlichen Verstimmungen, hatte Edgar eine weit über seine Jahre hinausgehende Reife des Verstandes. So leidenschaftlich aufgeregt, so erbittert er oft sein konnte, eben so ruhig, verständig vermochte er sich zu Zeiten über seine Lage und seine Verhältnisse auszubrechen. In solchen günstigen Stunden – und sie kamen während seines Umgangs mit Heinrich immer häufiger – konnte er in heiterem Selbstvergessen sich traulich jugendlichem Gespräch hingeben und sein Herz froheren Eindrücken öffnen. Alles was den Freund betraf, umfaßte er mit eingehendstem Interesse. Seine Lebenserfahrungen, seine Kunstbestrebungen erfüllten ihn mit frischester Theilnahme, er konnte über lustige Geschichten, die Heinrich ihm von seinen Kunstgenossen erzählte, herzlich lachen.

In Heinrich erwachte der Drang, sich seinem Freunde in Kenntnissen zu nähern, er fühlte seine vernachlässigte Bildung und hoffte bei der Fülle des Materials, das er hier vorfand, diesem Uebelstande abzuhelfen. So wurde Edgar sein Lehrer. Er unterrichtete ihn in neueren Sprachen; er gab ihm Bücher zur Lectüre und zum Studium. Oft sah die späte Stunde der Nacht die Freunde nach

gethaner Arbeit noch beim Lesen ihrer Lieblingsdichtungen oder regem Gedankenaustausch beisammen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eines Abends sprachen Edgar und Heinrich von dem Beginn ihrer Freundschaft, und der Erstere zog aus einer Mappe jenes denkwürdige erste Gedicht Heinrich's hervor, dessen Anfangsworte lauteten: »O du, die du die Tugend selber bist.« Heinrich las es und mußte laut lachen. Vier Jahre waren erst vergangen, seit er es verfertigt, und doch schien ihm jene Zeit weit, weit in der Vergangenheit zu liegen. Edgar ließ ihn nicht zu Ende lesen und nahm ihm das Blatt weg.

Das darfst du mir nicht belachen! rief er. Es hat mich damals glücklich gemacht, ich verdanke ihm mehr, als du Beneidenswerther dir träumen ließest. Zum Erstenmal in meinem Leben ging ein Andrer auf meine Empfindungen ein, zum Erstenmal hörte ich einen Menschen nicht blos aus Mitleid freundlich zu mir sprechen, zum Erstenmal blickte ich in ein Menschenherz, wie ich es mir gewünscht hatte. Und grade, daß unser Verkehr ein geheimer sein mußte, daß ich dich in Kreisen, die von den meinigen so verschieden waren, aufzusuchen hatte, das erhöhte mir den Reiz unserer Freundschaft. Ich sah dich, den armen Lehrburschen im Leinwandkittel, unter Handwerkern, und die ganze Prosa deines Lebens, welche du mir schildertest, erschien mir, weil sie dich umgab, wie eine ideale Welt. Mein damaliger Verkehr mit dir war das einzige Stück Poesie, das ich erlebt habe.

Denke ich jetzt an jene Zeiten zurück, sagte Heinrich, so erscheint mir Vieles, was mich damals mit Unwillen erfüllte, lange nicht mehr so erschrecklich. Und doch muß ich jene Jahre als verlorne betrachten. Was konnte ich lernen? Wer war mein Umgang? Rohe Handwerksgesellen, leichtfertiges Gelichter, Menschen, die mich nach allen Seiten hin von dem Wege, den ich zu gehn hatte, abzulenken suchten.

Aber, meinte Edgar, so beschränkt ihre Bildung, so gefährlich ihr Umgang sein mochte, es waren doch Menschen, von denen jeder Einzelne Etwas für sich darstellte, es waren doch nicht bloße Larven, nicht inhaltlose Hülsen, wie ich sie in der Gesellschaft sehen mußte – wenn ich überhaupt Etwas von ihr zu sehen bekam. Betrachte aus der Menge deiner Bekanntschaften, die du mir geschildert hast, nur drei Menschen, wie den wackren Meister Weigold, den verrückten Barbier Zadderklops und den Halunken Winkler. Jeder ist eine Welt für sich, jeder hat selbstständige Züge und scheute sich nicht, sich zu geben, wie er war, Dir hast Menschen kennen, dich in ihre Eigenheiten zu schicken gelernt, und damit hast du sehr viel gelernt!

– Aber meinst du nicht, daß ich in der gebildeten Gesellschaft eben soviel Originale kennen gelernt hätte?

Kein einziges, nicht einen Schatten davon!

– Menschenkenntniß wird sich doch nicht nur in geringeren Ständen erlangen lassen! Ich denke, für solche Erfahrung muß sich in höher gestellten Kreisen ein viel weiteres und fruchtbareres Feld darbieten. Wo die Bildung

herrscht, muß derjenige, welcher sich ausbilden will, um so mehr Vorbilder finden. Und je mannichfaltiger die Fächer der Bildung sind, desto reicher müssen die Charaktere sich ausprägen.

Bildung, Bildung! spottete Edgar. Du kennst die sogenannte gute oder gebildete Gesellschaft nicht und hast noch traurige Erfahrungen zu machen! – Es giebt gebildete Menschen, aber in die Gesellschaft bringt keiner seine Bildung mit. Er läßt sie zu Hause und spart sie für Privatverhältnisse. In der Gesellschaft sind Alle gleich thöricht, gleich albern, gleich fade, Alle nach Einem Schnitt, wie ihre modischen Kleider. Das Originelle erregy Entsetzen, wird zur Thür hinaus gewiesen. Selbst die Besseren schämen sich, ihre gute Seite hervorzukehren. Es wäre auch unnütz, denn anerkannt wird sie doch nicht. Die Unterhaltung der guten Gesellschaft ist die schlechteste, die sich denken läßt, dagegen kann ich mir denken, daß die der schlechten Gesellschaft in ihrer Art vortrefflich sein mag. Im Handwerkerstande ist sie gewiß besser, denn jeder darf sprechen, wie er denkt. In der guten Gesellschaft muß man lügen, um überhaupt nur sprechen zu dürfen. Man erscheint gebildet, wenn man sich in die allgemeinen Formen hinein fügt, und mit der Zeit wird die Lüge zur Gewohnheit. Kein Charakter darf sich ausgeprägt zeigen, sondern im Gegentheil abgeschliffen und uniform mit dem allgemeinen Bildungselend. Da suche Niemand Menschen, da giebt es nur Strohköpfe, Haubenstöcke, Puppen!

Heinrich war sehr erstaunt. Was er mit unbegrenzter Hochachtung von fern betrachtet hatte, wurde ihm von dem Freunde plötzlich des glänzenden Scheines beraubt. Doch schrieb er Edgar's Auffassung der gebildeten Gesellschaft fürs Erste noch individuellen Verstimmungen zu und konnte sich nicht entschließen, sie zu der seinigen zu machen.

Du sagst selbst, begann er wieder, daß es wahrhaft gebildete Menschen giebt. Nun, diese werden sich doch irgendwie finden lassen! Deine Verhältnisse gestatten dir, dich mit Tausenden in Verbindung zu setzen, warum hast du dich nicht an die Besten gehalten? In den letzten Jahren standest du doch freier da, warst von keinem Zwang eingeengt, da würdest du dir einen vortrefflichen Kreis haben auswählen können.

Wenn ich in dieser Hinsicht von mir selbst sprechen soll, sagte Edgar, so habe ich nur von um so schlimmeren Erfahrungen zu berichten. Wem ich mich näherte, der entfernte sich gewiß von mir. Begann ich eine Unterhaltung, so waren die Klügsten gewiß unklug genug, mich immer an das zu erinnern, was ich vergessen wollte. Wie ist Ihnen die letzte Kur bekommen? das war immer das Erste. Und dann gab es Anpreisungen verschiedener Kurarten und Bäder, und Mitleid und Scheu, mich wie einen Menschen zu behandeln. Weil ich körperlich unzurechnungsfähig erschien, mußte ich es auch geistig sein. Zuletzt wurde ich heftig und grob gegen Jeden, der mir in dieser Weise entgegen kam, und so kam man mir gar nicht mehr entgegen. Als ich mich sehen ließ, wohin ich

reiste, überall war ich der Kranke, von dem die Gesunden sich entfernten. In Deutschland, unter dem schönen Himmel Italien's, in dem rauschenden Paris, überall waren für mich Menschen und Verhältnisse gleich. Glaube mir, du hast in deinem kleinen Neste, in den engen Schranken deines Lebens mehr Gelegenheit zu Bildung und Erfahrung gehabt, als ich mit allen Hülfsmitteln versehen und mitten im Strome der Welt. Vom Genuß gar nicht zu sprechen!

Edgar schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: Wie beneidenswerth bist du nicht schon, daß du geliebt hast! Welch' ein Mächchen muß Sara sein! Ob ich wohl jemals ein Mädchen lieben werde? Es wäre ein Unglück, – denn sie würde mich nicht wieder lieben!

Heinrich dachte daran, wie er mit Ludwig Dippel über diesen Punkt gesprochen hatte, daß aber für Edgar ein anderer Ton nöthig sei. Es war ihm daher nicht unerwünscht, daß die Unterhaltung unterbrochen wurde, indem Joseph in das Zimmer trat.

Verzeihen die jungen Herrn, rief er, daß ich störe, aber – Er hielt inne.

Was giebt's, Joseph? fragte Edgar.

– Ich darf die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen. Eben ist der Akademiediener, den Herr Falk den Oberkaminrath nennt, beim Doctor Stillfried –

Nun? Und du glaubst –?

– Ich glaube, daß er von ihm Geld auf ein Pfand leihen will. Ich sah, wie er an der Thür etwas aus der Tasche

nahm, wie um sich zu vergewissern, daß er es noch habe, und es dann wieder einsteckte.

Passe ihm auf, rief Edgar, und bringe ihn zu mir! Ich will endlich Gewißheit haben!

Joseph ging schnell hinaus. – Geh' ihm nach, Heinrich! fuhr Edgar aufgeregt fort. Er kennt dich, er wird deiner Aufforderung folgen! O daß wir den Fuchs endlich hätten und Rache an ihm nehmen könnten!

Heinrich verließ das Zimmer. Edgar war aufgestanden und ging an seiner Krücke in fieberhafter Erwartung umher. Bald kam Heinrich zurück. Joseph bringt ihn, rief er. Setzen wir uns! Fasse dich Edgar, laß mich mit Raps sprechen!

Joseph und Raps traten ein. Der Letztere war etwas verwundert über die erhaltene Einladung.

Guten Abend, Oberkaminrath! rief Heinrich ihm entgegen. Haben Sie hier auch Freundschaft im Hause?

– Sie sind hier? lachte Raps. Wußte ich doch nicht, wer mich hier sprechen wollte!

Sie haben sich gewiß ein Tractätchen bei Herrn Stillfried geholt? Oder ein Missionsheft, oder eine fromme Flugschrift. Wenn ich nicht irre, lasen Sie neulich dergleichen?

– Richtig, das war der »gottesfürchtige Husar, eine herzrührende Geschichte!« Nu ja, Tractätchen und so etwas bekommt man immer als Zugabe.

Zugabe? Wozu –?

– Nu –! Sie werden's ja wohl wissen, wenn Sie hier aus und ein gehn.

Edgar konnte nicht mehr zurückhalten. Reden Sie! rief er. Was hat Sie zu Herrn Stillfried geführt? Wir müssen es wissen! Haben Sie Geld von ihm geborgt?

– Nu! Um die Tractätchen allein war mir's nicht zu thun.

Raps! sagte Heinrich, wir haben gehört, daß Herr Stillfried auf Pfänder leihe. Es liegt uns daran, Gewißheit darüber zu haben. Reden Sie ohne Scheu, für Sie selbst ist keine Gefahr dabei.

– Na, entgegnete Raps, es ist ja doch kein Geheimniß, und habe mich immer gewundert, daß das in einem so vornehmen und reichen Hause geschieht. Ja, der Herr Stillfried leiht Gelder auf Zinsen, die sich gewaschen haben! Er nimmt auch Pfänder, und ich glaube, er hat schon ein Stück Geld daran verdient.

Weiter, weiter! rief Edgar.

– Ich bin heut zum Erstenmal bei ihm gewesen, aber kenne die Geschichte schon lange, es haben sich Andere genug an den Herrn gewendet. Aber ich komme Gott sei Dank nicht um meinetwegen, es ist für einen Andern. Bei mir wohnt ein Musikus, mit Namen Bertram. Der Mann ist seit Jahren in Geldnoth – was er mir an Miethe und sonst schuldig ist, mag ich gar nicht sagen, denn ich habe Mitleid mit dem Menschen. Er hat schon ein paarmal Geld auf fünfzig Procent von dem Herrn geliehen, und im vorigen Jahre, als der Wechsel verfallen war, und er nicht zahlen konnte, hat der Doctor ihn einsperren lassen.

Bravo! Bravo! rief Edgar. Nur weiter!

Nu, was da zu loben wäre, wüßt' ich nicht! meinte Raps. Als mein Musikus wieder freigegeben ward, mußte er sich legen und wurde krank. Er konnte keinen Pfennig verdienen. Endlich kam er wieder zu Kräften. Er hatte aus besseren Zeiten noch zwei Stücke, die er nun zu Gelde machen mochte, eine goldne Dose und ein ganz kleines Porträt einer Frauensperson, mit Perlen eingefaßt. Die Dose trug er schließlich doch zu dem Doctor. Sie war wenigstens an die hundert Thaler werth, er bekam aber nur dreißig, auf drei Monate, und eine handvoll Tractätchen als Zugabe. Ja, was geschah? Er verdiente immer nicht genug. Die drei Monate vergingen, und am festgesetzten Termine konnte der Doctor eine Prise aus – seiner eignen Dose nehmen.

Ein Wucherer! rief Edgar. Joseph, rufe meinen Vater.

Er ist ja nicht zu Hause, wie Sie wissen! sagte Joseph.

Erzählen Sie weiter! rief Edgar.

– Solch eine Wuth, als der Musikus da zeigte, hab' ich nie gesehn. Aber was sollte er machen? Geld war nicht im Hause, Schüler kriegte er keine neuen, das Notenabschreiben bringt auch nicht genug ein, und so mußte er dran denken, auch das Porträt zum Herrn Doctor zu tragen. Aber er hat einen solchen Haß auf ihn geworfen, daß er ihn zu erdrosseln fürchtet, wenn er noch einmal mit ihm zusammen käme. So erbot ich mich denn, das Porträt her zu tragen – nach, und so bin hier.

Und was haben Sie dafür erhalten?

– Ach du lieber Gott –! Drei Thaler und da die sechs Tractätchen. Und das Porträt war pures Gold, der Rückseite mit einem Namenszuge, und in Perlen eingefaßt.

Ersuchen Sie den Musikus, sagte Edgar, daß er morgen früh zu mir komme. Ich muß ihn sprechen.

– Ja, sagen will ich's ihm wohl, aber kommen wird er nicht. Ich weiß wie sein Rock und seinen Stiefel aussehn, und er hat so Etwas wie Stolz.

Edgar nahm aus einer Brieftasche eine Banknote von hundert Thalern und reichte sie Rapsen.

Bringen Sie das dem Musikus, und sagen Sie, der Doctor habe Ihnen das Geld für das Porträt gegeben.

– Das wird er nicht glauben.

Gleichviel! Oder geben Sie ihm einen Theil, und machen Sie sich von dem Uebrigen für seine Schuld bezahlt. Aber er soll kommen, will den Doctor in Gegenwart meines Vaters überführen –!

Heinrich schlug sich in's Mittel. Laß mich den Musikus Bertram aufsuchen! sagte er. Es ist noch früh am Abend, ich begleite Raps auf der Stelle. Ich will in ihn dringen –

Er vollendete seine Rede nicht, denn man hörte Tritte im Vorsaal. Joseph eilte an die Thür und verriegelte sie. Der Doctor ist's rief er, ich kenne ihn am Gange.

– Gut, er mag kommen! Ich will ihn empfangen, wie er es verdient! sagte Edgar.

Herr Falk, fiel Joseph schnell ein, lassen Sie Raps im Nebenzimmer durch die Gartenthür –!

– Nein, er soll bleiben! Ich will ihn der Bestie gegenüber stellen! rief Edgar.

Um Gotteswillen, mäßigen Sie sich, Herr Edgar! Es könnte ein Unglück geben! – Rasch nahm Joseph den Oberkaminrath, dem es fast schien, als handelte es sich hier um den Kopf, am Arme, führte ihn in's Nebenzimmer und durch den Garten.

Du sollst jetzt nicht mit Stillfried allein bleiben, sagte Heinrich. Ich leiste dir Gesellschaft und gehe morgen früh zu Bertram. Soll ich öffnen?

Oeffne! rief Edgar, indem er sich in großer Aufregung in einen Polstersessel niederließ.

Heinrich riegelte die Thür auf, und der Doctor trat ein. Herr Stillfried hatte sich seit einigen Monaten überaus freundlich und höflich gegen Heinrich erwiesen. Demgemäß war auch seine heutige Begrüßung.

Ich störe doch nicht? fragte er, indem er, ohne eine Antwort abzuwarten, Platz nahm. Was haben wir heut für Studien getrieben? Er griff nach der Mappe, welche auf dem Tische lag.

Halt! rief Edgar, indem er ihm die Mappe wegnahm und sie auf einen Seitentisch legte. Gewöhnen Sie sich's ab, Herr Doctor, in meinen Zimmern zu schalten, als wären Sie zu Hause!

Nun, nun! entgegnete Herr Stillfried heiter, als ein alter Freund glaubte ich ein kleines Recht zu haben – doch – um Vergebung! Der Herr Papa und die Mama sind, wie ich höre, in einem Conzert für die Armen. Ach Gott, ja – ich hatte auch die Absicht hinzugehen, aber Arbeit in

ähnlichem Sinne hielt mich davon ab. Ich habe ein Cirkular entworfen, einen Aufruf zum Besten einer abgebrannten Familie. Ich hoffe, Sie betheiligen sich mit einen Scherflein, lieber Edgar. Es würde sehr gut sein wenn Ihr Name unter den ersten auf der Liste stände. Hier ist sie. – Er legte die Liste auf den Tisch. Daß ich's nicht vergesse, fuhr er fort, die arme Wittwe, welcher Sie neulich so erbarmungsreich geholfen haben, begegnete mir heut auf der Straße und war noch des Dankes voll für Sie. Ich habe in der letzten Zeit so vielfach in den Hütten des Elends verkehrt – wahrhaftig Das Herz möchte brechen bei dem Anblick so vieler Unglücklichen. Man möchte helfen, möchte durchgreifend helfen und kann doch nur so wenig thun, muß christliche Tröstung oft das Einzige sein lassen, was man spenden kann!

In Edgar kochte es vor Wuth und Verachtung. Empörend! rief er. Alle Laster finden ihre Strafe, nur für die Heuchelei giebt es kein Gesetz! Sie wagen es von Mitleid, von Christenthum zu sprechen? Sie?

Herr Stillfried sah Edgar groß an, dann aber schüttelte er den Kopf und sagte zu Heinrich: Sehen Sie, lieber Falk, so geht es mir! Mein junger Freund vergilt mir mit Mißtrauen und Bitterkeit, was ich ihm seit Jahren an aufopfernder Liebe gespendet habe! Doch ich bin das ja gewohnt.

Und unbegreiflich ist es, rief Edgar, wie Sie es so lange ertragen konnten! Ich habe Ihnen stets gezeigt, wie tief Sie verachte, habe es Ihnen so deutlich gezeigt, daß

nur ein Mensch ohne alles Ehrgefühl länger in einer Stellung, wie die Ihrige ist, bleiben konnte. Und heut vernehmen Sie mein letztes Wort, Elender! Sie werden meine Zimmer nicht mehr betreten! Ich will endlich befreit sein von der Gesellschaft eines heuchlerischen, nichtswürdigen Wucherers!

Der Doctor stand auf. Edgar! riefer, was sagen Sie da!

– Was ich weiß! Kennen Sie den Musikus Bertram?

Joseph trat in's Zimmer, und durch das Oeffnen der Thür wurde das Vorfahren eines Wagens vernehmbar.

– Ich lasse meinen Vater bitten, sogleich zu mir zu kommen! rief Edgar zu Joseph gewendet. – Daß Sie mir nicht entschlüpfen, Herr Doctor! soll Ihnen endlich Ihr Recht werden!

Das hoff' ich! sagte Herr Stillfried mit ruhiger Kühnheit. Sie stoßen Beleidigungen gegen mich aus, für die ich von dem Herrn Präsidenten Genugthuung fordern werde. Denn von einem so unzurechnungsfähigen Menschen, wie Sie sind, kann ich eine solche nicht wohl verlangen!

Edgar's letzte Fassung war vorüber. In besinnungslosem Zorn schleuderte er seine Krücke gegen den Doctor, ohne ihn jedoch zu treffen. Er vergaß seine Unfähigkeit, ohne dieselbe zu gehen, wollte einen Schritt thun und stürzte zu Boden.

Heinrich sprang hinzu, um ihn aufzuheben.

– Recht so, da liegt der Klumpen! sagte Herr Stillfried kalt, indem er die Arme über einander schlug.

Aber schon war Herr von Wintersbach, von Joseph gefolgt, in's Zimmer getreten und hatte die letzten Worte gehört.

Als der Doctor den Präsidenten erblickte, siegte die Gewohnheit des Heuchelns noch einmal in ihm. Er beeilte sich, Edgar'n beizustehen, erhielt aber von diesem eine glänzend gezielte und klatschende Ohrfeige.

Der Präsident, schon in hohem Grade erschrocken, als er seinen Sohn am Boden liegen sah, wurde durch diese Wendung des Auftrittes nur noch mehr bestürzt. Edgar! Herr Doctor! rief er, indem er seinen Sohn zum Lehnstuhl führte. Zu welcher Scene werde ich gerufen! –

Heinrich sah voraus, daß hier sehr peinliche Verhandlungen ihren Anfang nehmen würden, und da seine Gegenwart dabei nicht nöthig war, verließ er unbemerkt das Zimmer. Er beschloß, noch heut den Versuch zu machen, den Musikus Bertram zu sprechen. Zwar konnte er annehmen, daß, wenn der Präsident die Sache jetzt verfolgte, seine eigne Betheiligung nicht mehr erforderlich sein werde. Aber eine Neugier erfüllte ihn, diesen unglücklichen Mann kennen zu lernen. Ja, er hatte schon einen Plan im Kopfe, wie demselben etwa einigermaßen geholfen werden könnte. Er erinnerte sich, daß die Frau Professorin Engelhard neulich sagte, sie suche einen Clavierlehrer für ihre Töchter. Und so erwachte in Heinrich schnell der gute Wille, Bertram in Vorschlag zu bringen, wenn sein erster Eindruck günstig auf ihn sein würde.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Raps wohnte in einem Stadtviertel, nicht weit von der Akademie, welches von dem Flusse durchschnitten wird. Eine Menge enger, hoher Gassen läuft hier nach dem Ufer hin. Schifferherbergen, Wirthshäuser geringerer Gattung, Werkstätten von Handwerkern, auch wohl Magazine und Waarenniederlagen, bilden am Ufer entlang eine sehr volkreiche und belebte Straße. Ihre Bewohner gehören fast sämmtlich den niederen Ständen an. Zuweilen lockt das bunte Schifferleben auf und an dem Flusse, oder das hier bessere Tageslicht, einen Maler in diese Wohnungen. Auch andre unbemittelte junge Leute finden hier bei Handwerkern oder Wittwen leicht eine möblirte Stube. Heinrich kannte das Haus worin Raps wohnte, ohne noch bei ihm gewesen zu sein.

Es war neun Uhr Abends, als er im Finstern vier schmale Treppen emportappte und endlich mit den Händen an der Wand nach einer Thür suchte. Er fand einen Klingelzug, und auf sein Schellen öffnete eine Frau, welche er im Schein der Lampe, die sie in der Hand trug, als Frau Raps erkannte.

Herr Falk! rief sie. Was führt Sie noch so spät zu uns?

Sie nöthigte ihn durch die Küche in das Wohnzimmer. Hier erhob sich Raps vom Tische, wo er eben dabei war, sein verspätetes Abendbrod zu verzehren. Heinrich bat den Oberkaminrath, sich nicht stören zu lassen, und nahm Platz auf dem Stuhle, den Frau Raps ihm hinsetzte.

Lieber Oberkaminrath, begann er, Sie haben heut durch die Erzählung von ihrem Musikus Eröffnungen herbeigeführt, die im Hause des Herrn von Wintersbach nicht ohne Folgen bleiben werden.

Raps legte den Finger auf den Mund, seine Frau wendete sich nach dem dunklen Hintergrunde des Zimmers um. Heinrich glaubte, er solle der Kinder wegen, welche in den Betten lagen, leiser sprechen, und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: Ist Ihr Musikus zu Hause? Mich interessirt der Mann, ich möchte seine Bekanntschaft machen.

– Was wollen Sie von mir? sagte plötzlich eine Männerstimme, und aus der dunklen Ecke hinter dem Ofen trat eine lange Gestalt. Heinrich erhob sich unwillkürlich. Verzeihen Sie, sagte er – wenn Sie Herr Bertram sind. Ich wußte nicht, daß Sie im Zimmer wären.

– Ich heiße Bertram. Warum interessiren Sie sich für mich?

Bertram war ein Mann von vielleicht fünfzig Jahren. Groß von Gestalt, aber der Rücken etwas gebeugt. Das starke Haar war einst scharz gewesen, aber an den Schläfen jetzt eisgrau, und hing lang und unordentlich um den Kopf. Die Züge sprachen von einer vergangenen männlichen Schönheit, waren aber jetzt scharf und schroff geworden. Die Lippen schmal und gekniffen, die Augen sahen mißtrauisch unter dem Stirnknochen hervor.

Nun? wiederholte der Musikus. Was giebt's denn? Was wollen Sie von mir?

Heinrich fühlte sich in einiger Verlegenheit. Ich wünsche Unterricht auf der Violine zu nehmen, platzte er heraus.

– Spiele nur das Klavier, sagte Bertram kurz. – Sie haben auch nicht die Absicht, Musikunterricht zu nehmen, fuhr er fort. Ich weiß, Sie sind der junge Mann, der heut bei dem Verhör meines Wirthes gegenwärtig war. Raps hat mir den ganzen Auftritt erzählt.

Nun dann vergeben Sie den Eifer, sagte Heinrich, der mich in den Angelegenheiten meines Freundes vielleicht zu weit geführt hat.

– Ihr Freund, der junge Herr von Wintersbach, hat mir hundert Thaler geschickt. Sie können ihm das Geld gleich zurück bringen. Wie darf er mir Geld schenken? Und wie darf ich es annehmen?

Sie sollten diese Sendung in andrem Sinne aufnehmen –

– Weil ich ein armer Teufel bin, meinen die jungen Herren, dürfe ich immer hinnehmen, was sie in ihrer Verschwendungslust mir entgegen werfen? Auch die Armuth hat ihre Ehre, auch das Elend hat seinen Stolz! Ich nehme Nichts geschenkt!

Das sollen Sie auch nicht. Mein Freund will nur vergüten, was Herr Stillfried Ihnen in unredlicher Weise entzogen hat. Ich will Ihnen jedoch weder zu noch abrathen, thun Sie, wie Sie darüber denken.

Na, Herr Bertram – begann plötzlich Frau Raps – wenn Ihnen eine Summe auf so noble Weise verehrt wird, dann brauchten Sie nicht so scrophulös zu denken! Ich sag' das

nicht um dessentwegen, was wir noch zu fordern haben, nein wahrhaftig nicht, ich sag's von wegen Ihrer Garderobe und Nationalverpflegung. Wenn Sie keinen neuen Rock an sich wenden wollen, so können Sie nicht ausgehn und werden niemals Musikstunden bekommen. Und gesund sind Sie auch noch kaum. Hat Ihnen der Arzt nicht gesagt, es wäre gut, wenn Sie ein Glas Wein, ein paar Sardellen, oder eine sonstige Lectüre zu sich nehmen könnten? Na, nun sind die Mittel da, aber Sie wollen mit allerlei Nobelkeit den artigen Herrn übernobeln. Nein, das nehmen Sie mir nicht übel, das ist nicht recht!

Bertram warf der Sprecherin einen stechenden Blick zu, ergriff dann ein Licht und zündete es an der Lampe an.

Ich vergaß, daß wir nicht allein sind, junger Mann, sagte er. Haben Sie mir sonst noch Etwas zu sagen, so folgen Sie mir in mein Zimmer.

Er schritt mit dem Lichte voran in ein Nebenzimmer, und Heinrich folgte. Es war ein enger Raum unter dem Dache. Der Ofen nicht geheizt, und die Kälte schlug den Eintretenden, nach dem Aufenthalt in dem behaglich warmen Zimmer des Oberkaminraths, um so empfindlicher entgegen.

Ich habe Ihnen nur Eins zu sagen, fing Heinrich an, und dies ist sowohl zu Ihrem, als zu meines Freundes Vortheil. Folgen Sie seiner Bitte, die Ihnen Raps mitgetheilt haben wird, und besuchen Sie ihn morgen früh.

– Wer Etwas von mir verlangt, mag sich selbst zu mir bemühen! sagte Bertram.

Sie wissen wohl nicht, daß mein Freund an den Füßen gelähmt ist und niemals selbstständig einen Weg gemacht hat. Es muß ihm und dem Präsidenten erwünscht sein, daß, nach den gemachten Entdeckungen, Herr Stillfried, sobald als möglich völlig überführt und aus dem Hause entfernt werde. Und für Sie wird das auch von Nutzen sein. Sie würden jene beiden Ihnen so werthen Gegenstände, welche in des Doctors Händen sind, wieder erlangen und an dem Einflusse des Herrn Präsidenten eine kräftigere Stütze haben, als an der gefährlichen Hülfe eines Wucherers. Thun Sie den Gang, Herr Bertram, die Sache wird dadurch zu einem schnelleren Austrag gebracht!

Bertram sah ihn unverwandt an. Sie sind noch ein sehr junges Blut, sagte er, und sprechen doch sehr kluge Worte. Das hätte ich in Ihren Jahren nicht vermocht. Wie kommen Sie dazu, da Sie in glänzenden Verhältnissen leben? Wie kommen Sie dazu, sich für mich zu interessiren?

Ich bin Künstler, sagte Heinrich, und weiß, was es heißt, in seinem künstlerischen Streben durch Unglück niedergehalten werden, das hohe, heilige Ziel, das man sich gesetzt hat, nicht erreichen zu können!

– Künstler! Streben! – rief Bertram halb für sich und fuhr höhnisch lachend mit der Hand über die Stirn.

Ich habe, redete Heinrich weiter, die Armuth kennen gelernt, wie Sie, ich kenne ihr Elend, ihre Rathlosigkeit, und darum nahm ich Antheil an Ihnen, noch ehe ich Sie persönlich kannte. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen, einem

älteren Manne, gegenüber klug schwatze – ich habe kein Recht dazu –

– Welch ein wunderlicher Mensch Sie sind! – Was treiben Sie für ein Geschäft? Doch Sie sagten es schon – Sie sind Künstler?

– Maler.

– Und halten die Kunst für etwas Hohes?

Da ich sie zu meiner Lebensaufgabe gemacht habe, für das Höchste. Wie sie die Empfindung, das Denken, das ganze Leben des Künstlers durchdringt, wenn er in ihr etwas Großes leisten will, so wird er auch in ihr, mit der sein ganzes Wesen verwachsen ist, die höchste Befriedigung, ja, sich selbst besser und edler wiederfinden! So lebe ich in meiner Kunst, in der Malerei – in der ich freilich noch ein Schüler bin. Sind Sie mit Ihrer Kunst, der Musik, nicht in gleichem Fall?

Bertram schien sehr zerstreut zu sein. Als er Heinrich nicht mehr sprechen hörte, fuhr er wie aus einem Traume auf. Wie sagten Sie? Musik –? Doch – lassen wir das! Was Ihren Rath betrifft, so – will ich ihn mir überlegen. O ich sähe ihn gern – ich sähe ihn gern, den lieben Herrn Stillfried, wie er mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt wird! Meinen Fuß möchte ich auf seine Brust setzen und ihn würgen – würgen!

Bertram's Mienen nahmen plötzlich den Ausdruck einer wilden, furchtbaren Leidenschaftlichkeit an. Rache hätt' ich an ihm zu nehmen, fuhr er fort, Rache von Alters her! Alle Flüche, jede Verwünschung schleudr' ich auf den Nichtswürdigen! Als sein Henker dazustehn, ihn

stückweise zu zerreißen und seine boshafte Seele in die Hölle zu jagen, sollte mir eine Wollust sein! Wissen Sie, was Todfeindschaft, ewige Todfeindschaft heißt?

Heinrich hörte mit Erschütterung diesem Ausbruch eines glühenden Hasses zu. Bertram schritt einigemal durch das Zimmer, dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und blieb stehen. Nein! sagte er, so nicht, so nicht! Es ist noch nicht Zeit. Morgen – wird er in der Stille weggeschickt werden, das wird seine ganze Strafe ein. Vielleicht geh' ich hin und freue mich seiner Schande – doch es ist noch keine Rache. Verzeihen Sie, junger Mann – ich leide zuweilen sehr an bösen Erinnerungen. Wie alt sind Sie?

– Bald neunzehn Jahre.

Neunzehn Jahre! Hm, ich glaubte, alle jungen Burschen vom achtzehnten Jahre an wären lüderliche Canaillen und hätten Nichts im Kopfe, als ihr Vergnügen. Es mag Ausnahmen geben, es mögen Einige anders denken. – Gehn Sie jetzt nach Hause, es ist sehr halt hier. Hoffentlich sehe ich Sie wieder!

Bertram nahm das Licht und leuchtete dem Gaste die Treppe hinunter.

Es war ein kurzer Besuch, den Heinrich gemacht hatte, und doch kam es ihm vor, als habe er in eine Welt von neuen Erscheinungen geblickt. Aus welchen Erlebnissen mußte Bertram diesen Haß gegen Stillfried schöpfen! Alle möglichen Vermuthungen tauchten in ihm auf, als er durch die finsteren, winterkalten Straßen nach Hause schritt, und der lebhafte Wunsch erfüllte ihn, seiner

neuen Bekanntschaft näher zu treten und mehr von dem Schicksal des Musikus zu erfahren. –

Am andern Morgen – es war Sonntag – saß Heinrich mit einem Buche in seinem Zimmer und versuchte zu lesen, aber die Neugier ließ ihm keine Ruhe, zu erfahren, was weiter gestern im Hause des Präsidenten geschehen sei. Da er nach alter Art Sonntags Franziska's Tischgenosse war, konnte er zu Mittag den Verlauf erfahren, und doch drängte es ihn jetzt schon nach der Wohnung seines Freundes.

Da fiel ihm ein, daß er an seine Mutter zu schreiben habe, und so bezwang er seine Neugier. Es mochte gegen zwölf Uhr sein, als er in seinem Briefe durch Raps unterbrochen wurde.

Wissen Sie schon das Neueste, Herr Falk? rief ihm der Oberkaminrath entgegen. Wir haben heut ganz früh schon vornehmen Besuch gehabt! Rathen Sie, wen?

– Ja, das ist schwer!

Ich habe gestern dem alten Joseph meine Wohnung sagen müssen. Heut früh um acht Uhr klopft's bei mir, ich mache die Küchenthür auf – Donnerwetter, ich war wie angenagelt – steht der Herr Präsident von Wintersbach vor mir und will den Musikus sprechen! Meine Frau riß sich die Nachtmütze vom Kopf und stülpte die rothe Flatterhaube auf – und es sah aus bei uns! Aber der Herr schien gar Nichts zu sehen und hörte nicht auf ihre EIntschuldigungen – Sie wissen wohl, wenn Sie in's Geschirr geht mit Reden, schnurr – na, sie ist eine gute Frau! Der Herr Präsident, mir nichts dir nichts in die kalte Kammer

zum Musikus. Da haben Sie diskurirt, wohl eine halbe Stunde lang.

– Nun, und dann?

Dann ging der Herr Präsident wieder weg. Aber mit dem Musikus ist das eine wunderliche Geschichte. Er sagt Nichts, er ist ganz still, aber er hat heizen lassen und angefangen sein Klavier zu stimmen. Seit einem Jahr hat er nicht drauf gespielt, heut klappert er schon der ganzen Morgen.

– Das ist ein gute Zeichen!

Das will ich meinen! Ich hab' ihm auch eine Flasche Wein holen müssen. Er sagte, wir wollten zu Mittag auf bessere Zeiten anstoßen. Wissen Sie was? Ich glaube – er hat geweint. Gesehn hab' ich's nicht, aber um seine Augen war's nicht richtig. Na, ich muß noch einen Gang für den Herrn Professor thun. Haben Sie was zu bestellen? –

Kaum hatte Raps sich entfernt, als ein Diener aus dem Wintersbach'schen Hause eintrat und einen Zettel von Edgar überbrachte.

»Obgleich ich dich zu Mittag zu sehen hoffe, schrieb Edgar, kann ich doch nicht so lange an mich halten, dir meine Genugthuung mitzutheilen. Stillfried ist mit Sack und Pack aus dem Hause! Endlich bin ich frei! Mein Vater begreift seine eigne Verblendung nicht und fühlt sich sehr gedemüthigt, daß er sich so lange hat täuschen lassen. Komm' so bald als möglich.« – –

Es war nicht Joseph's Entdeckung und Rapsen's Bekenntniß allein gewesen, was eine so schnelle Entfernung des Doctor's zu Wege gebracht hatte. Schon vor

einiger Zeit waren Herrn Mertens einige Notizen zugeflüstert worden, die ihn gegen Stillfried hätten einnehmen müssen. Er wies sie jedoch als Verleumdungen von sich. Als ihm aber dergleichen häufiger hinterbracht wurde, und ein wohlmeinender Geschäftsfreund ihm sagte, daß man sich wundre, wie er als ein rechtlicher Kaufmann geheimen Wucher im Hause seines Schwiegersohnes dulden könne, erschrak er denn doch und sprach sofort mit dem Präsidenten. Herr von Wintersbach wollte solchen Beschuldigungen Anfangs eben so wenig Glauben schenken, als sein Schwiegervater. Ihn selbst, bei seinem meist kalten, vornehm ablehnenden Wesen, hatte man noch nicht zu warnen gewagt. Und seine Meinung von Herrn Stillfried war zu hoch, um auf eine erste Warnung hin Verdacht gegen ihn zu schöpfen. Da erschien vor einigen Tagen der Kaufmann wiederum bei ihm und brachte einen anonymen Brief, worin der Doctor allerlei unredlicher Geldspeculationen beschuldigt wurde. Dem Präsidenten begannen nun doch einige besorgte Gedanken auf die Seele zu fallen, wiewohl es ihm schwer wurde, ihnen völlig Raum zu lassen. Die Scene, welche er gestern im Zimmer seines Sohnes erlebt hatte, war jedoch nun hinreichend, ihn schnell und mit Energie verfahren zu lassen. Nachdem er von Bertram einen Theil von dem geheimen Betrieb des Doctors erfahren hatte, kündigte er demselben sofort. Um alles Aufsehn in einer ihm so unangenehmen Sache zu vermeiden, schickte er Herrn Stillfried in der Stille aus dem Hause, zwang ihn aber, die Pfänder, die er noch in Besitz hatte, herauszugeben.

Herr von Wintersbach war, wie Edgar richtig gesagt hatte, sehr gedemüthigt, daß er von einem Gauner so lange Jahre hatte hintergehen lassen. Es schmerzte ihn tief, den Klagen seines Sohnes keinen Glauben geschenkt zu haben, und er schrieb sich selbst nun einen großen Theil der Bedrückungen zu, welche Edgar erfahren hatte. Denn nachdem eine Schuld an den Tag gekommen war, mußte jede andre bald eben so glaublich erscheinen. Der Erziehungsgrundsatz, den Knaben von allen Altersgenossen zu isoliren, stand ihm jetzt erst recht bedenklich vor Augen und ließ ihn allerlei neue Entdeckungen über den heuchlerischen Charakter des Mannes machen, dem er so blindlings vertraut hatte. Durch seine Schuld war das Gemüth seines Sohnes in sich zurückgedrängt, sein Charakter schroff, seine Leidenschaftlichkeit geweckt und genährt worden – kurz, der sonst so ruhige gemessene Mann war Tage, Wochen lang in einer schmerzlichen, vorwurfsvollen Bewegung. Zu dieser Bewegung sollten von außen her neue Besorgnisse gesellen.

Der Präsident trat eines Tages bei seiner Gattin ein. Sie sah sogleich, daß ihn etwas Ernsthaftes beschäftigte.

– Du hast Etwas auf dem Herzen, Karl! sagte sie.

Ja, liebe Franziska! Die Stillfried'sche Angelegenheit scheint mich in Athem halten zu wollen. Diese unglückselige Geschichte!

– Was ist wieder Neues zu Tage gekommen?

Seit Kurzem wird mir von einigen meiner Kollegen und anderen Bekannten gradezu gratulirt, daß ich mich endlich dieses Menschen entledigt habe, und heut nach der

Session fing sogar der Minister an davon zu sprechen, Sie haben neulich Unannehmlichkeiten gehabt! sagte er. – Ich kann nicht vermuthen, daß er um unser Geheimniß weiß, und frage: Wie so? – Sie haben den Hofmeister Ihres Sohnes wegschicken müssen, entgegnet er. Es ist gut, daß Sie es endlich gethan haben. Man war schon von vielen Seiten auf ihn aufmerksam geworden und wunderte sich, daß Sie ihn als Ihren Hausgenossen behielten.

– Und Niemand hat uns einen Wink gegeben! rief Franziska. Man ließ uns diesem Menschen vertrauen!

In der Stille hoffte ich ihn zu beseitigen, und nun erfahre ich, daß man auch davon Notiz genommen, daß man es wie ein Ereigniß betrachtet. Alle Welt wußte, daß er einen berüchtigten Wucherer im Hause hatte! Sogar bis zum Minister hinauf konnte dies laute Geheimniß gelangen! Wie höchst fatal muß mir das in meiner amtlichen Stellung sein, und welches Licht wirft es auf mein Haus! War es denn doch eine allbekannte Sache, muß ich mir fast Vorwürfe machen, daß ich nicht gerichtlich verfahren bin und einen eclatanten Fall daraus gemacht habe. Dieses heimliche Beseitigen sieht fast aus – Gott im Himmel! – es sieht fast aus wie ein Einverständniß mit dem Menschen!

Der Präsident schritt in einer Aufregung, wie seine Gattin sie an ihm niemals gesehn hatte, im Zimmer auf und nieder. Sie erhob sich und ging auf ihn zu. Karl, sagte sie ruhig, glaubst du, daß dies auf deine amtliche Stellung einen ernstlichen Einfluß haben könne?

Das glaube ich nicht eben, aber ein Vorurtheil –

– Nun dann, fuhr sie fort, indem sie die Hand auf seine Schulter legte, dann gieb dich zufrieden! Du bist sonst ein so ruhiger, gefaßter Mann, der in schwierigen Verhältnissen, wo Andre den Kopf verlieren, klaren und festen Sinnes bleibt. Du darfst mir jetzt deinem Charakter nicht untreu werden! Was sollte dann aus mir werden? Es wird dir Niemand so thörichte Vorwürfe machen, wie deine Aufregung sie dir zeigt. Jeder kennt deine Ehrenhaftigkeit, jeder weiß, daß wissentlich nichts Unehrenhaftes in deinem Hause dulden wirst. Wenn man dir jetzt Glück wünscht, so geschieht es aus wahrhaftem Antheil, und es ist nur zu bedauern, daß deine Freunde nicht früher gesprochen haben. Also, die Wolken von der Stirn, lieber Mann! Freue dich, daß das Uebel abgewendet ist, und sieh nicht mehr in die Vergangenheit!

Der Präsident wurde inne, daß er die Rolle mit seiner Gattin gewechselt hatte. Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn und strich mit der Hand über ihr schönes, braunes Haar. – Du bist mein treffliches Weib, sagte er, und hast Recht! Ich muß die Folgen meiner Verblendung ertragen. Aber mein armer Edgar jammert mich! Ihn, den Unglücklichen, habe ich nur noch unglücklicher gemacht. Ach, wenn man da einmal in's Denken geräth –!

Aber, nahm Franziska das Wort, scheint er dir nicht seit einiger Zeit heitrer als jemals? Fühlt er sich nicht wohler, angeregter? Ueber viele Dinge, die man sonst ängstlich vermeiden mußte, spricht er sich jetzt offen aus, er scheint wirklich zufriedener, innerlichst glücklicher zu sein.

Ich muß dir nur die Freude machen, entgegnete der Präsident, zugestehen, daß ich diese günstige Aenderung dem Einfluß deines Schützlings zuschreibe. Ich glaube in der That, daß Falk vorzüglich gut auf ihn wirkt, daß Edgar seit der näheren Bekanntschaft mit ihm erst aufzuleben scheint. Wie sehr ich dem jungen Manne dafür dankbar bin, hoffe ich meiner Franziska einst zu beweisen!

– Siehst du! Habe ich mich wohl in ihm geirrt? Habe ich nicht immer seine Partei genommen?

Das hast du! Ich lasse deinem richtigen Gefühl volle Gerechtigkeit widerfahren. Ich selbst war eingenommen gegen ihn, vielleicht sogar ungerecht. Das ist auch noch eine Schuld dieses saubern Stillfried, die ich abzuzahlen habe. Ach, er wird uns noch oft zu schaffen machen, und die Folgen seines Einflusses werden vielleicht ein Leben lang dauern! Doch – zu etwas Anderem. Laß mich dir einen Vorschlag machen. Du hast bis jetzt Eugenien selbst auf dem Piano unterrichtet, ich wünschte ihr von nun an einen Lehrer zu geben.

– Wie du willst. Hast du schon Jemand im Sinne?

Ja. Ich war, wie du weißt, vor einiger Zeit bei dem Musikus Bertram. Es geht dem Manne sehr übel, aber er hat einen gewissen Stolz und Etwas in seiner Art zu sein, was mir – nicht mißfällt. Ich wünschte ihm zu helfen. Vor einigen Tagen hörte ich von Engelhard, daß Bertram seinen Töchtern Unterricht gebe. Falk hat ihn dort in Vorschlag gebracht – weiß der Himmel, wie der Junge an ihn gekommen ist. Engelhard ist mit dem Unterricht zufrieden,

und so denke ich, wir machen an Eugenien einen Versuch mit ihm.

– Ganz nach deinen Wünschen! Mein Clavierspielen ist doch schon etwas altmodisch geworden.

Altmodisch? Kann Etwas aus der Mode kommen, was meine Alleragnädigste thut? Oder, wenn es das kann, hört es darum auf schön und gut zu sein? – Der Präsident führte die Hand seiner Gattin respectvoll an seine Lippen. – Aber wo sind die Kinder?

– Bei Edgar. Eugenie und Heinrich sind auch bei ihm.

Nun dann laß uns den Familienkreis bei unsrem Edgar ergänzen! Komm!

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Heinrich war in dieser Zeit ein glücklicher Mensch. Seine Studien auf der Akademie hatten einen so günstigen Erfolg, daß der Professor Engelhard ihn in Kurzem ohne Bedenken in sein Atelier aufnahm und von ihm als einem seiner talentvollsten Schüler sprechen konnte. Daneben gingen seine Beschäftigungen mit neueren Sprachen und Wissenschaften, worin er in Edgar einen Lehrer und Genossen fand. So verstrich die Zeit unvermerkt, und wenn sie ihm keine äußeren Erlebnisse zu bringen schien, so mußte die reiche innere Entwickung, die sie ihm gewährte, doch von großer Wichtigkeit für ihn werden.

Er hatte bereit eine größere Landschaft in Oel gemalt, welche bei den Besuchern der Kunstausstellung große Anerkennung fand. Sowohl Herr Mertens, als Herr von

Wintersbach sprachen die Absicht aus, das Bild zu kaufen. Heinrich erklärte ihnen jedoch, daß es ihn mehr verbinden würde, wenn sie davon abstünden, damit es nicht nicht schiene, als hätten sie sich durch persönliche Rücksichten dabei leiten lassen. Er sähe lieber einen fremden Käufer, der durch Besitz des Bildes seinen Namen mehr genannt und bekannt machte. Beide Männer willfahrten ihm gern und standen von dem Kaufe ab. Glücklicherweise fand sich bald ein Käufer, wie er ihn wünschte, in der Person des englischen Gesandten. Heinrich war sehr froh darüber und schickte die Hälfte des dafür gelösten Geldes seiner Mutter. –

Ehe wir jedoch von diesen Tagen ruhigen Fleißes scheiden, um unsern Helden in Verhältnisse des höchsten Ernste und neuer Erfahrung zu führen, müssen wir noch eines Ereignisses gedenken, welches seine Fähigkeiten beinahe als eine gefürchtete Macht erscheinen ließ.

Er konnte sich als Schüler Engelhard's einem reichhaltigen Umgang mit jungen Künstlern und Strebensgenossen nicht entziehen, noch hatte er bei seiner Jugend und Lebenslust die Absicht, darauf zu verzichten. So gab er sich nach des Tages Arbeit gern einer heiteren Geselligkeit hin, und leicht und locker wie die Jugend ist, spielte er bald eine bedeutende Rolle bei allerhand namhaften Thorheiten. Der Mittelpunkt dieser Thaten war der Künstlerverein, in welchem er mehrere hohe Würden zugleich bekleidete. Unter Anderem war er Redacteur einer

geschriebenen Zeitung, die unter dem Titel »die Kratzbürste« alle Sonnabend Abend im Verein vorgelesen wurde. Hierbei kam ihm seine frühere Uebung im Versemachen zu statten, und er lieferte manches Gedicht, voll von der haarsträubendsten Satyre auf die rechtschaffensten Männer, welche zu ihrem Unglück Professoren der Akademie waren. Nun hatte der Verein beschlossen, zur Fastnacht ein großes Künstlerfest zu geben, bei welchem etwas Dramatisches dargestellt werden sollte. Während man sich noch vergeblich nach einem passenden Stücke umsah, wurde der Vorschlag gemacht, ein solches aus dem Vereine selbst hervorgehen zu lassen, und Heinrich als der einzig dazu Befähigte erklärt. Unser Held war begeistert für diesen Plan und versprach einen möglichst lustigen Schwank für das Fest zu liefern.

Er hatte vor Aufregung eine schlaflose Nacht, während welcher er mit der Composition seines Stückes beinah fertig wurde. An andern Morgen begab er sich zu Edgar, um mit ihm den Plan weiter durchzusprechen. Edgar interessirte sich lebhaft dafür und unterstützte ihn mit Rath und That dabei. Sie lasen zusammen ein paar Komödien des Aristophanes, um das Ganze in eine höhere Sphäre zu heben, und von diesem Muster begeistert, ging Heinrich rasch an's Werk. In weniger als einer Woche war die Arbeit fertig. Heinrich las sie seinem Freunde vor und ließ sich von ihm gern einige Nachhülfe und Ausfeilung gefallen.

Der Plan des Stückes war folgender. Ein Maler, Michel Rathlos mit Namen, sitzt einsam auf seinem Zimmer und

klagt sein Schicksal an, daß es ihn zu keiner bestimmten Richtung in der Kunst gelangen lasse. Jede zieht ihn an, in jeder hat er sich versucht und ist mit allen seinen Versuchen ausgelacht worden. Da erscheint der Humor in Gestalt des Hanswurst und verspricht, seine Lage zu bessern. Zu diesem Zwecke macht er ihm den Vorschlag, in der Weise gewisser großer Künstler zu malen, unter denen niemand anders, als einige an der Akademie wirkende Personen zu verstehen waren. Ihre Namen wurden nicht genannt, doch konnte sie auch aus der satyrischsten und böswilligsten Charakteristik Jeder sogleich erkennen. Von Einem z. B., welcher die Manier hatte, in etwas düsteren, unbestimmten Farben zu malen, hieß es:

Will er sich zeigen heroisch und groß,
So geht er an den Rinnstein blos,
Taucht da hinein ganze Pinselgarben
Und meint, das wären Charakterfarben.
Aber trotz all' seinem Teufelsdunst
Ist er der Menge ein Meister der Kunst.

Ein Andrer wurde folgendermaßen charakterisirt:

Dieser malt mit großem Glücke
Historische Garderobestücke,
Vom Helmbusch bis zu den Stiefelsohlen
Der Natur wie abgestohlen.
Aber die Menschen, die drinnen stecken,
Gleichen gestopften Habersäcken,
Weil er in ihnen ungenirt
Immer sich selber porträtirt.

Aber er steht nun einmal in Gunst
Und ist ein Professor und Meister der Kunst.

Darauf wird ein Dritter in Vorschlag gebracht, der sich durch seine Vorliebe für Leiden und Sterbende auszeichnet. Von ihm heißt es:

Seine Modelle bringt ihm der Büttel
Vom Schinderkarren oder vom Spittel,
Für's Leichenhaus sind drum seine Bilder
Und für den Galgen Aushängeschilder.
Aber trotz allem Verwesungsdunst
Gilt er für einen Meister der Kunst.

Michel Rathlos ist bezaubert von diesen Vorschlägen, aber zugleich in Zweifel, welcher von diesen drei Manieren er sich zuwenden solle. Da weißt ihn Hanswurst an die Landschaftsmalerei, wofür er ihm ein ausgezeichnetes Vorbild verschaffen will. Das Rezept, nach welchem dieser Künstler zu malen pflegt, ist folgendes:

Man kleb' eine Runkelrübscheibe schön
Auf die Leinwand über Zuckerhuthöhn
Und rühre, für Sonnenaufgangsflammen,
Mit einem Eidotter sie zusammen.
Streue dann einige Käsewolken
Durch die Luft als Morgenwolken
Und gieß' über Fernen und Vordergrund
Eine Sauce von Safran und Kirschsaft bunt.
Darum einen Rahmen für hundert Thaler,
Und Du bist ein Lieblings- und Modemaler.

So geht es in langer Reihe fort, aber so viel Vorschläge Hanswurst macht, so wenig kann Michel Rathlos zu einem Entschluß kommen. Da erscheint sein Bruder Siegbert, um sich für längere Zeit von ihm zu verabschieden. Er erzählt, daß er eine Reise vorhabe, um sich die schöne Königin *Astarte* zu erkämpfen, durch deren Besitz man auf den Gipfel aller Künstlerschaft gelange. Sie werde von drei schrecklichen Wächtern gehütet, nämlich von *Artistorius* (Repräsentant der Geschichtsmalerei), *Generalis* (Genre) und *Campanus* (Landschaftsmalerei). Wer sie erringen wolle, müsse wenigstens Einen dieser drei Hüter im Kampfe besiegen, sowie auch den Drachen *Neidhard*, der ihre Thür bewache, erlegen. – Kaum ist Siegbert abgegangen, so erklärt Michel Rathlos, er wolle ebenfalls zum Kampfe um Astarte ausziehn. Hanswurst bestärkt ihn darin, bietet sich ihm zum Diener an und treibt zur Eile, damit sie noch vor seinem Bruder am Palaste Astarten's ankämen. – Der zweite Aufzug zeigt eine reiche, prachtvolle Architektur des Palastes. Man sieht durch eine Reihe von Vorhöfen und Gemächern. Im äußersten Vorhofe gehen die drei Wächter auf und nieder, sie sind charakteristisch costümirt, tragen aber statt der Schilde große Paletten am Arme und statt der Lanzen riesige Pinsel. Ganz im Hintergrunde, auf einer Terrasse vor dem inneren Gemache der Königin, liegt der Drache Neidhard. – Hanswurst und Michel Rathlos treten auf, der letztere trägt einen gefüllten Sack über der Schulter. Er ist außer sich über die Pracht des Palastes, schaudert aber vor den drei schrecklichen Wächtern. Da er einen

Kampf mit ihnen zu sehr fürchtet, beschließt er, sie durch Bestechung zu gewinnen, und beräth sich mit Hanswurst über die Summe, die er daran setzen solle. Aber da er nicht viel dran wenden kann, so hat er sich mit allerlei alten Garberobestücken vom Trödel in seinem Sacke versehen und hofft die Wächter dadurch zu blenden. – Die drei Schrecklichen treten hervor und fragen, wer so kühn sei, sich dem Palaste zu nähern. Michel Rathlos erklärt ihnen zitternd und bebend seine Absicht, und sogleich legen sie kampfbereit ihre Pinsellanzen gegen ihn ein. Michel fällt schreiend zu Boden, Hanswurst aber bewirkt, daß sie seinen Herrn ruhig anhören. Darauf halten die drei Gewaltigen Rath zusammen, beschließen auf die Bestechung scheinbar einzugehen und den Frechen dann zu verderben. Darauf erfolgt die halb erhabne, halb burleske Bestechungsscene. Artistorius erhält einen alten Purpurmantel, die Generalin einen ausgestopften Affen und einen Stiefelknecht, während Campanus sich eines Päckchens mit Lorbeerblättern und zweier Feuersteine zu erfreuen hat. Die Hüter ziehen sich scheinbar zurück, und Michel Rathlos schickt sich scheinbar jubelnd und von Hanswurst beglückwünscht an, in den Palast einzutreten. Da schießt der Drache Neidhard aus dem Portal hervor, um sich über den Eindringling zu stürzen. Michel ist in Todesangst und nimmt seine Zuflucht zu dem mitgebrachten Sacke. Er wirft dem Drachen Semmeln, Würste, Aepfel entgegen, füttert ihn mit Kuchen, Schinken und Wein, und der Drache ist während des Mahles ganz manierlich und läßt sich streicheln und hinter den Ohren

krauen. Als er aber merkt, daß der Sack leer ist, stürzt er sich von Neuem über den Allzukecken, und jetzt ist Michel verloren, wenn Hanswurst ihn nicht rettet. Der aber wendet sich an das Publikum und macht einige höchst lieblose Bemerkungen über seinen Herrn. – Da tritt der kühne Siegbert auf. Er sieht staunend seinen Bruder in Lebensgefahr, entreißt ihn dem Ungeheuer und erlegt dasselbe. Die drei Hüter eilen herbei und rüsten sich sofort zum Kampfe gegen den neuen Ankömmling. Siegbert kämpft mit ihnen, wirft zuerst Campanus, dann Generalis und schließlich Artistorius nieder und wird knieend von ihnen als Herr anerkannt. Er wählt sich Artistorius zum Führer und geht mit ihm, gefolgt von den beiden andern, in den Palast. – Michel Rathlos, der inzwischen ohnmächtig auf dem Boden gelegen hat, erwacht und sieht sich in der größten Furcht allein an dem schrecklichen Orte, denn auch Hauswurst hat ihn verlassen. Da tritt ein Wesen auf, welches sich für eine Muhme Astarten's ausgiebt, in welchem er aber sogleich eine Gliederpuppe erkennt. Sie tröstet ihn und hofft ihm durch ihre Liebe den Verlust Astarten's zu ersetzen. Er ist gerührt von dieser Liebe, und beider Thränen fließen bei einer inbrünstigen Umarmung. Während dem kommt Hanswurst zurück und schleppt einen römischen Triumphwagen hinter sich her. Er spannt das Liebespaar davor, springt in den Wagen, schwingt die Peitsche und kutschirt, von ihnen gezogen, davon. Dann öffnen sich plötzlich alle Pforten des Palastes, und ein prachtvoller Festzug bewegt sich unter rauschender Musik durch die Vorhöfe. An der Spitze gehen

Siegbert und Astarte. Die Bühne ist durch Stufen mit dem Zuschauerraum verbunden, und so schreitet der Zug herab und durch eine in der Mitte des Saales freigehaltene Gasse in die anstoßenden Festräume,

Dies war die Grundlage des Stückes, welche durch die Ausführung nun reichhaltig belebt wurde. Vorzüglich war Hanswurst unerschöpflich in Anspielungen und Beziehungen auff gegebene Verhältnisse, wovon jene Beispiele aus dem ersten Aufzuge genügen mögen. –

Als Heinrich sein Stück im Künstlerverein vorlas, brach ein stürmischer, nicht enden wollender Jubel aus. Er war der Held der ganzen Genossenschaft geworden und erndtete schon an diesem Abend Lorbeeren die Fülle, Sogleich wurden die Rollen vertheilt. Es war nur eine Stimme, daß der Dichter selbst den Hanswurst spielen müsse, und so sträubte er sich nicht dagegen.

Nun ging es in den nächsten Wochen an eine vielverzweigte und aufregende Thätigkeit. Proben wurden gehalten, Kostüme aufgezeichnet und bestellt oder ausgesucht, Decorationen für die Säle und die Bühne entworfen und gemalt. Ein Vorstand, aus den am meisten praktischen Künstlern gewählt – ohne daß darum noch der ganze Vorstand besonders praktisch gewesen wäre – hatte für die Erwerbung eines passenden Festlokals zu sorgen und arbeitete in endlosen Conferenzen für alle äußeren und inneren Bedingungen des Festes. Natürlich

wurde dabei sehr viel des verschiedenartigsten Getränkes verbraucht, und oft verging ein Conferenzabend, ohne daß man vor lauter Festfreude auch nur zu einem einzigen Beschlusse gekommen wäre. Da Heinrich auch ein unentbehrliches Mitglied des Vorstandes war, so gab es für ihn in dieser Zeit kaum ein anderes Interesse, noch eine andere Thätigkeit. Er machte, da er einer der Vermögendsten unter der jungen Genossenschaft war, dem Vereine bedeutende Geldvorschüsse, und bei all den Ankäufen für seine eigenen und die allgemeinen Bedürfnisse leerten sich seine Taschen bis auf den Grund, ehe noch die Hälfte der vorläufigen Kosten gedeckt war. Edgar half seinem Freunde gern mit einer Summe aus und beugte so den Verlegenheiten vor. Doch ahnte unser Held nicht, wie viel neue ihm erwachsen sollten als er sich bei dem Gasthofsbesitzer, in dessen Sälen das Fest gefeiert werden sollte, bei Maskenverleihern, Kaufleuten, Arbeitern und sonstigen Hülfeleistenden persönlich im Namen des Vereins für die Kosten verbürgte.

Bei der großen Aufregung und all den Vorbereitungen, welche die junge Künstlerwelt beschäftigten, konnte es nicht ausbleiben, daß auch ältere Künstler und ein Theil des mit ihnen im Zusammenhang stehenden Publikums ein Interesse an der Sache gewann. Man knüpfte große Erwartungen an das Fest, und unter den Professoren der Akademie circulirten einige sehr bedenkliche Ahnungen und Befürchtungen. Der Professor Strohwedel behauptete, der Senat müsse das Stück durchaus erst prüfen, ehe

es zur Aufführung kommen dürfe, und drang in Engelhard, daß er das Manuscript seinem Schüler abfordere. Engelhard warf dagegen ein, daß sowohl Falk als auch ein großer Theil der jungen Künstler bereits selbstständig sei, und daß er kein Recht zu einer solchen Forderung habe. Er selbst sei der Ueberzeugung, daß Heinrich nichts Ungehöriges in die Augen und Ohren des Publikums bringen werde. Trotzdem – und da die Gerüchte sich mehrten – fragte er seinen aufgeregten jungen Freund eines Tages, ob er ihm nicht durch Mittheilung des Manuscriptes einen Vorschmack der Faschingsfreude gewähren wolle. Heinrich schlug es ihm jedoch lachend ab, um ihm den Scherz, der vielleicht davon zu erwarten sei, nicht zu schmälern. –

Trotz der frühen Vorarbeiten gab es in den letzten Tagen vor dem Feste doch noch so viel zu thun, daß der Vorstand verzweifelte, die ganze Last der Geschäfte zu bewältigen. Am Nachmittag vor dem zum Feste bestimmten Tage eilte Heinrich aus der Generalprobe nach dem Dekorationsboden, um seinen dort noch beschäftigten Genossen bei der Ausmalung des Palastes zu helfen.

Während er zerstreut die Straße entlang eilte, prallte er mit einem jungen Herrn zusammen, so daß er denselben fast niedergeworfen hätte. Der junge Herr war zwar sehr klein an Gestalt, sah aber unternehmend genug aus, und die herausfordernde Stellung und Miene, mit welcher er stehen blieb, bewirkte, daß Heinrich, anstatt um Entschuldigung zu bitten, sich ebenfalls in bedeutsame Positur setzte. Kaum aber hatten sie einander

einige Sekunden betrachtet, als sie sich mit dem Ausruf »Fritz Eberlein!« und »Heinrich Falk!« in die Arme flogen.

Beide hatten sich in der langen Zeit ihrer Trennung zwar verändert, dennoch aber kannten sie ihre Gesichtszüge so gut, daß es vom ersten Zweifel, ob dies der alte Schulfreund sei, bis zur völligen Gewißheit keine Minute währte.

Fritz Eberlein! rief Heinrich – was machst du? Wie geht's dir? Was bist du geworden?

Leidlich gut geht es mir, mein philologisches Examen hab ich gemacht, und Doctor und Schulmeister an einem hiesigen Gymnasium bin ich geworden! entgegnete Eberlein. Aber wie stehst du vor mir, Mensch! Jetzt, da ich dich näher betrachte, begreife nicht, wie ich dich habe erkennen können. Du siehst ja wie der feinste Stutzer und Weltmann aus! Bist du denn Anstreicher, oder Maler – oder was, zum Kuckuck, ist sonst aus dir geworden?

Heinrich faßte lachend seinen Freund unter den Arm, und indem er mit ihm die Straßen entlang eilte, gab er ihm einen kurzen Bericht seiner gegenwärtigen Lage, aber so sporadisch und zerstreut, daß Eberlein ihn immer von der Seite ansah und aus seinen Reden nicht klug wurde.

Heinrich führte ihn mit sich über mehrere Höfe zu einem alten Hintergebäude, schleppte ihn die Treppe zum Dekorationsaal mit herauf und sagte ihm, daß er ihn sogleich bei einer Arbeit anstellen wolle. Sofort gab er ihm einen Farbentopf in die Hand und hieß ihn ein langes Dekorationsstück anstreichen. Er selbst wurde bei seinem

Erscheinen von allen Seiten in Anspruch genommen und mit Fragen bestürmt, denn sein Rath, seine Hülfe und wichtige Nachrichten, welche er zu bringen hatte, wurden bereits mit Ungeduld erwartet.

Fritz Eberlein rührte erstaunt in seinem Farbentopfe und sah in das geschäftige Treiben hinein, dessen Mittelpunkt sein Freund war. Er suchte sich ihm zu nähern, wurde aber bei Seite geschoben und sprach vergeblich Einige der kreuz und quer laufenden jungen Künstler an. Er stand und rührte noch immer, ohne sich entschließen zu können, durch Anstreichen der Leinwand in das ihm fremde Gebiet der Kunst hineinzupfuschen. Da kam Heinrich wieder auf ihn zu.

Verzeih, Fritz, sagte er, wenn ich mich wie ein Narr geberde! Wir sitzen mitten in der Faschingswirthschaft, und ich bin Festordner, dabei wird man im Voraus halb toll. Hast du heut Abend Zeit, so laß uns um neun Uhr – denn früher werde ich hier nicht fertig – ein Glas Wein zusammen trinken.

Das lasse ich mir gefallen, sagte Eberlein. Hier hast du deinen Farbentopf zurück, den ich wenigstens nach Kräften umgerührt habe. – Er überreichte Heinrich denselben, ließ ihn aber zu Boden fallen, daß er zerbrach und den Fußboden nach allen Seiten hin marmorirte.

»Zerfritzt! Zerfritzt!« schrie Heinrich, indem er den Freund bei den Schultern faßte und laut auflachte. Immer noch der Alte, wie bei dem Drachen in Pension!

In meinen Lastern wie in meinen Tugenden! entgegnete Eberlein. Und auch darin, daß ich für dich durch's

Feuer gehe, wenn – du heut Abend einigermaßen ruhig und vernünftig sein willst. Und jetzt nimm die Laterne und leuchte mir die Treppe hinunter, sonst richte auf jeder Stufe ein neues Unheil an. – Heinrich führte ihn bis auf die Straße, bezeichnete das Weinhaus, in welchem sie sich treffen wollten, und kehrte zu seinen Genossen zurück.

Hier war neue Aufregung. Es hatte Einer die Nachricht gebracht, daß der Professor Strohwedel es bei der Polizei durchgesetzt habe, die Aufführung des Stückes zu verbieten. Heinrich beruhigte sie und erzählte, daß er selbst von dem Polizeirath, der ein sehr artiger Mann sei, von diesen Bemühungen des Professors gehört, zugleich aber die Versicherung erhalten habe, daß der Darstellung des Stückes Nichts im Wege stehe. –

Es war neun Uhr vorüber, als Heinrich in das Weinhaus trat, woselbst er Eberlein bereits fand. Er bestellte eine Flasche Rheinwein, und jetzt erst, in einer Stunde, beruhigteren Gespräches, feierten die Freunde das Wiedersehn mit Genuß. Eberlein äußerte seine Freude, den Schulkameraden in so glücklichen Umständen zu sehn, und wurde nicht müde, den Erzählungen von Heinrich's Schicksalen zuzuhören. Seine Gestalt, sein Wesen, der Humor, mit welchem derselbe von seinen früheren Leiden sprach, imponirten ihm und bezauberten ihn. Heinrich's Leben erschien ihm wie vollendete Poesie, so daß er sein eignes im Gegensatze dazu für nüchterne Prosa und sich selbst für recht unbedeutend halten mußte. Heinrich

forderte ihn auf, nun auch von seinen Schicksalen zu erzählen.

Da werde ich, begann er, nur von Alltagserfahrungen und zwar untergeordneter Art zu berichten haben. Mein Vormund schickte mich auf die Universität und ließ mich nach meinem eigenen Wunsche Philologie studiren. Ich lebte von Stipendien, die mir einen Wechsel gewährten, bei dem mich nicht übermäßig einzuschränken brauchte. Ich besuchte Halle und Göttingen, war fleißig oder lustig, wie es kam, machte mein Examen und wurde als Lehrer angestellt. Das ist Alles, was ich erlebt habe. Erst jetzt, da ich deine Schicksale anhörte, kommt es mir zum Bewußtsein, wie nüchtern mein Leben war. Ich habe mir den Kopf voll Gelehrsamkeit gestopft und gebe zu, daß ich auf dem Wege bin, ein Philister zu werden.

– Unmöglich! entgegnete Heinrich. Ein angehender Philister giebt sich kein so herausforderndes Ansehn, wie du, als ich dich heut auf der Straße umrannte!

Ja nun, meinte Eberlein, ein Flederwisch bin ich freilich nicht, und vornehmlich habe ich einen Widerwillen gegen junge Stutzer, welche unwissend und hochmüthig die Straße beherrschen wollen. Ich habe heut jedoch die Lehre erhalten, daß doch zuweilen mehr hinter ihnen steckt. – Bei diesen Worten stieß er unvorsichtig sein Glas um und hätte, bei dem Bestreben, den Inhalt zu retten, auch die Flasche umgeworfen, wenn Falk sie nicht festgehalten hätte. – Siehst du, fuhr er fort, diese Ungeschicklichkeit ist nach wie vor mein Elend. Alles Zerbrechbare ist in meinen Händen unsicher. Immer noch verfolgt mich

das Unglück, daß ich in Situationen, wo es darauf ankommt, sich günstig zu präsentiren, in der ungünstigsten Lage bin. Trete ich in ein Gesellschaftszimmer, so stolpere ich gewiß über die Schwelle und komme auf allen Vieren herein. Als es sich um meine Anstellung handelte und ich dem Schulrath einen Besuch machte, nahm ich den Papierkorb für einen Sessel und setzte mich dermaßen in denselben hinein, daß er kaum wieder von mir zu trennen war. Als ich zum Erstenmal den Schulkatheder betrat und mich mit ungeheuer würdevollem Gesicht niedersetzte, brach der Stuhl unter mir zusammen, und ich verschwand für längere Zeit hinter dem Katheder. Einmal interessirte ich mich lebhafter für eine junge Dame – nein, spitze nur nicht die Ohren, der Roman bleibt in der Prosa stecken. Ich tanzte mit ihr, glitt aus, behielt im Fallen die Hälfte ihrer Kleiderfalten in der Hand und stürzte aus dem Saale. Als ich am andern Morgen zu ihrer Mutter ging, um mich zu entschuldigen, stieß ich beim Eintreten ein schwankes Nipptischen um, daß hunderte von kleinen Sächelchen zertrümmert über den Boden rollten. Und während ich mich bückte, um etwas davon zu retten, zersprengte ich mir die Hosen über dem Knie. Mein Interesse für die Dame ging in meiner Scham unter und war für alle Zeit vorbei.

Der junge Philologe übertrieb in diesen Erzählungen durchaus nicht, er behandelte sich selbst aber härter, als Andere es thaten. Denn er verschwieg oder wußte nicht, daß er seine Ungeschicklichkeit durch sein gefälliges Benehmen stets wieder gut zu machen pflegte. Sein Wesen

war ein Gemisch von geistiger Reife und innerster Naivetät. Er hatte durch Fleiß und richtiges Verständniß seiner Studien eine Fülle von Bildung, aber bei der Ereignißlosigkeit seines Lebens durchaus keine Erfahrung erworben. Daher konnte er geistvoll über gelehrte oder ernste Gegenstände sprechen und plötzlich im Angesicht von Dingen des gewöhnlichen Lebens über der größten Kindlichkeit der Anschauung ertappt werden. Dabei hatte er die Eigenheit, leicht zu erröthen. Er war nicht schüchtern, sondern trat im Gegentheil mit einer gewissen Keckheit auf, zeigte sich aber, wenn er einen Fehler gemacht hatte, plötzlich sehr verwirrt und verlegen. Die Art, wie er sich aus der Verlegenheit zu retten suchte, war dann meist humoristisch oder witzig. – Was er, bei seinem blos geistigen Umgange mit Philologen, in der Schule des Lebens versäumt hatte, das schien ihm in der Person seines Freundes zum Inbegriff aller Vollkommenheit verkörpert, und so versprach er sich von seinem Umgange ebenso viel Genuß als Vortheil.

Stunden des fröhlichsten Gesprächs, untermischt mit mancher Jugenderinnerung, verflossen den Freunden schnell genug. Eberlein freute sich auf die Bekanntschaft mit Edgar, welche Heinrich ihm versprach, und auf das Wiedersehn Ludwig's und des Pächters Dippel. Heinrich überreichte ihm zum Abschied eine Eintrittskarte zum morgenden Feste, und so trennten sie sich in später Nacht.

Der vielbesprochene und erwartete Abend des Faschingsjubels war gekommen. Die Säle, im Schmuck

von grünen Gewinden, Statuen, schnell entworfenen Gemälden und andern Dekorationen, strahlten im Lichterglanze. Schon fand sich ein buntes Publikum ein, die jungen Damen erwartungsvoll und tanzfreudig im Ballkostüm, von den Herrn ein Theil in räthselhaften Maskenanzügen. An der Eingangsthür waren zierliche Narrenkappen vertheilt worden, und so trug denn Männlein und Fräulein sein Käppchen, und bei der rauschenden Unterhaltung klingelte die Narrheit von allen Köpfen herab. Hinter dem Vorhange war man des Beginnens bereits gewärtig und sprang und trieb ausgelassene Possen.

Jetzt war der Saal gefüllt, und der Vorhang ging in die Höhe. Michel Rathlos wurde von einem sehr gewandten jungen Manne gegeben und fand neben Hanswurst vielen Beifall. Anfangs bewirkte die Derbheit der Satyre ein noch halb unterdrücktes und schüchternes Lachen, bald aber wurde das Publikum kühner in seinem Beifall und machte seinem Vergnügen durch schallendes Gelächter Luft. Und als zum Schluß der Festzug von der Bühne in den Saal herab geschritten kam, da wurde Hanswurst auf den Brettern verlangt und mit lautem Jubel begrüßt. Heinrich und Michel Rathlos hatten nach allgemeinem Urtheil ihre Sache vortrefflich gemacht, und vorzüglich nach dem Urtheil der Damen war Heinrich der schönste, graziöseste und maaßvollste Hanswurst, der je über die Bretter gesprungen.

Nun begann die Tanzfreude. Hanswurst war der gesuchteste Tänzer und schwamm in einem Rausch von Vergnügen und Glück. Und während er so die Gunst der

Damen genoß, empfing er von älteren Herrn vielfache Glückwünsche über sein Talent und Anerkennung aller Art. Eberlein wurde durch ihn einer Menge von Tänzerinnen vorgestellt. Er rühmte sich seiner Freundschaft mit dem Helden des Festes und war geschickt genug, einer Dame nur ein Einzigmal dermaßen auf den Fuß zu treten, daß sie laut aufschrie. –

Weniger vergnügt ging es in einem vom Tanzsaal ziemlich entfernten Zimmer her. Hier saß eine Anzahl von älteren Künstlern unter dem Vorsitze des Professors Strohwedel bei der Flasche. Es waren die am meisten von der Satyre mißhandelten, und so herrschte denn hier die entschiedenste Verstimmung und Mißbilligung. Der Professor Strohwedel eiferte mit lauten Zornesworten gegen die Frechheit der Jugend. Wenn dieser Geist einreiße, behauptete er, so höre aller Respect, alle Achtung vor der Kunst, so höre die Kunst überhaupt auf. Es wäre eine unverantwortliche Unvorsichtigkeit des akademischen Senates und der Polizei, daß sie solche Schandstücke von frechen dummen Jungen ungehindert aufführen ließen. Er ging in seinem Eifer soweit, Stockprügel für das einzige Correctiv dieser »Canaillen« in Vorschlag zu bringen, und wurde von ab- und zugehenden Zuhörern vergebens zur Mäßigung ermahnt. Als aber ein paar Herrn sich dem Tische näherten und die schreckliche Nachricht aussprachen, daß der Wunsch einer baldigen Wiederholung des Stückes fast allgemein sei, sprang er auf und schritt von Zorn und Wein erhitzt in den Tanzsaal.

Hier wollte es der Zufall, daß sich seine Tochter grade mit Heinrich Falk fröhlich im Reigen drehte. Kaum hatte er dies wahrgenommen, als er auf seine Tochter zuschritt und ihr erklärte, sie werde sofort den Saal verlassen und mit ihm nach Hause gehen. Die kleine Strohwedel hatte entweder die Anzüglichkeiten im Stücke auf ihren Vater nicht verstanden oder längst vergeben und vergessen und war sehr erschrocken und traurig, ihres Tänzers und der ganzen Festfreude so plötzlich beraubt zu werden. Heinrich's Fürbitte wurde nur mit einem grimmigen Blicke beantwortet. Der gekränkte Künstler verließ rachebrütend den Saal, sein Kind folgte ihm seufzend, und der bunte Schmetterling Hanswurst flog zu einer andern Ballblume.

Es würde zu weit führen, die Fortsetzung des Festes in's Einzelne schildern zu wollen. Die kleineren Darstellungen auf der Bühne, wodurch das Publikum noch überrascht wurde; die närrischen Maskengruppen, welche abwechselnd durch den Saal zogen und immer neues Gelächter erregten; gar nicht zu gedenken der witzigen Tischreden und spaßhaften Toaste. Das Fest war gegen Morgen zu Ende, und während die Väter und Mütter gähnten und sich auf das Bett freuten, trennte sich die Jugend nur ungern und hätte einen Tag ihres Lebens für nur noch einen einzigen Walzer hingegeben.

In der folgenden Nacht schliefen einige ältere Herrn nur sehr wenig, und unter diesen that der Professor Strohwedel kein Auge zu. –

Es mochte zehn Uhr Morgens sein, als Heinrich durch ein lautes Pochen an der Thür noch aus festem Schlafe

geweckt wurde. Was? Noch im Bette? rief Eberlein eintretend. Steh auf, ich werde inzwischen Kaffee kochen und zum Zweitenmal mit dir frühstücken. – Er machte sich, da er Alles dazu in Bereitschaft fand, sogleich an's Werk und hätte mit der Spiritusflasche und den Schwefelhölzern gewiß ein Unheil angerichtet, wenn Heinrich nicht herbeigesprungen wäre, um die Flamme zu dämpfen. Nimm eine Cigarre, Fritz, sagte er, und halte dich drei Schritt vom Tische entfernt, bis der Kaffee fertig ist! Hüte dich auch, daß du mir keine Fensterscheibe zerbrichst und falle mir da nicht in das Bild auf der Staffelei. Verwechsle die Oelfarben nicht mit den Cigarren und diesen Carton nicht mit dem Sopha. Alles in Allem, mein Kind, wird es gut sein, wenn du dich hier in die Sophaecke setzest und Dich nicht rührst, bis ich angezogen bin.

Eberlein zündete lachend eine Cigarre an und ergoß sich in den größten Lobeserhebungen über das gestrige Fest. Seine Hochachtung und Bewunderung für den Freund hatte sich durch dasselbe nur noch gesteigert, er sprach sich mit überschwänglicher Anerkennung über seine Talente aus. Auch Falk fühlte sich bedeutend gehoben, und so setzten sie sich unter fröhlichem Gespräch zum Frühstück nieder.

Da wurde von Neuem an die Thür gepocht, und Raps trat in das Zimmer. Eberlein hatte schon gestern die Bekanntschaft mit ihm erneuert, da der Oberkaminrath hinter den Coulissen und in der Garderobe thätig gewesen war. Auch er hatte nach seiner Weise Genuß an dem Feste

gehabt, und so nickte er den Freunden einen vergnügten guten Morgen entgegen. Es kommt schon Besuch, sagte er. Draußen steht ein Herr mit weißer Halsbinde.

Wer ist es fragte Heinrich. Kenn' ihn nicht, meinte Raps. Falk hieß ihn eintreten und am Kaffeetische Platz nehmen.

Verzeihen Sie, daß ich so früh störe, begann der Fremde, ich komme aber mit einer Bitte, welche zur Eile treibt, da ihre Erfüllung in Kurzem nicht mehr möglich ist. Ich heiße Liebermann, bin Hauptmann außer Dienst und Vorstand der allbekannten Kleinkinderbewahranstalt »zur Krippe«. Ich habe das Verlangen gehabt, gestern Abend Ihr Fastnachtstück mit anzusehn, und mache Ihnen mein Compliment über das außerordentlich gelungene Werk. Der Beifall war ein so allgemeiner, daß es zu erwarten steht, eine Wiederholung der Aufführung werde Hunderte, ja vielleicht Tausende von Zuschauern anlocken. Ich spreche daher im Namen der »Krippe« die Bitte aus, zu gestatten, daß das Stück zum Besten unsrer mildthätigen Anstalt öffentlich wiederholt werde.

Unser Held fühlte sich durch diese Aufforderung sehr angenehm berührt, und Eberlein stimmte dem Wunsche des Hauptmanns mit solchem Feuer bei, daß er seine Cigarre in den Milchtopf fallen ließ.

Sie würden sich, fuhr der Hauptmann mit sehr sanfter Stimme fort, durch ein so mildthätiges Werk ein außerordentliches Verdienst erwerben. Die Einkünfte der Krippe haben in jüngster Zeit schmerzliche Verluste erlitten,

während die Anzahl der Kinder, welchen wir ein christliches Asyl gewähren, gestiegen ist. Durch die Aufführung Ihres Stückes würde sicher eine bedeutende und nach Abzug der Darstellungskosten immer noch höchst annehmbare Summe erzielt werden. Sie sehen ohne Zweifel selbst ein, daß es nicht leicht einen edleren Zweck für eine Wiederholung Ihres liebenswürdigen Werkes giebt. Gestatten Sie, daß ich noch einen Wunsch daran knüpfe. Gewiß würde es dem Stücke, und besonders bei einer Darstellung zu *unserem* Zwecke, zum Vortheil gereichen, wenn Sie einige zu derbe Stellen streichen wollten. Diese ließen sich leicht durch zartere lyrische Gedanken ersetzen. Vielleicht könnte man das Werk auch dadurch heben, daß man dem Helden Siegbert Etwas von dem Ritter Georg, dem Drachentödter, gäbe und der religiösen Kunst einen besonderen Platz gewährte. Wie leicht z. B. läßt sich der Königin Astarte ein religiöser Anstrich geben! Doch das wird sich Alles finden, wenn ich nur erst die Gewißheit habe, daß Sie uns den Ertrag einer zweiten Aufführung freundlich zuwenden wollen.

Heinrich hatte mit Staunen der Schlußwendung des Krippenvorstandes zugehört, er sah Eberlein an und fand nicht gleich eine passende Antwort. Da erscholl ein neues Pochen, und ein Herr trat in's Zimmer, der sogleich folgendermaßen das Wort nahm:

Ich schätze es mir zur ganz besondern Ehre. Die Bekanntschaft eines jungen Mannes zu machen, dessen herrliches Talent begonnen hat, seinen glänzenden Strahlenlauf durch Gegenwart und Zukunft zu machen!

Ich grüße Sie mit gerechten Hoffnungen, mein Herr, und freue mich des Successes, der Ihren ersten Schritt in die Oeffentlichkeit zu einem eclatanten Triumphe erhoben hat. Auch ich war gestern unter den Glücklichen, die Ihrem Fastnachtsstück mit Jubel applaudirt haben, und konnte mir nicht versagen, Ihnen schon heut' mit dem Frühsten meine Aufwartung zu machen.

War die Stimme des Krippenvorstandes weich und sanft, so ließ der gegenwärtige Sprecher die seinige laut austönen und zeigte sich in seinem Wesen als eine spruchgewohnte, selbstbewußte Persönlichkeit. Heinrich verneigte sich schweigend vor so viel großartiger Schmeichelei, der Hauptmann Liebermann aber sah den Sprecher mit mißtrauischen Blicken an.

Ich bin der Schauspieldirector Feuerreiter, fuhr der letztere fort, Sie kennen mein Theater gewiß. Rangirt es in der Hauptstadt gleich nur unter die Kunstanstalten zweiter Klasse, so nimmt es unter diesen doch unzweifelhaft die erste Stelle ein. Ich hatte mich in diesem Winter vergeblich nach einem Fastnachtsstück umgesehen, welches Zugkraft genug hätte, ein Dutzend volle Häuser zu machen. Seit gestern Abend sehe ich mich auf dem Wege zum Ziele meiner Wünsche. Treten Sie mir Ihr Stück ab, mein junger Freund! Wir machen Contract auf gleich getheilte Einnahme, und ich bin überzeugt, wir werden beide ein glänzendes Geschäft machen.

Der Hauptmann Liebermann ergriff ängstlich Heinrich's Arm und wollte sprechen, Herr Feuerreiter aber schnitt ihm die Rede ab, indem er fortfuhr:

Es wäre zwar zu überlegen, ob ich das Stück für mein Theater ganz in seiner Originalfassung brauchen könnte. Ich bin daher so frei, Ihnen einige Vorschläge zur etwaigen Umgestaltung zu machen. Vor allen Dingen müßte die Komik noch plastischer werden, viele Stellen können eine noch durchgreifendere Derbheit vertragen. Die Witze müssen Schlag auf Schlag kommen. Die Anspielungen auf Persönlichkeiten müssen, so zu sagen, nur so puffen! Auch könnte der Rahmen des Stückes vielleicht erweitert werden. Wie wär's, wenn Sie noch einen Act einschöben? Michel Rathlos und Hanswurst können ja auf ihrer Wanderschaft zu Astarten noch ein Abenteuer haben, das gäbe komische Scenen die Menge. Nicht wahr, das scheint Ihnen plausibel? Also frisch an's Werk! Nicht jedem angehenden Dramatiker kommt man so entgegen – Sie, mein Herr, scheinen ein auserkorener Günstling des Geschicks! In drei Tagen sind Sie mit der Umarbeitung fertig – nicht so? – und in acht Tagen laß ich's spielen. Das Publikum ist bereits interessirt, – man reißt sich um die Billets, wir bringen's auf wenigstens ein Dutzend Vorstellungen – und der Erfolg wird eine volle Kasse sein und Ruhm, das Streben aller bevorzugten Geister!

Heinrich schwankte zwischen Freude und Bestürzung, denn die Vorschläge des Schauspieldirectors behagten ihm eben wenig, als die des Hauptmanns. – So viel Ehre, mein Herr, setzt mich in Verlegenheit, stotterte er, und ich weiß nicht, ob meine Fähigkeiten ausreichen werden –

Der Hauptmann Liebermann unterbrach ihr, indem er sich schnell an Herrn Feuerreiter wandte. Mein Herr, sagte er, Sie wissen nicht, daß ich schon vor Ihnen Herrn Falk denselben Antrag gemacht habe, also im Prioritätsrechte bin.

Mit wem habe die Ehre –? fragte der Direktor etwas barsch und halb aufgebracht.

– Ich bin Vorstand der Kleinkinderbewahranstalt zur Krippe, und zum Besten dieser Anstalt christlicher Milde ist Herr Falk fest entschlossen, sein Stück wiederholen zu lassen. Ich habe nicht allein das Prioritätsrecht auf meiner Seite, sondern auch den edleren Zweck, und kann daher darauf rechnen, daß der junge Mann sich nicht durch weltlichen Ruhm, sondern durch die Religion und Sittlichkeit werde bestimmen lassen.

Herr Feuerreiter sah den Hauptmann mit einem Blicke an, dem es an aller Hochachtung mangelte, und entgegnete rasch: Herr Falk hat als Verfasser allein das Recht, in dieser Sache zu entscheiden. Nach meiner Ansicht aber, mein Herr Krippenvorstand, scheint mir das Stück für Ihren Zweck durchaus nicht geeignet. Lassen Sie ein Oratorium aufführen, Humor und Freude passen nicht zu einer Kinderbewahranstalt. Ein junger Mann gehört der Welt an und ist in seinem Recht, wenn er weltlichen Ruhm hochschätzt, zumal in einem so hohen und edlen Gebiete, wie das der Kunst ist. Und Herr Falk ist ein Mann von Welt, das hat er bewiesen. Mein Theater, der Tempel des Komus und Momus, ist der einzig geeignete Ort für die Wiederholung des Fastnachtsstückes, und jeder Mensch

von gesunden Sinnen wird es billigen, wenn ein Jünger der Kunst seine eigne Rechnung und die seiner Kunstgenossen nicht verläßt.

Momus und Komus! rief Herr Liebermann, dessen Wesen plötzlich alle Sanftmuth verlor. Sie freilich, mein Herr, Sie, der Sie nur auf den frivolen Brettern Ihres Theaters zu Hause sind, Sie können die Erhabenheit eines so edlen Zweckes, wie ich ihn Herrn Falk vorschlug, nicht fassen. Lassen Sie sich sagen, und hören auch Sie es an, junger Mann, daß man sich höheren Orts dafür interessirt, das Stück zum Besten der Krippe dargestellt zu sehen. Es kann also gar kein Zweifel sein –

Wer an der Krippe steht – rief der Schauspieldirektor – möge doch mit andrer Nahrung fürlieb nehmen, als mit den Erzeugnissen der Kunst! In seinem Kreise wird er Stoffe genug finden, um ein amüsantes Fastnachtsstück herzustellen!

– Gut, mein Herr! Das soll Ihnen gedacht werden! Sie, als ein bloßer Komödiant, können mich zwar nicht verletzen –

– Herr, Sie werden beleidigend!

– Und Sie beleidigen eine Anstalt, welche man höheren Orts unter seinen ganz besonderen Schutz genommen hat –!

Herr Feuerreiter und Herr Liebermann fuhren von ihren Sitzen empor und blickten einander wie ein Paar kampfgewärtige Streithähne in die Augen. Auch Heinrich sprang auf, und obwohl ihm das Lachen näher war, als eine ernsthafte Vermahnung, so rief er doch mit aller

ihm möglichen Würde: Aber meine Herren! Sie vergessen sich, vergessen den Zweck Ihres Besuches und irren sich, wenn Sie glauben, mich Ihren Wünschen in dieser Weise geneigt zu machen. Beruhigen Sie sich und lassen Sie mir Zeit, Ihre Vorschläge zu überlegen, denn noch sind mir dieselben zu neu, als daß ich mich schon für einen von ihnen entschließen könnte.

Während er noch sprach, wurden laute Stimmen aus dem Vorsaal hörbar, und nach einem kurzen Anpochen traten zwei junge Herrn in das Zimmer. Beide höchst elegant gekleidet, wandelnde Typen des Modegeschmacks, ein auserwähltes Paar. Sie verbeugten sich, daß kein Tanzmeister Etwas daran hätte aussetzen können.

Um Vergebung, daß wir die Gesellschaft stören! begann der Eine. Mein Name ist Goldschmidt, ich bin Disponent des Hauses Schimmel und Rothhahn und habe die Ehre, mich und meinen Collegen Silberling dem geehrten Künstler Herrn Falk vorzustellen.

Was wird jetzt kommen? dachte Heinrich, während Herr Goldschmidt und Herr Silberling sich auf's Neue verbeugten, und der Hauptmann, sowie der Schauspieldirector die neuen Ankömmlinge mit Vorurtheil musterten.

Zugleich, fuhr Herr Goldschmidt fort, gehören mein College und ich zum Vorstand des Vereins junger Kaufleute. Unser Verein hat beschlossen, ein Faschingsfest zu geben, ähnlich demjenigen, welches gestern im Kreise der Künstlerschaft stattgefunden hat. Und da es uns an einem Talent gebricht, um ein ähnliches Stück, wie das

gestrige, für uns herzustellen, so kommen wir mit der Bitte, uns das Ihrige zum Zwecke einer Darstellung gefälligst überlassen zu wollen.

Wir sind gern erbötig, fiel Herr Silberling seinem Collegen in's Wort, uns erkenntlich zu zeigen, und sind vom Verein mit der Vollmacht ausgerüstet, mit dem Herrn Verfasser über seine desfallsigen Wünsche zu verhandeln.

Der Schauspieldirector brach in ein schallendes Gelächter aus, und Heinrich mußte sich zusammennehmen, um nicht in dasselbe einzustimmen. Die beiden jungen Kaufleute traten bestürzt einen Schritt zurück. – Meine Herren! rief Herr Goldschmidt in beleidigtem Zone, ich begreife nicht, was hier zu lachen ist. Wir durften auf eine abschlägige Antwort gefaßt sein, aber eine solche Aufnahme unseres Antrages konnten wir nicht erwarten!

Bitte tausendmal um Vergebung! rief Heinrich begütigend, Ihr Antrag ehrt mich ungemein, aber – – und er erzählte ihnen, was die beiden anderen anwesenden Herren an Ort und Stelle geführt habe. Ich weiß nicht, fuhr er fort, wie ich zu so viel Ehre komme, und kann Ihnen nur meinen ergebensten Dank sagen. Es steht durchaus nicht bei mir, meine Herren, Einem von Ihnen das Spiel abzutreten. Ich habe dasselbe allein zum Zwecke des Künstlervereins gemacht und es demselben zum ausschließlichen Eigenthum übergeben. Ich müßte daher Ihre Anträge durchaus erst in einer Comitee-Versammlung zum Vortrage bringen und die Entscheidung ihr allein anheim stellen.

Der Hauptmann Liebermann stand auf. Er hob nochmals sein Prioritätsrecht hervor, betonte ausdrücklich die höhere Protection, unter welcher die Krippe stehe, und empfahl sich, nachdem er mit Feierlichkeit seine Adresse auf den Tisch niedergelegt hatte. Der Schauspieldirector konnte nach seinem Fortgang einige beißende Bemerkungen nicht unterdrücken. Er drang noch Einmal in Heinrich, ihm das Manuscript zu überlassen, und als dieser wiederholte, daß er nicht eigenmächtig handeln könne, schüttelte er ihm die Hand und sprach die Hoffnung aus, in Zukunft sich durch ein ähnliches Geschäft um so enger mit ihm zu verbinden. Der merkantilische Theil der Gesellschaft blieb allein zurück, bedauerte sein Zuspätkommen, gab aber seine Hoffnung noch nicht auf, sein Fest durch Heinrich's Opus verherrlicht zu sehen.

Als sämmtliche Bittsteller das Zimmer verlassen hatten, warf sich unser Held wie besessen in den Sopha, schlug mit den Beinen in der Luft zusammen und brach in unerschöpflichen Jubel aus. Eberlein sprang lachend um den Tisch herum und polterte mit allen Stühlen, die ihm in die Quere kamen. – Geschwind aus dem Hause! rief Heinrich dann, sonst haben wir noch mehr der Vereine hier!

Eilig ordnete er seinen Anzug unter Lachen und übermüthigen Scherzen. Da trat Raps, der inzwischen draußen gehorcht hatte, herein, legte den Finger auf den Mund und wisperte mit schlauem Gesicht: Fortsetzung folgt – es ist wieder Einer draußen!

Himmel! Ich bin nicht zu Hause! Wie sieht er aus? – Wie – der »Pferdefleischverein!« sagte Raps, indem er sich schüttelte.

Um Gotteswillen! Komm, Fritz, geschwind die Hintertreppe hinunter! Schließen Sie die Thür, Oberkaminrath, verrammeln Sie den Eingang mit Stühlen und Matratzen!

Heinrich zog seinen Freund am Arme nach sich, die Hintertreppe hinunter und im Sturmschritt die Straße entlang. Weh mir! rief er, nirgend bin ich sicher, überall stellen mir Vereinsvorstände nach! Siehst Du das Wesen dort, das mit gräßlicher Stimme hinter uns herruft –?

– Eine Höckerin, die einen Jungen schilt, der ihr den Aepfelkorb umgeworfen hat!

Blinder Thor! Es ist der »Verein für innere weibliche Mission!« Sie fahndet nach mir – vorbei, vorbei! Und dort der Schreckliche, der über das Gefäß in seinen Händen nach uns herüber schielt –

– Ein Droschkenkutscher, der seine Pferde tränkt!

Der »Verein der Wasserfreunde!« Rasch vorüber! Aber neue Gefahr! Siehst Du die drei strickenden Weiber da vor der Thür?

– Sie gleichen den Hexen aus dem Macbeth!

Das ist der »Negerbestrumpfungsverein!« Erbarmen! Sie wollen mich, mich! – ha! Gewahrst Du den alten Herrn dort in der Thür? Er kneift einem Dienstmädchen in die Backen! Mein Gemüth sagt mir, es ist der Vorstand des »Dienstbotenprämiirungsvereins!« Wenn er mich sieht, bin verloren! – Was ziehst Du den Hut ab vor den beiden Knaben – weh uns!

– Zwei von meinen Primanern!

Täuschung! Repräsentanten des »evangelischen Jünglingsvereins!« Nur fort! Nur fort! Und da am Fenster das gräßliche Gesicht – der Mensch rührt mit einer Keule in einem Napfe –

– Ein Apothekergehülfe –!

Er winkt – der Vorstand des »Vereins gegen Alkoholvergiftung!« Fritz, auf die andere Seite der Straße, denn hier schleicht uns langsam der »Veteranenverein« entgegen! Nein, ich entgehe meinem Geschick nicht – sieh da die Alte!

– Eine Tagelöhnersfrau, die ihrem Manne das Essen bringt!

Der »Suppenverein!« Er hat ein Faschingsgelüst, ich seh's ihm an! Und auch der da – komm aus dem Wege!

– Ein Holzhauer, der sich die Hände reibt!

Es ist der Vorstand des Acclimatisationsvereins, und die Schöne dort –

– Das Weib, das die Straße kehrt?

Ist der »Jungfrauenausstattungsverein!«

Sie schimpft ihre Collegin und hat eine tüchtige Lunge!

Sie ist zugleich Vorsteherin des »Vereins für Sprachreinigung.« O Himmel, es wird immer schlimmer, denn hier –

– Stolpre nicht, sie reißen hier das Straßenpflaster auf!

Zu meinem Unglück, denn es ist der »mittelalterliche Kunstverein.« Sein Streben ist ein ewiges Narrenfest, wehe, wenn man mich wittert! – Und da! da! Fürchte den Mageren dort!

– Ein Unterlehrer des Gymnasiums, an dem ich –

Also Repräsentant des »Enthaltsamkeitsvereins!« Und nun, Grausen über Grausen!

– Ein lediger Leichenwagen!

Die Equipage des »Sterbevereins!« Schnell wieder hinüber auf die andere Seite der Straße!

– Mensch, bist Du ganz von Sinnen? Du renkst mir den Arm aus!

Gott sei Dank, hier ist ein Asyl! Engelhard's Atelier! Komm hinein, wir verschanzen uns und trotzen in unsrer Burg allen Vereinsvorständen der Welt!

Heinrich riß im tollsten Uebermuthe seinen kurzbeinigen Freund am Arme fort und in das Atelier Engelhard's hinein, wo er die Thür sofort hinter sich verriegelte. Eberlein sank athemlos auf einen der üblichen verhängnißvollen Atelierstühle, von welchem er stracks hintenüber fiel, da die Rücklehne desselben abgebrochen war. –

Die Gegenwart des Professor Engelhard, der bei dem wilden Eindringen der Freunde hinter seinem Carton hervortrat, dämpfte ein wenig Heinrich's Ausgelassenheit.

Nun, Falk! begann er lächelnd und kopfschüttelnd: Sie scheinen noch in festlicher Laune zu sein! Demnach ist Ihnen bis jetzt der vergangene Abend gut bekommen.

Vortrefflich und – furchtbar zugleich, Herr Professor!

Wirklich, haben die nachtheiligen Folgen schon begonnen? Erzählen Sie doch!

Heinrich theilte seinem Meister die Ergebnisse des Morgens in blühendster Laune mit und fragte ihn schließlich, was er in Betreff der verschiedenen Anträge für rathsam halte. Engelhard zuckte die Achseln und schwieg einen Augenblick. Falk, begann er darauf, indem er sich in einen alten, ledernen Armstuhl niederließ – die günstige Aufnahme Ihres Festspiels und Ruhm und Schmeichelei sind Ihnen zu Kopfe gestiegen! Ich wundre mich darüber gar nicht, noch auch über die Thorheit der Menschen. Aber glauben Sie nur nicht, daß es wahre Anerkennung ist, die man Ihnen mit solchen Anträgen entgegen bringt. Man will Sie durch Schmeichelei gewinnen, um Sie auszubeuten. Man will durch Ihre Arbeit Geld zusammen scharren, Sie selbst sind eine Nebenperson dabei. Es ist möglich, daß eine Wiederholung Ihres Stückes noch Einmal eine Menge Menschen anlockt, denn das Publikum drängt sich stets, etwas Neues zu sehn und zu hören. Wird der Tollheit nun gar noch ein wohlthätiger Zweck angehängt, so beschönigt Jeder seine Genußsucht mit demselben und thut, was er sonst vielleicht unterlassen hätte. Gesetzt, Ihr Lustspiel würde wirklich öffentlich wiederholt; was meinen Sie, daß die Folge davon sein würde? Das, was man sich Einmal als einen Spaß hat gefallen lassen, wäre jetzt einer ernsten Betrachtung anheim gegeben, die öffentliche Kritik würde sich mit Recht darüber hermachen und Ihnen, als einem Pfuscher in einer fremden Kunst, sehr gründlich den Text lesen. Das wäre nicht zu vermeiden. Eine Menge Stimmen, die Sie jetzt für sich haben, würden sich plötzlich gegen Sie

wenden, und Ihre Genugthuung stünde in Gefahr, in vielfachen Kränkungen unterzugehen. Und Sie haben sich durch die eine Darstellung schon so viel Feinde gemacht, daß Sie sich füglich begnügen sollten.

Heinrich war durch diese Anrede ein wenig ernüchtert und dachte der Auffassung des Professors etwas weiter nach.

Falk, Falk! fuhr Engelhard lachend fort: Sie auserlesenes Gefäß der Bosheit, wer hätte Ihnen so viel Heimtücke, so viel Satyre zugetraut! Das war zu stark! Sie sind zu jung, um den alten Herren das sagen zu dürfen. Die Mehrzahl ist beleidigt, schwer beleidigt, und wird Ihnen diese Ausfälle im Leben nicht vergessen. Warum haben Sie mir nicht auch Etwas angehängt?

– Weil Sie mein Meister sind, sagte Heinrich, weil ich an Ihren Werken keinen Makel sehe!

Um so mehr finden Andre dran zu mäkeln. Ich, den Ihre böswillige Muse gnädig verschont hat, kann nun nicht Partei für Sie ergreifen, zumal man schon davon spricht, daß Sie einige Hauptausfälle mir selbst verdankten.

– Unglaublich –!

Sehr glaublich, lieber Falk, und sehr natürlich! Doch das nur nebenher. Sie müssen sich jetzt auf manchen Rückschlag gefaßt machen. Unter uns – der Professor Strohwedel hat auf eine außerordentliche Versammlung des akademischen Senates angetragen, und ich glaube nicht, daß Ihr Interesse in derselben verfochten werden wird. Zwar weiß ich nicht, was man gegen Sie in's Werk setzen könnte. Wären Sie noch Schüler der Akademie,

so würde man Sie ohne Weiteres relegiren. Danken Sie Ihrem früheren Fleiße, der Sie ein Jahr eher selbstständig gemacht hat! Aber Eins ist ohne Zweifel. Sie haben jetzt ein Bild unter den Händen, mit welchem Sie bei der Preisbewerbung um ein Reisestipendium nach Italien concurriren wollen: – Ihr Werk kann noch so ausgezeichnet werden, Sie erhalten das Stipendium unter keinen Umständen!

Das ist sehr möglich! sagte Heinrich. Ich werde meine Genugthuung dann in der Zufriedenheit meines Meisters suchen und werde froh sein, wenn seine Mißstimmung ihn parteiisch gegen mich macht.

Engelhard sah ihn freundlich an und legte die Hand auf seine Schulter. *Wir* beide wollen schon mit einander fertig werden! Nun aber, lieber Junge, lassen wir das Dramatische und den Fasching! Gehn wir wieder an die Arbeit, ich habe Sie seit lange im Atelier vermißt. Sie haben auf einem Ihnen fremden Felde einen gefährlichen Ruhm erworben, verdunkeln Sie denselben jetzt durch Arbeiten, die auf ihrem eigenthümlichen Boden erwachsen sind! –

Heinrich verstand das Nützliche dieser wohlgemeinten Rathschläge richtig genug und dankte seinem Lehrer mit aufrichtigen Worten. Er versprach sein Manuscript vor aller Welt zu verbergen.

Als er darauf mit Eberlein das Atelier verließ, war die Stimmung beider eine bei weitem ruhigere, als auf dem Hergange. Heinrich's Uebermuth war verschwunden, er

kam sich recht fade und albern vor, und Eberlein erklärte, Engelhard sei ein überaus einsichtsvoller und braver Mann. Endlich schüttelte Heinrich lachend seine Mißstimmung ab und rief: Was da! Es war immerhin lustig, und was daraus folgt, muß getragen werden. Komm, wir gehen zu Wintersbach's, du sollst Edgar und seine Eltern kennen lernen!

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Sie waren noch nicht hundert Schritte gegangen, als Heinrich durch Eberlein auf eine Erscheinung aufmerksam gemacht wurde, die ihnen entgegen kam, und in welcher er sogleich seinen Freund Adehl Zadderklops erkannte. Er wäre ihm gern ausgewichen, doch schon hatte der Letztere ihn erkannt und förderte seine Schritte. Heinrich hatte ihn lange nicht gesehn und hegte, nach Adehl's Aeußerem zu schließen, die Vermuthung, daß seine Verhältnisse nicht die besten wären. Sein Gesicht war mager geworden, die sonst so sorgfältig gepflegten Locken schienen vernachlässigt. Die Kleidung war nach alter Art auffallend und machte den Eindruck einer um so größeren Thorheit, da sie sich sehr hinfällig, fadenscheinig und abgerissen erwies. Von den Knöpfen seines Rockes sah man nur noch die Wurzelfasern ihres einstigen Daseins, die himmelblaue Weste hatte eine unbestimmte Farbe angenommen, die man jedoch an einigen Stellen als Grün ansprechen konnte, und als er seinen Hut schwenkte, zeigte die Krempe desselben ein ziemlich erfolgreiches Trennungsgelüst vom Hauptstücke. In

einem um so auffallenderen Contraste hierzu stand sein Wesen, welches in seiner genialen Exaltation ganz das alte war.

Willkommen, mein theuerster, bester, liebenswürdiger Freund! rief Adehl. Sehe ich Sie endlich einmal! Wissen Sie auch, daß ich aus Ihrer Wohnung komme? Ihr Bedienter sagte mir, daß Sie eben ausgegangen wären.

– Also der Pferdefleischverein, von welchem Raps sprach! flüsterte Eberlein.

Heinrich war heuchlerisch genug, sehr zu bedauern, daß er nicht in seiner Wohnung das Vergnügen gehabt habe, ihn zu empfangen.

Um so erfreulicher ist es, rief Adehl, daß mein gutes Geschick mir Sie doch noch entgegen führt! Aber theurer, bester Freund, welch ein böser Mensch sind Sie! Mich in den Jahren Ihres Hierseins nicht ein Einzigmal zu besuchen! Doch nein, jetzt keine Vorwürfe! Im Momente des Wiedersehens schwinde jeder Vorwurf, und nur die Freude regiere den flüchtigen, schönen Augenblick!

Eberlein machte große Augen und war ganz Ohr.

Wie geht es Ihnen, Herr Zadderklops? fragte Heinrich. Machen Sie gute Geschäfte?

Ach, mein Hochzuverehrender! entgegnete Adehl niedergeschlagen und seufzend, das wäre ein langes Kapitel! Davon nachher. Aber Sie – wie freue ich mich! – Sie stehen in der Blüthe Ihrer Tage! Welcher Genuß, Sie nur zu betrachten! Sie waren schon auf dem Uebergange zum

Jünglingsalter ein überaus schöner Knabe, aber jetzt finde ich keinen Ausdruck für Ihre Gestalt, für die blendende Schönheit Ihres Antlitzes – ein blühender Antigonus steht vor mir! Nein, lachen Sie nicht, meine Herrn, ich schmeichle nicht! Mein Auge hat sich an der Kunst geübt, ich kann mich einiger Kennerschaft rühmen. – Und Sie leben in großen Verhältnissen? Ohne Zweifel, das Geschick hat Sie auf eine Stelle erhoben, wo jedes materielle Bedürfniß schweigend seinen Dienst erfüllt und nur ätherische Wünsche dem Ziel entgegenfliegen. So will ich den Künstler!

Nun, ich habe mein Auskommen, sagte Heinrich lachend, und kann zufrieden sein.

– Sie können's, Beneidenswerther! fuhr Adehl fort. Und hatte die allgemeine Stimme nicht Rechte, als Sie nach Heiligenstadt kamen? Waren Sie nicht mehr als das, wofür Sie sich gaben? Ich habe den Ruhm, Sie stets nach Ihrem Stande, nach Ihren Fähigkeiten gewürdigt zu haben. Ja, und darum ist unsre Verbindung, unsre Freundschaft für ein Leben ausreichend! Haben Sie nicht in meiner Nähe, ja an mir selbst, Ihre ersten künstlerischen Studien gemacht? Und jetzt sind Sie ein Künstler, ein geschätzter Künstler –

Wie wissen Sie das? fragte Heinrich.

Meinen Sie, ich lebte wie ein Maulwurf in der Hauptstadt und bekümmerte mich nicht um Kunst? Ich, selbst ein Künstler? Als ich die Räume der Kunstausstellung betrat, war meine erste Frage, ist Nichts von Falk da? Und ich fand Ihr Bild und hörte von Kunstverständigen nur

Vortreffliches darüber, nachdem ich selbst die Vortrefflichkeit desselben schon erkannt hatte. Wie die Zeit vergeht! Denken Sie der Tage, da Sie mein Porträt machten?

– Als Türke –! Natürlich weiß ich's noch. Wie geht es Ihrem Schwager, dem Buchdrucker?

Nun, lieber Freund – ich glaube, es geht ihm nach Umständen. Ich schätze ihn nicht. – Die Erwähnung des Buchdruckers war augenscheinlich nicht angenehm für Adehl; auch schien er noch Etwas auf dem Herzen zu haben. Er drängte sich näher an Heinrich's Seite und flüsterte: Mein Theuerster, ich hätte ein Wort unter vier Augen mit Ihnen zu reden!

Heinrich gab Eberlein einen Wink, und der letztere ging ein Stückchen weiter, bis an das Schaufenster eines Buchladens. Adehl sah ihm nach und sagte: Ein gefälliger, angenehmer junger Mann – natürlich, da er ein Freund von Ihnen ist!

– Was haben Sie mir zu sagen, Herr Zadderklops?

Kritische Umstände haben meine Schritte zu Ihnen gelenkt, theurer Freund, nämlich – Sie verzeihen mir, wenn –

– Nun, Sie verzeihen *mir* wohl, wenn ich Sie in einer kleinen Geldverlegenheit vermuthe, sagte Heinrich.

O Sie sind ein Engel! Vielleicht – doch zuvörderst lassen Sie sich erzählen, daß meine gute Lydia mich gestern zum achten Mal hat Vater werden lassen.

– Ich gratuliere –!

Verzeihen Sie – ich danke bestens! – ich hatte eigentlich sagen wollen zum siebenten Mal, wiewohl es mit dem achten Mal auch nicht eben unrichtig ist –

– Zwillinge? fragte Heinrich.

Gott bewahre, nein, theurer Freund! Es ist eine trübe Geschichte von Alters her – ach Gott! Jeder Mensch hat seinen Scorpion in der Brust – ein Andermal, Liebster, sollen Sie das Geheimniß erfahren, denn Ihnen möchte ich Nichts verheimlichen.

– Und wie befindet sich Frau Lydia?

O vortrefflich, wie immer nach solchen Attaquen. Routine hilft über manche Schwierigkeit hinweg. Aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß meine Verhältnisse etwas dringender Natur sind. Ihre liebevolle Vermuthung, daß mir eine Summe erwünscht wäre, ist daher nicht unbegründet. Und wenn ich mich an Sie wende, mein Theuerster –

– Lieber Herr Zadderklops, sagte Heinrich, ich zweifle nur, ob ich Ihnen werde so viel geben können, als Sie unter solchen Umständen brauchen, denn ich habe viel Ausgaben gehabt. Sagen Sie mir kurz und bündig, wie viel Sie haben wollen.

Mit zehn Thalern würden Sie mich sehr glücklich machen!

Heinrich griff sofort in die Tasche und reichte ihm in leichtsinniger Gutmüthigkeit die gewünschte Summe. Hier! sagte er. Mehr wäre jetzt kaum aufzutreiben.

Engel! rief Adehl mit strahlendem Gesicht, indem er Heinrich's Hand an sein Herz drückte. Engel! In Kurzem

werde ich fähig sein, Ihnen die Summe wiederzuerstatten!

– Schon gut! sagte Heinrich ablehnend. Ihre Geschäfte scheinen nicht brillant zu gehn?

Ach, die Concurrenz, Bester! die Concurrenz! Da hat sich mir gegenüber ein Daguerreotypist eingemiethet, und ich muß zusehn, wie das Publikum in Processionen zu ihm strömt! Und zu mir kommt Keiner mehr! Doch weg mit den Sorgen! – Ei – sehen Sie, ei, ei!! – Er blieb vor einem Kleiderladen stehn und betrachtete das Schaufenster mit lüsternen Blicken. – Sehen Sie die scharlachrothen Negligébeinkleider! Herrlich, die müßten mir passen! Beinah hätt' ich Lust, sie mir zu kaufen!

Sie werden doch nicht toll sein? rief Heinrich fast ärgerlich und seine Bereitwilligkeit bereuend. Bedenken Sie Ihre Familie, Herr Zadderklops! Ihre kranke Frau, Ihre sieben oder acht hungrigen Kinder warten Ihrer wahrscheinlich mit Sehnsucht, und Sie wollen Ihr Geld für thörichte bunte Lappen hinwerfen!

Adehl hatte das nicht erwartet und sah ihn bestürzt an. Es ist wohl zu verzeihen, stotterte er, wenn die geniale Natur in mir zuweilen mit den Pflichten des Hausvaters collidirt. Doch will für's Erste von dem Ankauf dieses Kleidungsstückes abstehn. Nun aber, Bester, Theuerster, gewähren Sie mir noch Eine Bitte! Nehmen Sie Pathenstelle bei meinem gestern gebornen Töchterchen an! Gewiß, Sie thun es! Ueber acht Tage ist die Taufe, und wir feiern ein recht fideles Fest mit guten Freunden!

Heinrich war wenig erfreut über diese Ehre. – Ich will Gevatter stehn bei Ihrem Kinde, sagte er, aber nur unter Einer Bedingung. Wenn Sie Ihr Kind einfach in die Kirche schicken und auf alle Festlichkeiten verzichten wollen. Ich kenne jetzt Ihre Lage und weiß, daß Sie keinen Aufwand bestreiten können.

Adehl war Etwas verdutzt. Mein Bester, sagte er, es ist nicht möglich, sich manchen Verbindlichkeiten zu entziehen, man muß einen standesgemäßen Aufwand machen –

Heinrich lachte ihm in's Gesicht. Sie sind ein ausgemachter Narr! rief er. Mein Freund erwartet mich, ich muß Sie verlassen.

So erschrocken Adehl auch über diesen Ausruf war, so lachte er doch gefällig mit und rief dem Davonschreitenden noch ein wiederholtes Adieu nach, nebst der angenehmen Nachricht, daß er ihm den Tag der Tauffeier noch persönlich melden werde. –

Heinrich führte Eberlein, der sehr von dem Wesen Adehl's ergötzt war, zu Edgar und erzählte ihm die Erlebnisse des Tages. Darauf schrieb er an den Krippenvorstand, an Herrn Feuerreiter und an den Verein der jungen Kaufleute und meldete ihnen, daß er keinem der ausgesprochenen Wünsche nachzukommen gesonnen sei, indem er seinem Werke ein Privatleben in der stillen Zurückgezogenheit seiner Schublade bestimmt habe.

Noch an demselben Tage und auch in den folgenden machte er die Erfahrung, daß der über sein Stück auch

in weiteren Kreisen manche ungünstige Meinung herrsche. Auch der Präsident sprach die Ansicht aus, daß die Anzüglichkeit auf gegebene Verhältnisse denn doch zu rücksichtslos und grob sei. Noch tiefer aber wurde die Herabstimmung unsres Helden, als er am andern Morgen im Feuilleton einer Zeitung einen Artikel über das Festspiel las, welcher unbarmherzig über dasselbe herzog. Der Kritiker sprach dem Verfasser alles Talent, alle Originalität ab. Man dürfe, sagte er, an ein Festspiel und Gelegenheitsstück zwar keinen hohen Maaßstab legen, wenn aber ein solches mit Anmaßung und Prätension vor die Oeffentlichkeit trete und die Armseligkeit seines Inhalts mit gemeiner Schmähsucht und knabenhafter Possenreißerei auszuflicken suche, da sei es die Pflicht der Kritik, den Verfasser über sein Machwerk zur Ordnung zu verweisen und dem Pinsel zu rathen, daß er zu Gunsten des Publikums der Feder für immer entsage.

Es war das Erstemal, daß Heinrich einen solchen Tadel öffentlich erfuhr, und so konnte er sich Tage lang dem bedrückenden Einflusse desselben nicht entziehen. Er fühlte sich nach der Fluth seines Glückes recht tief gedemüthigt. Aber damit war es noch nicht genug, es sollten noch ernstere Verlegenheiten folgen. Denn jetzt kamen Rechnungen, große Rechnungen, und alle kamen an ihn, da er sich für die Kosten des Festes verbürgt hatte, und alle waren mit Begleitbriefen versehen, welche auf baldige Bezahlung drangen. Er scheute sich Edgar'n, den er schon einmal in Contribution gesetzt hatte, auf's Neue

um Geld anzugehn, und so mußte er von einem Geldverleiher eine Summe gegen hohe Zinsen entlehnen. –

Inzwischen war Adehl's Kindtaufe heran gekommen, und er machte sich eines Sonntags auf den Weg nach der Kirche, wo die Handlung statt finden sollte. Er fand eine merkwürdige Versammlung vor, aus der ihm Adehl und, zu seiner Ueberraschung, Adehl's Schwägerin Minka entgegen traten. Minka war in der vergangenen Zeit natürlich nicht jünger geworden, ihr ausgesuchter Putz aber zeugte von Verbesserung ihrer Umstände.

Sie hat uns gestern durch ihre Ankunft auf das Angenehmste überrascht, rief Adehl, indem er die in der kalten Kirchenluft erstarrten Hände rieb.

Minka verbeugte sich tief und warf dem jungen Künstler einen so freundlichen Blick zu, als es der Ort, an dem sie sich befanden, nur irgend gestattete. Wie freue ich mich –! flüsterte sie. Ich bin nicht mehr bei der Bühne, sondern denke eine Stellung als Gesellschafterin anzunehmen. Ich bleibe hier und werde hoffentlich öfter das Vergnügen haben – doch mehr davon nachher im Hause meines Schwagers!

Bald darauf trat Lydia ein, gefolgt von der Wärterin mit dem Täufling. Lydia sah sehr wohl aus und trug auf ihrer Haube in Rosen, Schneeglöckchen, Astern und Weinlaub einen ganzen Frühling, Sommer und Herbst zur Schau. Heinrich mußte den Täufling halten, welcher ihm zu Ehren den Namen Henriette erhielt.

Kaum war die Handlung vorbei, als Adehl zu ihm trat und die Hoffnung aussprach, er werde sich dem frohen

Kreise an seinem Mittagstische anschließen. Aber Heinrich war nicht zu bewegen, ja, Minka's Bitten machten ihn nur noch entschiedener in seiner Weigerung. Er empfahl sich kurz und dachte, während er die Kirche verließ, darüber nach, ob die zehn Thaler, die er Herrn Zaderklops gegeben, wohl zur Bestreitung des Taufschmauses ausreichen würden?

Ach nein, wir wollen es nur verrathen! Lydia's Haube, Adehl's neue Weste und sein neuer Hut hatten den größten Theil dieser Summe bereits schwinden gemacht. Aber Minka hatte Geld mitgebracht und fröhlich getheilt, und nun herrschte Freude und Sorglosigkeit in Adehl's Hause.

–

Heinrich's Weigerung beruhte nicht allein auf der sich steigernden Abneigung gegen die Familie Zadderklops, sondern auch auf einer Einladung zum Mittagessen im Wintersbach'schen Hause. Zwar verstand es sich von selbst, daß er Sonntag bei Franziska »die Suppe aß«, für heut aber war er auf einen Besuch vorbereitet worden, der ihn mit Neugier erfüllte. Xaver und dessen Mutter, die Generalin von Havelstein, waren angekommen.

Als Heinrich in das erste Zimmer trat, fand er Edgar und Xaver vor dem Kamin sitzend und in Scherz und Lachen mit Eugenien vertieft, welche letztere in ihrem fünfzehnten Jahre sich fast zur Dame entwickelt hatte, nur daß die Ausgelassenheit des Kindes sich noch gegen die gesellschaftlichen Schranken sträubte.

Xaver reichte ihm die Hand und begrüßte ihn als alten Schulkameraden. Heinrich erkannte ihn nicht gleich, einmal, da er ihn in Uniform erwartet hatte, während er jetzt eine Civilkleidung trug, und anderntheils, weil Xaver sich sehr verändert hatte. Nicht zu seinem Nachtheil, denn er war ein hochgewachsener junger Mann, der für eine noble, einnehmende Erscheinung gelten konnte. Seine Züge, sein Wesen hatten etwas Aristokratisches, aber nichts kalt Ablehnendes. Er war Officier, das sah man in jeder Bewegung. Er war ein verwöhnter, anspruchsvoller, weltkundiger junger Mann, er hatte jene allseitige äußere Ausbildung, welche für jeden Ausdruck eine angenehme Form zu finden weiß. War es nun diese, der war es wirklich heitere Erinnerung an gemeinsame Jugendiage, er kam Heinrich mit großer Herzlichkeit entgegen. Und da Heinrich einen angeborenen Anstand mit hervorragender Schönheit in sich vereinigte, so betrachteten die Schulkameraden einander mit Wohlgefallen und schüttelten sich die Hände.

Heinrich ging ein Zimmer weiter, wo die Generalin, der Präsident und Franziska beisammen saßen. Frau von Havelstein neigte den Kopf kaum merklich, als Heinrich ihr vorgestellt wurde, und fuhr, ohne ihn weiter zu beachten, in dem Gespräch mit ihrem Bruder fort. Sie war eine hohe, hagere, starkknochige Frau. Ihre Augen hatten etwas unerbittlich Strenges. Ihre Gesichtszüge, kalt, marmorartig, scharf gezeichnet, trugen nicht sowohl Herrschsucht zur Schau, als vielmehr etwas unumschränkt Herrschendes und Gebietendes. Ihr Haar war

über den Schläfen zu je drei eisgrauen Lockenkugeln hinaufgesteckt, und darüber trug sie eine einfache matronenhafte Haube mit grauem Bande. Ihr schweres Seidenkleid war grau, der Ueberwurf grau, eine Fußspitze zeigte einen grauen Schuh. Die ganze Dame war grau, bis auf die weißen Glacéehandschuhe, welche sie auch im Familienkreise nicht abgezogen hatte.

Franziska erhob sich und ging mit Heinrich in das erste Zimmer zurück, aus welchem Eugenien's helles Lachen eben wieder ertönte. –

Als der Präsident mit der Generalin allein war, begann er. Laß uns noch Einmal über Xaver sprechen, liebe Schwester. Du wünschest, daß er seinen Abschied nehme, um sich in Schloß Havelstein niederzulassen und die Verwaltung der Güter selbst zu übernehmen –?

– Ja, so ist mein Wille! sagte die Generalin. Ihre Stimme hatte eine fast männliche Tiefe. Sie sprach die Worte kurz, entschieden und scharf betont aus.

Weißt Du auch genau, fragte der Präsident weiter, wie er selbst darüber denkt?

– Wie kann das in Betracht kommen? Er ist mein Sohn und hat sich meinem Willen zu fügen.

Er ist denn doch fünfundzwanzig Jahre alt. Ich will Dir nicht verhehlen, daß er sich heut früh sehr offen gegen mich aussprach. Er wünscht noch beim Regimente zu bleiben und Hauptmann zu werden, ehe er seinen Abschied nimmt. Hat er sich gegen Dich nicht darüber erklärt?

– Er hat es nicht gethan, denn er weiß, daß ich auf solche Wünsche nicht eingehe. Xaver ist leichtsinnig, er hat zu viel Geld ausgegeben, hat übermäßige Schulden gemacht. Er ist, zu meiner Demüthigung muß ich's Dir bekennen – er ist schwach von Charakter. Wo ich mein Auge nicht über ihm habe, läßt er sich zu jeder Thorheit hinreißen.

Das ist schlimm, meinte der Präsident, aber unter jungen Officieren läßt sich oft ein Exceß nicht vermeiden.

– Darum soll er von jeder Versuchung befreit werden. Er wird meinem Befehl folgen, er soll es nicht wagen mir zu widersprechen.

Er wird mit der Zeit aber doch selbstständig werden und als Mann seine eignen Ansichten haben –

– Die mag er haben, wo sie hingehören. So weit sie sich auf sein Verhältniß zu mir erstrecken, werden meine Ansichten auch die seinigen sein. So ist es immer gewesen, so wird es bleiben. Käme wirklich einst ein Tag, wo er sich meinem Willen durchaus widersetzte, so wäre auch mein Plan gefaßt. Ich verließe sofort Schloß Havelstein, vermachte mein Vermögen Edgar'n oder einem andern Neffen und zöge mich nach Dunkelheide auf meinen Wittwensitz zurück.

Aber liebe Schwester –! unterbrach sie der Präsident.

– Das wäre das Ende! sagte die Generalin kalt. Sie saß starr und aufrecht da, nur einen Moment hatte ihr Auge einen etwas glühendern Glanz angenommen, dann aber fuhr sie gemessen fort: Ich werde es, denk' ich, nicht dahin kommen lassen. Die nöthige Energie habe ich noch,

um Xaver nach meinem Willen zu lenken. Laß uns von andern Dingen sprechen. Hast Du meinen Vorschlag in Betreff deiner Stieftochter überlegt?

Ich habe es, liebe Gabriele, doch mag ich meine Frau noch nicht zu einem Entschlusse drängen, da sie nicht mit ganzem Herzen dabei ist.

Die Generalin schwieg einen Augenblick und sah ihren Bruder mit Erstaunen an. – Deine Frau mag immerhin eine gute Frau sein, sagte sie in eisigem Tone, aber in solchen Dingen –

Die beste Frau, liebe Schwester, die beste Frau von der Welt! fiel der Präsident ihr in's Wort. Eugenie hat von ihrem Großvater ein beträchtliches Vermögen zu erwarten und so ist für sie gesorgt.

– Aber bedenke deine Familie, dein Haus, Bruder! Eugenie ist die einzige bürgerliche in deinem Hause, deine übrigen Kinder tragen deinen Namen. Eugenie Schiling! deine Tochter – Eugenie Schilling! Du kannst nicht anders, du mußt ihr durch förmliche Adoption deinen Namen beilegen, nachdem die Sache einmal so weit gekommen ist. Nenne sie Eugenie von Wintersbach-Schilling, oder umgekehrt, oder laß am Besten den unglückseligen Namen Schilling ganz weg. Du wirst das Mädchen denn doch verheirathen wollen –

Sie ist ja noch ein Kind!

– Aber über's Jahr kann sie Braut sein. Du wirst ihr jedenfalls einen Mann von Familie geben –

Der Präsident wurde ungeduldig. Wenn er ein Ehrenmann ist, entgegnete er, und eine achtbare Lebensstellung hat, so wird es mir gleichgültig sein, ob er adlig der bürgerlich ist!

Die Generalin saß mit offenem Munde da, erstarrt über den Ausspruch ihres Bruders, noch mehr aber über das, was sie durch die geöffnete Thür erblickte. Im Nebenzimmer nämlich jagte Eugenie eben hinter Heinrich Falk her und schlug unter hellem Lachen mit dem Taschentuche nach ihm.

Gabriele konnte sich nicht entschließen den Mund zuzumachen und saß starr wie eine Bildsäule. Plötzlich ergriff sie den Arm des Präsidenten und sagte nur das eine Wort: Bruder! Es war ein fester, fast männlicher Griff, mit welchem sie das Wort begleitete, und der weiße Glacéehandschuh auf ihrer Hand konnte sich in seinen Mißbrauch so wenig finden, daß er mitten durch platzte.

Was giebt' denn? Was hast du? fragte der Präsident indem er sich umsah.

– Wer ist der Mensch, der sich dort solche Unziemlichkeiten mit deiner Stieftochter herausnimmt?

Er ist dir eben vorgestellt worden, es ist Falk, ein Freund meines Edgar. Laß doch dem jungen Volk seine Munterkeit! Falk ist hier wie zu Hause, er hat einen sehr wohlthätigen Einfluß auf Edgar.

– Einfluß auf Edgar! Ein Roturier! Gestattet deine Frau ihm nicht auch einen Einfluß auf Eugenie? – Die Generalin sah ihren Bruder mit einem vernichtenden Blicke an,

um ihre Lippen spielte Ewas wie ein Lächeln der Verachtung.

Dem Präsidenten wurde es zu viel. Seine Ansichten, von jeher nicht so streng wie die seiner Schwester, hatten sich durch den sanften Einfluß Franziska's im Laufe der Zeit nur noch mehr gemildert, er fühlte den Vorurtheilen und der Herrschsucht seiner Schwester gegenüber ein entschiedenes Unbehagen. Ihre Einmischung in seine häuslichen Verhältnisse war ihm unbequem, und ihre letzte höhnische Frage verstimmte ihn vollends. Er stand auf, ging durch das Zimmer und blieb in scheinbarer Betrachtung vor einem Gemälde stehen. Zum Glück erschien in diesem Augenblick Franziska auf der Thürschwelle und lud zu Tische ein. Der Präsident bot seiner Schwester den Arm und führte sie in den Speisesaal. Stolz, kalt, mit festem Schritte, eine imponirende Gestalt, ging sie an seiner Seite.

Die Gegenwart der Generalin dämpfte die frohe Laune der Jugend. Während sonst das Tischgespräch heiter war, lag heut eine bleierne Schwere auf demselben. Die Dame am oberen Ende des Tisches schickte ihre beobachtenden und strafenden Blicke nach allen Seiten, und jeder der zu sprechen wagte, fühlte sich durch sie wie über einem Verbrechen ertappt. In Heinrich regte sich eine Opposition gegen diesen Bann. Er begann sich des Gespräches zu bemächtigen und erzählte ein paar lustige Geschichten, die sich im Kreise seiner Genossen zugetragen hatten. Er suchte den verweisenden Blick der Generalin auszuhalten, indem er ihr eben so starr in die Augen sah, was

die Dame in ein solches Erstaunen versetzte, daß sie die geballte Faust neben ihren Teller legte.

Heinrich machte die Bemerkung, daß Xaver, der vor Tische sehr heiter gewesen war, jetzt durch die Gegenwart seiner Mutter in hohem Grade beeinträchtigt wurde. Er war einsilbig, verstimmt, und nahm einen Verweis, welchen sie ihm wegen einer Behauptung wie einem Schulknaben gab, schweigend hin.

Endlich war die ewig lange Wartezeit vorüber. Die Generalin rauschte am Arme ihres Bruders in die Paradezimmer zurück. Franziska bat in peinlicher Beklemmung die jungen Leute, nicht so laut zu sein. Zu allgemeiner Freude meldete bald ein Bedienter, daß der Wagen der Generalin gekommen sei. Sie hüllte sich in ihren Pelz und rollte davon, gefolgt von ihrem Sohne.

Alle fühlten sich erleichtert. Der Präsident nahm die Hand Franziska's in die seinigen und streichelte sie. Beide sahen sich freundlich an und erriethen Einer des Andern Gedanken.

Da verneigte sich Eugenie vor dem Familienkreise und sagte: Meine Herrschaften, der Belagerungszustand ist vorüber, die Gemüthlichkeit kann beginnen!

Alle waren bei dem possierlichen Tone des Mädchens so zum Lachen geneigt, daß sogar der Präsident nur mit Mühe ein ernstes Gesicht behalten konnte, um ihr zu sagen, daß sich eine solche Art, von ihrer Tante zu sprechen, nicht zieme. Franziska holte ihre beiden kleinen

Knaben herbei, welche der Generalin nur auf zwei Minuten präsentirt und während der übrigen Zeit ihrer Gegenwart verborgen gehalten worden waren. Dann gruppirte sich die Familie um den Kaffeetisch, wo nach dem mehrstündigen Interdikte die Heiterkeit eine um so größere wurde. Eugenien's Uebermuth hatte nun freien Spielraum. Sie neckte sich mit Heinrich, und ihr girrendes Lachen ging in fast ununterbrochener Kette fort.

Eugenie war nicht eben schön zu nennen, noch versprachen ihre Züge, sich zu einer hervorragenden Schönheit zu entwickeln. Ihre Mutter war noch jetzt schöner als sie. Aber aus ihren Augen glänzte Feuer und Leben, ihre Züge waren geistvoll und voll jugendlicher Frische, ihre Gestalt fein und untadelhaft. Sie trug den Kopf mit einer Keckheit, hatte in ihrem Wesen etwas so reizend Herausforderndes, ihr Gesicht strahlte von so schrankenlosem Uebermuth, daß Jeder, der mit ihr anband, sofort in einen lustigen Krieg verflochten war. Sie selbst hatte Heinrich zum Gegenstand ihrer steten Neckereien ausersehen. Und da er ihr darin Nichts nachgab, so lebten sie in einer fortgesetzten Fehde, deren Gefechte bald mit beiderseitigem Gelächter, bald mit kleinen Racheplänen, und wieder mit Jubel und Ausgelassenheit endeten. Sie war unbefangen genug, ihn durch ihre Gunst auszuzeichnen. Bald gab es Etwas aus dem Nebenzimmer zu holen, bald Etwas einem Ausgange mitzubringen, bald diese und jene kleine Dienstleistung. Und war er selbst gleich acht Jahre älter als sie, so konnte er, da sie sich als völlig

erwachsen und entwickelt gab, sich einem leichten Interesse für sie nicht entziehen. Behandelte er sie manchmal als ein Kind, so wußte sie sich durch überraschende Züge geistiger Reife plötzlich in ein anderes Licht zu setzen und ihn in eine wenn auch nur im Scherze getragene Abhängigkeit zu bringen.

Solchen oft beobachteten Scenen sah Franziska auch heut mit frohem Herzen zu und fragte im Stillen die Zukunft, ob aus dem Spiel einst Ernst werden würde?

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Heinrich hatte in den letzten Monaten Mancherlei versäumt, und es erwachte der Drang nach Arbeit jetzt umso mächtiger in ihm. Er ging mit dem größten Fleiß an die Vollendung seines Gemäldes welches er zur Preisbewerbung um ein Reisestipendium bestimmt hatte. Aber Engelhard hatte wahr gesagt. Die Strohwedel'sche Partei setzte es durch, daß ein andres, obgleich unbedeutenderes Bild den Preis erhielt. Heinrich gönnte dem Verfertiger dieses Glück, da derselbe Frau und Kinder hatte. Doch zu Heinrich's großer Freude fand sich in kurzer Zeit ein Käufer für sein Gemälde, und zwar wiederum in der Person des englischen Gesandten. Ja, das Glück schien ihm in dieser Zeit immer wohlgesinnter zu werden. Sein Name war durch das vielbesprochene Fastnachtsspiel in weiteren Kreisen bekannter geworden, als durch seine noch sparsamen Kunstwerke. Seine Persönlichkeit war interessant geworden, seine Bekanntschaft

wurde gesucht. Und als ein Porträt, das er von Edgar gemacht hatte, als sehr gelungen erklärt wurde, erhielt er von vielen Seiten Anträge zum Porträtmalen. Durch sein Aeußeres und sein Wesen empfahl er sich der schönen Welt, durch seine Arbeiten den Kunst- und Geschmacksrichtern, und nach Ablauf eines Jahres war er einer der am meisten gesuchten und beschäftigten Porträtmaler. Er verdiente mehr Geld, als er brauchte. Engelhard war mit dieser Thätigkeit einstweilen sehr einverstanden und versprach sich nicht geringen künstlerischen Gewinn von dem Fleiße seines jungen Freundes. –

Ein Jahr ist ein kurzer Zeitabschnitt, und doch von welcher einflußreichen Wichtigkeit wird sein flüchtiger Verlauf oft für das Leben des Menschen! Der Greis freilich blickt mit Ruhe zurück über die kurze Zeitspanne, die ihm nur alte Bilder, nur alte Erfahrungen, nur bekannte Verhältnisse auf's Neue vorüber geführt hat. Für ihn hat die Welt und das Leben eine bestimmte Gestalt angenommen, in deren Antlitz er jeden Zug kennt. Ihre Freude, ihre Trauer sind ihm gewöhnliche Erscheinungen, deren Ursache und Wirkung er erklärlich findet. Ein Jahr ist vorüber – er legt es zu den übrigen und fragt im Stillen, ob er die immer gleichen Ringe der ewigen Kette noch länger zählen werde? – Nicht so der Mann, der noch in der Arbeit des Lebens steht und Früchte seines Strebens brechen will. Ihm ist das Jahr ein weiterer Kreis, an den er immer neue Hoffnungen knüpft, aus welchem er noch mit Erfahrungen hervorgeht. Sterben und Geborenwerden, Ereignisse, die seinen Schritt begleiten, erschüttern

ihn noch tief, entzücken ihn noch hoch. Die ernste Pflicht der Thätigkeit regiert seine Tage, der Drang, umfassend und für die Ewigkeit zu schaffen, erfüllt ihn vielleicht mit kühnem Muthe und hoher Kraft. Er steht am Abschnitt eines Jahres – hat es ihm Gewinn gebracht oder Verlust? Er denkt nach und hofft den Verlust durch neue Arbeit ersetzen, den Gewinn mit kluger Sorge zu wahren und zu mehren. – Aber die Jugend, wenn sie es der Mühe werth hielte, über ein Jahr zurück zu blicken, und wenn sie fähig wäre, ihr eignes Leben schon zu verstehen, welch eine Hülle der Ereignisse würde sie in die Lebensspanne zusammengedrängt finden! So groß ist der Reichthum, daß er das Jahr zu einem unabsehbaren Kreise ausdehnt, an dessen Horizonte hunderte von Sonnen und Monden in ewigem Wechsel auf und niedergehn und unerreichbare Hoffnungen und unendliche Wünsche an ihren Lauf knüpfen. Jeder Schritt bringt der Jugend neue Erlebnisse denn Alles im Leben ist ihr neu. Die reichste Entwickelung drängt sich bei ihr oft in ein Jahr zusammen, und ein Andrer als bei seinem Beginn steht der Mensch am Abschlusse desselben. Der Jüngling hat den Weg durch die Welt zum Ziele seines Strebens gefunden, und in stillen Schranken des Hauses ist das Mädchen zur blühenden Jungfrau heran gereift. –

Ein Jahr war vergangen, und wieder war es um die Zeit des Faschings. Frau von Wintersbach saß mit ihrer

Tochter in eifriger Geschäftigkeit, umgeben von Seidenstoffen und Gaze, denn es galt einen ausgesuchten Ballstaat in's Werk zu geben. Eugenie hatte in diesem Winter die ersten Bälle besucht – für ein junges Mädchen ein eben so wichtiger als angenehmer Schritt in's Leben. Heut nun gar wurde das lebensfrohe Mädchenherz durch die Aussicht auf einen Maskenball entzückt, zu welchem der englische Gesandte eingeladen hatte. Eugenien's Gesicht lachte, und ihre Augen strahlten vor freudiger Erwartung, als sie die Herrlichkeiten erblickte, die in Körben und auf Stühlen ausgebreitet lagen. Sie sollte in Titania's Kostüm erscheinen, und feenhaft war ihr schon im Voraus zu Muthe. Da lagen weiße seidene Gewänder und Ueberkleider von Gaze, silberne Sandalen, Gürtel, Spangen und Blumengewinde zur Auswahl, goldne Aehren und Feldmohn, Kornblumen und wilde Rosen und was sich sonst für eine Elfenkönigin schickt. Die Mutter heftete die bunten Sträußer auf ein schimmerndes Obergewand, während Eugenie aufgeregt, schwatzend, ruhelos im Zimmer umhersprang, zehnerlei Arbeit begann und mit keiner zurecht kam. Noch eine dritte Person saß im Zimmer, und zwar beschäftigt, einen Schleier mit kleinen silbernen Sternen für Titania zu übersäen. Dies war Gertrud.

Franziska hatte seit Jahren eine große Zuneigung zu Gertrud gefaßt, und es war ihr gelungen, eine Freundschaft zwischen ihr und Eugenien herzustellen. Obgleich die beiden jungen Mädchen an Alter etwas auseinander und an Charakter völlig verschieden waren, hatten sie

sich dennoch befreundet, und die sorgsame Mutter versprach sich viel Gutes von Gertrud's Einflusse auf Eugenien's Wesen und Temperament. Zum Erstenmal hatte sie es bei dem Pfarrer Sonderland durchgesetzt, daß er ihr seine Tochter auf einige Wintermonate anvertraute, damit sie die Freuden und Genüsse des Stadtlebens einmal kennen lernte. Gertrud war jung und heiteren Herzens, aber ihre Sanftmuth, ihr ruhig gesetztes Wesen knüpften sie noch mehr an Franziska, als an Eugenien. Während die letztere sich nicht gern durch eine ernste Thätigkeit fesseln ließ, sondern singend und lachend durch das Haus sprang und eine Art von lustig geschäftigem Müßiggang führte, konnte Gertrud ohne Thätigkeit nicht leben. Sie hatte bald nach ihrer Ankunft unvermerkt einen Theil des Hauswesens in ihren Händen, jede Arbeit war schon gethan, ehe die Hausfrau an den Beginn derselben dachte, und doch war sie mit ihrem Anzug immer eher fertig als die Andern und hatte immer Zeit zu neuer Arbeit oder geselliger Zerstreuung. So war Gertrud auch heut, obwohl ihr keine Einladung zum Maskenballe zu Theil geworden, sehr bereitwillig und thätig für den Anzug Eugenien's.

Der Schleier ist fertig, sagte sie, indem sie aufstand und das zarte Gespinnst in die Höhe hielt, daß das Licht auf den Flittern wie tausend Tropfen spielte.

Laß es mich gleich probiren! rief Eugenie, indem sie vor den Spiegel trat. Gertrud nahm einen Blumenkranz, schlang den Schleier um denselben und befestigte ihn in Eugenien's Haarflechten.

Vortrefflich, Kinder! sagte die Mutter. Gertrud muß das morgen ebenso stecken. Biege die Kornähren noch ein wenig über die Locken – so! Das goldene Band recht glatt über den Scheitel!

– Eugenie sollte sich immer so tragen! sagte Gertrud.

Eugenie verneigte sich vor ihrer Freundin, sprang an den Tisch, auf welchem die übrigen Gewänder lagen, und ruhte nicht, bis sie den ganzen Feenanzug zur Probe angelegt hatte. Dann ergriff sie den Zauberstab und fuhr damit durch die Luft. Die beglückte Mutter konnte sich nicht verhehlen, daß ihr Kind des Zauberstabes nicht bedürfe, denn es sah reizend und bezaubernd genug aus.

Wohin, Eugenie? rief sie, als die letztere plötzlich der Thür zu eilte. Du willst doch so nicht durch das Haus?

– Warum nicht? Edgar soll mich bewundern!

Es könnte dir ein Fremder begegnen –

– Dann verzaubere ich ihn in das, was Zettel, der Weber, wurde! Hurrah – wir haben manchen guten Freund, der's verdiente!

Eugenie sprang aus dem Zimmer, und die Mutter sah ihr kopfschüttelnd nach. Das Mädchen ist wie ein Junge! sagte sie. Was soll ich nur anfangen, um ihr ein gesetztes Wesen beizubringen!

– Sie ist ja nur zu Hause ein wenig ausgelassen, entgegnete Gertrud. Im Uebrigen weiß sie sich eine Grenze zu ziehen.

Meine gute Gertrud! hub Franziska an, indem sie ihrer jungen Freundin die Hand reichte, wie schade, daß

ich dich nicht auch zu diesem Balle schmücken kann! Du wirst nun morgen Abend allein sein.

Doch nicht, liebe Tante! sagte Gertrud. Ich habe schon ein angenehmes Amt für morgen Abend. Edgar hat mich gebeten, den Thee bei ihm zu serviren. Der Doctor Eberlein und voraussichtlich auch Falk werden bei ihm sein. Es soll etwas gelesen werden. Und die Kleinen müssen doch auch versorgt und zu Bett gebracht werden.

Immer zufrieden! Immer bereitwillig! sagte Franziska. Ich wünschte, ich könnte dich immer bei mir haben. Aber nein, das wäre zu bequem für mich, und du würdest dir dann gar alle Freuden versagen und in den Geschäften des Hauses aufgehn. Es ist Zeit, daß unsere Gesellschafterin endlich eintrifft.

– Haben Sie schon eine Dame gefunden?

Noch nicht bestimmt. Anerbietungen fanden wir genug. Erst neulich meldeten sich drei Schwestern hinter einander an Einem Tage. Drei Fräulein Niesemann. Es gab dabei sehr komische Scenen. Die Eine bat immer, man möchte ihren beiden Schwestern, wenn dieselben sich etwa auch melden sollten, von ihrer Meldung Nichts erzählen. Weiß der Himmel, was sie mit diesen Heimlichkeiten hatten. Als die Bitte um Geheimhaltung zum Drittenmal erfolgte, konnte ich mich des Lachens kaum erwehren, denn die Drei alten Fräulein benahmen sich zu wunderlich. Jetzt hat der englische Gesandte uns eine Dame in Vorschlag gebracht. Die Empfehlungen, welche sie vorausschickt, lassen auf ein junges Mädchen von außerordentlichen Vorzügen hoffen.

Eugenien's Lachen wurde draußen von Neuem gehört. Gleich darauf kam sie zurück und mit ihr Tante Finette. Die letztere ergoß sich in einen Strom von Beifall über Eugenien's Putz. Sie nannte sie ihr Feenkind, ihr Paradiesvögelchen, ihr Zauberputtchen, und was der innigen Bezeichnungen mehr war. – Fränzchen und Kinderchen – fuhr sie fort, indem sie sich setzte – verzeiht mir, daß ich mich so lange nicht habe sehen lassen! Die Schnippel'schen Kinder hatten sämmtlich den Keuchhusten, und der arme Wittwer wußte sich gar keinen Rath. Ach meine gute Schnippel! Ach Gott, sie ist glücklich, denn sie hatte sehr gelitten, aber die armen sieben Kinder! Ich habe eine Person engagirt, die sich sehr gut anläßt, Schnippel ist recht zufrieden mit ihr. Ja, und dann das Unglück bei Schmerbauch's! Ich war acht Tage bei ihnen – aber genug! Laßt mich von Euch jetzt um so mehr Gutes hören! Ihr lebt herrlich und in Freuden, nicht wahr? Eugenchen, mein Kindchen, dir hab ich auch noch nicht einmal zu deiner Standeserhöhung gratulirt.

Was ist da zu gratuliren? sagte Eugenie gleichgültig, indem sie mit Gertrud's Hülfe das Feengewand ablegte.

Franziska blickte halb wehmüthig durch das Fenster. Mein Mann glaubte, es würde von Nutzen sein, sagte sie, und so mochte ich meine Einwilligung nicht versagen.

Versteht sich, englische Kinder! rief Tante Finette. Es mußte ja so kommen. Ihr heißt im Hause Alle »*von Wintersbach*», warum sollte Eugenie allein Schilling heißen? Für die Zukunft muß man sorgen, Schätzchen, man weiß nicht, was eines Tages geschehen kann!

Tante Finette lächelte schalkhaft, und hob drohend den Finger gegen Eugenien.

Ich wüßte nicht, inwiefern mir mit dem neuen Namen so sehr gedient wäre! eiferte Eugenie. Ich habe meinen neuen Namen ebenso wenig nöthig, als den Maskenanzug da, und der letztere macht mir noch den größeren Spaß.

– Kindchen, du kennst die Männer nicht! sagte Tante Finette.

Ach *die*! Jetzt soll mich wohl gar mein bloßer Name interessanter machen? Oh – ich habe, da ich als Eugenie Schilling die ersten Bälle besuchte, genug – genug –

– Was denn, Engelchen? Du meinst, du habest genug Eroberungen gemacht?

Tante Finette lachte, die Mutter lachte, Gertrud lachte, und Eugenie wurde roth und lachte mit.

Nun ja, das hab ich! rief sie. Hat nicht der Major Brummsack, der für einen Weiberfeind gilt, durchaus eine Rose aus meinem Strauß haben wollen?

– Und du hast sie ihm gegeben?

– Ja, weil er ein *alter* Herr ist, und –

– Also die *jungen* Herren finden weniger Gnade vor dir?

Eugenien's ganze Keckheit erwachte. Von diesen, rief sie, von diesen *fordre* ich, daß sie Alle eine Rose haben wollen! Das ist ihre Pflicht und darum nichts Auffallendes. Bekommen wird sie darum Keiner.

Uebermüthiges Mädchen! sagte die Mutter.

Ja, Mama, warum geht man denn auf Bälle? Sie thun immer, als ob sie vor Einem auf die Knie fallen wollten – natürlich behandelt man sie dafür als Sclaven und hält jedes Wort, jeden Blick, den man austheilt, für eine außerordentliche Gnade. Hab' ich mir nicht erst neulich, da ich noch Eugenie Schilling war, einen kostbaren Spaß gemacht? Ich verlor eine Schleife und gebot Herrn von Stintenburg, sie wieder zu finden. Ihr hättet Stintenburg stürzen sehn sollen! Ich fand die Schleife selbst, versteckte sie, und da mich Stintenburg's Suchen so sehr amüsirte, sagte ich dem kleinen Grafen Schwerdtheim, wer die Schleife fände, dürfe sie behalten. Jetzt ging eine Jagd los, ich hätte mich todtlachen können. Mitten im Saale lag ein rosenrothes Bonbonpapierchen. Plötzlich stürzen sich wenigstens zwanzig Ritter über dasselbe her, im Wahne, die Schleife gefunden zu haben. Einer gleitet aus reißt Andre mit sich, und da lagen meine Anbeter »zu scheußlichen Klumpen geballt«[1] am Boden!

Eugenie! Eugenie! Mädchen! rief die Mutter.

Inzwischen hatte Mama mir die Schleife wieder angesteckt, und ich lachte sie Alle aus.

Nun, Kindchen, sagte Tante Finette, wenn du morgen als Feenkönigin erscheinst, dann möchte ich die Verwüstung in den Herzen deiner Tänzer mit ansehn!

Machen Sie mir das Mädchen nicht noch ausgelaßner, Tante Finette! rief Franziska.

---

[1] Schiller. Der Taucher.

Aber Tante Finette war heut in schalkhafter Stimmung und ruhte nicht. – Will denn die Feenkönigin ganz solo erscheinen? fragte sie. Ist denn kein Oberon auf dem Balle?

Eugenie schlug die Hände zusammen und warf sich krachend auf einen Stuhl. Meinen Sie denn, daß ein Einziger von unsern Herrn sich zum Oberon eignen würde? Ach diese Oberons! Mama, Gertrud, denkt Euch den dicken Stintenburg als Oberon! – Doch! rief sie, plötzlich aufspringend, Einer würde sich eignen! Nein, er ist zu groß, aber hübsch genug ist er wenigstens!

– Nun wer denn, wer denn?

Heinrich Falk!

Tante Finette kicherte und klatschte in die Hände. Gefangen! rief sie: Gefangen! –

Ja was ist da zu lachen? Mama, sage selbst, ist Heinrich nicht der hübscheste von allen jungen Leuten, die wir kennen? Gertrud, hab nicht Recht?

Gertrud erröthete flüchtig, wendete sich schnell zum Tische und legte die überzähligen Blumen in eine Schachtel zusammen. Die Bestätigung schien ihr schwer zu fallen, denn sie antwortete nicht gleich. Franziska dagegen war schnell bereit, die Ansicht ihrer Tochter zu unterstützen, und so entging den Uebrigen die kleine Verwirrung Gertrud's. Eugenie war zufrieden, und fuhr unbefangen fort: Es ist jammerschade, daß Heinrich keine Einladung zum Maskenballe erhalten hat! Das ist doch ein Tänzer, mit dem man Ehre einlegen kann, denn er tanzt nobel und graziös, während die meisten Andern

uns wie im Pferdegallopp durch den Saal schleppen. Denkt Euch, wenn ich morgen als Titania komme, und es reißt mich ein Matrose, oder Türke, oder sonst ein wildes Geschöpf unter die tanzenden Paare! Heinrich würde sich gewiß ein kleidsames und passendes Kostüm verschafft haben, und – es ist keine Frage, er würde die anziehendste Erscheinung von Allen sein!

Gertrud hielt es für passend, jetzt auch Etwas zu sagen, und fragte, nicht ohne Schalkheit: Ich denke, ihr habt euch gestern wieder einmal erzürnt?

Allerdings! rief Eugenie. Er war sehr unartig, denn er nahm Hänschens Bilderbuch, las mir die Geschichte von der faulen Grille vor und sagte, er werde mir die Geschichte in mein Album schreiben. Aber wenn auch, er ist mit seiner Unart doch noch interessanter als die andern jungen Herrn. Die zieht man auf, wie eine Spieluhr, und sie müssen ihre paar Stückchen Galanterie, Schmeichelei und Ballunterhaltung abspielen, mit ihm aber hat man schon mehr zu thun. Es ist immer interessanter, sich über Jemand zu ärgern und sich an ihm zu rächen, als ein Gespräch führen, wobei man nur der Unterbrechung wegen, oder um das Gähnen zu verbergen, einmal lacht.

Kinderchen, sagte Tante Finette, ich fürchte, ihr verwöhnt den jungen Menschen recht sehr! Er ist doch am Ende blos ein Maler –

– Blos ein Maler! rief Franziska. Tante, Tante! Sie können Ihre alten Vorurtheile nicht lassen und bedenken nicht, daß Sie uns damit nicht kommen dürfen. Eugenien's Vater war auch blos ein Maler, und doch –

Tante Finette erschrak auf den Tod über diesen Verstoß! Ach Herzchen, Liebchen, Engelchen, du hast mich nicht ausreden lassen! rief sie. Ich wollte hinzufügen, daß er doch sehr leichtsinnig ist, wie ihr oft genug erfahren habt! Denkt nur an die schreckliche Geschichte, die er vor einem Jahre angerichtet hat! Meine gute Strohwedel sagte mir, ihr Mann sei ganz krank danach geworden. Und was hat uns der Professor Strohwedel selbst für Dinge von ihm erzählt! Kinderchen, nehmt euch doch um Gotteswillen mit ihm in Acht!

Ach! – lachte Eugenie, das wissen wir Alles. Erst vorgestern war Pauline Strohwedel bei uns und hat uns die lustigsten Geschichten erzählt. Papa Strohwedel mag ihn nicht leiden, und so macht er ihm jeden Spaß zum Verbrechen. Pauline weiß recht gut, was sie davon zu halten hat, und –

Eugenie hielt plötzlich inne, denn sie ertappte sich auf dem Wege die tiefsten Mädchengeheimnisse zu berühren. Sie sprang daher auf, ergriff Titania's Kranz und Schleier und setzte ihn Tante Finette auf. Die kleine Person sträubte sich unter Lachen und Scherz dagegen. Dabei hatte Eugenie Gelegenheit, den Strich ihres Häubchens näher zu betrachten.

Was ist das für ein Muster? fragte sie. Das ist ja wie die Krause, die Mama einst für Hänschens Pantalons gestickt hat!

Ja, Kindchen, es ist dieselbe, sagte Tante Finette. Mama wollte sie wegwerfen, als die Pantalons zerrissen waren, aber ich bat sie mir aus und machte mir dies Häubchen daraus – ich bin nun einmal so ein komisches Mädchen! setzte sie hinzu, da die Andern über die Entstehungsgeschichte ihrer Haube in ein helles Gelächter ausbrachen. –

Während diese Gespräche in den Frauengemächern des ersten Stockwerks geführt wurden, trat Falk in Edgar's Wohnung zu ebner Erde ein.

Warum bist du nicht früher gekommen? rief ihm Edgar entgegen. Eugenie war in ihrem Feenanzuge hier! Du wirst sie noch nicht darin zu sehen bekommen.

Vielleicht dennoch! sagte Falk, indem er sich mit geheimnißvoller Miene zu ihm setzte. Laß dir erzählen. Ich habe nämlich gestern auch noch eine Einladung erhalten, wünsche aber, daß es vor den Damen geheim bleibe. Ich kenne Eugenien's Maske, sie aber die meinige nicht, und so verspreche ich mir viel Spaß von dem Balle.

– Und du willst auch mir deine Maske nicht nennen?

Keineswegs, denn dir würdest mich verrathen!

– Darüber kannst du ruhig sein, ich werde dir das Vergnügen nicht verderben.

Wenn dir mir das versprichst, will ich dir sagen, daß ich zu Gunsten eines Abenteuers nur einen einfachen Domino gewählt habe.

– Ein Abenteuer? Du Glücklicher!

Lies diesen Zettel, den ich vor einer Stunde erhielt.

Edgar entfaltete das ihm dargereichte Papier und las: »Wenn Herr Heinrich Falk morgen Abend in einem grünen Domino erscheinen will, so wird ein andrer grüner Domino ihm eine wundersame Mittheilung machen.« – Kennst du die Handschrift? fragte Edgar.

Ganz und gar nicht. Aber es scheint eine Frauenhand,.

– So scheint es. Seht mir doch den Glückspilz an! Und hast du keine Vermuthung?

Was vermuthet man nicht Alles! entgegnete Heinrich, indem er den Zettel sorgfältig wieder zusammenlegte und einsteckte. Möglich, daß man mich mystifizirt, – aber der grüne Domino ist schon bereit, und ich werde darin meinem Stelldichein entgegen gehn.

Edgar seufzte tief. Heinrich sah ihn an, und indem er im Stillen dem Seufzer eine Deutung gab, sagte er: Ich hatte versprochen, dir morgen Abend Gesellschaft zu leisten – es bleibt dabei, ich werde um zehn oder elf Uhr erst auf den Ball gehn.

Das gebe nicht zu! rief Edgar, du wirst dich rechtzeitig zum Feste begeben. Du legst meine – Mißstimmung falsch aus. Ich fühle mich heut wieder etwas beklemmt auf der Brust. Das ist ja oft genug der Fall. Ich werde morgen nicht allein sein. Eberlein kommt, und Gertrud Sonderland wird uns Gesellschaft leisten. Warst du schon oben?

Heinrich ging bald darauf zu den Damen, wo ihm, als einem Freunde des Hauses, trotz der Unordnung, die durch die Vorbereitung zum Balle im Zimmer entstanden

war, Einlaß verstattet wurde. Er bewunderte den ausgelegten Putz und bedauerte auf das Kläglichste, von dem Feste ausgeschlossen zu sein.

Gertrud sah von ihrer Arbeit ein wenig auf und lächelte. Er blickte sie schärfer an, und ein Verdacht stieg in ihm auf, den er jedoch sogleich wieder verwerfen zu müssen glaubte. Sollte Gertrud mit dem grünen Domino in einem Zusammenhange stehn? Unmöglich! Gertrud war seit langer Zeit die Zurückhaltung selbst gegen ihn. Ja, seit jenem ersten Abschiede von Buchensee war sie für ihn eine Andre geworden. Damals bestand eine herzliche Vertraulichkeit zwischen ihnen, er schien ihr eben so werth zu sein, als sie es ihm war. Aber als er sie nach fast einem Jahre wieder sah, begrüßte sie ihn so förmlich, daß er sich in diese Verkehrsform nicht zu finden wußte. Anfangs reichte sie ihm wohl noch die Hand, wenn er ihr bei der Ankunft oder beim Abschied die seinige bot, bald aber hörte auch das auf. Sie schien seine Gesellschaft zu vermeiden und war in seiner Gegenwart und gegen ihn so gemessen und fremd wie möglich. Es lag Nichts von Ziererei in diesem Benehmen, denn was sie that und sagte, erschien und klang immer natürlich und aufrichtig. Aber unbegreiflich, ein schönes unlösbares Räthsel, war sie ihm geworden. Zuweilen kam es ihm vor, als habe er nur geträumt, daß er einst im Gewitter mit ihr über den See gefahren sei und sie auf seinen Armen an's Land getragen habe. Er scheute sich, sie zu fragen, ob sie noch an diesen Vorgang denke, denn eine geheime Scheu hielt ihn von allen Fragen an sie, ja fast von der Unterhaltung

mit ihr zurück. Und doch waren seine Augen an sie gefesselt, so oft sie gegenwärtig war. Sie schlug die ihrigen nie gegen ihn auf – warum hatte sie es heut gethan und dabei gelächelt?

Er fand keine Antwort darauf, zumal da Eugenie ihn zu beschäftigen wußte. Sie ergriff nämlich den Zauberstab und drohte, ihn in irgend ein schreckliches Thier zu verwandeln, wenn er ihr nicht die Masken einiger ihr bekannten Herrn verriethe. Er ließ es sich angelegen sein, ihr mit der aufrichtigsten Miene so viel Erdichtungen als möglich anzuvertrauen, um sie irre zu leiten, und beide hofften insgeheim auf ein Maskenspiel der ausbündigsten Art. –

Heinrich, den die Erwartung nicht ruhen ließ, nahm am folgenden Abende bei Zeiten seinen Domino und begab sich nach dem Gesandschaftshotel. In der prächtig geschmückten Reihe von Sälen und Zimmern gingen erst einige Herrn in Domino's umher und umschlichen einander, wenn Einer im Andern einen Bekannten witterte. Der Wirth des Hauses und seine Schwester, eine nicht mehr ganz junge Dame, hatten ebenfalls Domino's leicht umgeworfen und empfingen ihre Gäste ohne Maske. Die Herrn und Damen, welche sich bald darauf rasch sammelten, waren meist Väter und Mütter oder ältere Personen, zum Theil mit unverhülltem Gesicht. Den Einen schien daran gelegen zu sein, daß man sie sogleich erkenne, den Andern verschlug es wenig, für wen sie genommen würden. Hier und da stand ein Bergmann, ein Mönch, ein Lappländer oder Seeräuber, aber da sie die

Aufmerksamkeit so vieler Domino's mit freien Gesichtern erregten und nicht eben herausfordernde Charaktere zu sein schienen, so drückten sie sich mit einiger Aengstlichkeit in die Ecken. Besonders schüchterner Natur mußte der Seeräuber sein – vielleicht auch hatte er ein böses Gewissen, denn er schlüpfte hinter einen rothen Fenstervorhang und lauschte nur verstohlen hervor.

Die allgemeine Aufmerksamkeit war auf die Thür eines Nebenzimmers gerichtet, aus welcher die tanzlustige Jugend in einer Festpolonaise in den Saal rauschen sollte. Jeder weiblichen Charaktermaske wurde durch das Loos ein Tänzer zugetheilt, und es war, bei hinreichender Räumlichkeit, darauf gesehen worden, daß keine vorzeitigen Erkennungen stattfänden.

Heinrich schritt durch alle Zimmer, Domino's waren genug da, aber kein grüner. Eben traten der Präsident und Franziska ein. Sie trugen die Masken am Arme. Falk ging auf Franziska zu, machte ihr mehrere Verbeugungen und bat sich einen Tanz aus. Sie war verwundert und fixirte ihn. – Ich überlasse das der Jugend! sagte sie, indem sie sich umwendete und in den Saal ging. Heinrich wollte ihr folgen, in diesem Augenblicke aber schmetterte die Musik los, die Thüren öffneten sich, und alle Hälse wurden lang, und alle Augen bewaffneten sich mit Gläsern. Herein sprangen mit Geschrei drei Komiker, Pierrot, Arlecchino und Pulcinella, welche mit ihren Pritschen unbarmherzig auf die Domino's los schlugen und für den Zug Platz machten. Einige würdige Staatsbeamte, die der

Maskenfreiheit ungewohnt waren, fühlten sich durch diese Rücksichtslosigkeit etwas verletzt.

Dann kam der prächtige, farbenschillernde Zug. An seiner Spitze ging die Feenkönigin, und zwar an der Seite eines sehr geschmackvoll und reich gekleideten Beduinenhäuptlings. Das war ein Glanz, ein Staat, ein Funkeln und Rauschen! Manche Mutter saß mit vorgebogenem Kopfe und konnte es nicht erwarten, daß die Tochter vorüberkäme. Jetzt kam sie! Saß auch Alles ordentlich? Himmel, die eine Falte, die sie doch in der Garderobe noch mit einer Nadel zurechtgesteckt hatte, war wieder aus dem Schick gekommen! – Eine andre saß mit strahlendem Gesicht und dachte: Die Ausgabe reut mich nicht, meine Clara sieht pompös aus! – Eine dritte war außer sich, daß ihre Elvire zwischen einer Neapolitanerin und einer Mexikanerin ging, die beide viel eleganter aussahen. So hatte jede eine Beschäftigung, der sie sich ganz hingeben konnte. – Heinrich sah sich fast die Augen aus – im ganzen Zuge war kein einziger Domino, geschweige denn ein grüner. Er kam auf den Gedanken, Eugenie habe von seiner Einladung gewußt und ihn mystifizirt, um ihn sogleich zu erkennen. Kaum hatte er es gedacht, als er in ein Seitenzimmer eilte und einen schwarzen Domino bat, die Hülle mit ihm zu wechseln. Der Schwarze verneigte sich und war gefällig genug, auf die Bitte einzugehn. Aber während er das Gewand auszog, fiel ihm die Maske vom Gesicht, und – Herr Stillfried stand vor Heinrich. Unser Freund war höchst erstaunt. Wie kam Herr Stillfried hierher? Heinrich band seine eigne Maske

fester, während der Doctor die seinige unbesorgt in der Hand behielt. Aufgeregt und erwartungsvoll, wie Heinrich war, schöpfte er schnell einen neuen Verdacht, ja er wäre fähig gewesen, heut das Unmöglichste zu vermuthen. Schon wollte er von seinem Vorsatz abstehen, der Doctor aber, der ihn nicht erkannte, reichte ihm bereits den schwarzen Domino hin. Er nahm ihn und eilte in den Saal zurück.

Die Musik schwieg, und die Tänzer waren beschäftigt, sich mit der schönen Welt zu paaren. Falk drängte sich zu Eugenien. Es war nicht leicht, von Titanien noch einen Tanz zu erhalten, und Falk mußte sich mit einem der letzten vertrösten. Er behielt sie inzwischen im Auge und schickte seine Blicke häufig nach Herrn Stillfried. Der Doctor hatte die Maske wieder vorgenommen und ging nach dem ersten Tanze die Damen musternd durch den Tanzsaal. Er blieb in Eugenien's Nähe stehen und betrachtete sie lange. Heinrich war nicht weit davon und prüfte das Benehmen beider. Aber Titania ließ nur einen flüchtigen Blick über den unscheinbaren Grünen streifen und schien sehr gleichgültig gegen ihn, und Herr Stillfried schritt, da die Musik von Neuem begann, schnell wieder aus dem Saale.

Eugenie konnte die Schreiberin jenes Zettels nicht wohl sein, sie nahm zu wenig Notiz von dem Grünen. Heinrich bereute seinen Tausch und beschloß in der nächsten Pause seine alte Hülle wieder einzulösen, inzwischen aber Herrn Stillfried, der vorn an im Kreise der

Zuschauer stand, zu beobachten. Da das erwartete Abenteuer sich verzögerte oder gar auszubleiben schien, suchte er sich am Tanze schadlos zu halten. Eine kleine Albaneserin, welche sich von der Estrade aus sehnsüchtig nach einem Tänzer umsah und kummervoll bereits beschlossen hatte, sich unter den Schutz ihrer deutschen Mutter zu begeben, geruhte, ihm in die Reihen des Walzers zu folgen. – Noch war der Tanz nicht zu Ende, als er unter den Zuschauern etwas Grünes erblickte – war das Herr Stillfried? Nein, es war eine Dame, es mußte die Dame seines Stelldicheins sein! Sie sprach mit dem Herrn des Hauses, der sich sehr höflich gegen sie erwies. Himmel, und Herr Stillfried im grünen Domino befand sich ganz in ihrer Nähe! Er drängt sich noch näher zu ihr hin, sie wird aufmerksam, mustert den Grünen, flüstert dem Gesandten ein paar Worte zu – und verschwindet. Heinrich war so ganz Auge, daß er den Tanz versäumte und von Pierrot, der zugleich Tanzordner war, einen Schlag bekam. Es war sehr zur Freude der kleinen Albaneserin, denn sie hatte einen unaufmerksamen Tänzer. Er führte sie mit pochendem Herzen in den Reigen, immer nach der Stelle zurückblickend, wo die Erwartete verschwunden war. Endlich ist der Walzer zu Ende. Heinrich fliegt durch den Saal und auf Herrn Stillfried zu.

Kommen Sie, mein Herr, ruft er, und geben Sie mir meinen Domino wieder! Geschwind, geschwind!

Herr Stillfried wurde aufmerksam. Die Stimme kam ihm bekannt vor.

Rasch meinen Domino! mahnte Heinrich, indem er den Andern am Arm nahm, um ihn hinauszuführen.

Jetzt nicht! Wenn man sich demaskirt! entgegnete der Doctor.

Jetzt, mein Herr, jetzt! Ich dringe darauf!

– Ich habe Ihnen vorher eine Gefälligkeit erwiesen, Sie werden jetzt die Güte haben, das Gleiche zu thun! Herr Stillfried schritt in den Saal.

Heinrich war empört und wollte ihm folgen – da huschte die Dame aus dem Saale heraus in ein Nebenzimmer, wo sie einem Diener einen Auftrag zu geben schien. Wiederum kam der Gesandte auf sie zu und sprach mit ihr. Heinrich stellte sich in möglichster Nähe auf, um sie zu betrachten. Sie trug ein weißes Ballkleid mit Granaten und einen Kranz von denselben Blumen im schwarzen Haar. Der leichte Domino, der die schöne Gestalt nur wenig verhüllte, fiel von den Schultern herab und ließ einen herrlichen Nacken sehn. Es bedurfte keines Künstlerauges, um hier eine hohe, vielleicht vollendete Schönheit zu ahnen. Heinrich verfluchte seinen Tausch, er schwankte, ob er in den Saal stürzen und den grünen Domino dem augenblicklichen Träger mit Gewalt entreißen, oder ob er hier harrend und lauschend stehen bleiben sollte. Jetzt sah er, wie der Gesandte den Diener, mit welchem die Dame gesprochen hatte, zu sich rief und ihm einen Auftrag gab. Er rückte näher und lauschte. – Der *grüne* Domino! sagte der Gesandte, hörst du? Es ist nur Ein grüner da! Er möchte die Güte haben, hierher zu kommen! – Der

Diener lief in den Saal, Heinrich aber faßte ihn am Arme und zog ihn zurück.

Ich bin der Grüne! rief er. Ich erdroßle dich, wenn du von mir gehst!

Der Diener prallte entsetzt zurück. Heinrich aber hielt ihn fest, schritt auf den Herrn des Hauses und die Dame zu und wiederholte: Ich bin der ursprünglich Grüne! Ich habe mit dem Andern eines Scherzes wegen den Domino gewechselt und konnte den meinigen nicht sogleich wieder erlangen.

Der Gesandte lächelte. Name? fragte er.

Heinrich nannte seinen Namen. Der Wirth nickte, verbeugte sich vor der Dame und ging in den Saal. Daß der Gesandte in eigner Person in das Geheimniß eingeweiht sei, hatte Heinrich nicht erwartet. Er neigte sich jetzt vor dem weiblichen Grünen und sagte: Verzeihung, schöne Maske, daß ich nicht befohlenermaßen in deiner eignen Farbe vor dich trete! Doch daß ich selbst der Befohlene bin, möge dieses beweisen. – Er reichte ihr den Zettel, durch den er eingeladen worden war.

Die Dame winkte ihm und eilte voraus. Er folgte ihr durch eine Reihe von Zimmern, dann durch eine Tapetenthür in einen Raum, welchen er als die Bibliothek erkannte. Auf dem Tische stand eine Lampe. Die Dame ging an den Tisch, nahm ihre Maske ab, und in wunderbarer Schönheit lachte ihm – Sara's Antlitz entgegen.

Sara! rief er, vor Freude zusammenschreckend. Sara! Du? Er starrte wie bezaubert in ihre Züge, er konnte, gebannt vom höchsten Glanz weiblicher Vollendung, kein

Wort der Begrüßung finden, das sein Entzücken ausspräche. Und sie sah ihn freudestrahlend an, schwieg ebenfalls einige Augenblicke und sagte dann: So also sieht mein lieber alter Spielkamerad aus! – Heinrich! Wir sollten uns dennoch wiederfinden!

Heinrich ergriff die Hand, welche sie ihm darreichte, und drückte einen glühenden Kuß auf dieselbe. Sara! Meine Sara –! rief er in einem Gemisch von Staunen und Entzücken. Der ganze Rausch der alten Liebe erfüllte ihn mit Einemmal von Neuem, und schon breitete er die Arme aus, um die Geliebte an's Herz zu drücken.

Sara aber trat erschrocken einen Schritt zurück. Ruhig! sagte sie mit entschieden abwehrender Bewegung und Miene. Bist du noch immer der ausgelaßne, wilde Mensch? Fassung und Ruhe!

Kannst dir mir verbieten, rief er leidenschaftlich, kannst du mir zürnen, Sara, wenn ich, fast außer mich gebracht durch die Freude des Wiedersehens, der überströmenden Empfindung freien Lauf lasse? Sara, bist du eine Gottheit, die hernieder steigt, meine Augen zu blenden, meine Sinne zu verwirren, meinem Herzen einen Himmel der Entzückung aufzuschließen? Bist du denn wirklich noch jene Sara, mit der ich als Kind gespielt? Die mir, als Knaben, die Oede mit Sonnenschein erfüllte, von der ich mein Leben lang geträumt –?

– Heinrich? du bist außer dir!

Bin ich's, so ist es deine Schönheit, die mich aus allen Schranken treibt! Mädchen – wenn du weißt, welch eine Glorie der Vollendung in dir verkörpert ist, dann kannst

du mir nicht zürnen! Sara, theure, geliebte, endlich wieder gefundne Sara – sieh freundlich aus! Zürne mir nicht! Ich will mich fassen – will ruhig sein!

Kannst du dich mäßigen? Willst du es?

– So gut ich's kann!

Noch immer und wie sonst! Ich ahnte es wohl, und darum lud ich dich insgeheim ein, denn meine Furcht, du könntest Dich vergessen, ist nur zu begründet. Ja, du böser Mensch, machst mir den Augenblick des Wiedersehens recht schwer! Ich möchte mein volles, freudiges Herz zu dir sprechen lassen, und du zwingst mich gleich, mich gegen dich zu vertheidigen!

– Nein, du sollst sicher sein, verkenne micht nicht, liebe, beste Sara! – Sage mir jetzt, fuhr er in gemäßigterem Tone fort, sage mir, daß du dich freust, sage mir, daß du mich lieb hast, sag' mir's nur ein Einzigmal!

Warum muß ich dir immer wieder deine Heftigkeit vergeben? sagte sie. Ja, ich komme auch darin noch als deine alte Sara zurück! Die Freude auf diesen Augenblick des Wiedersehens hat mich Tage, Wochen lang beglückt, und glücklich bin ich jetzt, da ich meinen Jugendfreund wieder habe!

– Grausames Mädchen! In so langen Jahren mir nicht ein Einzigesmal zu schreiben! Doch du bist da, und deine Gegenwart ist aller Freuden Ueberfluß!

Aber du fragst mich nicht einmal, wie ich hierher komme? Wie ich dich ausgefunden habe?

– Wer kann im Augenblicke des Entzückens nach dem Grund und Ursprung seines Glückes fragen? Sprich, erzähle jetzt! Jedes Wort von Deinen Lippen ist mir berauschende Musik.

Zuerst, – begann Sara, indem sie seine Hand von der ihrigen entfernte, zuerst die versprochene Mäßigung. Der erste Sturm des Wiedersehens ist vorüber, nun laß uns die hohen Wogen unsrer Freude in einen sanfteren Wellenschlag wiegen! Wir werden uns oft sehen, Heinrich, aber was ich dir in dieser Stunde des Wiederfindens gestattet habe, darfst du nie wieder verlangen, wenn du nicht selbst meine Verbannung verschulden willst. Höre denn, ich kehrte aus England zurück, um in das Haus deiner Freunde, in das Haus des Präsidenten von Wintersbach als Gesellschafterin einzutreten.

Heinrich sah den Himmel offen. – Der englische Gesandte, bei dem ich für's Erste wohne, fuhr sie fort, hat die Vermittelung übernommen. Ich wußte, daß du hier lebtest, und seit den acht Tagen, die ich hier bin, sann ich darüber nach, wie ich dich vor meinem Eintritt in das Wintersbach'sche Haus unter vier Augen sprechen könnte. Endlich zog ich meinen Gastfreund, den Gesandten, in's Vertrauen, und er war liebenswürdig genug, mir seinen Beistand zu leihen.

– Und kennst du Franziska schon?

Noch bin ich ihr nicht vorgestellt worden. Es soll geschehn, wenn man sich demaskirt. Aber betrachtet habe ich sie lange. Es muß eine edle, vortreffliche Frau sein. In ihren Zügen spricht sich so viel ächte Weiblichkeit, Güte

und Reinheit aus, daß ich mich jetzt schon zu ihr hingezogen fühle. Auch ihre Tochter, die Elfenkönigin, habe ich mir zeigen lassen, und bin neugierig, welch ein Gesicht ich unter der Maske finden werde.

Heinrich wandte sein Auge von der herrlichen Gestalt, seine Blicke schwelgten im Anschauen all' der Reize, die die Natur verschwenderisch ihrem auserkornen Meisterbild verliehen hatte. – Ist es denn wirklich kein Traum, sagte er, daß ich in dieser Göttin meine Sara wiederfinde?

Geh, sei kein Träumer, entgegnete sie, und schmeichle nicht! Gefallen will ich dir, aber Schmeicheleien laß denen, die sonst Nichts zu sagen wissen. Daß *ich* nicht träume, weiß ich! Ich bin stolz, dich so wiederzufinden. Du bist ein Künstler geworden, wie du es wolltest – ich habe mit hoher Freude schon zwei von deinen Bildern gesehn. So sind die Wünsche unsrer Kindheit in Erfüllung gegangen. Wir haben beide viel erlebt und sind keine Kinder mehr.

– Auch du hast viel erlebt?

Auch ich, Heinrich! Zu guter Stunde sollst du davon hören. Doch jetzt laß uns zur Gesellschaft zurückkehren. Die armen jungen Damen! Ich habe ihnen so lange Zeit einen Tänzer entzogen!

Heinrich erinnerte sich, daß ihm Eugenie einen Tanz zugesagt hatte. Doch konnte der Ball noch nicht so weit vorgeschritten sein. – Inzwischen tanzest *du* mit mir! rief er. Komm, Sara, führe dich in die Reihen!

Ich hatte beschlossen heut nicht zu tanzen, Heinrich –

– Gar nicht?

Ich bin ganz fremd in der Gesellschaft und habe auch noch andre Gründe.

– Den ersten Tanz in unserm Leben, Sara!

Sie gab seinen Bitten endlich nach. Beide nahmen die Masken wieder vor das Gesicht und gingen in den Tanzsaal. Heinrich glaubte mit seiner Tänzerin durch alle Himmel zu fliegen, und nur zu schnell war der Tanz zu Ende. Die Ballordnung brachte jetzt den Tanz, welcher ihm von Titanien zugesagt worden war. Heinrich ging zu ihr und forderte sie auf, mit ihm anzutreten. Sie sah ihn eine Weile erstaunt an und sagte: Ich habe Ihnen seinen Tanz versprochen, mein Herr!

Gewiß, schöne Majestät! entgegnete er. Betrachte nur deine Karte.

Auf meiner Karte ist ein *grüner* Domino verzeichnet, kein schwarzer! Ich kann mich nicht geirrt haben. Sie verneigte sich und wendete sich um.

Da stand Heinrich in seiner schwarzen Hülle, deren er sich erst in diesem Augenblick bewußt wurde, und lachte in komischer Verlegenheit hinter seiner Maske. Er wandte sich noch Einmal an Eugenien: Hohe Beherrscherin des Feenreiches, ich gehöre zu einer sehr schnell reifenden Art von Früchten. Als deine Gnade mir diesen Tanz zusagte, war ich noch *grün* und unreif, inzwischen hat mich die Sonne deiner Augen, – vielleicht auch die Hitze des Ballsaals, zu dieser dunklen Brombeerenfarbe gedeihen lassen!

Eugenie betrachtete ihn schärfer. Doch da sie ihn nicht erkannte, sagte sie: Ich kann dir nicht helfen, gute Brombeere! Nur wenn du wieder grün ausschlägst, werde ich mit dir tanzen.

Heinrich wußte jetzt nicht Andres anzufangen, als durch den Saal zu eilen und den Grünen zu suchen. Eine längere Pause war vorüber, der Tanz sollte bereits von Neuem beginnen. Er trat auf die Estrade, um seinen Mann in dem bunten Gewirre ausfindig zu machen. Herr Stillfried war nicht zu entdecken. Doch bemerkte er, wie Eugenie, die auf der gegenüberliegenden Estrade stand, mit dem Beduinenhäuptling in eifrigem Gespräch war. Der Wüstensohn übersah darauf den Saal und stürzte sich plötzlich in das Gewühl. Ebenso that Heinrich, denn in der Thür erblickte er in diesem Augenblicke den Grünen. – Als er bei demselben anlangte, fand er den Beduinen schon in heftigem Wortwechsel mit ihm.

– Solch ein Benehmen, mein Herr, rief der Beduine, ist ungezogen! Und wenn ich nicht Rücksicht nähme auf die Gesellschaft, in welcher wir sind –

Herr, ich sage Ihnen ja, daß ich meinen Domino vertauscht habe! schrie der Grüne.

– Elende Ausflüchte! Sie beleidigen eine Dame und werden mir, als ihrem Anwalt, Genugthuung geben!

Heinrich erkannte in dem Beduinen die Stimme Xaver's von Havelstein. Schnell faßte er Herrn Stillfried am

Arme und sagte: Schlüpfen Sie in Ihre frühere Haut zurück, mein Herr, sonst verfallen Sie der Rache des Wüstensohnes! Ich kenne sein Gemüth, er ist leidenschaftlich und glühend wie seine Sonne! Frisch, entpuppen Sie sich! – Schon hatte er sein Gewand abgelegt und reichte es dem Andern, der sich nicht aufgelegt fühlte, die Sünden des grünen Domino's seinen eignen länger zuzählen zu lassen und auf die Zurückgabe gern einging. Heinrich, jetzt wieder in Grün, faßte den Beduinen unter den Arm. Und nun führe mich zu dem kleinen Kobold, dem du dienst! rief er.

Wer sind Sie? fragte Xaver, noch im Eifer seines Ritterdienstes.

– Kennst du mich nicht, Beherrscher der Wüste? Meine Falkenaugen erkannten dich gleich. Wir lebten einst unter dem Sternbilde des Drachen –

Was Teufel – Falk?

– Still! Lassen Sie mich mit Titanien unerkannt noch einige Minuten walzen! –

Er kam zu Eugenien, als der Tanz fast zu Ende war. Schöne Majestät, rief er, es war nicht leicht, mich von Neuem zu begrünen! Aber da bin ich und baue auf dein Versprechen!

Eugenie war nicht wenig verwundert. Da sie ihn nicht auf dem Balle vermuthete, und er die Stimme verstellte, war es ihr unmöglich ihn zu erkennen. Sie folgte ihm

zum Tanz. Kaum aber hatten sie sich ein paarmal im Kreise gedreht, als die Tanzmusik schwieg, und ein Trompetentusch zur allgemeinen Entlarvung aufforderte. Heinrich nahm seine Maske ab und verneigte sich vor Titanien, Sie war so erstaunt, daß sie ihm mit den Worten, »nein, das ist zu arg!« einen Schlag mit dem Zauberstabe gab. Er sprang lachend durch den Saal, um Sara wieder aufzusuchen.

Es folgten jetzt, wie sich denken läßt, die herzerquickendsten Erkennungsscenen, obwohl Viele einander längst erkannt hatten. – Falk war bald in Sara's Nähe, Sie sprach, zu seiner nicht geringen Befremdung mit Herrn Stillfried. Aber der Blick, mit welchem sie ihn ansah, zeigte ihm, daß es keine freundliche Begegnung war.

– Sie werden mich weder hier, noch jemals sonst wieder anreden! sagte sie mit festem Tone und stolzer Haltung.

Und dennoch, entgegnete er, muß ich Sie sprechen, und Sie werden mich anhören –!

Niemals! Ich halte es für eine Wegwerfung meiner selbst, Ihnen jemals länger als diesen Augenblick Rede zu stehn! – Sie wandte sich mit einem Blicke tiefster Verachtung um.

Sara! kennst du den Herrn da näher? fragte Heinrich.

Herr Stillfried machte große Augen, als er Heinrich in dem Grünen erkannte und den vertraulichen Ton hörte, in welchem derselbe die Dame anredete.

Ich weiß genug von ihm, sagte sie, um ihn zu verabscheuen!

– Auch ich! rief er. Und der Herr hat Grund, meine Bekanntschaft zu vermeiden!

So stelle ich mich unter deinen Schutz, Heinrich! Vielleicht einst in noch ernsterem Ernste, als für jetzt. Komm, hilf mir den Gesandten suchen, daß er mich mit der Präsidentin bekannt mache!

Heinrich und Sara verschwanden im Gewühl der bunten Gestalten, der schwarze Domino aber sah ihnen nach und verfolgte sie mit einem Blicke des erbittertsten Hasses.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Sara hatte ihre Stellung im Wintersbach'schen Hause angetreten. Es war eine eigenthümliche Stellung, welche Jeder der Hausgenossen sich anders gedacht hatte, und über deren Anderssein doch Keiner sich verwunderte, da die Erscheinung der neuen Gesellschafterin alle Voraussetzungen auflöste. Sara brauchte nur zu erscheinen, um zu siegen. Nicht als ob sie durch berechnetes Wesen und sonstige geheime Künste die Herrschaft an sich gerissen hätte. Im Gegentheil, sie mochte sich freiwillig unterordnen, so sehr sie wollte, sie wurde durch die allgemeine Aufmerksamkeit dennoch zur Hauptperson. Ihre außerordentliche Schönheit war dabei kein geringes Moment, aber nicht das hauptsächlichste. Sie hatte in ihrem Wesen jene Vornehmheit, welche sich, frei von Kälte und Steifheit, in gemessener und edelster Form als die vollendete

Anmuth darstellte. Jede Bewegung war Grazie, aber dabei natürlich und frei. Ihre Liebenswürdigkeit, ihre Bildung, ihr Verstand fesselte Jeden. Sie war wie eine Königin, die in freiwilliger Entsagung ihren Aufenthalt in engeren Verhältnissen genommen. Ihre Persönlichkeit hatte, vom ersten Augenblick an, der bescheidnen Stellung einer Gesellschafterin einen vollständig veränderten Charakter gegeben.

Als Sara der Präsidentin zuerst vorgestellt wurde, erschrak die letztere, denn sie zweifelte und fürchtete, daß ein solches Meteor sich mit den Schranken ihres Hauses nicht de begnügen können. Aber schon die erste Stunde annähernden Gespräches zerstreute alle Bedenken. Franziska's für alles Schöne und Edle empfängliches Herz flog ihr entgegen, und ihre Augen hingen mit Verwunderung an Sara's Gestalt und Zügen. Gleich in der ersten Stunde erzählte Sara ihr, daß sie Franziska schon kenne. Sie habe sie, als sie selbst noch ein kleines vernachlässigtes Ding gewesen, in Dietharz öfter gesehn, damals, als ihr kleiner Jugendfreund Heinrich Falk ihr entführt wurde. Franziska habe ihr einst die Hand gereicht, sie aber, eifersüchtig und von Haß erfüllt, sei davon gelaufen. Sara erwähnte auch Gotthard's. Sie erschrak selbst darüber und wollte es wieder gut machen, aber ein leiser Händedruck Franziska's sagte ihr, daß sie durch diese Erwähnung keinen Verstoß gemacht habe. Es war nicht seine kombinirende Klugheit, daß Sara sich mit diesen Erinnerungen bei Franziska'n einführte, denn sie wußte nicht,

wie sehr die letztere an denselben hing. Sara verhehlte Keinem, der sich dafür interessirte, ihre unglückliche Kindheitsgeschichte, wenngleich sie über ihren Ursprung einen Schleier warf. Sie war stolz darauf, sich durch eigne Kraft herauf gearbeitet, über ihr Geschick triumphirt zu haben, sie war frei von jener Vornehmthuerei, welche eine niedre Geburt ängstlich zu verbergen sucht, damit sie den Glanz der Persönlichkeit nicht beeinträchtige. Sara hatte dergleichen Winkelzüge nicht nöthig, sie war klug, wie es sich bei einem hohen, bedeutenden Charakter von selbst versteht, aber sie war eben so aufrichtig und wahr, als stolz in dem Bewußtsein dessen, was sie sich durch Energie des Willens, Ernst und Gewissenhaftigkeit allein zu verdanken hatte. Daß sie aber durch das obige Bekenntniß, durch die Erinnerung an Dietharz Franziska'n gleich in der ersten Stunde sehr nahe trat, darüber wird sich Niemand wundern. Die Präsidentin fand es jetzt sehr natürlich, daß Heinrich so oft von Sara gesprochen hatte, und merkte sogleich, daß sein ganzes Herz noch an ihr hing.

Nach Verlauf einer Woche lebten Sara und Franziska wie zwei lange verbundene Freundinnen mit einander. Sara's Entschiedenheit und ruhige Klarheit übten eine solche Macht über die Frau des Hauses, daß dieselbe sich ihren Rathschlägen fast immer unterordnete und selten Etwas that, ohne Sara um ihre Ansicht zu fragen. Sara hatte kein anderes Geschäft im Hause, als in gewissen Fällen die Hausfrau zu vertreten. Franziska hatte

solche Achtung und Schonung für sie, daß sie jede geringste Dienstlehnung von Sara ablehnte, sie von jedem Geschäft in der Wirthschaft befreite, kurz, daß sie nur von ihrer Gesellschaft, von ihrem Umgang Vortheil und Annehmlichkeit ziehen wollte. Sie fühlte, daß die so viel jüngere Freundin ihr vielfach überlegen war, daß sie die Bestimmtheit des Handelns und Wollens, nach welcher sie selbst ihr Leben lang vergeblich gerungen hatte, in hohem Grade besaß, und so schmiegte sich ihr weiches, liebevolles Gemüth wie an eine Stütze an, deren sie bald gar nicht mehr entbehren konnte. Der Präsident gewann ebenfalls schon nach wenigen Tagen eine große Hochachtung für das neue glänzende Gestirn, das sich in die Dienstbarkeit seines Hauses gegeben hatte. Anfangs trug auch er Bedenken, ob eine solche Dame für die Stellung einer Gesellschafterin taugen werde. Aber, abgesehen davon, daß er Augen besaß, die eine Schönheit zu schätzen wußten, wurde er von ihrer Bildung und ihrem Wesen bald so gefesselt, daß er sie wie einen höchst willkommenen und freudebringenden Gast des Hauses betrachtete. Was ihn aber noch mehr für sie einnahm, war Sara's Verhältniß zu seinen Kindern. Die beiden kleinsten Knaben waren, wie Kinder immer einen Instinct für die Schönheit haben, bald in liebevoller Einigkeit mit Tante Sara. An Edgar aber schloß sie selbst sich mit großem Interesse an. Sein Unglück flößte ihr Mitleid ein, seine Bildung aber machte ihr seine Gesellschaft höchst wünschenswerth. Sie hatte viel im Bereiche der Kunst und Literatur gesehn und kennen gelernt – der Leser soll später

erfahren, wie sie dazu kam – sie hatte das Streben, sich über Alles, was ihr vorkam, aufzuklären, und so wurde ihr sein Gesprräch und die reichhaltigen Bildungsmittel, die ihm zu Gebote standen, bald zum Bedürfniß. Franziska, welche eine Lücke empfand, wenn Sara nicht in ihrer Nähe war, mußte dieselbe oft in Edgar's Bibliothek suchen. Dann fand sie beide gewöhnlich in einem Stoß Bücher oder einen Kunstatlas vertieft, in regem Gedankenaustausch über Werke der Kunst, die sie in Italien gesehen hatten – denn auch Sara war in Italien gewesen. Franziska selbst gewann ein Interesse dafür, und da Heinrich als Künstler und Freund fast täglich zugegen war, so concentrirte sich in Edgar's Räumen oft eine kleine Gesellschaft von Hausgenossen, welche einander im Interesse für die Kunst bestärkten und förderten. –

Wie aber stellte sich Sara zu Eugenien?

Sara kam der Tochter des Hauses mit bereitwilliger Freundschaft zuvor. Sie fand dem ausgelaßnen Wildfang ebenso liebenswürdig als ergötzlich, aber zu einer inneren Annäherung, wie sie dieselbe der Mutter gegenüber erlangt hatte, schien sie mit der Tochter nicht kommen zu können. Eugenien's Flatterhaftigkeit, ihre Unfähigkeit, sich ernsthaft mit Etwas zu beschäftigen, ihr unstätes, leichtsinniges Treiben zeigten Sara bald, daß sie sich hier mit einem Begegnen von oberflächlichem Wohlwollen und gebührender Höflichkeit werde begnügen müssen. Sie sah in Eugenien ein eben so durchtriebenes als reizendes Geschöpf, sehr geeignet eine Menge Männerköpfe zu verdrehen, aber andererseits ein halbes Kind,

das vielleicht niemals aufhören werde, sich kindlich zu betragen. Aus diesem Grunde, und bei der Freundschaft mit Franziska, nahm sie die sehr selbstbewußte Tochter des Hauses oft wie ein Kind – es war kaum anders möglich, und beleidigte sie dadurch, ohne es zu wollen oder zu wissen, auf's Tiefste.

Eugenie war schlug wie die Schlangen, aber vielleicht nicht so ohne falsch wie die Tauben. Es war ihr sehr auffällig, daß ihr Muthwille nicht mehr wie sonst das Haus regierte, daß eine fremde Macht ihr plötzlich die Feereien ihres Zauberstabes verdarb. ANe Welt pries Sara'n als eine vollendete Schönheit. Cie fand die »neue Mamsell«, wie sie sie außerhalb des Hauses nannte, gar nicht so hübsch. Heinrich Falk war bisher auf ihre ausgelaßne Laune eingegangen, hatte ihren Befehlen gehorcht und war sehr zuvorkommend gegen sie gewesen – das letztere that er zwar auch noch, aber er hatte nur Augen für Sara, er schien selbstbewußter, ruhiger, weniger zu Koboldstreichen aufgelegt, seit Sara im Hause war. Der Vater, die Mutter, Gertrud, Edgar, die Kinder – das ganze Haus drehte sich um Sara! Das waren erstaunliche Beobachtungen. Sie war nicht willens, Sara'n eine Gewalt über sich einzuräumen, und in ihrem Köpfchen dämmerte ein Tag, wo ihr Zauberstab wieder allein regieren würde. Gleichwohl war sie klug genug, Sara'n mit eben so großer Achtung zu begegnen, als die Andern, zugleich aber mit dem Entschlusse, ganz entschieden so zu bleiben, wie sie war, zum Trotz einer ganzen Welt. Sie sah ihr muthwilliges Wesen als ihr angestammtes Recht an

und wollte sich von keinem Menschen daraus vertreiben lassen. Manchmal kam es über sie, wie eine kecke absichtliche Entfremdung von den Ihrigen, in welcher sie mit großer Genugthuung Aussprüche that, die die Familie nicht wenig erschreckten. Einmal erklärte sie in halbem Ernst, sie werde unter die Kunstreiter gehn. Alle lachten. Dies stachelte sie aber dermaßen auf, daß sie aus bloßer Oppositionslust immer ernsthafter wurde und von dem Präsidenten einen förmlichen Verweis hinnehmen mußte. Ein Andermal, als von den Studenten eine lateinische Komödie dargestellt werden sollte, von welcher das Damenpublikum ausgeschlossen war, verlangte sie die Erlaubniß, derselben in Männerkleidern beizuwohnen. Es wurde nicht gestattet, sie verfocht ihren Willen, und als sich die Mutter jede weitere Unterhandlung verbot, sagte sie: Ich sehe schon, ich werde müssen katholisch werden und in ein Kloster gehn, denn hier zu Hause wird es bald eben so schlimm werden!

Es war Eugenien weder mit dem Kloster ernst, noch auch mit dem Kunstreiten oder dem Besuchen der Studentenkomödie, aber sie beunruhigte ihre Eltern dadurch, daß sie solche Wünsche so hartnäckig für Ernst ausgab. Gewöhnlich that es ihr selbst bald leid, und sie suchte durch Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit den üblen Eindruck zu verwischen. Und da gute Laune das einzige Element war, in welchem sie leben konnte, so kümmerte sie sich bald nicht mehr um unangenehme Eindrücke. Sie ließ Sara gelten, da nicht zu ändern war, und

lebte als »Johann der muntre Seifensieder«, wie Falk und Eberlein sie unter sich zu nennen pflegten.

Gertrud theilte vom ersten Augenblick an Franziska's Ansichten über Sara. Das war dieselbe Sara, die sie schon aus früheren Jahren durch die Erzählung Heinrich's kannte! Und als sie sie nun so schön und vollendet vor sich sah, erkannte sie sofort ihre Macht an, nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen.

Falk war in der glücklichsten Lage. Seit Sara's Wiedererscheinen zerstob jedes andre Interesse, jede flüchtige Neigung, jeder sinnliche Reiz, der den jungen Künstler hier und da gefesselt hatte, wie erblassende Sterne der Nacht, nur das eine leuchtende Tagesgestirn, Sara, herrschte allmächtig über seine Gedanken. Einst, da er noch ein Lehrling des Handwerks und kaum dem Knabenalter entwachsen war, in den engen Verhältnissen zu Heiligenstadt, einst war sie ihm erschienen wie eine Hebe, die ihm den erquickenden Trank erster Liebe und aufkeimenden Selbstbewußtseins darreichte. Ihr Bild entschwand ihm wieder, nicht vergessen, aber verdeckt von ernsten Ereignissen, die ihn rathlos durch das Leben trieben. Jetzt war er ein Künstler, seine Kraft war erstarkt, sein Gefühl reicher, tiefer und ernster geworden. Sara erschien auf's Neue, zu einer siegesmächtigen Göttin erhoben, und sein künstlerisches und menschliches Wesen flammte auf in Begeisterung und Liebe zu ihr. Was seine Leidenschaft nur noch mehr nährte, war ihre Behutsamkeit und Zurückhaltung. Sie erkannte ihn

in dem Hause, in welchem sie lebte, offen als ihren Jugendfreund an, mit dem es in einem vertraulich herzlichen Verkehr stand. Gleichwohl wußte sie ihn in einer gemessenen Entfernung von sich zu halten und gestattete ihm keine von jenen gefährlichen Beweisen seiner Liebe, zu welchen die Gluth der Empfindung Hände und Lippen oft fortreißen wollte, konnte der Familie nicht verborgen bleiben, daß Heinrich mehr als Freundschaft für Sara empfand. Ob Sara seine Neigung in gleichem Grade theile, darüber waren die Ansichten verschieden. Selbst Franziska konnte, trotz ihres innigen Verhältnisses zu Sara, zu keinem sichern Resultate darüber kommen.

Eines Abends waren die Damen im Theater. Falk wollte sie bei der Rückkehr noch begrüßen und trat inzwischen bei Edgar ein. Er bemerkte, daß sein Freund hastig ein Papier in den Blättern der Schreibmappe verbarg. Heinrich achtete das Geheimniß und sprach von andern Dingen. Edgar aber schien unwillig über sich selbst. Er zog das Papier, das er eben verborgen hatte, wieder hervor.

Ich bin ein Thor! sagte er. Ich wollte mich vor dir verstecken, ohne daß ich Grund dazu hatte! Die Schreiberei, welche ich eben vor habe, ist noch nicht vollendet – aber da ist, was ich gestern Nacht geschrieben habe. Lies!

Falk empfing das Blatt. Es waren Verse darauf geschrieben. Er las:

Mit den tausend Sternenfunken
Schmück', o Nacht, Dein dunkles Zelt,
Und der Liebsten, schlummertrunken,
Oeffne deine Zauberwelt!

Laß aus der Gestirne Reigen
Stille Geister nieder ziehn,
Allen Fernen laß entsteigen
Sel'ge Himmelsmelodie'n!

Meinen Namen laß erklingen
Mit den T'nen sanft und mild,
In der Träume Blumenringen
Zeig' ihr mein verklärtes Bild!

Daß sie, tief wie Himmelsmahnen,
Mit erwachendem Verstehn Erdenglück und Liebesahnen
Fühle durch die Seele gehn.

Bring', ach bringe bald die Stunde,
Der die Brust entgegen drängt,
Da an ihrem Hals und Munde
Jauchzend der Beglückte hängt!

Doch wenn stumm und wonnetrunken
Sinn und Seele sich umfahn,
Lösche dann die letzten Funken,
Denn du hast genug gethan.

Er schwieg einen Augenblick, als er gelesen hatte. Was sagst du? fragte Edgar. Ich verlange kein kritisches Urtheil, ich frage nur, was denkt du von mir?

Ich finde in diesen Versen, sagte Heinrich, den Ausdruck einer heißen, innigen Liebe, einer Liebe, wie ich sie für Sara empfinde. Ich wünschte ich könnte es ihr so sagen. An wen sind die Verse?

– An Eugenien!

An Eugenien? Und sie kennt, sie erwiedert deine Liebe?

– Wahrscheinlich keins von beiden! seufzte Edgar. Ach, Heinrich, es ist eine trübe Frage, ob sie mich je verstehen wird! Ich ahne das Ende! – In deinen Mienen lese ich ein Erstaunen, daß meine Neigung auf sie, gerade auf sie fallen konnte – ich begreife es selbst nicht. Und doch hatte ich denselben Verdacht gegen dich und war – recht unglücklich.

Auf mich, Edgar? Ich sollte Eugenien lieben?

– Ich fürchtete es, jetzt weiß ich, daß es nicht der Fall ist. Sara's Ankunft hat mich von diesem Schmerz befreit. Du bist nur eine Zeitlang auf Eugenien's heitres, fröhliches Treiben eingegangen – wer kann sich ihr entziehen? Ja Heinrich, ich liebe sie! Und doch bin ich nicht blind gegen ihr Wesen. Sie ist leichtsinnig, rücksichtslos – ihr flatterhaftes Herz wird meine Neigung nie verstehen, und doch liebe ich sie! Ich wußte voraus, daß das höchste Glück meines Lebens zugleich mein Unglück sein würde. So ist's mit allen meinen Freuden! Wo andre Menschen glücklich sind oder auf ein Glück hoffen dürfen, da hat

das Schicksal auf mich den Fluch der Entsagung gelegt und allen meinen Hoffnungen die Flügel zerschnitten! Was soll ich auf der Welt mit meinem äußeren und inneren Elend? Verzichten? Ich habe Blut in den Adern wie andre Menschen, meine Wünsche, das Leben zu genießen, sind so glühend wie bei Andern! Ich will streben, ein Ziel erreichen, ein Glück erfassen – aber immer donnert mir das Gebot entgegen: Verzichte, du bist ein Krüppel, kein Mensch! O das ist ein Jammer, ein Elend, eine Hölle der Verzweiflung! – Edgar warf sich mit den Armen auf den Tisch und verbarg in furchtbarer Erregung sein Gesicht auf denselben.

Lieber, bester Freund! rief Heinrich – du hast dir sonst eine so edle, feste Ruhe erkämpft, fasse dich und entsage nicht gleich jeder Hoffnung! Dein körperliches Leiden hat sich, wider dein Erwarten, mit jedem Jahre gebessert. So viele Wünsche sind dir erfüllt worden, die du längst aufgegeben hattest. Es ist kein leerer Trost, den ich dir einsprechen will, das weißt du, ich zeige dir nur Wirkliches, was dich beruhigen kann. Sei nicht so hart gegen dich! Du hast viel zu dulden, wer leugnet das? Aber du hast auch die Kraft, viel zu ertragen. Und Vieles wird die Zukunft noch mildern. Warum malst du dir die Qual des Verzichtens gleich so fürchterlich aus? Wer raubt dir die Hoffnung?

– Mein eignes Unheil weissagendes Gemüth! rief Edgar. Du sprichst gute Worte, Heinrich, und ich bin bereit, mich aufrichten zu lassen. Nein, nein – ich möchte nicht entsagen! Dies Einemal will ich hoffen und, wär's auch

nur in einem Traume, glücklich sein! Wie tückisch das Schicksal mit uns spielt! So verschieden sind unsre Naturen, daß mein argwöhnisches Herz sie als für ewig unvereinbar halten muß. Wie eine leichte Libelle, ein Feengebilde, flattert es im Sonnenglanze um die Blumen mit rastlosen, jubelnden Tagesschwingen, und ich, wie ein schwerer Nachtfalter, hänge am dürren Zweige und kann ihr nicht folgen in ihren goldnen Tag hinein! Wenn mein Reich beginnt, ist das ihre zu Ende – und so ist's ein Träumen und Sehnen – ohn' Ende!

Vor allen Dingen, lieber Freund, sagte Falk, mußt du ihr zeigen, daß du sie liebst. Du hast bisher nicht in jeder Stunde entsagt, denke nur gar nicht mehr daran! Gerade, daß ihr so verschiedene Naturen seid, ist für deine Liebe günstig – kann wenigstens zu einem günstigen Ziele führen. Und ist nicht oft schon ein Wildfang, wie Eugenie, durch die Liebe zu einem ernsteren Wesen gelangt? Sei gutes Muths! Laß uns hoffen! Ach, es ist so süß, so selig zu hoffen! Horch, sie kommen – der Wagen fährt vor! Laß uns hinauf gehn!

Edgar erhob sich schnell, drückte dem Freunde die Hand und folgte ihm zu den Damen, wo er heitrer, als er sich seit lange gezeigt, an der Unterhaltung um den Theetisch Theil nahm. –

Die Gesellschaften im Wintersbach'schen Hause waren von zwiefachem Charakter. Der Präsident hatte seiner. öffentlichen Stellung gemäß einen außerordentlich großen Umgangskreis. Dieser theilte sich in kleinere Gruppen, welche bald einzeln, bald zum großen Ganzen vereinigt,

nicht selten in seinem Hause versammelt wurden. – Unabhängig von dieser Geselligkeit, welche eine förmliche war, bestand eine andere, die einen mehr familiären Charakter hatte, und worin die Betheiligten sich mehr heimisch fühlten. Hierzu gehörte der Professor Engelhard nebst Frau und zwei Töchtern, das kleine Fräulein Strohwedel und Tante Finette. Eberlein war durch Falk's bereit bei Wintersbach's eingeführt worden und wurde immer gern gesehn. Xaver von Havelstein, der dem Willen seiner Mutter gemäß seinen Abschied genommen hatte, aber sich seit einigen Monaten häufiger in der Stadt, als auf dem Lande aufhielt, durfte natürlich nicht fehlen.

In diesem Kreise, wo die Jugend das Uebergewicht hatte, ging es stets laut und vergnügt zu, und es verstrich selten ein Sonntag Abend, daß der »engere Ausschuß« nicht vollzählig beisammen gewesen wäre. Da wurden lebende Bilder improvisirt, was bei so viel weiblichen Schönheiten und unter der Hilfe zweier Künstler, Engelhard's und Falk's, oft gar reizende Unterhaltung gab; da wurden Charaden und Anekdoten dramatisch dargestellt, kleine Hauskonzerte am Clavier aufgeführt, und was sonst das Gemüth ergötzte. Der Präsident selbst fühlte sich in diesem Kreise sehr behaglich. Er sah, wie Edgar förmlich auflebte und eine Fülle von Geist und guter Laune entfaltete, und das that seinem Herzen wohl. Aber es war nicht das allein. Wenn er an die Vergangenheit dachte und sein einstiges häusliches Leben mit dem jetzigen verglich – und er that dies sehr häufig – wie froh

und dankbar wurde er sich dann des Unterschiedes bewußt! Damals lebte er einsam, mit seinem kranken unglücklichen Sohne vereinsamt, in dem öden Hause, das so kalt und still, so arm und hoffnungslos war. Kalt und unzugänglich, förmlich, ablehnend, durch kummervolle Erfahrungen menschenscheu und mißtrauisch geworden, schroff, unduldsam und doch verschlossen, stand er selbst da. – Und jetzt – welch fröhliches Gewimmel in seinem Hause von Kindern und Freunden, welche leichte, lebensprühende, frisch genießende Geselligkeit! Wieviel davon dankte er seiner Gattin, wie dankte er es Franziska'n, und wie liebte er sie! Ihr Einfluß, der ihm die Welt wieder schön und liebenswürdig gezeigt hatte, war leise, aber um so tiefer auf ihn geworden. Günstige Erfolge hatten ihn zu neuen Hoffnungen berechtigt, er sah seinen Edgar, an dem seine ganze Seele hing, fast auf dem Wege zu vollkommener Heilung begriffen. Er selbst war nicht mehr kalt und verschlossen, er konnte fröhlich sein mit den Fröhlichen, er war ein glücklicher Mann und gab sich und seine Würde im Kreise des Hauses oft genug dem jugendlichen Muthwillen preis.

Heinrich betrachtete die Wandlung, die mit dem ernsten Manne vorgegangen war, oft mit Erstaunen. Er fragte sich, ob er ihm nicht einst Unrecht gethan, ob ihn nicht eignes Mißtrauen gegen ihn eingenommen habe? War das denn noch derselbe Mann, der ihn einst so schroff und unnachsichtig aus dem Hause getrieben, derselbe, der ihn jetzt mit Achtung und Herzlichkeit als einen Freund des Hauses behandelte?

Nicht nur die Jugend ist in einer steten Entwickelung begriffen, auch der Charakter des Mannes, der völlig abgeschlossen schien, ist der Entwickelung und Umwandlung fähig. Eine mangelhafte Bildung freilich, welche die Anerkennung oder Bewunderung eines engen Kreises zum Maaßstabe ihres Werthes macht, ist fertig, und Alles, was ihr fehlt, wird sie als irrthümlich und unstatthaft von sich ablehnen. Ein Charakter, den nicht tief innere Erfahrungen, sondern Hochmuth, Egoismus und andre unedle Motive befestigt haben, wird eher zu Grunde gehen, als sich einer Umbildung anheim geben. Aber einen Mann, der von ernstem, edlem Streben beseelt ist, dessen Charakter auf sittlicher Grundlage beruht – den können Erfahrungen, die die tiefste Seele erschüttern, die das Gemüth im Innersten ergreifen, wohl in sich selbst zurück treiben, ihn schroff und unduldsam machen, ohne ihn doch für immer erstarren zu lassen. Auf ihn wirkt das Leben nicht abschließend, sondern immer neu bildend. Und wenn er sich nicht scheut Gemüth zu haben, so wird er darin die Quelle einer Neubelebung und Verjüngung finden, die ihn der Welt und sich selbst besser wieder giebt. –

Es pflegt in jeder Gesellschaft eine Persönlichkeit zu sein, welche, wenn nicht öffentlich, so doch insgeheim, zum Stichblatt des allgemeinen Humors gemacht wird. Eberlein trat vom Augenblick seiner Einführung in das Wintersbach'sche Haus zwar sofort eine derartige Stellung an, denn er zerbrach und vergoß ein Erschreckliches, wenn es auch nur Geschirr und Getränke waren;

er verbrannte sich hinten die Frackzipfel, indem er sich arglos auf den Kaminrand setzte, so daß seine Kehrseite einer Feuersbrunst ausgesetzt gewesen wäre, wenn nicht das ganze männliche Personal ihn zum Gegenstande eines außerordentlichen Löschungs-Eifers gemacht hätte. Aber Eberlein kannte seine Schwächen zu wohl, er war humoristisch genug, um seine unwillkürliche Komik zu verstehen. Sehr bald wurde ihm die Stellung eines mehr leidenden Sündenbockes durch eine andere Persönlichkeit abgenommen. Xaver führte einen jungen Mann ein, der nicht sowohl als sein Freund, denn als sein Anhängsel oder Schatten zu betrachten war. Er hieß Benno von Stintenburg, aus der Linie Baubo-Schwarzenbull-Trühtz. Er war der Sohn einer reichen Familie, sonst hatte er weiter kein bindendes Geschäft. Er war etwas korpulent und trug sich sehr modisch, ohne ein Geck zu sein. Er hatte keine Leidenschaften und gab in gutmüthiger Willenlosigkeit sein Geld für die Leidenschaften Andrer hin. Er zierte keine Gesellschaft, denn er war sehr still, er störte aber auch keine. Als Publikum war er höchst dankbar, denn er konnte über das Geringste bis zur Erschütterung lachen. Niemand hatte ihn jemals in einer ernsten Weise thätig gesehn, ja es gab keinen Menschen, der wie er in seiner Erscheinung jeden Gedanken an eine Beschäftigung glücklicher niedergeschlagen hätte.

Herr von Stintenburg wurde nicht nur willkommen geheißen, er wurde der ausgelassenen Jugend mit der Zeit

sogar zum Bedürfniß. Gab es ein Räthselspiel, so mußte er der Rathende sein, war er es nicht, so gaben seine kindlichen Antworten Stoff zu unerschöpflichem Gelächter. Er lachte immer mit und schien sehr vergnügt darüber. Stellte man etwas dar, so wurde Herr von Stintenburg in unglaublicher Weise aufgeputzt. Da er jeder neuen Oper, jedem Ballet, jeder öffentlichen Schaustellung beiwohnte, wurde er stets um sein Urtheil gefragt. Es bezog sich, zu allgemeiner Belustigung, stets auf Privatsachen und Nebendinge. Er trug gewöhnlich irgend eine kostbare Kleinigkeit, die er kürzlich gekauft hatte, in der Tasche und zeigte sie in der Gesellschaft vor. Diese pflegte er dann irgend Einem zu schenken, der Empfänger mochte sie annehmen wollen oder nicht. Es gab in der Gesellschaft Keinen, Männlein oder Weiblein, den er nicht schon und oft in Verlegenheit erregender Weise beschenkt hätte, vorzüglich bedachte er die Kinder. Franziska hatte sich das schon öfter in freundschaftlicher Weise verbeten, dennoch brachte er bald eine Schachtel mit bleiernen Soldaten, bald ein anderes Spielzeug und setzte sich mit den Knaben an den Tisch, um es aufzubauen. Der Präsident prophezeite ihm einst, er werde ein sehr guter Gatte und Vater werden, worüber Stintenburg dermaßen lachte, daß er von Falk und Xaver auf einen Lehnstuhl geführt werden mußte.

Eugenie war seine ausgesuchteste Quälerin, nur daß er die Qualen als solche nicht empfand, sondern sich durch ihre Lustigmachereien sehr angeheitert fühlte. Aber er

war für Eugenien nur ein Spielzeug. Sie brauchte Jemand, mit dem sie sich im Ernst necken konnte, der nicht Alles gutmüthig hinnahm, sie wollte einen kriegerischen Verkehrston mit irgend Einem. Da Heinrich, seit Sara's Ankunft, auf ihr Wesen weniger einging, behandelte sie ihn mit offenbarer Vernachlässigung. Auf Xaver hatte sie einen ausgesprochenen Haß geworfen. War es nun Laune, oder hatte sie etwas von Edgar's Neigung gemerkt, kurz, das brüderliche Verhältniß zwischen ihr und Edgar nahm mit der Zeit einen sehr veränderten Charakter an. Mit Edgar stritt sie sich, mit ihm versöhnte sie sich, ihm flüsterte sie heimliche Spöttereien zu, ihn peinigte sie, und ihn bevorzugte sie. Und da Edgar sie liebte, und er aus dem Scherz Ernst machte, so sah sie sich überrascht in ein Interesse gezogen, welche bald seine bloße Laune mehr blieb. Sie abnte nicht, wie sehr sie ihn beglückte, aber sie erkannte im Stillen an, daß er ihr an Geist überlegen sei. Und indem es dadurch ein wenig eingeschüchtert wurde, erschien Ihr Wesen gemäßigter und liebenswürdiger, als in ihrer Ausgelassenheit.

Edgar liebte zum Erstenmal, und mit einer Innigkeit und Tiefe, wie sie sich nur in der Brust des gereifteren Jünglings entfaltet. Eugenien's verändertes Wesen schien ihm ein günstiges Zeichen. Er steckte ihr eines Tages einige Gedichte, die er an sie gemacht hatte, zu. Das war Eugenien noch nicht vorgekommen. Sie erröthete, als sie dieselben für sich allein las. Und rasch, wie sie war, eilte sie hinab zu Edgar, fiel ihm um den Hals und küßte ihn.

Es schien ihr Nichts natürlicher als das, er war ja in gewissem Sinne ihr Bruder. Edgar aber preßte sie an sich, außer sich vor Entzücken, und hielt sie in den Armen, als wolle er sie nie wieder von sich lassen. Eugenie erschrak bei seinen stürmischen Liebkosungen. Sie riß sich los, eilte es hinaus und floh in eins der entlegensten Zimmer. Das Bewußtsein überkam sie, daß Edgar eine sehr ernsthafte Neigung zu ihr habe und – daß er doch eigentlich nicht ihr Bruder sei. Eine Furcht vor ihm drang in ihr Herz, sie fühlte sich unsicher, und doch war ihr seine Liebe nicht unangenehm. Sie konnte ihm nicht gram sein, es war auch nicht bloßes Mitleid, was sie für ihn fühlte. Es gefiel ihr, ein halb ernsthaftes Herzensspiel auf's Gerathewohl sich abwickeln zu lassen, und sie dachte in ihrem Leichtsinn nicht daran, daß sie desselben einst müde werden könnte. –

Schon ein paar mal hatte Edgar davon gesprochen, daß er eine kleine Gesellschaft in *seinen* Räumen zu versammeln beabsichtige. Eines Abends wurde er von den jungen Damen beim Wort genommen. Denn Pauline Strohwedel behauptete, schon viel von seinen Kunstwerken gehört zu haben, und es sei nicht Recht, daß er sie durch vorgespiegelte Versprechungen immer nur neugierig mache. Malvine Engelhard sagte, wenn sie jemals auf eine Junggeselleneinrichtung gespannt gewesen sei, so wäre es auf die seinige. Ihre Schwester Anna stieß sie heimlich mit dem Ellenbogen an und rief: Aber Malvine! – Eugenie gab endlich den Ausschlag, indem sie erklärte: Heut über acht Tage erscheinen wir bei Edgar zum Thee!

Edgar versicherte, daß er sich auf's Höchste geehrt fühle, und die Sache wurde beschlossen. Aber wohlgemerkt! rief Eugenie, es dürfen nur unverheirathete Leute in der Gesellschaft sein.

Richtig, sagte Eberlein, und die Gesellschaft soll der »Junggesellenthee« heißen!

So? meinte Eugenie, der Junggesellenthee? Wir Jungfrauen haben ihn angeregt, und nun wollen die Herrn Jünglinge wohl gar unter sich sein?

Gott bewahre! lachte Eberlein, das ist ja eine schreckliche Deutung! Wir würden unter uns verkümmern, wenn uns das »ewig Weibliche« fehlte. Nein, das Wort ist so zu deuten: Was da *jung* ist, Jungfrau oder Jüngling, soll *gesellig* zum Thee erscheinen. Und darum Junggesellenthee!

Diese spitzfindige Etymologie wurde belacht, und der Name beibehalten.

Es ist gut, nahm jetzt Herr Mertens das Wort, daß nur verheirathete Leute ausgeschlossen sind. Ich kann auch an der Gesellschaft Theil nehmen, denn ich bin Junggesell und werde nicht ermangeln –

Nein, Großpapa! rief Eugenie. Alle Wittwer sind ebenfalls ausgeschlossen.

Engelchen, wie ist's denn mit mir? fragte Tante Finette.

Jetzt rief Alles durch einander. Eugenie wollte sogar von den anwesenden Junggesellen einige ausgeschlossen wissen, darunter Xaver und Falk, weil sie nicht ihrer Ansicht waren. Endlich begann Gertrud: Wird nicht Edgar der Gastgeber sein? – Gewiß! hieß es. – Nun dann hat

er allein das Recht, einzuladen oder auszuschließen, und wir übrigen dürfen überzeugt sein, daß wir in *guter* Gesellschaft sein werden.

Ein allgemeines Ah! gab der Sprecherin Recht. – Immer trifft Gertrud das Richtige! sagte Franziska. Fragt mein Pflegekind nur um Rath, und es wird euch noch viel verwickeltere Fragen lösen! –

Im Laufe der nächsten Woche wurden in Edgar's Bibliothekzimmer fast täglich die lebhaftesten Conferenzen gehalten. Er selbst, Falk und Eberlein beriethen sich im höchsten Ernst und höchsten Scherz über alle Erfordernisse, die zum Glanz und zur Unterhaltung des Junggesellenthee's dienen konnten. Eh' man sich's versah, war Herr von Stintenburg in den Rath der drei Männer eingedrungen, und da man ihn überall duldete, so wurde er auch hier geduldet, zumal, da er nicht ohne Nutzen war. Zuvörderst wurden lange Verzeichnisse derjenigen Gegenstände gemacht, welche beim Kunstgärtner, beim Tapezierer, beim Zuckerbäcker und beim Garkoch bestellt werden sollten. Die interessanten Verhandlungen hierüber dauerten Stunden lang. Ferner war eine wohlaufzuwerfende Frage, ob man der Unterhaltung nicht eine bestimmte Grundlage geben solle? Es wäre nicht das Erstemal, sagte Eberlein, daß sich nach den ungeheuersten Vorbereitungen und nach eben so außerordentlichen Erwartungen, die Gesellschaft nachher langweilte, wie die Möpse am Wintertage? Stimmung ist unberechenbar wie das Wetter. Ich schlage vor, daß wir etwas Dramatisches

mit vertheilten Rollen lesen. – Der Vorschlag fand Beifall. Aber was sollte gelesen werden? Man ging Schiller, Göthe, Lessing, Shakespeare, Calderon durch – endlich sagte Stintenburg: Turandot ist das Beste!

Er wurde ausgelacht. Nach einer Weile aber begann Falk: Stintenburg hat doch nicht so Unrecht! Turandot ist sehr passend. Das Stück ist ebenso ernsthaft als komisch, wir werden unsre Damen fast sämmtlich unterbringen, es wird nicht schlecht gelesen werden, und wir werden viel Unterhaltung davon haben. – Es wurde eine Weile darüber debattirt, und endlich entschloß man sich wirklich für Turandot. Darauf ging es an das Vertheilen der Rollen. Aber hier stellte sich manche Schwierigkeit heraus, denn sowohl Falk als Edgar wünschten die Rolle der Turandot nach ihrem Herzen zu vergeben, und Stintenburg äußerte, daß er eigentlich die kleine Strohwedel sehr geeignet dafür halte. Endlich schlug Edgar vor, die Damen selbst sollten sich darüber vereinigen.

Dann kommen wir aus dem Regen in die Traufe! rief Eberlein. Wenn die Mädel erst selber mitzureden haben, dann ist des Geplappers gar kein Ende! Wofür sind wir Männer hier versammelt? Mir ist's gleichgültig, wer die Turandot liest, unser weibliches Personal ist durch die Bank hübsch, und ein Ansehn würde sich jede als Turandot geben. Das ist so recht eine Rolle nach ihrem Sinne – die Männer stolz behandeln, und mit ihren Köpfen wie mit Knäueln Baumwolle um sich zu werfen. Ich schlage vor, wir lassen das Loos entscheiden, das heißt, wir selber loosen für sie!

Angenommen! Es wurden sechs Loose gemacht, da sechs Damen erscheinen sollten. Zu Edgar's Freude bestimmte das Loos Eugenien für die Rolle der Heldin. Aber da das Stück nur vier Frauen bringt, so gab es zwei Nieten, und so gingen Sara und Gertrud leer aus. Ihre Namen wurden zu denen der Männer geschrieben, und man warf das Loos noch Einmal für sie. Sara erhielt den Timur, den vertriebnen König von Astrachan, während Gertruden ebenfalls eine Krone zufiel, nämlich die des unglücklichen Altoum. Edgar hatte ganz besondres Glück, denn ihm bestimmte das Loos den liebenden Kalaf. – Nachdem man mit der Vertheilung der Rollen zu einem Abschluß gelangt war, wurde über die Form der Einladungskarten abgestimmt. Der hohe Rath entschied sich für Briefbogen von Glanzpapier mit gepreßtem Rande und zierlich gemalten Blumenstücken in der Ecke links oben. Falk dachte daran, die Ausführung des artistischen Theils selbst zu übernehmen, da er aber in diesen Tagen mit einigen Porträts viel zu thun hatte, gab er es auf. Zumal da Stintenburg eine Quelle wußte, wo dergleichen in Vorrath war, sowie auch Briefumschläge mit goldnen Rändern. Er wollte das selbst besorgen. Ueberhaupt war Stintenburg vom regsten Interesse für das Fest beseelt. Er hatte sonst Nichts zu thun und konnte sich die ganze Woche über allein den Besorgungen widmen. In seinem Leben war er nicht so viel auf den Beinen gewesen. Er richtete Edgar's Aufträge nicht nur aus, sondern ging aus eigner Machtvollkommenheit noch darüber hinaus. Er erschien eines Tages, beladen mit zwanzig Ananas, als sollten sie

von der kleinen Gesellschaft wie die Semmeln verspeis't werden. Er lief und fuhr in alle Delicatessen-Handlungen und Zuckerbäckereien, er bestellte und kaufte Torten, Theekuchen, Früchte, Näschereien, ein Desert, mit welchem einem hungrigen Regiment Soldaten hätte der Magen verdorben werden können. Er plünderte ein halb Dutzend Gewächshäuser und fuhr in einem Fiaker langsam hinter einem Möbelwagen her, der vollgepackt war von Orangerie und den schönsten blühenden Stauden. Große und kleine Blumensträuße wurden korbweise bestellt. Als Benno von Stintenburg aber ein Verzeichniß der Weinsorten brachte, die er besorgt hatte, bestehend aus einem Dutzend Flaschen Syrakuser, dito Madeira, dito Ungarwein, dito Rüdesheimer, dito französischen Rothwein und dito Champagner – da konnte Edgar nicht umhin, Einspruch zu thun.

Zweiundsiebenzig Flaschen! rief er lachend. Wir werden, wenn der Vater und Großvater zu Tische kommen, sieben Herrn sein, während die acht Damen beim Weintrinken kaum mitzählen!

Nun, sagte Stintenburg ruhig, dann lassen wir den Rest den Bedienten!

Es half Nichts, er mußte zu seinem Kummer die Bestellung rückgängig machen.

Da die Ergebnisse der abendlichen Conferenzen sehr geheim gehalten wurden, so brannte Eugenie vor Neugier und Erwartung. Sie konnte nicht umhin, ebenfalls eine Conferenz des weiblichen Theils zu berufen. Eines Tages saßen ihre Freundinnen bei ihr um den Kaffeetisch, und es wurde über die Hauptfrage debattirt: Wie ziehen wir uns an? Nun gab es hundert Vorschläge. Die Einen meinten, leicht und ballmäßig, Pauline Strohwedel war für Mull, Anna Engelhard Barège. Eugenie hatte nicht übel Lust, sich förmlich als Turandot aufzuputzen, und dachte es sich reizend, wenn die ganze Gesellschaft in chinesischem Kostüm erschiene, vorzüglich Großpapa und Herr von Stintenburg. – Kinder, sagte die Mutter endlich, ich mache den Vorschlag, ihr zieht euch alle weiß an, ganz einfach weiß, ohne allen Schmuck und Putz. Das ist jungfräulich und entspricht dem Junggesellenthee. – Gertrud war auch ihrer Ansicht, und Sara, die sich höchlichst an den Kindern belustigte und sich jeder Anordnung zu unterwerfen beschlossen hatte, erklärte, daß die jungen Mädchen in Weiß sehr reizend aussehen würden. – Aber der Vorschlag wurde nur kühl aufgenommen, und Eugenie stimmte für das gerade Gegentheil, nämlich für höchsten Staat in Seide und Blumen. Mama muß Gertruden ein seidnes Kleid kaufen! rief sie. Nicht wahr Mama, du thust es – Pauline Strohwedel war in großer Bedrängniß. Nein, sagte sie, ich kann nicht in Seide kommen! Mein Rosaseidnes ist mir neulich über und über mit Sauce begossen worden, und der Vater hat erklärt, er werde mir vor nächsten Weihnachten kein neues

kaufen! – Es wurde lange hin und her parlamentirt, und endlich kam man zu dem höchst wichtigen Beschlusse, daß Jede sich anziehen könne, wie sie Lust habe.

Jetzt aber zur zweiten Frage! nahm Eugenie als Vorsitzerin wieder das Wort. Wie ist's mit den Rollen? Die Jungens halten Alles so geheim –

Sara und Franziska lachten. Die – Jungens! rief die Mutter.

– Na, oder die jungen Herrn! Weiß denn kein Mensch, wer den Kalaf und die übrigen Chinesen liest?

Mir ist, sagte Gertrud (nicht ohne eine gewisse Schelmerei) als hätte ich gehört, daß Herr von Havelstein den Kalaf lesen werde.

Was? Xaver –? fuhr Eugenie auf. Der darf ihn nicht lesen – oder ich lese die Turandot nicht! Xaver wird alle Tage unausstehlicher! Denkt euch, neulich nennt er mich »Johann, den muntern Seifensieder!« Was ist da zu lachen –? Ich werde mit Edgar sprechen, Xaver darf gar nicht eingeladen werden, der abscheuliche Mensch!

Beruhige Dich nur, sagte die Mutter, und überlaß Edgar'n die Anordnung. Ich glaube, Gertrud irrt sich, Stintenburg liest den Kalaf.

Jetzt lachte Eugenie und klatschte jubelnd in die Hände. Die Mädchen beschlossen, ihre Partieen vorher gut einzustudiren, versprachen, morgen pünktlich um sechs Uhr bei Edgar zu sein, und trennten sich in erwartungsvoller Freude auf ein so eigenthümliches Fest. –

Es war beschlossen worden, daß die Jugend in der ersten Hälfte des Abends unter sich bleiben sollte. Die

Eltern, Herr Mertens und Tante Finette hatten versprochen, sich nach Beendigung des Stückes, etwa um neun Uhr, zum Abendessen einzufinden. Sara machte insgeheim der Präsidentin den Vorschlag, sie wolle bis um neun bei ihr bleiben. Franziska aber bat sie dringend, sich der Jugend nicht zu entziehen und ihre eigne Stelle in der Gesellschaft zu vertreten.

Punkt sechs Uhr traten Eugenie, Sara und Gertrud bei Edgar ein. Sie staunten, was aus den Räumen gemacht worden war. Das Ganze blühte und strahlte wie ein üppiger Garten in einer tropischen Gegend. Citronenbäume mit Blüthen und Früchten, Azaleen und bunte Camelien wölbten sich zu Lauben, in welchen sich weiße Cacadu's und Arrasse verwundert umsahen. Hier plätscherte unter Palmen ein kleiner Springbrunnen aus Blumenkisten heraus. Dort schimmerte eine kunstvoll beleuchtete Marmorstatue zwischen dunklen Cypressen. Von den Orangenbäumen hingen italienische Ampeln herab und beleuchteten Pyramiden von Blumenstöcken, die den Stamm bekleideten. Ein wunderbarer Duft von Orangenblüthen, Rosen und Vanille wehte durch die Bäume, Edgar und Heinrich hatten unter Mitwirkung subalterner Kräfte ihr Meisterstück im Decoriren gemacht.

Die Damen waren bezaubert, und Eugenie erklärte, das müsse für immer so bleiben. Sie setzte sich bald in diese, bald in jene blühende Ecke, und endlich taufte sie das Plätzchen am Springbrunnen eigenmächtig »Eugenien's Ruh«. – Alle Geladenen waren viel zu neugierig, als daß sie sich hätten absichtlich verspäten sollen, und so

war nach kurzer Zeit die ganze Gesellschaft beisammen. Jeder Eintretende brach in neues Entzücken aus, und so oft fühlte man sich durch die Einrichtung und Umgebung in eine Stimmung versetzt, die der Hoffnung auf außerordentlich genußreiche Stunden bereitwillig Thor und Thür öffnete. Den Thee nahm man ein, wie man grade in Lauben gruppenweise saß oder stand. Das sah sehr schön und reizend aus, und manche wußten auch recht gut, daß sie selbst in dieser Situation noch schöner und reizender als gewöhnlich aussähen. – Jetzt lud der glückliche Wirth zur Vorlesung. Man setzte sich um den runden Tisch, der vor dem Sopha stand, und begann mit großer Andacht zu lesen. Edgar recitirte seinen Kalaf mit Begeisterung und zeigte ein Talent, gut zu lesen, das man an ihm noch nicht gekannt hatte. Eugenie entwickelte als Turandot gleich Anfangs einen wahrhaft betäubenden Männerhaß und Stolz. Jeder beeiferte sich, sein Bestes zu thun. Pauline Strohwedel konnte als Adelma freilich keinen rechten Effect zu Wege bringen, denn sie hatte ein zwitscherndes Stimmchen und nahm die Königstochter etwas kammermädchenhaft. Dagegen erregte Eberlein ungemeine Freude. Er stotterte den Tartaglia so himmlisch, daß ein Gekicher entstand, so oft er beginnen sollte, und die Augen noch thränten, als er längst aufgehört hatte. So ging Alles seinen Gang.

Jetzt stieß Malvine Engelhard Eugenien leise an, und deutete mit den Augen nach Benno von Stintenburg hinüber. Eugenie räusperte sich ein wenig, und dadurch wurden auch die Herren aufmerksam. Stintenburg, als

Pantalon, hatte in seiner Rolle eine lange Pause gehabt. Es nebelte so eigen um seine Sinne, er ließ den Kopf auf die Brust sinken, und endlich lag er in tiefem Schlafe. Seine Nachbarn waren boshaft genug, ihn nicht zu wecken. Eine gewisse behaglich schadenfrohe Unruhe kam über die Lesenden. Xaver pflückte einen Azaleenzweig und steckte ihn dem Schlummernden in den Busen, dicht unter die immer tiefer sinkende Nase hatte keine andere Wirkung, als daß ein erstickendes Gekicher durch den ganzen Hof von China und Alle ihm Zugehörigen ging. Jetzt declamirte Adelma Strohwedel mit erhobner Stimme:

»Ha, Undankbarer! Nicht die Liebe ist's,
Die euch zurückhält –«

Da fuhr Benno mit großem Geräusch empor und rief aus Träumen erwachend: Wie –? Nun war das Gelächter nicht mehr zu bändigen. Stintenburg war etwas beschämt, doch wußte er sich mit seiner gewöhnlichen Ruhe zu fassen. Der fünfte Act ging ungetrübt vorüber, und man war überzeugt, einen großen Genuß gehabt zu haben.

Inzwischen war anstoßenden Bibliothekzimmer die Tafel gedeckt worden. Die Eltern, Herr Mertens und Tante Finette erschienen und bewunderten die Ausschmückung der Räume. Bei Tische ging es sehr belebt zu. Die Plätze waren durchaus nach Herzensbedürfniß geordnet. Eugenie saß zwischen Edgar und Xaver. Gegen

den letzteren verhielt sie sich anfangs sehr kalt. Merkwürdig aber war es, wie ihr frostiges Wesen ihm gegenüber mit der Zeit in ein leises Thauwetter überging. Denn Xaver war heut sehr gesprächig, zeigte sich ausnehmend galant und liebenswürdig gegen sie, ja er bevorzugte sie ganz entschieden. Als das Desert aufgetragen wurde, schien die letzte Spur ihres Hasses gegen Xaver verschwunden zu sein, und sie unterhielt sich mit ihm wie das lachende personificirte Vergnügtsein. Edgar fühlte sich dadurch einigermaßen beeinträchtigt, und seine andre Nachbarin, Anna Engelhard, vermochte ihn ein wenig zu entschädigen. Er konnte ein aufkeimendes Gefühl der Eifersucht nicht unterdrücken, wenn sie, nach kaum wieder angeknüpfter Unterhaltung mit ihm, sich wieder in ein fesselnderes Gespräch mit Xaver verflocht.

Fritz Eberlein wußte nicht nur seine Nachbarin, sondern die ganze Tischgesellschaft zu unterhalten. Er hatte eine Fertigkeit in Dialecten zu sprechen. Er konnte schwäbisch, österreichisch, hamburgisch, schlesisch, sächsisch und slavisch-gebrochen reden. Er erzählte Geschichten und Anekdoten, führte ganze Scenen auf und erregte oft jubelndes Gelächter.

Tante Finette machte, im Stillen kombinirend, die merkwürdigsten Beobachtungen. Sie betrachtete die Anwesenden immer paarweise. Mit einiger Mißbilligung blickte sie auf Heinrich und Sara. Stintenburg und Pauline Strohwedel schienen ihr in einer sehr viel versprechenden Annäherung begriffen zu sein, und zwar kam

die active Rolle auf das kleine Fräulein. Am meisten beobachtete Tante Finette Eugenien und Xaver, und sie konnte nicht umhin, ihr einmal schalkhaft mit dem Finger zu drohen, es sah aber eher aufmunternd als verweisend aus.

Heinrich fühlte sich an Sara's Seite in der glücklichsten Stimmung, zumal da sie ihm heut nach langem Bitten das Versprechen gab, ihm zu einem Porträt zu sitzen. Sara war heiter. Sie machte sich nicht grade über das Treiben der Jugend lustig, aber sie empfand das Komische, was in dem hohen Ernst lag, der dieses Fest erschaffen hatte und feierte. Auch Falk fühlte es zugleich aber mit einiger Besorgniß, Sara'n nichtig und fade zu erscheinen. – Gesteh es nur, sagte er, Du verspottest uns Alle!

Keineswegs! entgegnete sie. Wie kommst Du darauf?

– Du lächelst zuweilen so wunderlich!

Weil wir hier wie die Kinder spielen, und ich im Grunde dem Spiele nur zusehen kann. Du weißt, wie anders meine erste Mädchenzeit war, und wie wenig ich den glückseligen Leichtsinn in mir aufkommen lassen durfte, der hier das junge Völkchen beseelt. Es ist mir etwas Neues, das zu betrachten, und ich freue mich darüber. Mädchenfreundschaften, wie sie hier bestehen, kannte ich bisher nicht, und es fiel mir eben ein, was die Kinder einander nun von dem heutigen Abend Alles vertrauen werden. Denn ihr seid sehr zuvorkommende junge Herrn und sucht euch möglichst gefährlich zu machen.

– Siehst Du, es ist doch Spott –!

Meinetwegen, aber nicht mehr als – bei dir oder bei deinen Freunden! Oder war es dein Ernst, als du vorhin Pauline Strohwedel versichertest, sie habe die Adelma ganz vortrefflich gelesen? Bösewicht! Oder meinst du, in dem Blicke, den dort der kleine komische Eberlein seiner Nachbarin zuwirft, sei absolute Hingebung ausgesprochen?

Heinrich lachte. – Und ich soll nicht einmal lächeln? fuhr Sara fort. Alle Geselligkeit ist wie ein Kinderspiel, man sollte über sich und die Andern nur lachen. In einem so jugendlichen Kreise, wie hier, tritt sie noch in liebenswürdiger Weise auf, und man lächelt weniger über die Thorheit, als über die Anmuth der Mitspielenden.

Du sprachst von Mädchenfreundschaften, sagte Falk. Hast Du niemals eine solche gehabt?

Leider niemals! Mein Leben hat mich nie in derartige Kreise gebracht, und ich glaube fast, ich habe viel verloren. Es muß doch eine reizende Erinnerung sein. Die einzige Jugendfreundschaft, die ich hatte –

– Nun?

War in Dietharz! Laß uns anstoßen, Heinrich! Und auf das Wohl deiner Mutter!

Falk hätte Sara'n zu Füßen fallen mögen. Er ergriff sein Glas und leerte es auf das Wohl seiner Mutter. Dies führte das Gespräch wieder auf die Kindheit, und als sie auf Sara's Reise nach England kamen, begann Falk: Du bist mir noch eine Erzählung deiner Erlebnisse in England schuldig! Ich bin fast eifersüchtig auf Franziska, denn sie weiß mehr von dir, als ich.

Es soll dir Nichts entgehen, sagte Sara. Darf ich reden, während du mich malst?

– Gewiß!

Dann will ich dir eine lange Geschichte erzählen! –

Die Gesellschaft konnte sich an diesem Abend nur schwer trennen, denn es war der seltene Fall eingetreten, daß alle Erwartungen, die ein Fest erregt hatte, nicht nur erfüllt, sondern übertroffen worden waren. Edgar allein fühlte sich nicht ganz, und jemehr der Abend vorrückte, immer weniger befriedigt, denn Eugenie schien sich ihm völlig entziehen zu wollen. – Noch lange wurde des Junggesellenthees nicht nur rühmlich gedacht, es sollten sogar manche Fäden, die hier erst leise gesponnen worden waren, von bedeutenden Folgen für die Betheiligten werden.

Dreissigstes Kapitel.

Falk hatte schon öfter der Familie Dippel das Versprechen gegeben, ein paar Tage bei ihnen zuzubringen. Da er wiederholt an dasselbe gemahnt wurde, und Xaver von Havelstein, der nach seinem Gute reiste, ihm seinen Wagen anbot, so entschloß er sich, wenn auch nur auf einen Tag, nach Buchensee zu fahren. An einem Aprilmorgen fuhren Falk und Xaver zum Thor hinaus. Der Tag war kühl, ein feiner Nebelregen erfüllte die Luft und ließ die Gegenstände am Wege in einer farblosen Dämmerung erscheinen. Die warmen Wintermäntel thaten den Reisenden im halboffnen Wagen noch gute Dienste.

Auf Xaver lastete Etwas, seine Stimmung schien dem grauen Tage zu entsprechen. Falk war guter Dinge, doch achtete er das Schweigen seines Gefährten und sah dem Spiel des Nebels zwischen den Tannenbäumen und den Krähen in den kahlen Zweigen zu.

Havelstein unterbrach endlich das Schweigen. Sie haben einen wortkargen, langweiligen Nebenmann an mir, sagte er. Aber so geht es mir immer, wenn ich nach meinem Gute fahre.

Behagt Ihnen das Landleben so wenig? fragte Falk, um doch Etwas zu sagen.

Daran würde ich mich gewöhnen, sogar Interesse dafür gewinnen, entgegnete Havelstein, aber die Verhältnisse, die mich draußen empfangen, sind wenig erfreulich. Was sagen Sie dazu, wenn ein Mensch in meinen Jahren sich von seiner Mutter muß tyrannisiren lassen?

– Es ist ein schlimmer Fall! Die Frau Generalin scheint einen sehr entschiedenen Charakter zu haben.

Havelstein machte eine Pause, er kämpfte mit irgend einem Entschlusse. Ich will Ihnen, begann er wieder, meine unangenehme Lage nicht verbergen. Sie sind mein Schulfreund, und ich hoffe, ich darf noch einiges Vertrauen auf Sie setzen.

– Ich werde Ihr Vertrauen zu schätzen wissen, und es freut mich, daß Sie einen Werth auf unsre alte Freundschaft legen. Reden Sie also getrost!

Es ist denkbar, sagte Xaver, daß Vater und Sohn, es vermöge ihrer verschieden ausgeprägten Charaktere, in einen Conflikt kommen können – denkbar, wenn gleich

unstatthaft und unerfreulich. Was soll man aber dazu sagen, wenn zwischen Mutter und Sohn auch nicht das geringste Verständniß aufkommen kann? Hier sind die Bande viel zarter, inniger, und jeder Zwiespalt wird eine viel tiefere Verletzung des moralischen Gefühls. Ich stehe seit Jahren mit meiner Mutter in einem Verhältniß, das einem fortgesetzten Kampfe ähnlich sieht. Ich liebe und achte meine Mutter, wenn ich mich gleich gegen sie empören muß. Sie ist eine Frau von durchaus männlichem Wesen, eine Frau, die in jedem Sinne ihren Mann steht. Ihre unglaubliche Energie hat das Gute gehabt, daß sie in schwierigen Verhältnissen die Besitzungen unsrer Familie nicht nur gerettet, sondern in einen sichern und blühenden Stand zu bringen vermochte. Ihr Wille hat viel durchgesetzt, und dadurch ist ihre Herrschsucht von Jahr zu Jahr genährt worden. Ich bin ihr einziger Sohn. Sie hat in dem Bestreben, mich meinem Stande gemäß zu erziehen, Nichts vernachlässigt. Zugleich aber war ihr Hauptaugenmerk, mich durchaus und unbedingt von ihrem Willen abhängig zu machen. So lange ich ein wilder Junge war, durfte sie das mit vollem Rechte, und so ungern mich auch fügte, mußte ich ihre Autorität anerkennen. Als ich aber herangewachsen war und mich selbstständig fühlte, mußte mir ein solcher Druck schwerer erträglich werden. Sie hatte von jeher die vorgefaßte Meinung, ich sei ein schwacher Charakter. Mein Gehorsam bestärkte sie darin und gab ihr immer neue Macht über mich. Die ersten Zeichen meiner Auflehnung gegen

sie setzten sie in nicht geringes Erstaunen. Anstatt dieselben aber meiner erwachten Selbstständigkeit zuzuschreiben, nannte sie sie einen Einfluß schlechter Gesellschaft, der ich in meiner Schwäche nur zu sehr zugänglich sei. Unter schlechter Gesellschaft aber versteht sie vorzugsweise Menschen von bürgerlichem Stande – ich rede hier nur von den Vorurtheilen meiner Mutter.

Havelstein berührte Heinrich's Arm, und Falk nickte zum Zeichen, daß er verstehe und in dieser Hinsicht nicht empfindlich sei.

Es war vielfach dieser Gesichtspunkt, fuhr Xaver fort, in welchem sie mich auf einer gefährlichen Bahn glaubte. Ich habe, offen gestanden, leidlich aristokratische Ansichten, aber der Rigorismus meiner Mutter ist mir widerwärtig. Und je mehr sie mich tadelte und mir darin zu steuern suchte, desto mehr entfernte ich mich von ihrer Anschauung. Daß ich ihre Beamten und Untergebenen nicht kalt und wie Sclaven behandelte, war wiederum Charakterschwäche. Sie hatte Nichts dawider, daß ich Officier wurde, im Gegentheil hoffte sie, mein Charakter werde sich im Officiercorps um so eher befestigen. Aber es traten neue Umstände ein, welche ihr mein Betragen tadelndswerth erscheinen ließen. Ich sollte ihr genaue Rechenschaft ablegen über alle meine Verhältnisse, über meine Ausgaben, meinen Umgang, über Dinge, die sonst kaum mehr zwischen einem Knaben und seiner Mutter zur Sprache kommen. Sie stieß auf entschiedene Weigerung von meiner Seite und hielt sich Spione, die ihr alle

meine Schritte hinterbrachten. Das erfuhr ich und wurde aus Opposition und Trotz nun erst recht leichtsinnig. Da erschien sie eines Tages selbst an dem Orte, wo ich in Garnison lag, und es gab einen schlimmen Auftritt. Sie that in eigner Person bei meinem Chef die nöthigen Schritte, um meinen Abschied auszuwirken. Welche unglückliche Rolle ich dabei spielte, brauche ich Ihnen nicht zu beschreiben. Der Abschied vom Regimente würde mir weniger schwer geworden sein, wenn sich mir eine günstigere Aussicht dargestellt hätte. Ich bin der Landwirthschaft nicht abgeneigt, aber ein Leben auf dem Lande unter der Aufsicht meiner Mutter mußte mir Schauder erregen. Es stellte sich denn auch bald heraus, daß wir in Einigkeit nicht mehr mit einander leben konnten. Sie glaubt mich in meinem fünfundzwanzigsten Jahre noch wie in meinem zwölften behandeln zu dürfen. Ich gebe ihr nach, wo es möglich ist, leider aber ist es im Wesentlichen unmöglich. Und jetzt –

Havelstein schwieg einen Augenblick, kniff die Lippen zusammen und starrte mit trotzigen Blicken gerade aus. Und jetzt – fuhr er nach kurzer Unterbrechung fort – hat sie beschlossen, mir eine Frau zu geben. Eine sehr reiche Frau, eine sehr stämmige, charakterfeste Frau, eine Frau aus einer Familie von Charakter – nämlich von gräflichem Geschlecht! Sie ist Wittwe, obwohl noch jung – es heißt, sie habe ihren Mann zu Tode geärgert. Sie ist nicht abgeneigt, mich zu heirathen.

Und was haben *Sie* beschlossen? fragte Heinrich.

Auf meinen Willen kommt es nach der Ansicht meiner sorgsamen Mutter natürlich gar nicht an. Ich werde eben verheirathet. Aber das ist grade der Punkt, wo Mama ein sehr eigenwilliges Söhnchen hat. Wir werden die Comtesse *nicht* heirathen! Die Unterhandlungen dauern schon seit Monaten. Meine Mutter drohte, sie würde Havelstein für immer verlassen – im Grunde wäre das – – genug, ich wollte es dahin noch nicht kommen lassen und verließ meinerseits Havelstein. Ich ging auf einige Monate nach der Stadt. Es gab eine entsetzliche Correspondenz. Sie befahl in jedem Briefe, ich solle unverzüglich zurückkommen und – Abbitte thun. Ich glaube wirklich, es ist Charakterschwäche, daß ich nun zurückkomme. Aber freilich geschieht es nicht, um Abbitte zu thun oder auf ihre Beschlüsse einzugehn, sondern, um mein Nein mit letzter Entschiedenheit auszusprechen!

Ich weiß nicht, begann Heinrich nach einer Pause, ob Sie mich auch zu einem zuhörenden Vertrauten machen wollen, oder ob Ihnen an meiner Absicht etwas liegt –

Was denken Sie –! rief Xaver. Versteht sich, daß Sie mir Ihre Ansicht mittheilen sollen! Indessen kann ich kaum glauben, daß sie sich im Hauptpunkte von der meinigen wesentlich unterscheiden werde.

Durchaus nicht, sagte Heinrich. Ich kann Sie nur darin bestärken. Und indem dies thue, fasse ich einen Punkt besonders in's Auge, der vielleicht zu einer gütlichen Lösung führen könnte. Sie sagen, die Frau Generalin habe gedroht, ihr Haus für immer zu verlassen. Sie wollen es

dahin nicht kommen lassen. Warum nicht? Sie würde gehen – freilich nach schlimmen Auftritten, aber die Trennung dürfte gut für Sie beide sein. Sie würde sich überzeugen, daß Sie genug Charakter haben, Ihren eignen Willen durchzusetzen, die Mutter würde sich für überwunden geben. Eine Mutter kann sich nie völlig von Sohne lossagen, und so würde – wenn auch erst nach Jahren – gewiß ein schicklicheres Verhältniß, vielleicht eine völlige Versöhnung eintreten. Man darf oft ein furchtbares Mittel nicht scheuen, um zu einem glücklichen Ziele zu gelangen.

Wie ich meine Mutter kenne, entgegnete Havelstein, so würde ein solches Mittel schwerlich zum Ziele führen. An ein Zurückkommen von Vorurtheilen, an eine Bekehrung zu einer andern Meinung ist bei ihr nicht zu denken. Kommt es zu einem Bruche zwischen uns, so ist es für immer vorbei. Ihr mütterliches Gefühl würde von bitterster Feindschaft erstickt werden. Sie ist nicht wie andre Frauen!

– Aber sehen Sie einen andern Ausweg?

Havelstein zuckte die Achseln. Bis jetzt, sagte er, weiß ich nur, daß ich zu ihrem Befehl, mich zu verheirathen, Nein sagen werde. Was daraus folgt – muß abgewartet werden. An die gütliche Lösung, welche Sie mir in Aussicht stellen, glaube ich nicht. Uebrigens – bin ich auf Alles gefaßt.

Beide schmiegen geraume Zeit. Der graue Morgen wurde dunkler und dunkler, der feuchte Nebel entwickelte sich zu einem ausgebildeten Landregen und fing an,

die Reisenden in unerwünschter Weise durch zu waschen.

Ich habe sie in eine unangenehme Falle gelockt, begann Xaver, daß ich Ihnen meine Landkutsche anbot. Und dennoch, gesteh ich's nur, es thut mir wohl, Sie an meiner Seite zu haben. Ich trug bisher eine Scheu, irgend einem Freunde meine häuslichen Verhältnisse anzuvertrauen, aber ich sehe wohl, Mittheilung ist besser als stumme Verschlossenheit. –

Havelstein fühlte sich in der That merklich erleichtert, und die innere Annäherung der Schulfreunde bewirkte, daß das Gespräch sich immer unbefangener und offener erging. Es betraf zwar fast ausschließlich Xaver's Verhältnisse, er selbst aber fühlte den Druck derselben nicht mehr so schwer und theilte seinem Begleiter sogar einige Anekdoten von der Generalin mit. Am Dippel'schen Hofthore stieg Falk aus und verabschiedete sich von Havelstein mit den besten Glückwünschen. –

Heinrich wurde von Hundegebell und Willkommensruf empfangen. Das ganze Haus war auf den Beinen, um ihn zu begrüßen. – Hoho! schrie Vater Dippel, da ist er endlich mal! Wie eine gebadete Katze! Zieh das Oberfell ab, mein Junge! Da, hier setz dich an den Kamin! Brav, daß Sie das Wetter nicht scheuen! Verwünschtes Wetter! Alles pudelnaß! Ein braver Kerl scheut kein wetter, hoho! und wenn es hagelte, wie aus geplatzten Kartoffelsäcken! – Frauchen er muß was frühstücken, was Warmes trinken! Punsch? Grog? Glühwein? Alles da!

Falk suchte das Ueberflüssige abzulehnen und fragte nach Ludwig.

Heda, Thomas! rief Herr Dippel hinaus, lauf auf den Kornboden, mein Sohn soll kommen – pscht! sag' ihm nicht, wer da ist, wollen ihm eine Ueberraschung machen! Hoho! da ist er schon, hat ihn gewiß kommen sehn!

Ludwig kam und war froh, den Freund wieder zu sehn. Die Ankunft des Gastes wurde von Allen wie ein glückliches Ereigniß betrachtet, und die Freude dieser einfachen, herzlichen Menschen gab sich lachend in den fröhlichsten Tönen zu erkennen.

– Na, Kinder, sagte Herr Dippel, ich muß euch allein lassen. Hab noch ein Geschäft mit dem englischen Herrn, der auf meinem Zimmer wartet. Bin bald wieder da. Ludwig, halte drauf, daß der Falk Etwas frühstückt – aha, da bringt Mama schon was! Ludwig, daß der Rothwein bei Zeiten aus dem Keller geholt wird, damit er zu Mittag gut verschlagen ist! Auf Wiedersehn, Kinder!

Herr Dippel verließ das Zimmer. Heinrich mußte sich zu einem opulenten Landfrühstück niedersetzen, und Ludwig und seine Mutter ließen nicht ab ihn zu nöthigen. Er erzählte von den Bekannten aus der Stadt, von dem Leben im Wintersbach'schen Hause, von seinen Arbeiten und von der eigenen kleinen Kunstwerkstatt, welche er sich zum Frühjahr einrichten wollte. Sie nahmen regen Antheil an Allem und wurden nicht müde ihm zuzuhören.

Da fuhr ein Wagen vor. Die Mutter ging an's Fenster und sagte: Es ist der Wagen des Engländers, er will abfahren.

Ich mag den Menschen nicht leiden, diesen Mstr. Whitestone, sagte Ludwig. Der Vater hätte sich nicht mit ihn einlassen sollen!

Es sieht Mancher unangenehm aus, meinte Frau Dippel, und ist doch ein guter Mensch. Du hast oft solche Vorurtheile. Der Engländer wird unser Nachbar.

Sieh ihn dir an, Heinrich, rief Ludwig vom Fenster aus, ob du dem Menschen viel Gutes zutraust?

Falk ging an's Fenster und sah, wie Herr Dippel in seiner gewöhnlichen Zutraulichkeit dem Herrn die Hände schüttelte und sich laut und wortreich von ihm verabschiedete. Mstr. Whitestone schlüpfte rasch in seinen Wagen. Er trug einen abstehenden schwarzen Backenbart und weiße Halskragen von wahrhaft jäher Steilheit. Falk sah sein Gesicht nur einen Moment, denn der Wagen fuhr davon, aber es durchzuckte ihn wie eine alte Erinnerung, er mußte diesen Mstr. Whitestone schon gesehen haben. Vielleicht war's auch nur eine Täuschung, eine flüchtige Aehnlichkeit. Die Erinnerung war eben so schnell als sie aufgetaucht wieder verschwunden, und er konnte die Züge des Fremden mit keiner Persönlichkeit seiner früheren Bekanntschaft mehr in Verbindung bringen.

Herr Dippel kam in das Zimmer zurück. Abgemacht! rief er, hoho, abgemacht! Gefrühstückt, mein Junge? Wenn wir's nur früher gewußt hätten – jetzt hat Mama gewiß nicht mal einen Braten zu Mittag!

Sei außer Sorgen, Papa! rief Mutter Dippel. Ich weiß mir zu helfen, und unser lieber Gast nimmt einmal fürlieb. Sie nickte vergnügt und ging in die Küche.

Vater, begann Ludwig, bist du wirklich auf das Geschäft mit Mstr. Whitestone eingegangen?

Freilich hab ich's gethan! rief Herr Dippel. Und ich denke, es ist eine sichere Hypothek! Was der Ludwig gegen den Mann zu reden hat!

– Ich rede Nichts gegen ihn, Vater, aber – ich habe einen Widerwillen gegen ihn. Sein Betragen hat trotz seiner eleganten Kleidung etwas Gemeines. Seinen Manieren, seiner Art zu sprechen hört man es an, daß er gewohnt ist die Leute zu überreden, sie zu Geschäften zu verleiten –

Ach! rief der Pächter, das bildest du dir Alles ein! Es ist ja ein ganz scharmanter Mann.

– Nun gut, Vater – ich konnte nicht umhin, dir meine Ansicht über ihn auszusprechen. Du nimmst mir das nicht weiter übel!

Gott bewahre, mein Junge! Herr Dippel klopfte seinem Sohne auf die Schulter. Die Sache ist nämlich die – fuhr er zu Heinrich gewendet fort. Dieser Mstr. Whitestone kommt aus England, um hier in der Nähe ein Knaben-Erziehungs-Institut zu gründen. Drei Meilen von hier hat er ein Gut gekauft – hübsches Gut, kenne es von früher her! *Neu-Bethesda* hat er's getauft, – und baut nun da die schwere Menge. Geldmittel muß er haben – hoho, ob der keine Geldmittel hat! Er hat mir Briefe und Documente vorgezeigt – solch einen Stoß! Eine Anzahl von reichen

und vornehmen Herren in England wollen ihm ihre Söhne zur Erziehung schicken – ich hab's in den Briefen gelesen. Auch aus Deutschland ist ihm ein Schock Jungens zugesagt. Aber Jungens nicht allein, auch Gelder hat er von allen Seiten zu erwarten. Kurz, das Institut wird so unterstützt, daß da Alles sicher ist. Wird eine ganz gute, brave Anstalt werden. Ich hab' mich gern mit zweitausend Thalern betheiligt – wer da baut, hat Geld nöthig, und da muß immer baar und auf Einem Brette bezahlt werden. So kann es dem Reichsten passiren, daß er's nicht gleich baar und flüssig hat. Hab's ihm gegeben, hab's ihm gern gegeben, denn ich habe mich überzeugt, daß es bei ihm sicher ist. Hat sich doch auch der englische Gesandte in der Stadt – ho! und vor allen Dingen hat sich sogar Herr Mertens daran betheiligt!

Herr Mertens auch? fragte Ludwig.

– Versteht sich! Hab's selbst gelesen. So eine Anstalt kann ein wahrer Segen für uns werden! Auf dem Lande, in frischer Luft, bei gesunder Kost und freiem Umherspringen, da werden die Jungens gedeihen.

– Ihr Herr Whitestone spricht doch deutsch? warf Heinrich dazwischen.

Hoho, freilich spricht er deutsch! Meinen Sie, die Jungens sollen draußen zu Engländern gemacht werden? Alles deutsch, alles deutsch eingerichtet, deutsche Lehrer und alles Personal deutsch. Auch die jungen Engländer sollen da deutsch lernen. Bis zum nächsten Herbst soll in Neu-Bethesda Alles fertig sein – Gott sei Dank, so brauch ich die beiden Kleinen in keine Stadtpension zu geben!

Die sollen hinaus in das Whitestonesche Institut, da werden sie mir nicht verstauben und verkümmern. Hoho! das sollen sie nicht!

Ludwig wandte lachend ein, daß ihm doch die Stadtluft wenig geschadet habe, und so würde sie seinen Brüdern auch Nichts anhaben.

Nein wahrhaftig! lachte Vater Dippel, du hast's dabei zu gesunden, stammen Gliedern gebracht, Gott sei Dank! Hoho, das hast du! Aber der Peter hat es schon ein wenig auf der Brust – weiß der Kuckuck, wo er's her hat, von mir wahrhaftig nicht. Das ist erst seit er damals aus der Niesemannschen Pension kam. Na, jetzt als Zimmermann wird er sich wohl ausarbeiten. Den Karl nehm ich auch heraus aus der Pension da drinnen und geb ihn mit den beiden Kleinen zu Mstr. Whitestone auf's Land.

Sind denn die kleinen Knaben schon so weit? fragte Heinrich, dem es vorkam, als habe er sie erst kürzlich noch in Windeln gesehn.

Hoho! hieß es, die Unkräuterchen wachsen heran! Wo stecken sie denn? Werden wohl kommen, wenn sie die Mittagsglocke hören. Ja ja, fünf Burschen, es ist eine hübsche Zahl! Achte hatt' ich – die drei zwischen dem Ludwig und dem Peter hat der liebe Gott zu sich genommen. Na, fünfe sind auch gut – hoho! ob fünfe nicht gut sind! –

Zu Herrn Dippel's Freude wurde der Tisch bald gedeckt, und man setzte sich zu einem einfachen, kräftigen Mittagsmahl. Nach Tische machte der Vater ein Schläfchen, ein ganz kurzes »Nickerchen«, wie er es nannte, von einer Viertelstunde.

Ludwig nahm seinen Freund mit auf sein Zimmer, und hier, bei einer traulichen Cigarre, wurde Mancherlei durchgesprochen. Falk bemerkte, daß Ludwig's Bücherschrank sich merklich gefüllt hatte.

Ich wünschte mir nur etwas mehr Zeit zum Lesen, und um etwas wissenschaftlich zu arbeiten, sagte Ludwig. Du weißt ja wohl, daß ich nicht zu denen gehöre, die sich in ihrem Berufe unglücklich fühlen. Im Gegentheil, ich bin mit ganzem Herzen Landwirth. Aber ich möchte nicht gern verbauern. Nur selten hab ich eine Stunde für meine Bücher, ich selbst darf sie mir nicht oft gewähren, denn die Wirthschaft giebt immer vollauf zu thun. Da ist es ein Hochgenuß, einen Gast wie dich, der aus so ganz andern Verhältnissen kommt, einmal ordentlich auszubeuten. Dir geht es gut, nicht wahr? Du bist mit deiner Kunst zufrieden?

Vollkommen! sagte Heinrich. Und mehr als das! Ich fühle mich glücklich in meiner Kunst, ich weiß, daß nur sie mein Leben ausfüllen kann. Ja ich fühle selbst, daß ich Fortschritte mache, und daß ich auf der richtigen Bahn bin, um etwas Tüchtiges zu leisten. Ich bin, trotz meiner kurzen Lehrzeit, nicht nur bereits völlig selbstständig, sondern so zu sagen in glänzenden Verhältnissen. Die Zuschüsse des guten alten Herrn Mertens sind schon seit lange nicht mehr nöthig.

Das ist vortrefflich! rief Ludwig. Da fällt mir ein – du weißt wohl noch nicht, daß wir geerbt haben? Freilich! Und zwar unerhört viel Geld! Fünfzigtausend Thaler. Mir schwindelte, als ich's erfuhr! Das ändert natürlich unser

einfaches Leben nicht. Mein Vater sprach seitdem zwar ein paarmal davon, mir ein Gut zu kaufen. Indessen war damit dann immer ein Wunsch verbunden, den ich ihm nicht erfüllen kann.

– Nun? darf ich ihn wissen?

Ach, lieber Freund – nun er wünscht mich bald verheirathet zu sehen – nämlich im Fall daß er kaufen sollte.

– Und du weißt Niemand? Und hast keine Lust?

Nein! Um keinen Preis! sagte Ludwig mit einer Art, die dem Gaste auffiel. Uebrigens, – fuhr er schnell fort, ist dergleichen nur beiläufig zwischen uns besprochen worden. Mein Vater ist es zufrieden, wenn ich bei ihm bleibe, und ich bin es auch. Wir leben in so vortrefflicher Einigkeit – der Alte ist wirklich ein durch und durch braver und tüchtiger Mann! – wir haben uns so an gemeinsame Arbeit gewöhnt, daß er mich sehr vermissen würde, wenn ich ihn verließe. Er ist neuen Einrichtungen nie abgeneigt, wenn sie praktisch sind. Ich suche mich mit den neusten Erscheinungen auf dem landwirthschaftlichen Gebiet bekannt zu machen, er geht mir mit alter Erfahrung zur Hand, und so leisten wir gemeinsam mehr, als wir es einzeln könnten. Dazu kommt, daß der Alte und sein ältester Sohn so an einander hängen, daß wir – du weißt es ja – ein Herz und eine Seele sind!

Heinrich dachte, im Gegensatz zu diesen glücklichen Familienverhältnissen, an die Bekenntnisse, welche Havelstein ihm am Morgen gemacht hatte. Hier herrschte zwischen Vater und Sohn vollkommene Einigkeit, dort

lebten Sohn und Mutter in einem Kampfe, dem kein günstiges Ende zu weissagen war. Ihr seid vortreffliche Menschen! sagte Falk. Aber ist es dir nicht wünschenswerth, deinen eignen Grund und Boden zu bewirthschaften? Denke dir den Fall, daß Herr Mertens Buchensee verkaufte, oder daß es durch seinen Tod – er ist ein alter Herr – in andre Hände überginge. Es ist doch nicht mit Bestimmtheit anzunehmen, daß der künftige Eigenthümer euch nach wie vor die Pacht überlassen würde. Warum wolltest du nicht bei Zeiten vorbeugen und auf einem eignen Gute schaffen, wo du deine Familie einst aufnehmen könntest?

Daran haben wir schon gedacht, entgegnete Ludwig. Ich hoffe, meine Eltern werden Buchensee, das sie seit ihrer Verheirathung bewohnen, nicht zu verlassen brauchen. Herr Mertens hält zu große Stücke auf meinen Vater, als daß er ihm jemals kündigen oder ihn einer derartigen Verlegenheit aussetzen würde. Er hat uns sogar bereit ein Angebot gemacht, Buchensee zu kaufen. Ich bin sehr dafür, da wir durch den Zuschuß unsrer Erbschaft in die Lage versetzt sind, das Gut zu übernehmen. Der Alte will noch nicht daran. Er ist von jeher Pächter gewesen und – ich glaube, er fürchtet sich davor, Grundeigenthümer zu werden. Ich hoffe ihn mit Hülfe der Mutter noch zu überreden. Siehst du, darum war es mir vorhin nicht recht, daß er sein Geld auf Hypotheken giebt, die nicht unumstößlich sicher sind. Diesem Whitestone traue ich

nicht, zumal, da ich gehört habe, daß unter seinen Lehrern jener Herr Stillfried eine Rolle spielen werde. Neulich wurde mir gesagt, das ganze Institut solle unter der Leitung Stillfried's stehen, und Herr Whitestone, der Geschäftsführer, gebe nur den Namen dazu her. Dieses ganze Neu-Bethesda scheint mir eine Speculation zu sein, vor der man sich zu hüten hat.

Du sagst mir große Neuigkeiten! rief Heinrich. Den Doctor Stillfried habe ich nach mehreren Jahren in diesem Winter erst wieder gesehn. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß er in England gewesen sei und jetzt die Söhne des englischen Gesandten nach Deutschland gebracht habe. Er wohnt nicht bei dem Gesandten. In Neu-Bethesda wird man ihn also künftig zu suchen haben! Wie doch die Heuchelei so herrlich in der Welt empor kommt! Und dieser Herr Whitestone –! wenn ich ihn nur in meiner Erinnerung unterbringen könnte! Denn ich muß dir sagen, ein flüchtiger Blick auf ihn ließ ihn mir als bekannt erscheinen.

Lassen wir das jetzt, sagte Ludwig. Ich höre den Alten kommen. –

Draußen stürmte der frühe Aprilabend und goß Ströme von Regen über das Dach. Die Bäume vor dem Hause schlugen im Wind ihre Zweige an die verschlossenen Fensterladen und pochten, als wollten sie hinein in das warme Zimmer. Denn da drinnen war es traulich und behaglich. Die Familie Dippel saß mit ihrem Gaste vor dem flackernden Kamine, und in ihrer Mitte stand die Punschbowle. Falk erzählte Geschichten aus der Stadt, Ernstes

und Heitres. Das Gespräch kam auch auf die Nachbarn um Buchensee herum, davon Heinrich manchen kannte.

Zu Sonderland's nach Schönsiedel sollten Sie auch einmal auf Besuch! sagte Vater Dippel. Na, ich brauch's Ihnen nicht einzuschärfen! Gertrudchen ist ja wieder zu Hause. Aber gar nicht verwöhnt, das große Leben hat dem lieben Kinde Nichts angethan. Hoho, mein Junge, das war wohl gute Zeit, als die drinnen in der Stadt war, nicht?

Herr Dippel sah Heinrich mit einem Seitenblicke an. Die Mutter neigte sich zu ihm und flüsterte, indem sie schalkhaft mit dem Finger drohte: Ja ja! Wir erfahren so Mancherlei! Ich kann's Ihnen nicht verdenken!

Hoho, stille, Mama! keine heimlichen Durchstechereien! rief der Pächter lachend. Wird sich Alles finden! Wird Alles fertig werden!

Heinrich war einigermaßen in Verlegenheit. Er suchte sich aus derselben zu retten, indem er von Gertrud's liebenswürdigem Wesen sprach, und wie sie die Zuneigung Aller im Wintersbach'schen Hause gewonnen habe, ja, daß man sie fast wie zur Familie gehörig betrachte.

Um neun Uhr verkündete Vater Dippel durch ein umständliches Gähnen, daß sein Tag sich zu Ende neige. Fast Alle waren müde, denn nach des Tages Arbeit wird auf dem Lande ein Winterabend gern abgekürzt, zumal wenn man am Morgen um 4 Uhr schon wieder wach und rüstig sein soll. – Die Hausgenossen sagten einander gute

Nacht. Ludwig war seit einer halben Stunde etwas einsilbig geworden. Als die Freunde allein waren, begann Ludwig: Erinnerst du dich noch eines Gespräches, das wir vor Jahren führten, da wir uns im Walde gelagert hatten? Es war von Poesie die Rede.

– Als wir die Odyssee lasen? Ich weiß, daß wir öfter darüber sprachen.

Nein, das war es nicht – ich bin ein sehr ungeschickter Mensch! Kurz und gut, du nanntest die Liebe den Inbegriff aller Poesie.

– Das thu ich heute noch!

Ich versprach dir damals, dir zu sagen, wenn es bei mir einmal richtig wäre mit – der Poesie –

– Du bist der ehrlichste Mensch, den ich kenne! Nun?

Es drückte mir auf der Seele, ich mußte dir's sagen, daß es – richtig ist. O Gott, ja – das ist Poesie! Aber –

– Nun? Willst du mich umsonst neugierig machen?

Aber damit ist auch meine Ehrlichkeit zu Ende! Mehr darf ich dir nicht sagen.

– So! Das ist wenig. Und das Wenige sagst du in einem Tone, daß ich glauben muß, du seist nicht glücklich.

Ludwig schwieg eine Weile. Ich habe sie ein Einzigmal gesehn, fuhr er fort. Es war eben genug, um meine Augen für alle Zeit sehend zu machen. Da erfuhr ich, wer sie sei, und muß nun wünschen – sie nie gesehen zu haben!

– Lieber Freund, giebst du in deiner Bescheidenheit auch nicht gleich zu viel auf?

Frage mich Nichts mehr! wenn wir Freunde bleiben sollen – gute Nacht, gute Nacht! –

Morgens um vier Uhr wurde es im Hause bereits lebendig. Falk stand ebenfalls auf, so sehr Ludwig ihn auch nöthigte, seiner Bequemlichkeit zu leben. Das Frühstücken beim frühen Lampenlicht war ihm etwas Neues, und er ließ sich gern ausspotten, daß er noch halb im Schlafe sei. – Er hatte beschlossen, ein Viertelstündchen bis zur nächsten Poststation zu gehen und von dort auch mit dem Eilwagen zurückzufahren. Das Wetter war naß und unfreundlich wie gestern, und schon hatte man ihn fast überredet, den Tag noch in Buchensee zu bleiben. Am Nachmittag wollte Herr Dippel ihn in seinem Wagen nach der Stadt schicken. Da fuhr Xaver von Havelstein vor und ließ anfragen, ob Falk ihn zurückbegleiten wolle. Er nahm es an, und nach einem herzlichen Abschiede von Dippel's saß er neben Havelstein im Wagen.

Vielleicht ist es ihnen interessant zu erfahren, begann der Letztere sehr bald, wie die Verhandlung mit meiner Mutter abgelaufen ist? – Unentschieden, trotzdem daß wir beide sehr entschieden waren. Ich gab mein Veto zu besagter Verkuppelung, sprach überhaupt davon, daß sie kein Recht mehr habe, mich wie einen Knaben zu tyrannisiren. Es war ein schlimmer Tag. Fast vergaß ich, daß die Generalin meine Mutter ist. Du wirst gehorchen! Du wirst meinen Willen respectiren! Du hast nur nach meinem Befehl zu leben! Das war der Anfang, die Mitte und das Ende. Dazwischen die alten Drohungen, daß sie Havelstein verlassen werde. Ich habe jetzt die Ueberzeugung, daß sie nicht fortgehn wird. Sie will Krieg, sie giebt Nichts auf, und ich gebe nun nicht mehr nach. Und da

die Generalin denn doch nicht von ihrem Posten weicht, und mir die Festung überaus gleichgültig ist, – von jeher gewesen ist, so habe ich mich heut früh auf den Rückweg gemacht. Natürlich ohne Abschied. Ich mußte übrigens meinen eignen Kutscher bestechen und hinterher prügeln, damit er mich zurückführe, so streng sind die Befehle gegen mich. Sie können sich denken, wie reizend es sich mit der Generalin lebt – hahaha! Es ist zum todtlachen!

Falk sah, daß das Verhältniß des Sohnes zur Mutter seit gestern ein noch schlimmeres geworden war. Und da Havelstein sich heut finster, kalt und nicht so vertraulich wie auf der Herfahrt zeigte, fanden die Gefährten erst, nachdem sie die Stadt fast erreicht hatten, ein Gespräch, das sie einigermaßen fesselte. –

Falk hatte, bei seinem zunehmenden Ruhm als Porträtmaler und den sich immer mehr drängenden Aufträgen in diesem Fache, daran denken müssen, eine eigne kleine Kunstwerkstätte zu gründen. Er verließ das Haus und Atelier Engelhard's und miethete eine Wohnung in angenehmster Gegend vor dem Thore der Stadt. Das Haus lag im Garten versteckt und gehörte einem Kunstgärtner. Falk's Wohnung bestand aus einem Wohnzimmer, einer Kammer und einem kleinen Gartensaal, aus dessen Glasthüren man unmittelbar in den Garten trat. Diesen Saal, dessen freies Licht ihn besonders angelockt hatte, richtete er zu seiner Werkstatt ein. Er wußte ihm durch bescheidne Mittel ein künstlerisches Aussehn zu geben und fühlte sich in diesem kleinen Heimwesen sehr glücklich.

Der Garten wurde zwar hauptsächlich zu Gemüsebeeten benutzt, die Blumenstücke dienten nicht zu einer allgemeinen Zierrath, sondern zeigten, dicht zusammengedrängt, daß ihre Mission in der Nutzbarkeit für den täglichen Markt bestehe. Aber es war doch ein großer freier Raum mit Obstbäumen und hohem Strauchwerk, von welchem zwei Fliederbüsche vor der Saalthür sich zu einer Schatten und Düfte versprechenden Laube vereinigten. Schon blühten am Spalier die Aprikosen, Pfirsiche, Mirabellen und andre feine Fruchtsorten. Blauer und gelber Krokus, Veilchen und Schneeglöchen brachten die ersten Blumengrüße des Frühlings, während im Gewächshause die Sonne schon einen üppigeren Flor hervorrief. Der frische Erdgeruch neu umgegrabener Beete erfüllte den Garten. Der Gärtner und seine Lehrlinge waren von früh bis spät thätig bei der Frühjahrsarbeit. Falk fand Gefallen an seinen Wirthsleuten, und sie an ihrem Miether. Herr Wenzel versäumte nie, ihn auf eine neue schöne Pflanze, die im Gewächshause zur Blüthe gekommen, aufmerksam zu machen, und Frau Wenzel stellte ihm oft einen von den Sträußern, die für den Markt bestimmt gewesen waren, in das Zimmer. Ein kleiner Lehrling, Bopp genannt, mit welchem Falk sich zu necken pflegte, wäre für ihn durch's Feuer gerannt. Bopp war fast eifersüchtig auf Raps, den Oberkaminrath, der aus alter Anhänglichkeit jeden Morgen mit Rohrstock und Kleiderbürste ankam und sich seine alte Funktion nicht rauben ließ. –

Falk's Wohnung war in derselben Gegend, wo Adehl Zadderklops sein artistisches Atelier aufgeschlagen hatte.

Er ging eines Tages in das Haus, um nach ihm zu fragen, erfuhr aber, daß der Daguerreotypist schon seit länger als einem Jahre all' seinen Besitz verkauft und mit seiner Familie die Stadt verlassen habe.

Zu Falk's häufigsten Besuchern gehörte Benno von Stintenburg, der, wie wir wissen, gar Nichts zu thun und darum täglich vierundzwanzig Mußestunden hatte. Da Falk sich durch ihn niemals in der Arbeit stören ließ, so saß Stintenburg Stunden lang bei ihm und sah ihm zu, betrachtete mit Interesse die bunten Farbenklexe auf der Palette, beobachtete, wie die Farben gemischt wurden und verfolgte die ihm räthselhaften Pinselstriche auf der Leinwand. Zu welchem Zwecke, dachte er sinnend, hat er die schöne blaue Farbe auf die Palette gedrückt? Es ist Ultramarin. Wozu wird er sie brauchen? Jetzt nimmt er braun – das ist doch komisch, daß er roth darunter mischt! Nun kommt weiß – na – gelb? Nein, wieder braun. Aber warum malt er nun nicht braun, da er's doch auf dem Pinsel hat? Sehr unbegreiflich, er steckt den Pinsel weg und nimmt einen andern. Aha, jetzt kommt das schöne Ultramarin dran! Wo wird er das hinthun? Nun fährt er in's Gelb hinein – das ist so merkwürdig, es wird grün daraus! Er hat nur ein wenig Ultramarin genommen, es soll eine sehr theure Farbe sein. Ich muß ihm einmal ein Dutzend Blasen Ultramarin schenken! – So dachte Stintenburg, sagte aber Nichts. Heinrich war mit seinen Gedanken bei der Arbeit oder sonst wo, und weder den Einen noch den Andern beeinträchtigte das lange Schweigen.

Stintenburg hatte, wie schon früher gesagt, die Sucht, Alles, was ihm in die Augen fiel, zu kaufen und dann zu verschenken. Er schenkte überhaupt gern. Es geschah ohne Prahlerei, aus einem gewissen Bedürfniß, ohne jeden Nebengedanken. Er hatte an und für sich so wenig Gedanken, daß Nebengedanken ein unerschwinglicher Luxus gewesen wären. Die Gutmüthigkeit ersetzte bei ihm das Denken. Als Heinrich einst eine Cigarre, die er ihm gereicht hatte, gut fand, schickte er ihm am andern Morgen eine ganze Kiste von derselben Sorte. Wichtiger jedoch war es, daß er einst, den Blumenflor im Gewächshause betrachtend, sogleich einen prachtvollen Strauß bei Herrn Wenzel bestellte und ihn in das Strohwedel'sche Haus schickte. Es kann nicht verschwiegen werden, daß Pauline Strohwedel den Weg in seine mit Fett gepanzerte Brust gefunden hatte. Benno von Stintenburg liebte, aber sehr still und bedürfnißlos. Zuweilen von ihr träumen, sie ansehen und lächeln, das war die höchst mäßige exotische Diät, mit welcher er sich begnügte. Falk neckte ihn oft mit seiner Liebe, und dann lächelte Stintenburg und war ganz zufrieden. –

Der Mai war fast zu Ende, und die Welt glänzte im schönsten Blüthenschmucke. Die rothblühenden Apfelbäume des Gartens wiegten ihre Zweige im Sonnenduft, durchsummt von einem geflügelten Heer von Schmetterlingen und Bienen. Die Fliederlaube war wie ein blaues Kissen von Blumen, von welchem eine unsichtbare Duftwolke durch den Garten schwebte und bis in die Werkstätte des jungen Künstlers quoll.

Es war die Zeit, da er Sara malen wollte. Schon war Franziska nebst Eugenien und Sara bei ihm gewesen, um seine Häuslichkeit in Augenschein zu nehmen, und Eugenie hatte seinen Garten den »Salat-Park« getauft. Morgen wollte Sara allein zur ersten Sitzung kommen und seine Werkstatt zum Himmel weihen. Heinrich schwamm in Entzücken und sah mit Ungeduld dem beglückenden Morgen entgegen.

Einunddreissigstes Kapitel.

Nicht jene der Kunst geweihten Hallen allein, wo die erhabenen Werke der Vergangenheit aufgestellt sind, stehen unter dem Schutze der Musen, auch die bescheidne Schwelle des Hauses, wo der Jünger der Kunst sich zum Meister bildet, ist eingeweiht von den ewigen Schwestern. Das vollendete Werk des Meisters entlassen sie mit ihrem Segen in die Welt, aber die werdende Arbeit, den schöpferischen Drang, die reine hohe Begeisterung, die unterstützen sie durch ihre Gegenwart und liebevolle Ermuthigung. Wo sie ein- und ausgehen, da weht ein Schönheitsodem, der alle verworrenen Mißklänge der Menschenbrust in reine göttliche Harmonie auflöst. – Jede Lebensthätigkeit, die den Menschen ausfüllt, drückt ihm unentrinnbar und unverlöschlich ihren Stempel auf, und selbst wenn er ihr abhold würde, sein Wesen ist Eins mit ihr geworden. Ein Auge, das sich geübt hat, wird aus dem Wesen jedes Menschen erkennen können, welcher

Lebenssphäre er angehört. Wer mit ganzer Seele Künstler ist, dessen Leben gehört der Schönheit, jener unsterblichen, ewigen Schönheit, die Alles verklärt und läutert, was sich ihrem Dienste widmet. Das ist der Segen der Kunst, daß sie auf ihren aufrichtigen und ächten Jünger zurückwirkt, daß sie ihn veredelt und schön macht. Wie wenn du in einen Tempel trittst, und der erhabene Schwung des Baues, die Reinheit der Linien, die heilige Stille des Raumes dich ruhig und ernst stimmen, so daß jeder unedle Gedanke hinausflieht, so rein und erfüllt von der Gottheit, der er dient, empfindet der Künstler in seiner Kunst. Sie ist seine innere Heimath, seine Schule des Lebens, seine Welt. Er braucht die äußere Welt darum nicht zu vergessen, im Gegentheil, er wird als Mensch genug mit ihr zu thun haben, wenn das Leben ihn in seine Schule nimmt, aber er wird mit höchster Freude und mit seinem besseren Selbst immer zurückkehren zu seinem Heiligthum. Die Stunden seiner Arbeit sind die Stunden seiner Veredlung, und was ihm Arbeit gab, giebt ihm auch Erholung, denn seine Arbeit ist im Genuß. Zwar auch die Schönheit läßt sich nicht im Spiel erjagen, und wie der Mensch nach jedem Ziele ringen und kämpfen muß, so will die Kunst auch, daß der Weg zu ihr unter bittern Kämpfen zurückgelegt werde. Doch selbst der Kampf ist schön, wenn hoher Ernst die Kraft des Ringers beseelt, und das Gefühl des Gelingens strahlt in heiliger Gluth aus den siegesmuthigen Augen. Aber wenn nun gar eine glückverheißende Liebe die Arbeit des Kunstjüngers beseelt, wie sollte da seine Brust nicht von

den höchsten Empfindungen schwellen! Jugend, Kunst und Liebe erschaffen da eine ideale Welt, die die ärmlichste Hütte zum Tempel weiht und die Erde zu jenem schönen Himmel, welchen Musen und Grazien mit ihren Liedern und Tänzen eröffnen. –

Dieser dithyrambische Eingang ist ein Versuch, die Gemüthsstimmung unsres Helden in einer Tonart zu schildern, voll von jenem feierlichen Entzücken, das ihn in einer der schönsten Stunden seines Lebens erfüllte.

Falk saß in seiner Werkstatt und malte Sara. Schon standen die Umrisse fest und treu auf der Leinwand, und er konnte an die Untermalung gehen. Welch eine Wonne fühlte er, immer und immer wieder in das schöne Antlitz zu schauen und alles Edle und Erhabne in den geliebten Zügen zu lesen. Wie oft dachte er daran, den Pinsel weg zu werfen und dem stürmischen Rausch seiner Liebe zu ihren Füßen Worte zu geben. Aber ihre Augen bannten in in eine heilige Scheu, und je inniger, tiefer und aufrichtiger seine Liebe wurde, desto mehr bemächtigte sich seiner eine gewisse Schüchternheit, eine Befangenheit gegenüber der geistigen Klarheit und Ruhe Sara's. Er hörte mit aufmerksamem Ohre der Erzählung ihrer ersten Erlebnisse in England zu. Sie schilderte die Familie, bei welcher sie zuerst als Lehrerin eingetreten war. Sie sprach von der schwierigen Stellung, welche sie, als ein Mädchen von sechzehn Jahren, den beiden Töchtern gegenüber gehabt, die fast von gleichem Alter waren. Dann von dem einfachen Sommerleben auf dem Lande, vom Winter in der Stadt, und wie das jahraus, jahrein immer

dasselbe gewesen sei. Wie dann die beiden Töchter, als sehr reiche Partieen, sich bald verheiratheten, und sie mit den drei Knaben des Hauses nicht zurechtkommen konnte, daß sie sich nach einer andern Stellung umsehn mußte. Es waren sehr einfache Erlebnisse und Erfahrungen, Sara wußte sie aber gut zu erzählen.

Draußen lag der Sonnenschein über dem Garten, und der Frühlingswind warf Blüthen durch die offne Thür der Werkstatt. Zuweilen kam ein Schmetterling oder eine Biene herein geflogen, oder ein Vogel wagte sich hüpfend bis auf die Schwelle und guckte neugierig in den Saal. –

Lassen wir es heut genug sein mit dem Erzählen, sagte Sara. Den Rest sollst du das nächste mal hören. Du bist müde, ich sehe, daß du nicht mehr malst.

Niemals! entgegnete Heinrich, niemals kann ich müde werden dir zuzuhören oder dich zu malen. Aber ich verzweifle daran, den Ausdruck deiner Züge wieder geben zu können.

– Dann müssen wir jedenfalls aufhören, Heinrich! Morgen wird deine Hand willfähriger sein. Jetzt aber zeige mir endlich einmal deine Aquarellen, von welchen ich schon so viel gehört habe. Warum hast du sie mir bisher vorenthalten?

Weil ich dein Urtheil fürchte, Sara. Du hast viel in der Welt gesehn, und ich sehr wenig. Ich habe in diesen Aquarellen mancherlei componirt und mancherlei gezeichnet, was ich nicht gesehen habe – es sind eben nur Studien. Aber du sollst sie sehen.

Er holte die Mappe und legte die Blätter zurecht. Sie bestanden aus Landschaften, zum Theil in Farben, zum Theil in Sepia ausgeführt. Sara begrüßte ein Blatt nach dem andern mit großer Freude, ja sie verrieth einen gewissen Stolz, daß sie sich in ihren Erwartungen von seinen Fähigkeiten nicht getäuscht habe.

Was mich vorzüglich freut, sagte sie, ist der bedeutende landschaftliche Styl, den du dir angeeignet hast. Das sind keine bloßen Bilderchen zum Ansehen, sondern Alles in ihnen ist groß gedacht und ernst und charakteristisch dargestellt.

In anderem Sinne kann ich überhaupt der Landschaft seine Berechtigung zugestehn, erwiederte Falk, wenn sie Gegenstand der Kunst sein soll. Nicht das flüchtig Reizende, nicht der Effekt der Farbe sollen ihr Wesen sein, sondern das Große, was sich in der Harmonie der Linien, in der Macht der Gruppen ausspricht. Der Charakter, der in der bloßen Zeichnung sich schon vollkommen ausdrucksvoll darthut, giebt der Landschaft ihre Bedeutung. Nicht in dem Schmelz der Farbe allein soll die Stimmung liegen, sondern die Formen an sich sollen der Stimmung eine Richtung geben. Ist dies gehörig vorbereitet, dann hat die Farbe immer noch ein weites Feld für Wirkungen aller Art.

Du mußt den Süden kennen lernen! rief Sara. Du mußt nach Italien!

Ich fühle, daß ich dort allein finden kann, was ich suche. Wie glücklich bist du, Sara, daß du jene Herrlichkeiten gesehen hast!

Mit besondrer Freude betrachte ich deine Staffage, fuhr Sara fort. Sie ist immer in vollkommenster Harmonie mit der Landschaft. Dieser kleine Faun, der auf dem Steine sitzt und in der tiefsten Einsamkeit des Waldes die Syrinx bläst, führt uns zwingend in die ruhige Großheit der Antike. Da du sehr häufig deine Staffage der griechischen Mythologie entlehnst, glaube ich annehmen zu müssen, daß du eine besondere Vorliebe für das Alterthum hast?

– Gewiß! Und wie könnte ich die Landschaft, wie ich sie auffasse und darstelle, würdiger bevölkern, als mit diesen Gebilden der höchsten Poesie. Italien und sein Volksleben, das der malerischen Elemente so viele giebt, kenne ich noch nicht. Unsre modernen Gestalten sind in ihrer Tracht gradezu häßlich und stehen, da sie aller Natur entfremdet sind, in entschiedener Disharmonie mit einem bedeutenden landschaftlichen Charakter.

Geh' auch nicht zu weit darin, Heinrich. Es giebt Gestalten genug, die eine malerische Wirkung unterstützen. Ein Mönch, ein Jäger, ein Schäfer, ein paar Matrosen – du hast sie alle selbst schon verwendet, und mit viel Geschick und Glück.

– So mag es denn meine Vorliebe sein, die mich immer und in der letzten Zeit vorzugsweise in die griechische Mythologie und überhaupt in das Alterthum führt. Da ist jede Form bestimmt, plastisch; da ist nicht jene weichliche Sentimentalität, die sehnsuchtsvoll in's Unendliche verweist. Klar und entschieden spricht sich jede Erscheinung aus. Sie will nur sie selbst sein, kein anderes, das

jeden unmittelbaren Genuß aufhebt. Hier finden wir bei der strengsten Form doch die heiterste Stimmung. Ich sagte dir schon, daß ich jener romantischen Gattung der Landschaft, die mit Vernachlässigung der Form ihr ganzes Heil in der Farbenwirkung sucht, keinen Geschmack abgewinnen kann. Alle Formlosigkeit wirkt beunruhigend. Aber die Kunst soll, bei allem Leben, das sie entwickelt, die Stimmung einer heiligen Ruhe geben, und das wird sie nicht anders können, als durch die Form. Im ernsten wie im heitren Sinne. Ich mag mir die Landschaft nicht ohne Staffage, nämlich nicht ohne belebte Wesen denken. Eine vollkommene Einöde ist todt und unerquicklich, der Odem des lebendigen Geschöpfes giebt ihr erst eine Berechtigung für die Kunst. Und da nun der Mensch das edelste aller lebendigen Wesen ist, und unter diesen die Gestalten des Alterthums die schönsten, so weiß ich Nichts, was mich für künstlerische Darstellung mehr fesseln könnte. Meine Vorliebe für das Alterthum, für die Gestalt oder Gruppe, welche ich darstellen will, bestimmt meist den Charakter der Landschaft, wenngleich die letztere die Hauptsache bleibt.

Ich brauche mich nun nicht mehr zu scheuen, sagte Sara, dir, dem Maler, zu bekennen, daß ich der Skulptur den Vorzug von der Malerei gebe.

– Und ich, entgegnete Heinrich, bekenne einzusehn, daß meine Ansichten über Malerei noch voll sind von dem Einfluß meiner Lehrmeisterin, der Skulptur. Dein Bekenntniß aber überrascht mich ein wenig!

Ich glaube selbst, daß es seltsam ist für ein Mädchen, und doch halte ich es fest. Die enge und feste Geschlossenheit der plastischen Form macht einen bedeutenden Eindruck auf mich. Hier gilt es, mit Entsagung auf jeden sentimentalen Effekt, sich in den reinen Zauber der Schönheitslinie zu versenken, den einen einzigen Grundgedanken, aus dem das Ganze hervorgegangen ist, festzuhalten, die Energie des Schönheitsgefühls, daß sich zum Herrn der strengsten Gesetze macht, zu bewundern. Unsre Ansichten über die Antike kommen sich durchaus entgegen. Neben deinen Grundsätzen in Betreff der Antike und Landschaft dürfte zwar noch manche andre Ansicht berechtigt sein, doch gebe ich dir zu, daß die Plastik von bei weitem größeren Einfluß auf die romantische Kunst der Landschaftsmalerei sein sollte, als sie gegenwärtig ist. Du aber, Heinrich, mußt vor allen Dingen reisen, mußt den Süden kennen lernen!

Das Gespräch wurde unterbrochen, da Bopp mit einem großen Blumenstrauße und einer Empfehlung der Frau Wenzel an »die schöne Dame« hereintrat. Sara entfernte sich bald darauf mit dem Versprechen, am andern Morgen wieder zu kommen. Heinrich begleitete sie durch den Garten. In freudigster Bewegung setzte er sich darauf wieder zur Staffelei, um noch einige Anordnungen, zu welchen ihre Gegenwart nicht nöthig war, an dem Bilde zu treffen. Er hatte sich's nicht versagen können, sie, die die vollste Blüthezeit seines Herzens wach gerufen, auch im Schmucke von Blumen zu malen. Ein leichter Kranz von Weinlaub schlang sich um ihr schwarzes Haar.

Ein purpurner Shawl bedeckte nur einen Theil des weißen Gewandes. Auf ihrem Schooße hielt sie ein buntes Gemisch von Blumen. –

Schon ein halb Dutzendmal war Heinrich am Morgen zur Gartenpforte gegangen, um zu spähen, ob die Geliebte sich zeige. Endlich kam sie, reichte ihm die Hand, wie immer, und gleich darauf begann die Sitzung.

Ich bin dir den zweiten Theil meiner Erzählung schuldig, begann Sara, und will ihn dir sogleich geben. Zu den Freunden der Familie, welche ich nach mehreren Jahren zu verlassen nun auf dem Fuße stand, gehörte ein alter Herr, Namens Sir Arthur Vernon. Er nahm sich meiner sehr gütig an und erzählte mir, daß seine Schwägerin, Lady Vernon, eine Gesellschafterin wünsche. Aber, fuhr er fort, mein Bruder wohnt mit seiner Gattin auf seinem Stammschlosse im nördlichen Theile England's, und es geht dort sehr still und einsam her. Ich trug kein Bedenken, das Anerbieten anzunehmen, da ich von der Güte und Freundlichkeit des alten Herrn auf die Vortrefflichkeit seiner Familie schloß. Sir Arthur hatte kein bindendes Geschäft in London, und so scheute er die Reise nicht und brachte mich selbst nach Vernon-Castle. Das Schloß liegt ziemlich entfernt von den belebten Verkehrstraßen. Wir sahen seine gothischen Thürme und Giebel schon aus der Entfernung über die Bäume des Parks ragen. Mein Empfang war weniger förmlich, als ich erwartet hatte, und ich bemerkte sogleich, daß, wer durch Sir Arthur eingeführt wurde, ein günstiges Vorurtheil für sich hatte. Meine Stellung gestaltete sich sehr eigenthümlich, denn

die Lady kam mir mit einer Güte entgegen, die mich im Innersten rührte und ihr mein ganzes Herz gewann. Sir Arthur wurde überredet, auf längere Zeit in Vernon-Castle zu verweilen. Er trug kein Geringes zur guten Unterhaltung des kleinen Familienkreises bei. Die alten Herrschaften besaßen eine hohe und vielseitige Bildung, und ich mußte mir sagen, daß ich im Kreise die einzige Person war, die von meiner neuen Stellung Vortheil zog. Ich hatte kaum einen Dienst zu leisten, es war, als hätten die alte Dame und die beiden alten Herren es nur darauf abgesehen, mich zu erziehen und zu verwöhnen. Sie waren sehr vornehm, in ihrem Wesen gegen Andre vergaßen sie die Würde ihres Standes nie, gegen mich aber hatten sie nur freundliche Worte und gütiges Begegnen. Im Schlosse befand sich eine reichhaltige Bibliothek, welche oft den Stoff zu unsern Unterhaltungen hergab. Auch eine große Anzahl deutscher Bücher fand sich in den Schränken. Die Lady war in Deutschland erzogen worden und sprach und las das Deutsche sehr geläufig. – Ich war nicht gebunden, zu jeder Stunde um die Dame des Hauses zu sein, im Gegentheil hatte ich volle Freiheit zu thun und zu lassen, was wollte. Ich gestehe, daß es mir in der ersten Zeit oft recht einsam und eng in den weiten Hallen von Vernon-Castle wurde. Dann pflegte ich in Begleitung eines großen Neufundländer Hundes, der mein Freund geworden war, in den Park hinaus zu eilen und im Kahne auf dem kleinen Flusse umher zu rudern, der durch den Park floß. Die Lady unterrichtete mich auch im Zeichnen und Aquarelliren. Anfangs folgte ich ihrem

Unterricht mit großem Interesse und dachte dabei viel an meinen künstlerischen Jugendfreund in Deutschland. Bald aber sahen wir Beide, daß ich kein Talent dazu habe, und so unterblieben diese Studien. Einen besseren Erfolg sah meine Lehrmeisterin auf musikalischem Gebiete. Sie spielte die Harfe und scheute keine Mühe, mich im Harfenspiel zu unterrichten.

Du spielst die Harfe? rief Heinrich. Warum hast du dich bei uns nie auf diesem Instrument hören lassen?

Weil es hier etwas Ungewöhnliches, ja Auffallendes ist, entgegnete Sara. Uebrigens glaube nicht, daß ich es zu einer großen Fertigkeit gebracht habe! – Der Sommer ging zu Ende, und die langen Winterabende kamen heran. Sie wurden meist mit ernster Unterhaltung am Kaminfeuer zugebracht. Sir Arthur, der gern heiter war, ließ es jedoch auch an Scherz nicht fehlen. Hauptsächlich aber, und täglich, drehte sich das Gespräch um eine Persönlichkeit, die die Familie sehr nahe anging. Dies war der Sohn des Hauses, Sir Edward Vernon.

Heinrich erschrak. Er hatte diese Persönlichkeit erwartet und witterte sogleich einen Roman. Warum – fragte er, kommst du erst jetzt auf Sir Edward?

Du meinst, entgegnete Sara lächelnd, weil er vielleicht eine wichtige Rolle in meiner Erzählung spielen werde? Du könntest Recht haben. Ich erwähne seiner erst jetzt, um im Zusammenhange zu bleiben. Lady Vernon hatte fünf Kinder gehabt, sie waren bis auf Edward, den jüngsten, gestorben. An ihm hingen alle Hoffnungen des Hauses Vernon. Die Eltern liebten ihn, wie ihren Abgott, und

auch Sir Arthur war voll seines Lobes. Wenn man den Eltern traute, so war dieser Sohn der Inbegriff alles Edeln, Guten und Schönen. Die Mutter wurde nicht müde, mir von seiner Kindheit zu erzählen, so daß ich sein ganzes Leben kannte, noch ehe ich ihn gesehen hatte. Sein Bild hing, in sechs verschiedenen Altersstufen gemalt, in allen Zimmern. Ich mußte die Räume betrachten, die er als Knabe bewohnt, ich mußte das Wachsthum der Bäume beobachten helfen, die er gepflanzt, die Gedichte bewundern, die er als Jüngling gemacht hatte.

– Aber wo war denn dieser Edward? fragte Heinrich.

In Deutschland. Man zählte die Tage, bis er zurück kommen würde. Aber statt seiner kam ein Brief, in welchem er meldete, daß er vor seiner Reise nach Italien nicht nach England zurückkehren werde. Er habe die Bekanntschaft eines deutschen jungen Bildhauers gemacht, mit dem er gemeinsam die Reise nach dem Süden antreten wolle. Und zwar werde dies schon geschehen sein, wenn die Eltern seinen Brief erhielten. Aber er könne des Anblicks der geliebten Eltern nicht länger entbehren, und so lade er sie ein, ebenfalls nach Italien zu kommen. Rom solle der Ort des Wiedersehens sein. Im ersten Augenblick waren Eltern und Oheim sehr betrübt, den Allgeliebten nicht so bald, als sie erwartet hatten, wieder zu sehen – bald aber fanden sie seinen Rath und seine Einladung sehr vernünftig. Es war nicht zu sagen, wie vernünftig, wie überaus vernünftig diese Vorschläge waren! Man zeigte sich entschlossen nach Italien zu reisen, und zwar wollte die Gesellschaft in vier Wochen gerüstet

sein. Lady Vernon sagte, es verstünde sich von selbst, daß ich sie begleitete. Ihr Gatte behauptete, dies könne keinem Zweifel unterliegen. Sir Arthur meinte, es sei eine außerordentlich wunderliche Annahme, zu denken, daß man mich nicht mitnehmen werde. Die drei Alten waren fast gerührt von meiner Freude, Italien zu sehen, und da sie selbst in früheren Jahren schon dort gewesen waren, wurde Alles gethan, mich gehörig dafür vorzubereiten. Ich sah wohl, welchen Spaß ihnen dies machte, es war eine neue Beschäftigung, ein neuer Stoff zu ernsten und belehrenden Gesprächen. – Mit der Lady las ich täglich mehre Stunden italienisch, und damit ich selbst in Uebung käme und die Alten die ihrige wieder auffrischten, führten wir bis zur Abreise die ganze Conversation italienisch. Nach dem Essen wurden die Tische mit Landkarten, Reisebüchern, Kupferwerken und kunstgeschichtlichen Büchern bedeckt. In kurzer Zeit wußte ich nicht nur jede Station, die wir auf unsrer Reise nehmen würden, auswendig, ich konnte sogar alle zu erwartenden Sehenswürdigkeiten herzählen und kannte sie ganz genau aus Abbildungen. Diese abendlichen Lehrstunden waren mir von größtem Interesse und Nutzen. Oft wurde ein förmliches Examen mit mir angestellt, und wir reisten auf der Karte nicht weiter, ehe ich mich nicht aus Büchern genau über das Nöthigste unterrichtet hatte. Die guten Alten! Ich weiß wohl, ich war ihnen ein willkommenes Spielzeug, das sie angenehm unterhielt. Ich bot ihnen Gelegenheit zu fortwährender Beschäftigung – die sie früher

nicht gehabt hatten – und das machte mich zum Mittelpunkt des kleinen Kreises. Aber dennoch, es war so viel Herzensgüte, so viel freundliche Nachsicht in ihnen, sie waren von so ächtem Seelenadel, daß ich mit größter Freude an diese Tage der Vorbereitung denke und den Bewohnern von Vernon-Castle von Herzen dankbar bin!

Sara hielt einen Augenblick inne. Falk dachte mit einiger Bangigkeit an Sir Edward, gegen den er ein Vorurtheil hatte. Er malte ununterbrochen fort, aber sein Pinsel kam ihm heut entsetzlich ungeschickt vor.

Wir reisten also, fuhr Sara fort. Ach, Heinrich, wieviel des Herrlichen sah ich auf dieser Reise! Und doch ging es schnell fort, denn die Eltern trieb ihre Sehnsucht nach Rom. Wir kamen nach Rom! Ueber den Eindruck laß mich schweigen. Du wirst sie selbst sehen, die ewige Stadt! – Nun, und so erblickte ich denn auch den Sohn des Hauses, den zwanzigjährigen Edward Vernon.

Heinrich's Blut wurde unruhiger. Ein Gefühl der Eifersucht durchzuckte ihn. – War er jener außerordentliche Jüngling, den du erwartet hattest? fragte er.

Wer sagt Dir, entgegnete Sara mit einem schalkhaften, aber durchdringenden Blicke – wer sagt dir, daß ich einen außerordentlichen Jüngling in ihm erwartete? Ich weiß nicht, worin es lag, aber die überschwenglichen Lobeserhebungen seiner Familie wollten mir keine recht günstige Meinung über ihn beibringen. Um so angenehmer war ich überrascht, denn seine Bekanntschaft leistete mehr, als ich mir versprochen hatte.

– Um so schlimmer! dachte Heinrich mit einem unterdrückten Seufzer.

Edward war von hoher, schlanker Gestalt, sehr blond von Haar und Gesichtsfarbe. Es lag etwas Weiches, Mädchenhaftes in seinen Zügen, ohne daß sie darum weichlich genannt werden konnten. Er hatte schwärmerische, blaue – sehr blaue Augen. Schon seine Züge zeigten, daß er eben so vorzügliche geistige Eigenschaften haben mußte, wie seine Eltern. Sein Wesen war entschieden und ausdrucksvoll, und doch bescheiden. Sir Arthur sagte einst, Edward sei ein gefährlicher junger Mann, und ich muß dies in gewissem Sinne zugeben.

Falk blickte mit lauten Herzensschlägen auf Sara. Er zerbrach in innerster Erregung den Pinsel zwischen seinen Fingern. – Sara! rief er verwirrt, das – das ist – boshaft!

Die schöne Erzählerin stand auf. Ich soll dir von Edward erzählen, sagte sie, und doch wirst du unruhig, so oft die Rede auf ihn kommt!

– Und soll ich nicht Befürchtungen hegen, wenn du zugestehst, daß er gefährlich gewesen sei?

Befürchtungen –! Du bist ein wunderlicher Mensch! Ich habe nicht ausgesprochen, daß er – *mir* hätte gefährlich werden können. Seine Gefährlichkeit lag in seinem Charakter und bezog sich auf ihn selbst. Der Verfolg zeigte –

– O vortrefflich herausgewickelt! rief Falk mit erzwungener Heiterkeit. Aber ich merke es dennoch, du spielst mit mir, du willst mich peinigen!

In Sara's Zügen war nicht undeutlich zu lesen, daß es ihr leid that, seine Empfindungen durch den Ton ihrer Erzählung ein wenig verletzt zu haben. – Wenn dich die Geschichte peinigt, lieber Freund, sagte sie, dann will ich den Rest verschweigen.

Nein, um Gotteswillen – nein! rief Falk, aufspringend. Verzeih mir, geliebte, beste Sara! Verschweige mir Nichts – ich will ja ruhig sein! Erzähle weiter! Laß dich erbitten!

Nun denn, Heinrich, so will ich dir gleich sagen, daß Etwas, das wie ein Roman aussieht, zu erzählen habe, zugleich aber, daß der arme Edward nicht gut dabei weg kommt.

Gott sei Dank! dachte Falk, indem er den Pinsel wieder zur Hand nahm.

Sara setzte sich wieder und fuhr fort. Wir bezogen eine Villa, es war ein bezaubernder Aufenthalt. Ich schwelgte in Natur- und Kunstgenüssen. Ich konnte nicht genug sehen, ich wurde nicht müde, und wenn die Eltern Edward's erschöpft waren oder durch irgend etwas abgehalten wurden, war Sir Arthur mein Begleiter. Bald wurde es Gewohnheit, daß ich mit ihm durch die Straßen, durch die Ruinen, Kirchen, Paläste und Museen streifte, und der alte Herr war ein eben so kundiger als begeisterter Führer. Und diese Abende und Nächte, die ich mit der Familie unter dem blauen Himmel Italiens zubrachte! Unsre Villa hatte einen schönen Garten. Wir saßen unter der Veranda, wir schweiften durch die Baumgänge, wir ließen die

Harfe durch die Nacht erklingen – denn auch die war unter dem vielfachen Gepäck mitgenommen worden. – Edward und sein Freund, der deutsche Bildhauer, erwiesen sich mir höchst ritterlich und schlossen sich mit der Zeit meinen und Sir Arthurs Wanderungen an. Bald konnte es mir nicht verborgen bleiben, daß Edward eine Neigung zu mir hatte. Es betrübte mich, denn ich konnte dieselbe nicht erwiedern. Ja selbst wenn ich es gekonnt hätte, würde ich meiner Stellung im Hause seiner Eltern und des Abstandes unserer Geburt eingedenk gewesen sein. Edward's Wesen beunruhigte mich bald in hohem Grade. In Gegenwart seiner Eltern hatte er für mich nicht mehr als die gewöhnliche Höflichkeit, wußte er mir aber einen einsamen Augenblick abzugewinnen, so mußte ich die stets erneuten Beweise seiner Liebe erkennen. Ich ging ihm daher aus dem Wege und nahm meine Zuflucht zu Sir Arthur. Dieser gute Alte hatte wohl gemerkt, was im Werke sei. Ohne daß ich mich gegen ihn ausgesprochen hätte, verstand er mich und verlieh mir seinen Schutz. – Schon öfter hatte der Bildhauer, der fast täglich in der Familie Vernon war, den Wunsch ausgesprochen, meinen Kopf zu modelliren. Ich widerstrebte, denn ich sah wohl, worauf es abgezielt war. Endlich trug er der Lady nochmals seinen Wunsch vor, und sie selbst redete mir zu, darauf einzugehn. Ich that es, bat aber noch an demselben Abend Sir Arthur, mein steter Begleiter nach der Werkstatt zu sein und mich auch dort nicht zu verlassen. Er nickte, gab mir die Hand und sagte, ich könne auf ihn rechnen. Als wir das Erstemal nach der Werkstatt kamen,

fanden wir, wie ich vermuthet hatte, Edward bei dem Bildhauer. Edward schien verstimmt über die Gegenwart des Oheims. Mein guter Alter aber wich nicht von mir. Er begleitete mich jedesmal, blieb jedesmal an meiner Seite und führte mich jedesmal wieder nach Hause. Edward wurde immer einsilbiger, seine Stimmung ward mir mit jedem Tage drückender. – Was das Kunstwerk betraf, zu welchem ich das Modell abgab, so schien es mir keine hohe Vortrefflichkeit erringen zu wollen. Auch Sir Arthur meinte im Vertrauen, die Büste werde sehr mittelmäßig ausfallen. Aber der Bildhauer war eine von jenen passiven Künstlernaturen, die bei mangelndem Genie doch eine sehr feine Empfindung für die Kunst haben. Er versprach nicht ein Meister zu werden, hatte aber Urtheil und richtiges Gefühl. Er wußte vortrefflich über Kunst zu sprechen, er hatte Kenntnisse über seine Kunst, die Sculptur. Sir Arthur mischte sich meistens in das Gespräch, und es fiel manches belehrende und geistvolle Wort. Ich muß mit Dankbarkeit anerkennen, daß ich in diesen Gesprächen die Anregung für meine spätere Vorliebe für die Sculptur empfing, und so waren auch diese Sitzungen, auf welche ich mit Widerwillen eingegangen, von Nutzen für mein Verständniß der Kunst. Die Büste wurde endlich im Thon für fertig erklärt, und ich kümmerte mich nicht weiter um das Werk. Dagegen erregte mir Edward's Betragen immer ernstlichere Bekümmerniß. Er war blaß, verschlossen, verstimmt, seine Mutter schwebte in der größten Angst, er werde melancholisch werden. Um ihn zu zerstreuen, wurde eine Reise nach Neapel und

Sicilien unternommen. Ach, wie gern wollte ich dir all die Herrlichkeiten dieser Natur schildern, wenn diese Erhabenheit irgend eine Schilderung aushielte! Laß dir's genug sein, daß ich dir sage, wir sahen Alles, was jene Gegenden von Schönheit darbieten. Edward verließ mich keinen Augenblick, und ich verließ seine Mutter eben so wenig, um ihm kein Gehör zu geben. Endlich, selbst im Innersten gepeinigt durch sein Wesen, beschloß ich, ihm eine Unterredung zu gewähren und das unglückliche Verhältniß mit Einemmal abzuschneiden. Es war in Palermo. Er schüttete mir sein Herz aus und flehte um Gegenliebe. Da ich die Ansichten seiner Eltern kannte und wußte, daß er mich nicht zu seiner Gattin verlangen durfte, faßte ich die Sache von dieser Seite auf, um den Mangel meiner Gegenliebe zu bemänteln.

– Und du liebtest ihn nicht? fragte Falk.

Nein, sagte Sara. Ich hatte Mitleid mit ihm. Es vereinigten sich zwar viele Vorzüge in ihm, aber er hatte Eigenschaften, die nicht geeignet sind, mir einen Mann hoch zu stellen.

– Zum Beispiel?

Er war träumerisch und schwärmerisch, wie ein Mädchen, aber dabei eben so egoistisch als rücksichtslos. Er hatte einen Hang zur Unthätigkeit. Ich habe ihn nie anders als müßig gesehen. Er liebte seine Eltern, trat aber oft in einer Weise gegen sie auf, die mich empörte. Er beherrschte sie vollkommen und mißbrauchte seine Macht nur zu oft. Er war weich und jedem Eindruck, dem guten wie dem bösen, zugänglich. Er war eigensinnig und in

seinen derartigen Ausbrüchen oft wie ein Knabe. Kurz, ein zwar gut geartetes, aber grenzenlos verwöhntes – Kind.

Falk überlegte, ob er selbst wohl dergleichen Eigenschaften habe, und Sara fuhr fort:

Seine Erklärung und meine Gegenerklärung gaben einen sehr erschütternden Auftritt. Ich mußte endlich die Wahrheit gestehen, daß ich seine Liebe nicht erwiederte und ihm nie eine derartige Unterredung erneuern würde. Ach, es war traurig! Der arme Mensch stürzte hinaus, befürchtete, er würde sich ein Leid anthun, und ich nahm meine Zuflucht zu Sir Arthur, dem ich diese letzte Wendung entdeckte. Ich beschloß das Haus zu verlassen und nach Deutschland zurück zu kehren, um nicht das Glück einer Familie, die ich achtete und verehrte, zu stören. Davon wollte jedoch Sir Arthur Nichts wissen. Er sagte mir, er werde mit seinem Neffen sprechen und ihm ernstlich in's Gewissen reden. Dies mochte wohl geschehen sein, denn Edward schien mir fortan ruhiger. – Ein Jahr hatten wir in Italien zugebracht, und es wurde an die Rückreise nach England gedacht. Die Eltern waren erfreut, daß Edward erklärte, er werde sie begleiten. Ich war es weniger, denn ich ahnte nichts Gutes. Da ich die Pflicht, mich aus dem Vernon'schen Hause zu entfernen, immer dringender empfand, ließ ich der Lady gegenüber einige Worte fallen, daß sie in der Gesellschaft des Sohnes meiner fortan weniger bedürfen würde. Aber weit gefehlt, daß sie mich verstanden hätte, machte sie mir die gütigsten Versicherungen ihrer Zuneigung und sprach den

Wunsch aus, mich für immer bei sich zu behalten. Ich wußte nicht, was ich thun sollte, und – reiste mit der Familie nach England zurück. – In Vernon-Castle wurde es fortan lebendiger, das Schloß ward der Mittelpunkt einer bunten Geselligkeit. Vorzüglich gestaltete sich bald ein sehr befreundeter Umgang mit einer vornehmen Familie – deren Name Nichts zur Sache thut. In dieser Familie befand sich eine Tochter, Namens Miß Lucy. Eine feine englische Schönheit, die üblichen langen Locken kleideten sie höchst anmuthig. In kurzer Zeit schienen die Familien einig, aus Lucy und Edward ein Paar zu machen. Die Heirath war für beide Theile sehr anständig und vortheilhaft. Aber zum großen Leidwesen Aller wollte Edward durchaus Nichts von der Heirath wissen. Ich muß dir nur gestehen, Heinrich, daß ich in Vernon-Castle noch mehre sehr unglückliche Auftritte mit ihm hatte und endlich nirgend mehr vor seinen immer leidenschaftlicheren Bitten und Betheuerungen sicher war. Ich mußte mich als die Ursache der getäuschten Hoffnungen zweier Familien betrachten, so wie auch eines Kummers in Miß Lucys Herzen, denn er war ihr nicht gleichgültig. Und so sprach ich meinem alten Gönner, Sir Arthur, den festen Entschluß aus, Vernon-Castle für immer zu verlassen. Er war jetzt mit mir einverstanden und sagte mir seine Hülfe zu. Doch rieth er mir, zuvor noch den letzten Versuch zu wagen und einen eindringlichen Brief an Edward zu schreiben. Ich that es, und er übernahm die Besorgung. Am Abend desselben Tages sah ich von meinem Zimmer aus eine Gestalt zwischen den Bäumen des

Gartens, und mein Verdacht sollte sich sogleich bestätigen. Edward war es. Er bat um noch eine Unterredung, widrigenfalls er sich unter meinem Fenster den Tod geben werde. Er hob die Pistole empor, um sie mir zu zeigen. Ich war entsetzt über diese Wendung, und in meiner Rathlosigkeit gestattete ich ihm den Eintritt in mein Zimmer. Er stürzte herein, – ich erschrak, denn ich glaubte einen Wahnsinnigen zu sehen – – mir blieb Nichts übrig, als, um Hülfe rufend, mich von ihm los zu ringen und hinaus zu stürzen! Ich floh gradeswegs in das Schlafzimmer seiner Mutter, neben deren Bett ich halb ohnmächtig niederstürzte. Es war eine schreckliche Nacht! Jetzt mußte Lady Vernon Alles wissen, es gab keinen Ausweg mehr. Ich bat sie, mich zu entlassen, ja, zum Wohle ihres Hauses, mich wo möglich in dieser Nacht aus dem Schlosse zu schicken. Diese Nothwendigkeit sah sie auch sogleich ein und traf schleunige Maßregeln zu meiner Flucht. Aber wie gütig war sie trotzdem! Sie drückte mich an ihr Herz, nannte mich ihren guten Engel – die brave Frau! – und überhäufte mich mit Liebkosungen und Versicherungen, daß sie weiter für mich sorgen würde. Nach einigen Stunden saß ich neben Sir Arthur im Reisewagen auf dem Wege nach London. Ich wurde für's Erste in einem befreundeten Hause untergebracht, bis sich eine für mich passende Stellung finden würde. Leider fand sich eine solche nicht sogleich, und es vergingen fast sechs

Monate. Indessen war ich in dem neuen Kreise wohl aufgehoben. Eines Tages begegnete uns auf einer Spazierfahrt ein Trupp junger Herren zu Pferde, die in rasender Carriere an unserem Wagen vorübersausten. Ich erkannte Edward an ihrer Spitze. »Der tollkühne Mensch wird sich noch in's Verderben stürzen!« riefen die Damen, »das ist wieder einer von seinen Streichen!« – Ich wußte nicht einmal, daß Edward in London sei, – man hatte es mir absichtlich verschwiegen – und jetzt erfuhr ich Dinge, die mich im höchsten Grade befremdeten. Edward hatte sich seit einem halben Jahre in den Strudel einer aufreibenden Lebensart gestürzt, er theilte die Gesellschaft der wildesten und durch ihre Ausschweifungen bekanntesten Modewüstlinge. Der gesittete Edward, der sanfte, verzogene Sohn, war ein berüchtigter Repräsentant der zügellosen vornehmen Jugend in London geworden. Man sprach von seiner Verschwendung, von seiner Tollkühnheit – ach wovon sprach man nicht! Das schnitt mir in's Herz. Ich dachte an den Schmerz seiner Mutter, ich dachte – und der Gedanke wurde mir nicht eben durch die Eitelkeit eingegeben – daß meine Flucht das Unheil nicht nur *nicht* abgewendet, sondern sogar einen noch unheilvolleren Zustand hervorgebracht habe. Mir schien es, als hätte ich eine Verpflichtung, als müßte ich Etwas thun, ihn auf einen besseren Weg zurück zu bringen – aber welches Mittel sollte ich ergreifen? Endlich verfiel ich auf das einfachste, auf das zum Herzen und zum Verstande dringende Wort. Ich schrieb ihm und bat

ihn, zu mir zu kommen. Er kam schon am andern Morgen. Welche Veränderung war mit ihm vorgegangen! Mit frecher Stirn, mit dem rohesten Benehmen trat er ein – es war ein furchtbarer Empfang! Aber ich hatte beschlossen, mit Ernst durchzuführen, was ich angefangen. Und so ließ ich mich keine Mühe verdrießen, sprach ihm schonungslos in's Gewissen, mahnte ihn an seine Eltern, an die Pflichten, die er gegen seine Familie habe – ich mußte viel sprechen aber ich that es. Ich sah den Eindruck, den ich hervorbrachte, erwähnte jetzt Miß Lucy's, versicherte ihn meines freundschaftlichen Antheils an allen seinen Schicksalen, und endlich stürzte er vor mir auf die Knie und brach erschüttert und schluchzend fast zusammen. Er war seinem besseren Selbst wieder gegeben.

– Wie edel, wie gütig warst Du, Sara! sagte Falk. Ist die Geschichte aus?

So gut wie aus. Kurze Zeit darauf erhielt ich einen Ruf nach Deutschland, den ich ohne Zögern annahm. Und hier bekam ich vor einigen Wochen einen Brief von Lady Vernon, worin sie mir, freundlich und gütig wie immer, ihren Dank ausspricht, daß ich ihr den Sohn gerettet habe. In überschwellender Freude ihres Mutterherzens macht sie mir die Mittheilung, daß Edward sich in Kurzem mit Miß Lucy verheirathen werde. Auch von Edward lagen ein paar Zeilen dabei, in welchen er mir Dank und Lebewohl sagt. Hier sind sie.

Heinrich erschrak fast, als Sara ihm wirklich den Brief darreichte. Nein, rief er ablehnend, so tief darf ich nicht

in dein Geheimniß eindringen, Sara! Stecke den Brief ein, ich bin zufrieden mit dem, was du mir erzählt hast!

Die Geschichte ist dir kein Geheimniß mehr, sagte sie, und da ich dir den Brief selbst eröffne, so lies ihn.

Heinrich nahm das Blatt und las die Schrift. Es waren wenige Zeilen, in welchen sich ein beruhigtes Verzichten aussprach, und die Versicherung ewiger, schrankenloser Verehrung.

Ich danke dir, Sara! entgegnete Falk, indem er ihr den Brief zurück gab – danke dir von ganzem Herzen für die Mittheilung dieser Geschichte!

Du bist der Einzige, dem ich sie ganz und unumwunden erzählt habe, sagte sie. Franziska weiß nur einen Theil davon. Meinem Freunde Heinrich aber wollte ich kein Geheimniß daraus machen.

Falk führte ihre Hand an seine Lippen. Sara stand ihm wie ein höheres Wesen da, wie eine Gottheit, die jede Verwirrung in reine Harmonie aufzulösen versteht, und mit dem Ausdruck einer unbegrenzten Liebe in den Augen sah er sie schweigend an.

Ich habe mich sehr verspätet! sagte sie plötzlich. Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe!

– Kommst du morgen wieder? fragte Falk.

Ich komme, und dann wirst *du* mir etwas erzählen!

– Du weißt mein ganzes Leben schon! Was ich Dir sagen könnte –

Die herrliche Gestalt eilte durch den Garten, er schritt neben ihr und ersehnte den Augenblick, da er ihr sein volles Herz in Worten ausschütten könnte.

Zweiunddreissigstes Kapitel.

Sara konnte nicht wohl in Zweifel sein, daß sie von ihrem Jugendfreunde auf's Innigste geliebt werde. Sie verhehlte sich keinen Augenblick, daß sie diese Neigung durchaus erwiedere, obwohl dieselbe bei ihr einen anderen Charakter hatte, als bei ihm. Sara's inneres Leben hatte sich, trotzdem, daß ihre Schicksale denen ihres Freundes vielfach ähnlich waren, doch anders gestaltet, als bei ihm. In Druck und Dürftigkeit aufgewachsen, war sie doch schon früh von einem hohen Ehrgeiz beseelt, dessen Befriedigung sie in die Zukunft verlegte. Als der Jugendgespiele ihr genommen wurde, war ihr ganzes Streben, es ihm, den sie einst groß und herrlich wieder zu sehen hoffte, gleich zu thun. Ihre früh ausgeprägte Selbstständigkeit beschleunigte ihre Entwickelung. Als sie in ihrem sechzehnten Jahre, in Heiligenstadt, den Abgott ihrer Kindheit wieder sah, waren beide nicht mehr dieselben. Sie war um Vieles reifer als er. Ein jungfräulicher Takt bewog sie, die stürmische Jugendliebe Heinrich's von sich abzuweisen. Sie war ihm herzlich gut, aber in ihrem Kopfe hatten jetzt wichtigere Gedanken Platz. Ihr Streben nach Selbstständigkeit hatte sich entschiedener ausgebildet. Sie wollte auf einer höheren Stufe des Lebens stehn, und wenn sie sich in Betreff des Zieles welches sie zu erreichen suchte, auch nicht recht klar war, so ließ sie es doch an Eifer, zu lernen, sich auszubilden, nicht fehlen. Vor allen Dingen wollte sie dem

Orte, der die traurigen Tage ihrer Kindheit gesehen hatte, so weit als möglich entfliehen. Es war wie eine Flucht vor ihrem früheren Selbst. So kam sie nach England, in Verhältnisse, die ihr völlig fremd waren. Wie verschieden war ihre erste Mädchenzeit von der Jugend jener glücklichen Kinder, denen Genuß und Ausbildung unter der Obhut sorgsamer Eltern gewährt wird! Die sechzehnjährige Sara stand allein in der Welt, sie mußte alle ihre Fähigkeiten zusammen nehmen, um sich eine achtbare Stellung unter fremden Menschen zu erhalten. Sie hatte keinen Beschützer. Die Reinheit ihres Wollens, die Stärke ihrer Grundsätze, sie selbst mit ihrer innern und äußeren Persönlichkeit, mußte die Macht sein, die sie schützend durch das Leben führte. Für sie gab es wenig Freuden, wie sie der Jugend willkommen sind. Ueberall Entsagung, und sogar bei selbstbewußter Ueberlegenheit des Geistes Unterordnung und Schickung in die Verhältnisse. Aber dies gab ihr, bei der immer mehr wachenden Klarheit ihres Denkens, eine Festigkeit und Charakterstärke, wie sie bei einem jungen Mädchen zu finden sein wird. Glücklicherweise boten ihr die Verhältnisse mit der Zeit immer reichlichere Mittel zur Ausbildung dar. So die Reise und der Aufenthalt in Italien. In dieser Hinsicht ließ sie Nichts unbenutzt und brachte bei vorzüglicher Anlage und energischem Willen ihr Wesen zu einer künstlerischen Abgeschlossenheit, die, verbunden mit ihrer körperlichen Schönheit, einen unwiderstehlichen Zauber ausübte. Aber jemehr Sara das Leben selbst kennen lernte, desto mehr sah sie ein, daß jenes vage

Ziel ihres mädchenhaften Ehrgeizes eine Träumerei gewesen sei. Sie erkannte, daß, da sich in ihr kein künstlerisches Talent ausgebildet, – (was sie auch niemals erwartet hatte) ihre Lebensstellung zwar eine im Vergleich mit der Vergangenheit immer annehmbare, aber doch immer dieselbe sein werde. Diese Erkenntniß kam ihr nicht plötzlich und überwältigend, sondern ging allmählig und bewußt in ihre Anschauung über. Sie hatte, trotz des Sieges über ihr Schicksal, doch auch reichlich verzichten gelernt, die Entsagung wurde ihr nicht schwer. Dies gab ihrem Wesen trotz der hohen Bedeutung, die sich in demselben aussprach, das Gepräge einer ernsten Selbstbeschränkung, einen ruhigen Adel, der wohlthuend und fesselnd auf Jeden wirkte, der das Glück hatte, sich ihr zu nähern.

An ihren Jugendfreund hatte sie während der Jahre der Trennung oft gedacht. Er gehörte zu ihren letzten Erinnerungen. Aber da sie kaum auf ein Wiedersehn hoffte, war er ihr fremd geworden, und sie glaubte annehmen zu müssen, daß eine immer größere Entfremdung zwischen ihnen stattfinden werde. Sie war in der Ferne jedoch nicht ohne Nachricht über ihn geblieben. Mit der Pfarrerin in Dietharz, der sie die erste Jugenderziehung zu verdanken hatte, stand sie in fortwährendem Briefwechsel, und von ihr erhielt sie zuweilen eine Notiz, die durch Heinrich's Mutter vermittelt worden war. Als Sara jedoch jenen Ruf in das Wintersbach'sche Haus erhielt, erwachte in ihr ein Funken der Jugendliebe, und so beschloß sie den alten Freund zu überraschen. Seine

Erscheinung war jedoch für sie seine geringere Ueberraschung, als die ihrige für ihn. Hatte sie schon kurz vorher mit freudiger Genugthuung von seinem Talent, seinem steigenden Ruhm gehört, so wirkte seine Persönlichkeit, sein Wesen plötzlich mit ungeahnter Macht auf sie. Sie gab sich freudig dem angenehmen Eindruck hin, und sein Entzücken, seine aufflammende Leidenschaft wirkten auf ihr Herz zurück.

Auch Sara war nicht ohne Leidenschaft. Aber sie hatte dieselbe stets mit einem unbeugsamen Willen bezwungen. Sie liebte Heinrich jetzt aus innerstem Herzen, es fühlte sich beglückt durch seine Gegenliebe, sie war stolz auf ihn. Aber auch diesmal hatte sie beschlossen zu entsagen und war der Ueberzeugung, daß ihre Macht über sich selbst sie nicht verlassen werde. Eben *weil* sie ihn liebte, weil sie stolz auf ihn war, wollte sie entsagen und hoffte ihn zu einem gleichen Entschlusse zu bringen. Sie verhehlte es sich nicht, daß sie ein sehr schwieriges Experiment vorhabe, doch mochte sie an der Möglichkeit der Ausführung nicht verzweifeln. Welche Gründe sie für ihren Entschluß hatte, werden wir bald aus ihrem eignen Munde erfahren. Anfangs hatte sie gesucht, einige Zurückhaltung ihn gegenüber in ihr Wesen zu legen, aber nur zu oft fühlte sie, daß sie die strenge selbstgezogene Grenze überschritt, und änderte sie ihren Plan. Sie hoffte mit offner, vollkommenster Aufrichtigkeit mehr zu erreichen. Sie hoffte bei dem Geliebten auf ein großes Herz, das den Entschluß einer heroischen Entsagung, wenn auch nach schweren Kämpfen, endlich erringen werde,

und so wollte sie ihm wenigstens den Schmerz einer langen, zweifelvollen Ungewißheit ersparen.

Es entging ihr nicht, daß Falk ein offenes Geständniß seiner Liebe auf den Lippen trage. Sie hatte jetzt nicht mehr die Absicht demselben auszuweichen, denn sie glaubte sich gewaffnet. Und dennoch fühlte sie stets ein heftigeres Klopfen ihres Herzens, so oft sie seine Erklärung erwarten zu müssen glaubte. Dann auch empfand sie einen leisen Schauer, daß sie die Erklärung bei ihm selbst, in seiner Wohnung erwarten sollte. Freilich sah weder Franziska, noch sonst Jemand in der Familie etwas Unstatthaftes darin, daß sie allein zu ihm in die Werkstatt ging, denn Heinrich galt bei Wintersbach's fast wie ein Sohn des Hauses, und Alle kannten das alte Freundschaftsverhältniß zwischen Falk und Sara. Ueberdies war es nichts Seltenes, daß er Damen in seiner Werkstatt porträtirte. Aber in ihrem Gefühl lag Etwas, das sie leise davor warnte. Und doch gab es wieder keinen sicherern und geschützteren Ort als diesen, da die beabsichtigten Auseinandersetzungen eine längere Ungestörtheit wünschenswerth machen konnten.

Vierzehn Tage waren seit der Sitzung vergangen, da Sara von ihren Erlebnissen erzählt hatte, Falk hatte nicht gesprochen, im Gegentheil war er nur befangener und schüchterner geworden. Sara bemerkte das Letztere, und war im Stillen damit zufrieden. Hatte sie kurze Zeit gewünscht, daß die Erklärung sich beschleunigen möchte, so war doch bald eine wahre Angst davor in ihr Herz gedrungen, und jetzt war es bereits eine Beruhigung für sie,

daß der gefürchtete Augenblick sich auf's Ungewisse hin zu verzögern schien.

Während solcher Vorgänge in Sara's liebendem Herzen, war Falk's Empfindung in ähnlicher Weise zwischen Ebbe und Fluth getheilt. Der Gedanke an Entsagung freilich war ein völlig ungedachter bei ihm, dafür aber zerquälte er sich mit einem andern, nämlich dem, daß er ihrer nicht werth sei, daß sie ihn nicht lieben könne. Seine Liebe wuchs während dieser Stunden des ungestörten Beisammenseins, aber so oft er das Geständniß derselben aussprechen wollte, überkam ihn die Furcht, daß ein einziges Wort das reine Glück dieser Stunden zerstören könnte. Er empfand heftig und leidenschaftlich, er stand Qualen aus, indem er den überströmenden Drang seines Herzens zurückpreßte, und dennoch schien es ihm unmöglich, zu den richtigen Augenblicken und das richtige Wort zu finden. So oft er die Geliebte in seiner Werkstatt erwartete, beschloß er ihr sein Herz auszuschütten, und so oft sie sich entfernt hatte, verwünschte er sich selbst, daß er nicht zu diesem Ziele gelangt war. Und doch fühlte er, daß es geschehen mußte und diese Stunden die einzig günstige Zeit dafür wären.

Das Porträt konnte eigentlich längst als fertig betrachtet werden, aber immer bat Falk dringend noch um eine Sitzung, da noch dies und jenes nachzubessern sei. Eines Tages blätterte Sara in einer Studienmappe. Es war nicht mehr unumgänglich nothwendig, daß sie ihn während der Sitzung ansah. Sie glaubte aus Falk's Wesen zu erkennen, daß er innerlich ruhig sei, und so betrachtete sie die

Blätter und ließ Bild um Bild an sich vorüber gehn. Beide sprachen heut wenig. Die Thür der Werkstatt stand offen, aus dem Garten wehte ein warmer sommerlicher Hauch herein, der den Duft der ersten Rosen mit sich brachte.

Sara blickte von den Blättern auf und sah, wie Heinrich ohne zu malen in sein Bild starrte.

Bist du fertig? fragte sie.

Falk fuhr wie aus Träumen auf. Er sah sie mit einem tiefen Aufathmen an, und plötzlich stürzte er vor ihr auf die Knie. Sara! rief er. Endlich, endlich muß es sich losringen auch meiner Brust! Ich liebe dich, liebe dich grenzenlos, ich bete dich an! Sei mein, Geliebte – Sara, sei mein!

Sara war im Innersten erschrocken. Sie stand auf. In jedem andern Augenblicke, dachte sie, hätte sie ihm mit Ruhe begegnen können, in diesem einen aber fehlte ihr die schnelle Fassung. Sie konnte sich auf keinen einzigen von all den Punkten besinnen, die sie sich innerlich zurecht gelegt hatte – der entscheidende Moment traf sie ohne Waffen.

Ich weiß nicht, was ich rede! fuhr Falk fort. Der Damm ist gerissen, der Alles, was ich empfinde, zurückhielt, und mein ganzes Wesen möchte vor dir ausströmen und dich umfangen mit unergründlicher Liebe! Jede Fiber meiner Seele sagt mir, daß ich dich liebe, daß mein Leben an das deine geknüpft ist – ewig, untrennbar, unauflösbar! Es giebt keinen Gedanken in mir, der nicht von dir erfüllt wäre, von dir – meine Muse! Meine Gottheit – ach, meine Sara! Er umschlang die Geliebte mit Heftigkeit und

drückte sie an die Brust. Sara, fortgerissen vom Strom seiner Empfindung, fühlte sich einen Augenblick durchzuckt von einer gleichen Leidenschaft und erwiederte seinen glühenden Kuß. Es war ein Moment der Entzückung, seligen Wahnsinns – aber er war vorbei, schnell wie die Schwalbe an den Augen vorüberschießt. Das Bewußtsein kehrte zurück in Sara's Brust, und ihr Gewissen trat als bittrer Ankläger gegen sie auf. Sie war sich selbst untreu geworden, und in ihrem Schreck darüber rang sie noch einen Augenblick vergebens nach Fassung. Sie drängte Falk mit Gewalt von sich weg. Heinrich –! rief sie mit halb erstickter Stimme, ich bitte, ich flehe – sei ruhig! Hör mich an –!

Sie barg ihr glühendes Antlitz einige Secunden in das Taschentuch, und dann war's, als kehrte alle ihre Kraft und Festigkeit zurück.

Was soll ich hören, Geliebte? rief Falk.

Ich weiß – ich wußte längst, sagte sie, daß du mich liebst, und ich gestehe dir's, Heinrich, auch ich liebe dich, aber – ich kann dir niemals angehören!

Das war ein furchtbares Wort für den Liebenden, er wußte seiner Bestürzung kaum Worte zu geben und brachte nur wiederholt und in angstvollem Tone Sara's Namen über die Lippen.

Ich weiß, dies Wort muß dich schmerzen, und – auch ich spreche es nicht mit leichtem Herzen aus. Dennoch wiederhole ich es, ich werde dir niemals mehr sein, als der Freund dem Freunde ist. Fasse dich, Heinrich, und

laß uns mit ruhigem Ernst darüber sprechen! Das Leben hat unser Verhältniß so eigenthümlich gestaltet, daß wir innerlich längst die Grenze überschritten haben, die sonst in dem Verkehr verschiedner Geschlechter gezogen ist. Es wäre Nichts natürlicher, als daß wir uns für das Leben verbänden. Und doch, in einem solchen Bunde läge kein Glück für uns!

O Sara! unterbrach er sie, ich weiß, wir werden glücklich sein! Du hast es ausgesprochen, daß du mich liebst, und so giebt es für mich keinen Zweifel mehr. Wenn meine Liebe, meine Anbetung fähig ist, ein Weib glücklich zu machen, dann wirst du es sein. In dir ist mir alles Schöne, alles Edle und Große verkörpert, du bist mir die Kunst, das höchste Gut meines Lebens! Was an Gaben in mir ist, du wirst es wecken, veredeln, die Macht deines Geistes, deiner großen Seele, wird all mein Thun und Denken reinigen und läutern. Denn du bist das schönste, edelste und am erhabensten denkende Geschöpf, das je die Sonne gesehn hat!

Heinrich, Heinrich ! rief sie, du weißt nicht, wie tief du mich mit deinem Lobe beschämst! Ach, ich fühle ja selbst, daß ich dir viel gelte und noch viel mehr gelten könnte, wenn – wenn es nicht so viel gäbe, was ich dir niemals sein kann. Sieh mein Leben an! Ich habe mich so vielfach vom Thun und Denken der Frauen entfernt, daß ihr Bereich, das Haus mit seinen Forderungen, mir fast ein fremdes Gebiet ist. Meine Erziehung war eine männliche, und dieser Widerspruch wird sich durch ein ganzes Leben rächen. Ich bringe dir nicht einmal weibliche

Normalität entgegen, und aus diesem einen Fehler entspringen hunderte, die geeignet sind, das Leben in eine unedle Sphäre herabzuziehen!

– Ein Schauder ergreift auch mich, entgegnete Falk, wenn ich daran denke, deine Schönheit, deine edle Natur mit den untergeordneten Pflichten des Lebens zu belasten. O Gott, was bin ich! Ein armer Maler, der Nichts hat, als seine Kunst! Ach, du hast Recht, ich kann dir Nichts, Nichts bieten, was deiner würdig wäre!

Du bist mit glänzenden Gaben ausgestattet! rief Sara mit Lebhaftigkeit, Du wirst ein hohes Ziel in deiner Kunst erreichen – aber nicht durch mich. Ich wär's, die dich von deiner Höhe herabzöge! Male dir die gemeine Wirklichkeit aus – Noth und Sorgen! Die reichen Empfindungen der Jugend erliegen der Last ernsterer Tage, und die gedrückte, geängstigte Brust findet den Weg nicht mehr zu den Idealen der Kunst! – Künstlers Erdenwallen, ein schreckliches, vernichtendes Bild! – Es wäre möglich, daß ich Frauenart im häuslichen Kreise erlernte, denn ich bin ein Weib, und es werden mir nicht alle weiblichen Gaben versagt sein – aber mit welchem Gewissen, mit welchen Empfindungen müßte ich auf dich blicken? Wenn du zu jenem Ziele der Kunst nicht gelangst, das du dir vorgesetzt hast, und das ich dir wünsche, muß ich mir nicht sagen, daß ich es bin, die wie eine Fessel deine Flügel hemmt? die die Kraft deines Geistes lähmt und dich auf einer niedern Stufe gefangen hält, während du ohne den Ballast der Erde das Höchste hättest erreichen können? Das wäre Verzweiflung, Vernichtung für mich!

Dafür könnte mich keine Schonung, keine Liebe, keine Anbetung – Nichts, Nichts entschädigen!

Die leidenschaftliche Erregung des Künstlers wurde durch das schreckliche Bild, welches Sara entrollte, in ernstere Betrachtung hinüber geleitet. Nicht daß er in ruhigeren Momenten nicht auch schon an die ernsten Folgen gedacht hätte, die aus einer Verbindung mit der Geliebten entspringen würden. Aber die Leidenschaft seines Herzens, die verschönernde künstlerische Einbildungskraft hatten ihm Alles in milderem Lichte dargestellt, in welchem nur die glänzenden Punkte gemeinsamen Glückes in die Augen fielen. Jetzt mußten ihm die drohenden Schatten wohl bemerkbar werden, wiewohl sein Herz ihm sagte, daß Sara zu sehr in's Schwarze male.

Du erschütterst mich tief, Sara! entgegnete er nach kurzem Schweigen. Hast du denn nicht die Ueberzeugung, daß ich Alles dran setzen werde, dir so schreckliche Situationen zu ersparen? Hat mich nicht jetzt in jungen Jahren schon meine Kunst mit Erdenlohn reichlich genug beschenkt, so daß ich ihr für die Zukunft vertrauen kann? Du weißt, daß Arbeit und Fleiß meine Tage erfüllen, und daß ich glücklich bin in reger Thätigkeit. Daß du mich nicht darin hemmen wirst, Sara, das weiß ich, das fühl ich, so wie ich die Macht deines Wesens fühle! Uns Beide hat das Schicksal nicht umsonst schon in der Kindheit an einander gekettet. Was ich werden kann, das kann ich durch dich erst vollkommen werden. Du bist vollendet, du kannst nicht schöner und besser, aber wohl glücklicher werden. Und da du mich liebst – ich sag' es

noch einmal, so weiß ich, daß ich dich glücklich machen kann!

Du bist ein Künstler, sagte Sara, dich reißen Phantasie und Begeisterung hin. Du magst von meiner Schönheit, von meiner Vollkommenheit sprechen – meine Pflicht ist es, klarer zu sehn und ernster zu denken. Ich liebe dich, und eben weil ich dich liebe, entsage ich dir. Nicht um aufzuhören dich zu lieben, nein – aber ich werde nie dein Weib werden! Was ein Freund dem Freunde sein kann, das werde ich dir immer sein. Groß will ich dich sehn in deiner Kunst. An deinem Ruhme, an deiner künstlerischen Bedeutung will ich Theil haben, nicht an deiner Niederlage. Das Erdenglück kann den Menschen heben und bewußter machen, aber es kann auch seine besten Kräfte erschlaffen und verzehren. Des Freundes Einfluß jedoch soll ihm rathend und helfend zur Seite stehn. Das sei meine Pflicht in deinem Leben.

– O Sara! deine Worte sollten mich entzücken und doch – sie schlagen mich nieder! Wirst du denn glücklich sein, wenn du mich liebst, ohne mir anzugehören?

Ich werde mir sagen, daß ich beigetragen habe zu deiner Ausbildung, zu deiner Größe, und werde darin eine stolze Genugthuung finden.

Ach, wüßtest du, wie kalt, wie unmenschlich das klingt! sagte Falk. Er sah die Geliebte an, die in allem Zauber ihrer Schönheit vor ihm stand. Der Ernst dieser Stunde erhöhte die Macht ihrer Erscheinung noch und gab ihr den Ausdruck einer Vollendung, die das bewegte Herz des Künstlers in neuen Aufruhr versetzte. Alles, was

sie zur Begründung ihres Entsagens ausgesprochen hatte, ging darin unter, und der ganze Strom der Leidenschaft brach sich noch einmal Bahn. – Nein! rief er, zu dieser Höhe kann mein irdisches Herz sich nicht aufschwingen! Ich bin nur ein Mensch, ich habe Sinne und warmes Blut, und menschlich sind meine Empfindungen! Ich bringe dir ein volles, glühendes Herz, das nicht verzichten will! – Er stürzte vor ihr auf die Knie. Sara! fuhr er fort, wenn eine Spur von Liebe in dir ist, dann sei mein! Laß uns allem Elend der Erde trotzen und in diesem Trotze unser Glück erringen! Wirf das ganze Gebäude dieser unmenschlichen Größe um und sei mein Weib!

Sara trat einen Schritt zurück und schüttelte den Kopf.

Du liebst mich nicht! rief Falk aufspringend. Du bist fühllos, bist von Stein! Du hast mich nie geliebt, und deine Versicherung war Lüge!

Seine Brust hob sich in furchtbarer Aufregung. Er drückte die heiße Stirn an die Fensterscheibe.

Sara war tief erschüttert, ihre Augen füllten sich mit Thränen. – Lies in diesen Thränen, sagte sie, wie bitter ich deinen Vorwurf empfinde! Und doch verzeihe ich dir, denn jetzt verblendet dich nur die Leidenschaft. Einst wirst du erkennen, daß ich Recht gethan habe. Ich hätte diese Stunde vermeiden, hätte mich vor dir verschließen und den Schein annehmen können, daß ich dich *nicht* liebte, aber ich wollte aufrichtig gegen dich sein und hoffte bei dir auf ein großes Herz. Noch immer hoffe ich das.

Auch ein großes Herz kann durch die Leidenschaft besiegt werden, aber es wird sich ermannen und sich seiner edleren Natur bewußt werden. Glaube nicht, Heinrich, daß mir das Entsagen leicht wird. Aber zu deinem Glücke, zu *unserm* Glücke entsage ich. Ich bin zu Ende – auch du wirst überwinden! –

Falk wußte nicht, wie lange er abgewandt und von heftigen Empfindungen verzehrt dagestanden hatte. Aber als nach einer Weile umsah, hatte Sara die Werkstatt verlassen. –

Sara war eilenden Fußes aus dem Garten und auf die Straße gelangt. Von unsagbarer Angst getrieben und mit bebenden Knieen legte den Weg nach Hause zurück und schloß sich in ihrem Zimmer ein. Hier sank sie auf einen Stuhl nieder, und heiße Thränen entströmten ihren Augen. Hatte sie die Stunde der Erklärung schon gefürchtet, so war doch der Auftritt, den sie heut erlebt, erschütternder für ihr Herz gewesen, als sie ihn erwartete. Daß die Leidenschaft ihres Freundes eine so gewaltige und tiefe sei, hatte sie erst jetzt erfahren, und wenn sie deshalb einen um so tieferen Schmerz um ihn empfand, so konnte sie doch nicht umhin, ihn nur inniger zu lieben. Sie hatte den furchtbaren Kampf seines Herzens gesehn, und jetzt schien es ihr, als sei sie zu Falk zu hart gewesen und habe ihn zu seinen bittren Vorwürfen berechtigt. Und je mehr sie sich in die Situation zurück versetzte, desto wenig er stichhaltig erschienen ihr ihre Verstandesgründe gegen den Ersatz einer so heißen und innigen Liebe. Ja, auch er sah sich innerlich plötzlich fortgerissen zu dem

Gedanken, daß alle Rücksichten leicht zu überwinden sein würden, wenn sie getragen von dem Strom so heiliger Gefühle, dem Geliebten für das Leben angehörte. Sie sprang auf und durchschritt aufgeregt das Zimmer. Was sollte sie thun? Ihm schreiben? Schon hatte sie die Feder in der Hand. Sie warf sie wieder weg. Zu ihm zurückkehren? Dazu hätte sie für das Haus, in dem sie wohnte, einen Vorwand brauchen müssen. Sie verwarf ihn. Abwarten bis sich ein Augenblick fände –?

Da klopfte es an der Thür. Sie eilte zu öffnen, und die Präsidentin trat ein. Ich störe wohl, liebe Sara! sagte sie. – Franziska blickte mit einiger Verwunderung in Sara's rothgeweinte Augen und verstörte Züge. Sara sah eine Frage auf den Lippen ihrer Freundin und wollte sie dieselbe nicht erst thun lassen, sondern ihr unaufgefordert das Geheimniß mittheilen. Sie bat Franziska nieder zu sitzen und erzählte ihr von ihrer Neigung und Entsagung, von dem heutigen Auftritt – sie schüttete der Freundin ihr ganzes Herz aus.

Franziska war nicht sowohl über das Verhältniß erstaunt, als vielmehr über Sara's heroischen Entsagungs-Entschluß. Da sie im Stillen längst ein Verlöbniß zwischen Heinrich und Sara erwartet hatte und Nichts dagegen einzuwenden wußte, so bekämpfte sie den Vorsatz der Freundin mit aufrichtigem Herzen. Sie ermahnte sie, der Zukunft zu vertrauen, und erklärte, daß sie sich wenig Erfolg von einer Entsagung verspreche, die auf so idealen Gründen beruhe. Sie werde einst davon

zurück kommen und möge darum nicht zu beiderseitigem Schmerz ein unglückliches Wort aussprechen. – Aber war Sara mit ihrem aufgeregten Herzen allein in Schwanken gerathen, daß sie sich kalt zur Seite des Freundes hinüber neigte, so fand sie die Festigkeit ihres früheren Willens wieder, da sie sich bekämpft sah. Sie wurde ruhiger. Jemehr Franziska zu ihrem Gemüth sprach, desto eifriger suchte sie die Waffen des Verstandes hervor. Und endlich hatte sie Ruhe und Klarheit wieder erlangt. Franziska schüttelte den Kopf und sagte: Kind, ich bewundre, aber begreife Sie nicht!

Sara umarmte die Freundin, dankte ihr für allen Zuspruch und ging gefaßt mit ihr hinab in die Familienzimmer. –

Was Falk betrifft, so war er nicht so glücklich, zu einem gleichen Ziele zu gelangen. Er konnte, wenn er ganz nüchtern seinen Verstand fragte, nicht umhin, Sara'n in manchen Stücken Recht zu geben, und doch, so entsetzlich diese Wahrheiten waren, er kam wieder darauf zurück, daß die Liebe jede Widerwärtigkeit ausgleichen würde. Somit mußte ihm ein Verzichtleisten auf das Glück eines Lebens unbegründet scheinen, ja er fühlte, daß es ihm sogar unmöglich sei. Zu dem Opfer, welches Sara ihm bringen wollte, konnte er sich nicht verstehen, zumal da er sich selbst dadurch ein noch größeres zu bringen hatte. In wie weit sein Denken hierbei egoistisch war, lassen wir dahin gestellt sein. Alle Leidenschaft bringt ein gut Theil Egoismus mit sich, und selbst die schönste aller Leidenschaften, die Liebe, entspringt

aus demselben. Sagt sie sich vom Egoismus los, so hört sie auf, Leidenschaft zu sein, und was sie dabei von sich selbst verliert, gewinnt sie auf seinem andern Felde wieder.

In dem Herzen eines Mädchens kann der Gedanke an Entsagung aufkommen, der Jüngling aber will nicht entsagen, er *soll* auch nicht entsagen. Wo die Möglichkeit gegeben ist, ein glückliches Ziel zu erringen, da soll er seiner Kraft vertrauen und muthig alle Schranken übersteigen. Ein Opfer, das man ihm bringen will, um ihm den Kampf zu ersparen, wird ihn daher eher verletzen, als ermuthigen, so liebevoll es auch angeboten werden mag. Er sieht darin ein Mißtrauen in seine Fähigkeiten, seinen Muth, seinen Charakter. Alles was an Kräften des Geistes und Körpers in ihm lebt, wird er daher mit Kühnheit zusammen nehmen, um einmal das Opfer selbst zu vereiteln, und anderntheils zu zeigen, daß er nicht der Mann sei, der nur mit Hülfe eines solchen ein bedeutendes Ziel erreichen könne.

So wenigstens dachte Falk. Wenn jedoch sein Stolz während solcher Gedanken nur lebhafter erwachte, so fühlte er doch auch eine Demüthigung vor seinem Gewissen dabei. Denn, dachte er, was bin ich, daß sie so Großes mit mir erstrebt? Was hab' ich bisher als Künstler geleistet, das eine Entsagung von ihr Seite berechtigte? Mein Streben ist ernst und aufrichtig – aber wenn ich nun trotz des Opfers, das sie mir bringen will, doch nicht zu jener Höhe der Kunst gelangte, die ich im Sinne habe? Wenn mein künstlerisches Streben verfehlt ist, soll

ich dann auch als Mensch unglücklich sein? Oder scheint ihr das kein Unglück, ohne sie leben zu müssen? – Ach, es handelt sich ja hier nicht um mich allein! Sie selbst soll durch ihren Entschluß unglücklich werden? Sie muß es, wenn sie mich wahrhaft liebt. Und sie hat es mir selbst betheuert!

Das Geständniß Sara's, daß sie ihn liebe, war es, was seine Hoffnung aufrecht hielt. Er hoffte, Sara werde das grausame Wort der Trennung zurücknehmen. Er mochte kein's der goldnen Zukunftsbilder verscheuchen, die ihm seine Phantasie ihm immer neu und immer verlockender vorführte, und die ihn alle im Besitz des schönen geliebten Weibes zeigten.

Er gestand sich selbst, daß das Glück ihn sehr verwöhnt habe. War auch durch seine Jugend manches Mißgeschick gegangen, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß ihm seit einer Reihe von Jahren jeder Wunsch in Erfüllung gegangen sei. Er hatte sich selbst nicht verweichlicht und verhätschelt, aber die Verhältnisse hatten ihn geschmeichelt, und ohne daß er es wußte, war er anspruchsvoll geworden. Er lebte in einer Gesellschaft, in welcher Glanz und Luxus herrschte, trotzdem daß sie behauptete, einfach zu leben. Falk's Eifer und Fleiß setzten ihn in den Stand, diese kostspielige Einfachheit zu theilen, und es war ihm natürlich vorgekommen, daß er sich eine Zeitlang ruhig darin hatte gehen lassen. Jetzt dachte er darüber nach, wie sehr er sich beschränken müsse, wenn Sara sein Loos theilen wollte. Er erschrak. Für sich selbst sah er keine Gefahr dabei, denn er hoffte

durch ihren Besitz einen Ersatz für jede Entbehrung zu empfangen, aber daß Sara dieselben theilen sollte, schien ihm unmöglich. Denn sie konnte, dachte er sich, nur von Glanz und Luxus umgeben leben. So war sie es seit langen Jahren gewöhnt, und ihre Erscheinung schon forderte das Schönste und Gewählteste zum Schmuck und zur Umgebung heraus. Er hätte ihr ein Königreich zu Füßen legen mögen. Aber er hatte nur seine Kunst, und das war ein so ideales Königreich, daß seine Erdenwünsche keine Stätte darin zu finden schienen. Und dennoch hoffte er, sich diesen idealen Boden nutzbar zu machen. Im Vertrauen auf seine Kraft, seinen Fleiß, seine Arbeitslust, spann er Pläne über Pläne, wodurch er jenen Ueberfluß zu erlangen hoffte, welcher der Geliebten gebührte. Er dachte daran, Dilettanten zu unterrichten, an Schulen den Zeichnenunterricht zu übernehmen, er wollte sich mit Buchhändlern in Verbindung setzen, um massenhafte Werke zu illustriren. Er hatte vor, Bilder über Bilder zu malen und kein Anerbieten zu einem Porträt auszuschlagen. Ja, er beschloß Tag und Nacht zu arbeiten und sehnte sich schon beinah nach den Bergen von Arbeit, worin er nach Schätzen graben wollte.

Der arme Junge! Er dachte in solchen Augenblicken nicht daran, daß dies alles Pläne waren, welche Sara bereits zurückgewiesen hatte, weil sie ihn der Kunst entfremden mußten. Aber so sehr war seine Seele von einer einzigen Regung beherrscht, daß der Grundgedanke seines Strebens Gefahr lief, darin unterzugehn. Er war noch Jüngling genug, um sich von dem süßen Taumelkelch der

Leidenschaft völlig berauschen zu lassen und in trunkener Verblendung Leben und Seligkeit auf einen einzigen Wurf zu setzen.

Aber diese Hoffnungen wurden bald durch Sara selbst immer mehr nieder gehalten. Nicht daß sie ihm ausdrücklich das Wort der Entsagung wiederholt hätte. Im Gegentheil beraubte ihn jeder Gelegenheit, mit ihr zu sprechen oder sich ihr zu nähern. Mochte sie sich selbst nicht ganz sicher fühlen, oder verfolgte sie eine bestimmte Absicht, kurz, sie vermied es, auch nur einen Augenblick mit ihm allein zu sein. Er sah daraus, daß sie auf ihrem Entschlusse beharrte, und wurde in Furcht, Hoffnungslosigkeit und tiefsten Schmerz zurück geworfen. Der Gedanke, sie zu verlieren, stürzte ihn in Verzweiflung und jagte seinen aufgeregten Geist durch ruhelose, trostlose Tage und noch ruhelosere, schlafberaubte Nächte.

An was denkt ein gequältes Herz nicht, wenn es von Leidenschaft hin und her getrieben wird? Wie steigt da so mancher Verdacht auf, den eine edlere Regung zwar wieder verwirft, der aber doch nun einmal sein Haupt emporgehoben hat und ängstigend unter all' den inneren Stimmen mit spricht. So tauchte ihm der schreckliche Gedanke auf, daß es nur seine Armuth sei, die Sara'n abschrecke; daß sie falsches Spiel mit ihm treibe und vielleicht insgeheim schon gebunden sei. Denn ein Geheimniß mußte sie noch vor ihm haben. Er erinnerte sich jener Begegnung auf dem Maskenballe mit Herrn Stillfried. Sie kannte ihn, sie behandelte ihn mit Verachtung

– was hatte sie in Betreff seiner zu verschweigen? – Hundertmal, tausendmal verwarf er seinen Verdacht, schalt er sich über seine Eifersucht. Er fühlte sich vor sich selbst erniedrigt, daß er von ihr, an der seine Seele hing, nicht rein, wie von einer Gottheit, dachte, er nannte und fühlte sich ihrer unwürdig, er machte das ganze Elend der Reue und Selbstpeinigung durch.

Was seinen Schmerz noch vermehrte, war Sara's Verhalten gegen ihn, das jetzt und unerbittlich in den einmal gezogenen Grenzen blieb. Er sah sie nur in Gegenwart der ganzen Familie, sie vermied seine Augen, sie hatte selbst im Gespräch kein Wort für ihn. Er bemerkte, daß sie etwas blässer war als sonst, er glaubte einen Schatten um ihre Augen wahrzunehmen. Sie litt vielleicht im Stillen unter ihrem Entschlusse. Furchtbar war ihr der Gedanke, daß sie seinetwegen leiden sollte. Er hätte zu ihren Füßen stürzen und sie um Verzeihung bitten mögen – aber wofür? Daß er sie liebte? Das vermochte er nicht zu ändern.

Diese innerlich und äußerlich aufreibende Lage wurde unserem Helden bald völlig unerträglich. Und da Sara jede Gelegenheit zu einer Annäherung geflissentlich vermied, so ergriff er eines Abends die Feder und schrieb die folgenden Zeilen:

»Da du mir jede Gelegenheit raubst, mit dir zu sprechen, grausame Sara, so muß ich zu dem unwillkommenen Mittel, dir zu schreiben, meine Zuflucht nehmen. Noch Einmal höre mich an – beinah hätte ich geschrieben: zum Letztenmal! Aber nein, es soll kein Letztesmal

geben, daß ich dir meine Liebe zeige, dir meine ganze Seele ausströme, wie ich, so lang ich athme, meiner Liebe kein Ende zu setzen vermag! Ich habe mein armes Hirn zerdacht und zerquält, um Gründe zu finden, die deinen Entschluß der Entsagung aufheben, und habe doch immer nur den einen, höchsten von allen gefunden, daß Stimme des Herzens über Alles triumphiren müsse. Du machtest mich fast wanken in dem Glauben deiner Erwiederung meiner Liebe. Verzeih' mir den heftigen Ausbruch, in welchem ich neulich meinem Zweifel Worte gab! Ach wie gern will ich an deine Liebe glauben! Es ist der süßeste Glaube, den es giebt, wie die Liebe das süßeste, das einzige Glück des Lebens ist! Und doch scheinst du, trotz deiner Versicherung, mir jetzt erst recht jede Hoffnung rauben zu wollen. Sara, nicht an deinen Verstand, nein, an dein Herz wende ich mich. Gieb jene eisig kalte Idealität auf, die erhaben und weise, aber rauh, fühllos ist und mit marmorner Hand die glühenden Empfindungen der Menschenbrust abwehrt! So mag eine Gottheit handeln, aber kein Geschöpf, das für die Freuden und Leiden der Erde geschaffen ist. Es giebt eine schönere, eine menschlichere Idealität, Sara! Das ist jene vertrauensvolle Liebe, die über die Sorgen und Leiden einer Welt groß und rein hinwegsieht und in ihrem eigenen Heiligthume ein reicheres Glück gewährt, als der große Strom der Welt bieten kann. Was sind alle Erfolge und Triumphe, jede Befriedigung des äußeren Lebens gegen jenen Himmel, den du mir erschließen kannst? Denn ich fuße immer auf dem einen Bekenntniß, daß du mich

liebst, und werde nicht davon weichen, bis mich dein eignes Wort von dem Gegentheil überzeugt. Und da du mich liebst, erfüllt dich nicht der Gedanke, mit mir einer gemeinsamen Zukunft entgegen zu gehen, mit heißer Sehnsucht, mit einem entzückten Rausch aller Gefühle? Was kann die Liebe Höheres wünschen, als Erfüllung ihrer selbst? – Sara, Sara! ich begreife dich nicht! Du willst mich in eine ähnliche Bahn hinein treiben, wie du sie dir mit ausgesuchter Härte und Selbstpeinigung erdacht hast. Sie läßt sich ausdenken, aber auch nur denken, denn auf ihr hinzugehn ist für ein liebendes Herz eben so unberechtigt als unmöglich. Aber gesetzt, es wäre möglich, so ist es darum noch nicht gewiß, daß jeder auf diesem Wege zum Ziele gelangte, denn die menschliche Natur ist verschieden geartet. Wer verbürgt dir, daß ich auf diesem Wege das Ziel erreichen werde? Und was ist das Ziel? Erdengröße? Ruhm? Vollendung in meiner Kunst? Wenn ich zu einem solchen Ziele gelangen *soll*, so werde ich es, früher oder später, auf jedem Wege. Zugleich aber fühl' ich's in innerster Brust, daß der Weg der Entsagung mich mehr hemmen, als fördern würde. In deiner Natur mischt sich die Berechtigung zum Erfassen des Lebens mit einer unglaublichen Ascetik und Resignation des Denkens; bei mir ist Alles unbedingter Lebensanspruch, Sinnengluth und Bewußtsein eines einzigen Gefühls, aus dem mein Wollen, Empfinden, Streben und Handeln quillt. Unsre Naturen ergänzen einander. Du hast große Macht über mich, und wie dein Einfluß mich nur fördern und veredeln kann, so wirst du

meiner Heftigkeit Zügel anlegen, wirst durch das reine Glück des Besitzes, der Liebe und Freundschaft im engsten Bunde mehr für mich wirken, als durch jeden andern Entschluß. Ach, warum muß ich immer nur von der Beziehung deiner Entschlüsse auf mich sprechen! Aber du hast diesen Punkt einmal zur Hauptsache gemacht, und so muß ich von ihm ausgehn. Geliebte, theure Sara! – ich versuche »verständig« zu sein, dir die Dinge ruhig darzulegen, und doch überstürzt mich immer wieder die Gluth meiner Empfindungen, und ich kann meine Worte nur aus dem einen Quell schöpfen, aus der Tiefe meiner heißen, ewigen, unergründlichen Liebe. Sprich wieder zu mir – oder schreibe, aber, ich beschwöre dich, sprich noch kein letztes Wort! Das Glück oder Elend eines ganzen Lebens hängt von deinen Entschlüssen ab. Laß dein Herz die Entscheidung sprechen, denn nur an die Liebe meiner Sara wende ich mich, nicht an die kalte, hohe Göttin, mit der sie die Rolle tauschen möchte. Gieb mir bald Nachricht, denn ich verzehre mich in Zweifeln und Qualen, bis zu dem Augenblick, da du mir den Himmel öffnest oder mich in den Abgrund der Verzweiflung stürzest!« –

Sara hatte sich bis zum Empfange dieses Briefes in der Weise beruhigt, daß in ihrem Wesen und Benehmen für den Nichteingeweihten kaum die Spur eines innern Leidens zu erkennen war. Gleichwohl aber war ihr Herz immer noch im Kampfe mit ihrem einmal gefaßten Entschlusse. Ein tiefer Schmerz erfüllte sie, nachdem sie

Heinrich's Brief gelesen hatte. Unter den hundert Stimmen, die plötzlich zu gleicher Zeit in ihrem Herzen sprachen, war die der Liebe mächtig genug, aber sie wurde übertönt von anderen, die mehr dem Selbstbewußtsein der Heroine angehörten, als den Gefühlen des liebenden Weibes. Es tauchte in ihr eine gewisse Verachtung der Männer auf, die sich von Leidenschaft beherrschen und sich hinreißen lassen, diese Schwäche dem sogenannten schwächeren Geschlechte zu zeigen. Es lag eine gewisse Herbheit in ihrem Charakter, die sie leicht zu einer Ueberhebung ihrer selbst und zur Unterschätzung Anderer führte. Sie dachte in diesem Augenblicke nicht daran, daß diese Krisis des ganzen inneren Wesens ihres Freundes eben so wohl eine Bürgschaft für seine Schwäche, wie für seine Kraft sein konnte.

Denn die Leidenschaft ist immer das Triebrad alles Großen und Edlen in der großen Welt, wie in der einzelnen Menschennatur gewesen. Gefährlich ist es, sich diesem Aufruhr von Seele und Sinnen zu überlassen, und Mancher sinkt darin elend und kraftlos zu Grunde. Aber bei einer normal angelegten Natur siegt nach gewaltigem Ringen immer die unverwüstliche Kraft, und erst nach dem Bade in diesem Feuerstrom steigt sie zu wahrer sittlicher Größe empor. Die Leidenschaft wird oft ein Fluch genannt, man predigt, eifert und zetert gegen sie, und das Pygmäengeschlecht der Alltäglichkeit, das keinen Begriff von ihr hat, fürchtet sie oder lacht sie aus. Ist sie das, was ihr Name sagt, so ist sie der süßeste, der

willkommenste Fluch, ein Fluch, so herrlich und fruchtbar, daß er einem Segen gleichkommt. Der Mensch ohne Leidenschaft geht ruhig und vielleicht glücklich durch's Leben, er lernt nicht die höchsten Schmerzen, aber auch nicht die höchsten Entzückungen kennen. Wen aber die Natur mit Leidenschaft ausgestattet, dem steht eine Welt von Qualen und Wonnen offen, und wenn er auch niemals glücklich wird, so weiß doch er nur, was es heißt, zu leben, zu leiden, zu genießen und zu überwinden. –

Sara kannte die Leidenschaft, aber sie hatte dieselbe besiegt und glaubte an ihre Kraft. Sie hatte die Ueberzeugung, daß sie stets über sie siegen werde. Eine gewisse Widerspenstigkeit gegen ihre eigenen Gefühle ließ sie mit Strenge und Härte bei einmal gefaßten Entschlüssen beharren. Diesen schnellen, gewaltsamen Sieg verlangte sie auch von Andern und konnte unduldsam sein gegen ein längeres, weil auf einer tieferen Leidenschaft beruhendes, Ringen. Sie kannte ihre Macht über sich und Andere, und, unterstützt durch jenen schon angeführten Zug von Herbheit, drang zuweilen etwas von grausamer Willkür des Handelns in ihr Wesen. – So tauchten jetzt zum Erstenmal Betrachtungen in ihr auf, die ihr eine Verbindung, selbst mit dem geliebtesten der Menschen, als eine Unmöglichkeit erscheinen ließen. Falk war nur um einige Monate älter als sie, beide standen in ihrem fünfundzwanzigsten Lebensjahre. Trotz dieser Gleichheit des Alters fühlte Sara sich innerlich doch bei weitem älter als

Heinrich. Ihre äußere Entfaltung stand in vollster, herrlichster Blüthe, aber ihre Lebensschicksale, ihr Bildungsgang hatten ihren Geist über ihre Jahre hinaus entwickelt und gereift. Sie fühlte, daß Falk zu jung, zu jünglingshaft, zu erfahrungslos für sie sei. Sie liebte ihn, sie war gewohnt Opfer zu bringen, aber ihm ihre Freiheit aufzuopfern schien ihr in diesem Augenblick unmöglicher denn jemals. Ihr ganzes Leben lang hatte sie danach gerungen, sich unabhängig, selbstständig zu machen. War sie gleich in einer abhängigen Stellung, so gruppirten sich doch Alle, die in ihre Nähe kamen, um sie, und so herrschte, sie trotz ihrer Dienstbarkeit. Es stand in ihrer Macht, jedes Verhältniß ihrer Lebensstellung, wie es ihr beliebte, zu lösen. Und jetzt sollte sie ihm ihre Freiheit wegschenken, sich unauflöslich an ihn binden – jetzt, nachdem sie seine vermeintliche Schwäche gesehn hatte? Lag in seinem Charakter eine Bürgschaft für die Kraft, für den Widerstand gegen den Ernst des Lebens? Würde er, wenn das Feuer der Liebe bei ihm sich gemildert, und er ihre Schwächen mit ruhigerem Auge ansähe, noch dieselbe Verehrung, Neigung, Anbetung für sie haben? – Sara beantwortete sich diese Fragen mit Nein und gelobte sich unverbrüchliches Festhalten bei ihrer einmaligen Weigerung.

Sie faltete den Brief zusammen und beschloß, ihm am folgenden Tage zu entgegnen. Aber es gelang ihr nicht. Sie zerriß mehrere Anfänge, da ihr der Ton ihrer Antwort mißfiel, und so schob sie dieselbe immer und immer noch

einen Tag hinaus. Ihre Festigkeit wankte, so oft sie zur Feder griff, sein Bild stand immer wieder vor ihrer Seele, sie schalt sich selbst, daß sie nicht ruhiger sein konnte. Tage um Tage vergingen, sie fühlte sich im Innersten schmerzlich bewegt und unglücklich. –

Es konnte nicht wohl anders sein, als daß die ganze Familie Wintersbach die Veränderung, die mit Falk vorgegangen, merkte. Brachte er sonst bald ernste, bald heitre Unterhaltung in das Haus, so war er jetzt in sich gekehrt, zerstreut, oft theilnahmlos bei den kleinen Ereignissen des Familienlebens. Er kam seltener. Man fühlte den Zwang, den er sich anthat, ohne daß man in seinem Wesen einen nachhaltigen Erfolg davon wahrnehmen konnte.

Eines Abends nahm die Familie den Thee auf der steinernen Rampe des Gartens. Herr Mertens, Havelstein und Falk erweiterten den Kreis. Die Ampel, welche den Theetisch erhellte, war in dem Lattenwerk der Veranda aufgehängt worden und beleuchtete zwei kleine Marmorstatuen, die von den Ranken des wilden Weines und der Aristolochia umspielt wurden. Eine von ihnen war eine Copie der Muse Polyhymnia. Eine Bemerkung Edgar's führte das Gespräch auf die Kunst. Er meinte etwas Göttliches in ihrem Ausdruck wahrzunehmen.

Das kann ich nicht finden! sagte Havelstein. Diese Polyhymnia ist durchaus eine Erdenschönheit. Der Künstler hat sie mit Liebe dargestellt, es war vielleicht seine Geliebte, die er auf diese Weise unter die Musen versetzt hat.

Warum nicht gar seine Frau! entgegnete Edgar.

Ja warum könnte es denn nicht seine Frau sein? fragte Herr Mertens. Das wäre doch immer eine hübsche Frau! Und mir wäre es ganz recht, wenn es sich herausstellte, daß sie seine Frau vorstellen sollte. Da könnte man sich doch Etwas dabei denken.

Man lachte über diese Anschauung. Herr Mertens fuhr fort: Polyhymnia! Was fängt man mit dem umständlichen Namen an? So eine hat ja doch niemals existirt. Sagt man mir aber, das stellt die Frau von dem und dem vor, dem Phidias, oder wie der alte Heide sonst hieß – bravo, so weiß ich, was ich habe, und kann mir denken, daß der Phidias ein guter Ehemann gewesen ist, sonst würde er sie häßlicher dargestellt haben.

Neues Gelächter. Großpapa! rief Eugenie, dann wärst du gewiß ein guter Künstler geworden! Aber nein, ich glaube, daß der Künstler höchstens seine Geliebte dargestellt hat. Verheirathet war er gar nicht. Ein Künstler soll überhaupt nicht heirathen, dadurch kommt er in die Prosa hinein.

Seht mir doch diese Weisheit! rief Herr Mertens. Als ob die Ehe prosaisch wäre! Na, und wenn sie's ist, so muß es auch Prosa geben, denn mit der Poesie kommt man ohnehin nicht weit.

Ich sehe nicht ein, nahm der Präsident das Wort, warum der Künstler nicht heirathen solle? Entscheiden läßt sich da Nichts. Aber wie der Mann erst durch die Ehe zum reinen Ausdruck seiner selbst kommt, so wäre

es doch denkbar, daß auch der Künstler durch die Ehe jene Vollendung seines Wesens erhielte, jene ruhige Befriedigung, die geeignet ist ein großes Werk innerlich auszutragen und zu vollenden.

Wenn es sich nur nicht herausstellte, sagte Edgar, daß grade aus dem inneren Zwiespalt, aus dem Kampfe der Seele immer die größten Meisterwerke hervorgegangen wären!

Aber doch erst, nachdem der Zwiespalt geschlichtet und die Seele beruhigt war, ergänzte der Präsident.

Ach, Zwiespalt und Kampf! rief Herr Mertens, der die Sache absichtlich mißverstand. Aus Mord und Todtschlag ist mein Lebtag nichts Gutes hervorgegangen. Fräulein Sara, Sie haben immer ein vernünftiges Wort bei der Hand, jetzt reden Sie einmal!

Sara erschrak. Darüber habe ich kein Urtheil, sagte sie.

– Urtheilen Sie immer zu! Ich bin überzeugt, Sie sind meiner Ansicht. Nicht wahr, der Künstler soll heirathen, wie jeder andere Christenmensch?

Ich weiß es nicht, sagte Sara. Ich weiß nur, daß die größten unter ihnen unvermählt blieben. Vielleicht hat sie grade das, daß sie auf so Vieles, was das Leben schmückt, verzichten mußten, groß gemacht. Ich bin Edgar's Ansicht, daß nur aus Leidenschaft, Kampf und Entbehrung der Mensch wie der Künstler, groß und in sich vollendet hervorgeht.

Heinrich war in Furcht, daß auch er gefragt werden könne, glücklicherweise erging sich Herr Mertens komischer Polemik gegen Sara's Ansicht, daß nächst einem

neuen Gelächter das Gespräch eine andere Wendung nahm.

Falk saß im Schatten, und Niemand konnte in seinen Mienen lesen. Er sah, in tiefster Seele betrübt, in das Licht der Ampel und betrachtete halb abwesend die Motten und Abendfalter, die mit versengten Flügeln an dem glühenden Glase hängen blieben. Ein leiser Seufzer rang sich aus seiner Brust empor. – Franziska, welche neben ihm saß, hatte ihn gehört, und da sie wußte, was ihn bewegte, legte sie leise ihre Hand auf seinen Arm. Dieses kleine Zeichen des Antheils erschütterte ihn plötzlich so, daß ein Strom von Thränen aus seinen Augen brach. Er verließ die Laube und eilte, sich in Edgar's Zimmer zu verbergen.

Die Gesellschaft, deren Unterhaltung sehr laut geworden war, bemerkte Nichts davon. Nur Franziska gab Edgar'n einen Wink und ermahnte ihn, in's Haus zu gehn, da es für ihn zu kühl zu werden scheine. Sie führte ihn selbst fort, übergab ihn aber nach ein paar Schritten dem Arme Joseph's und spähte suchend umher, da sie glaubte, Falk befinde sich im Garten. Sie ging darauf in Edgar's Zimmer und fand den Gesuchten. Er ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß der Dankbarkeit auf dieselbe. – Sie wollte ihm Muth einsprechen, aber sie konnte es nicht. Gute Nacht, meine Söhne! – sagte sie. Ueberwindet – und haltet euch brav! Gute Nacht! –

Franziska hatte längst gemerkt, daß es mit Edgar nicht besser bestellt war, als mit Heinrich. Schon seit Jahren hatte sie dem ihr so angenehmen Gedanken entsagt, Falk

und Eugenien einst verbunden zu sehen. Jetzt beobachtete sie, wie Edgar sich um die Gunst ihrer Tochter bewarb, und ein tiefes Mitleid ergriff sie. Denn wie sie Eugenien kannte, sah sie voraus, daß Edgar hoffnungslos lieben werde. Dazu gesellte sich, daß sie als Mutter eine solche Verbindung nicht einmal wünschen konnte. Sie liebte ihre Tochter und liebte ihren Stiefsohn, aber sie bebte zurück vor der Möglichkeit einer Verbindung beider. –

Edgar war in der That in der unglücklichsten Gemüthsverfassung. Seit jenem Abend des Junggesellenthees hatte sich Eugenien's Interesse für ihn erschöpft, und sie schien, wie ein flatterhaftes Kind, vergessen zu haben, daß Edgar eine Neigung für sie habe. Er erwies ihr nach wie vor die zartesten Aufmerksamkeiten. Die Orangenlaube mit dem Springbrunnen und den bunten Vögeln, die sie selbst einst »Eugeniens Ruh« getauft hatte, stand jetzt mit allem Zubehör oben an ihrem Fenster. Immer überraschte Edgar sie durch neue schöne Blumen, durch Geschenke, die einem verwöhnten Weltkinde wohlgefallen, mit Büchern und Bildern, zuweilen übersandte er ihr sogar Gedichte. Und Eugenie saß in ihrer Laube, fand Alles sehr hübsch eingerichtet, nahm die Geschenke an und langweilte sich über die Gedichte. Sie fand das Spiel vergnüglich, so lange es Spiel blieb, jetzt da es Ernst geworden, war sie leichtsinnig genug, gar nicht mehr darüber nachzudenken. Es konnte ihr nicht entgehen, daß Edgar um ihretwillen tiefes Herzeleid hatte. Aber da ihr

dies unbehaglich war, behandelte sie ihn mit schonungsloser Gleichgültigkeit, völlig unbekümmert um den Eindruck, den ihr Benehmen hervorbrachte. Dies war um so betrübender, als sich ihr Wesen immer freier und anziehender entwickelte. Bekannte und Unbekannte stimmten überein, daß sie ein sehr reizendes und bezauberndes Geschöpf sei. Aber ebensowenig als eine Elfe, ein Irrwisch, ein Kobold in dem Rufe steht, ein Herz zu haben, ebenso wenig nahm man bei Eugenien etwas von weiblicher Herzensgüte wahr. Nicht daß dieser Mangel besonders lebhaft in's Auge gefallen wäre, denn sie hatte der liebenswürdigen Seiten genug, um ihn dem Anschein nach unfühlbar zu machen, aber er war vorhanden, und es mußten ihn diejenigen merken, die ihr liebevoll zugethan waren. So ihre Mutter und Edgar.

Der letztere war in der trostlosesten Lage. Er schmeichelte sich mit keiner Hoffnung und konnte doch nicht um hin, sie zu lieben. Er litt unter ihrer Herzlosigkeit, er war unzufrieden und aufgebracht über ihr leichtsinniges Wesen, und doch konnte er sich ihrem Zauber nicht entziehen. Bei der Heftigkeit seiner Gemüthsart verzehrte er sich in zurückgedrängten Schmerzen. Er klagte sein Geschick an, das ihn zu einem bejammernswürdigen Loose verdammt hätte. Er knirschte unter dem Joche seines Unglückes, daß er als ein elender Krüppel verurtheilt sei, ungeliebt zu leben und ein zwecklos nichtswürdiges Dasein hinzuschleppen. Unter diesen innerlichen Aufregungen begann seine Gesundheit zu leiden. Das alte Brustübel trat von Neuem hervor, zwar noch leise, aber bei der

voraussichtlichen Fortdauer seines zerrütteten Gemüthszustandes doch ernstere Bedenken erregend. –

Edgar und Falk kannten einer des andern schmerzliche Lage. Als Franziska das Zimmer verlassen hatte, saßen die Freunde geraume Zeit stumm neben einander. Endlich nahm Falk einige Papiere, die in einer offenen Mappe auf dem Tische lagen, in die Hand. Er sah, daß es Dichtungen von Edgar waren.

Du wirst jetzt wenig Freude daran haben! sagte der Letztere.

Gieb sie mir dennoch mit nach Hause, bat Falk.

Edgar nickte, und mit einem Händedrucke trennten sich die Freunde.

Zu Hause angelangt durchlas Falk die Blätter. Er fand manches Gedicht, das ihm aus der Seele geschrieben war. Eins derselben aber ergriff ihn so, daß er sich tief niedergeschlagen und erschüttert fühlte und die halbe Nacht ruhelos durch den Garten schweifte. Es lautete:

Hinweg, mein Aug'! In jener Thalesweite
Erlosch das Licht.
Einsame Qual, komm, du mein Nachtgeleite –
Sie liebt mich nicht!

Was Menschen je mit Freud' und Lust empfanden,
Vergaß ich schier.
Mein Stolz und all mein Wesen ward zu Schanden,

Was wird aus mir?

Muß ich für ewig unauflösbar wähnen
Dies Schmerzgewicht?
Dem Aug' entstürzt ein Strom von heißen Thränen –
Sie liebt mich nicht!

Dreiunddreissigstes Kapitel.

Noch an demselben Abend hatte Franziska mit ihrem Gatten ein Zwiegespräch.

Was hast dir mir zu sagen? fragte der Präsident, nachdem Alle sich entfernt hatten.

Die Jugend macht mir das Herz schwer, sagte sie. Unser armer Edgar und Heinrich, beide lieben unglücklich, und ihre Lage wird mir immer bedenklicher.

Der Präsident seufzte. Hat Edgar in den letzten Tagen wieder über sein Brustübel geklagt? fragte er.

Nein, aber ich fürchte er hat Grund dazu und will uns nur nicht ängstigen. Er soll zum Herbst wieder nach dem Süden, obwohl er Nichts von einer solchen Reise hören will – aber ich glaube, eine Trennung von Eugenien wird jetzt schon gut thun. Und auch Falk und Sara müssen auf einige Zeit von einander entfernt werden.

Ich achte dieses Mädchen um ihres festen Charakters willen nur um so höher. Falk thut mir leid, er ist ein braver Junge. Er wird sich zu fassen wissen. Ja, aber wie denkst du denn, daß wir die jungen Leute trennen sollen

Ich will mit den Kindern und mit Sara nach Buchensee. Wir hatten ja doch die Absicht, später auf einige Tage hinaus zu ziehen. Laß uns gleich ein paar Wochen oder Monate draus machen und so bald wie möglich übersiedeln.

– Mir soll es recht sein. Kannst du dich schon in kurzer Zeit dazu einrichten?

In acht Tagen kann Alles in Ordnung sein. Schade, daß es so weit ist, du wirst nun so lange allein sein!

– Kind, das kann hier nicht in Betracht kommen. Ich glaube, du hast Recht. Ziehet nach Buchensee hinaus, ich bleibe bei Edgar. Und was Edgar's Reise nach dem Süden betrifft, so hoffe ich sein Widerstreben dagegen zu überwinden, wenn ich ihn überrede, Falk zum Begleiter mitzunehmen. Schon vor einiger Zeit spielte ich darauf an. Edgar sträubte sich dagegen, da er befürchtet, Falk werde durch ihn mehr Last und Sorge, als Genuß und Nutzen von einer solchen Reise haben. Freilich, er hat nicht Unrecht! Unter anderen Verhältnissen würde der junge Künstler in Italien bessere Studien machen können. Aber die Begleitung Edgar's soll auch nicht wie eine Unterstützung oder Wohlthat für ihn betrachtet werden, sondern als eine Gunst, als ein Opfer, um welches wir ihn bitten. Er liebt unsern Edgar, und da derselbe denn doch einen Begleiter haben müßte, so können wir uns keinen besseren wünschen, als Falk. Ich will in eurer Abwesenheit die jungen Leute zu überreden suchen, und zwar mich zuerst an Falk wenden, der noch Nichts von dem Vorhaben weiß. –

Franziska war mit dem Plane einverstanden. Schon am andern Morgen schickte sie ihre beiden kleinen Knaben zu Falk, mit dem Auftrage, ihm mitzutheilen, daß die Familie nach Buchensee reisen wolle. Die Kinder waren glücklich in der Hoffnung auf das Landleben, und als sie Sara's Porträt erblickten, erzählten sie, daß Tante Sara auch mit reise.

Falk war auf diese Nachricht entschlossen, noch einen Versuch zu machen, Sara zu sprechen, ehe man sie ihm auf längere Zeit entführte. Er bat sie schriftlich in wenigen dringenden Worten um ein Gehör und übergab Bopp den Zettel zur Besorgung.

Sara saß mit Franziska bei einer weiblichen Arbeit in der Gartenlaube, als sie Falk's Zeilen erhielt. Da sie der Freundin kein Geheimniß daraus machen wollte, reichte sie ihr mit einem Seufzer den Zettel hin.

– Thun Sie's, liebe Sara! sagte die Präsidentin, nachdem sie gelesen hatte.

Ach, es wird dadurch Nichts besser werden! seufzte Sara.

– Erweisen Sie ihm dennoch diese Gunst! Wollen Sie durchaus bei ihrem Entschlusse bleiben, nun dann – können Sie den armen Jungen durch gütigen Zuspruch vielleicht aufrichten, während er ohne dies sich mit Zweifeln und halben Hoffnungen quält. Er wird eher zur Ruhe kommen, wenn er weiß, daß er Nichts mehr zu hoffen hat.

Sara schwieg eine Weile. Gut, sagte sie dann, ich will es thun. Aber nicht eher, als am Abend vor unsrer Abreise. – Noch an demselben Tage schrieb, es an Falk und sagte ihm in wenigen Worten die Erfüllung seiner Bitte zu.

Falk setzte seine letzten Hoffnungen auf diese Stunde, und die Erwartung stimmte ihn freier und froher. –

Eines Tages traten Ludwig Dippel und Eberlein in Falk's Werkstatt ein. Sie hatten sich auf dem Wege getroffen, und da sie Heinrich nicht zu Hause fanden, beschlossen sie, ihn in seiner Wohnung zu erwarten. Eberlein hatte den Freunden eine Nachricht mitzutheilen, die ihn in freudige Aufregung versetzte. Er war zu einer höheren Lehrerstellung nach einer kleinen Stadt berufen worden. Bedauerte er gleich, von der Hauptstadt, den Freunden, aus angenehmen, geselligen Kreisen scheiden zu müssen, so bestimmte ihn doch die bedeutende Gehaltsverbesserung, die er dadurch zu erwarten hatte, dem Rufe zu folgen. Zu Michaeli sollte er sein neues Amt antreten. Die Unruhe, in welche ihn diese noch ganz neue Aussicht versetzte, vermehrte nur noch die angeborne Lebhaftigkeit seines Wesens. Bald stöberte er in Mappen und Büchern umher, bald lief er hinaus in den Garten und schalt, daß Falk so lange ausbleibe. Ludwig stand indessen wie fest gebannt vor Sara's Bilde. Zuweilen machte er den Versuch, ein anderes zu betrachten, aber immer kehrte er zu dem ersteren zurück. Er bewunderte es nicht mit lauten Worten, er schien den Eindruck stumm in sich übergehen

zu lassen, und durch sein treuherziges Gesicht ging ein Zug, halb wie Verklärung, halb schmerzliche Wehmuth.

Eberlein trat wieder herein. Ludwig wandte sich schnell von dem Bilde ab und fragte: Wie geht es Heinrich? Ich habe ihn lange nicht gesehn.

Seine äußeren Verhältnisse sind nach wie vor sehr gut, entgegnete Eberlein, aber innerlich steht es nicht zum Besten mit ihm.

– Wie so?

Ich mochte ihn nie gradezu fragen, aber ich merke wohl, es geht Etwas in ihm vor, das ihn heftig mitnimmt. Er ist verliebt, so viel steht fest.

– Seine Liebe zu Sara ist uns ja kein Geheimniß, und ich denke, er ist begünstigt und glücklich?

Das hab ich auch immer gedacht – kurz und gut, er hat verliebten Kummer. Ich mag ihn gar nicht wissen, denn ich bin überzeugt, wenn man es recht betrachtet, ist's nicht der Rede werth. Uebrigens ist die gute Laune in unsrem Kreise vielfach gestört. Die ganze Gesellschaft hat Herzensjammer. Edgar Wintersbach, mit dem wir angefangen hatten so vergnügt zu leben, macht Gedichte, worin er behauptet, er habe den Tod im Herzen, und zieht ein Gesicht, daß Einem aller Spaß vergeht. Havelstein, so weit er in sein Innres blicken läßt, hat auch Etwas, das ihn belastet. Was wird's groß sein? Verliebt ist er. Es ist mit den Kerls nichts Gescheites mehr anzufangen. Ich begreife nicht, wie ein vernünftiger Mensch sich von solchen Lappalien kann überwältigen lassen. Ich will's nur bekennen, auch ich hatte bei dem allgemeinen

Liebesfieber einen Anlauf genommen, mich ein Bischen zu verlieben, und zwar in die beiden Engelhard'schen Mädel – ich dachte nämlich, Zwei sind immer besser wie Eine. In vier Wochen hatt' ich's satt. Ich weiß jetzt, die Verliebtheit ist ein Hirngespinnst, eine Einbildung, eine Albernheit. – Eberlein warf sich mit einer Art von großem Bewußtsein auf einen Stuhl und zündete eine Cigarre an.

Du bist doch ein frecher Schwätzer! sagte Ludwig, indem er sich zum Lachen zwang.

Ich habe meine Erfahrung gemacht und weiß, daß ich von dieser ansteckenden Krankheit Nichts zu fürchten habe. Und du wirst, denk ich, auch davon befreit bleiben, denn du bist ein praktischer Mensch und warst immer eine prosaische Natur.

Ludwig wendete sich um und nahm ein Studienblatt in die Hand. Du magst Recht haben, sagte er.

Bei euch draußen in Buchensee wird die Geselligkeit jetzt angenehmer sein als in der Stadt, fuhr Eberlein fort. Ihr werdet die ganze vergnügte Weiblichkeit beisammen haben, während die verliebten Männerbusen hier vereinsamt stöhnen müssen.

– Wie das? Kommen Wintersbach's nach Buchensee?

Du weißt es noch nicht? Ich denke, schon übermorgen, oder doch in den nächsten Tagen.

– Und Sara kommt mit? rief Ludwig, im ganzen Gesicht erglühend.

So heißt es. Aber was geht denn mit dir vor? Du–!

– Ich kann nicht länger warten, Heinrich bleibt mir zu lange. Leb wohl, Fritz! – Ludwig nahm seinen Hut und

wollte hinaus eilen. Eberlein stand auf und sah ihn etwas verwundert an. In diesem Augenblick aber fiel ein Gegenstand hinter Eberlein zu Boden, und Ludwig konnte bei dem Anblick, der sich ihm darbot, nicht umhin, laut aufzulachen. Fritz hatte mit seiner gewohnten Vorsicht auf die Palette gesetzt, und seine Kehrseite strahlte in so herrlichen Farben, daß sie in einen Blumenstrauß verwandelt zu sein schien. Man nahm Zuflucht zur Terpentinflasche, und Bopp wurde zur Unterstützung herbei geholt. –

Dippel der Jüngere hatte sich inzwischen auf den Weg gemacht, und der Zufall wollte, daß Falk ihm auf der Straße begegnete. Sie begrüßten einander, und Ludwig fragte: Kommst du mit nach Buchensee? Ich höre, Wintersbach's ziehen hinaus!

Wie könnte ich, lieber Freund? sagte Falk. Ich habe in dieser Zeit viel Arbeit und bin zufrieden, daß ich sie habe. Zwei Porträts sind angemeldet, und außerdem –

– Es wäre daran genug, Heinrich! Uebernimm nicht zu viel Arbeit, dir schadest dir. Du siehst blaß und angegriffen aus – du solltest zu uns auf's Land kommen!

Du weißt, daß ich es nur zu gern thäte, und um so mehr, da –

Versprich mir nur, uns bald zu besuchen, wär's auch auf kurze Zeit. Leider ist die Stunde um, die ich dir heut zugedacht hatte. Ich muß den verwünschten Mstr. Whitestone aufsuchen. Denke dir nur, mein Vater hat ihm noch 2000 Thaler gegeben. Ich habe fast eine Scene mit

dem Alten darüber gehabt, zum Erstenmal in meinem Leben, und um diesen saubern Engländer! Uebrigends – ich glaube, er ist *kein* Engländer. Auf Wiedersehn denn! Leb' wohl. –

Die Stunde, welche Sara unserm Helden zu einer Unterredung bestimmt hatte, rückte näher. Falk konnte sie nicht erwarten, und der Tag däuchte ihm eine Ewigkeit. Er fühlte, daß er ebensoviel Grund habe zu fürchten, als zu hoffen, und dennoch war seine Hoffnung stärker. Er machte sich gefaßt auf neue Verstandesgründe Sara's, er legte sich eben so viel Gegenbeweise zurecht. Jemehr der Abend heran nahte, desto mehr ergriff ihn eine leidenschaftliche Unruhe und Aufregung, die sich endlich zu einem wahren Erwartungsfieber steigerte. Er zählte die Viertelstunden, die Minuten, die ihn von seinen Urtheil trennten.

Wenn Sara's Herz nicht in gleich heftiger Bewegung pochte, so war sie doch weit davon entfernt, ruhig und gefaßt zu sein. Zuweilen befiel sie eine Angst, sie werde dem Dringen des Geliebten ihre Weigerung nicht entschieden genug entgegensetzen können, denn sie kannte jetzt die ganze Gewalt seiner Leidenschaft. Einen Augenblick gab es sogar, wo ihre Empfindung triumphirte, und sie in einem Nachgeben Etwas wie eine goldne reizende Zukunft zu ahnen begann. Schnell aber und erschrocken über diesen Abfall von sich selbst ermannte sie sich wieder und glaubte bald die Kraft zu haben, ihm mit Festigkeit zu begegnen.

Ein Pavillon im Garten war zum Orte des Stelldicheins ausersehen worden. Franziska hatte versprochen, in der Nähe zu bleiben. Sie ging mit Sara durch die Gänge, und als sie Falk kommen sahen, entfernte sich die Hausfrau. Sara erschrak über Heinrich's Aussehen. Aber so sehr sie seine Veränderung auch betrübte, sie blieb standhaft.

– Ich komme nicht, um zu fragen, was du beschlossen hast, begann Falk, sondern um dir noch Einmal meine ganze Liebe zu zeigen. Er setzte ihr mit Begeisterung die Pläne auseinander, die er für das Leben gemacht hatte, und Sara sah sich genöthigt, sie zurückzuweisen, wie sie es schon einmal gethan hatte. Sie sprach mit möglichster Ruhe, er dagegen, von seinem Gefühl hingerissen, mit Lebhaftigkeit und Feuer. Beide erschöpften sich in Gründen und Gegengründen, das Gespräch schien keine günstigere Wendung nehmen zu wollen, als das frühere. –

Laß es genug sein, Heinrich! sagte Sara endlich. Du wirst mich nicht von meinem Entschlusse abbringen. Bekämpfe dich, ich weiß, du wirst es können. Wahre Geistesgröße wird nur dadurch errungen, daß wir die höchsten Erdenwünsche aufgeben.

O über diese kalte Verstandesweisheit! rief Heinrich, fast aufgebracht. Hast du ein menschliches Herz, so folge seiner Stimme, oder sage mir, daß du mich nie geliebt hast. Nein, sage es mir nicht, denn ich weiß, daß du das Wort erzwingen müßtest. Sara, ich kann dir nicht entsagen, eher dem Leben!

– So muß ich dich ganz verkennen! Ich dachte größer von dir.

Weg mit dieser Größe, sie ist Eitelkeit und Trug! Hast du nicht den Muth, deinem Herzen zu folgen, ich glaube nicht an deine Liebe! Und doch ist mir der Gedanke, an ihr zweifeln zu müssen, schlimmer als der Tod! Ich habe den Muth der Liebe, ich habe sogar den Muth, dir die ganze Tiefe meiner Schmerzen zu zeigen. Du reißest durch deine Entsagung alle Lust am Leben, jede Hoffnung, jedes Glück aus meinem Herzen. Meine Seele ist ein Spiel fieberischer Träume, streitender Leidenschaften. Regellos und verzweiflungsvoll foltern mich die Gedanken und treiben mich von Kampf zu Kampf, von Begierde zu Begierde, von Unsinn zu Unsinn. – Er sprang auf, als wolle er der Macht der ihn überstürzenden Empfindung entfliehen. – Bin ich wahnsinnig, dir das zu sagen, fuhr er fort, so bin ich's durch dich! Fast muß ich wünschen, dich nie gesehen zu haben! Ich fluche dem Wunsche und fühle doch, daß es ein härterer Fluch ist, dich zu sehen und *nicht* zu besitzen. Ich bin so ganz mit Seele und Sinnen dein, daß ich den Verlust meines Stolzes nicht beklage, ich bin so tief unter der Größe, die du verlangst, daß ich zu deinen Füßen bitte und flehe, sei mein! Sara, erhöre mich! Sei mein!

Er stürzte zu ihren Füßen nieder, seine Worte erstarben in lautem Schluchzen. Die Hände vor das Gesicht gepreßt kniete er vor ihr, es war, als ob ein Krampf seinen ganzen Körper schüttelte.

Sara war ihrer Sprache kaum mächtig. Es erschütterte sie tief, ihn so zu hören und zu sehen. Sie fühlte eine gewisse Scham, sie empfand sie in seiner Seele, ihn so

innerlich gebrochen und zerrüttet zu wissen. Er war ihr ein schrecklicher Anblick. Ihr erster Gedanke gebot ihr, seinen Stolz wieder wach zu rufen. – Heinrich! wenn du ein Mann bist, rief sie mit Strenge, so fasse dich! So darf ich dich nicht vor mir liegen sehn. Es empört mein Herz, dich schwach und erniedrigt zu erblicken! Ermanne dich, wenn du dir meine Achtung erhalten willst!

Heinrich fuhr empor. Sein Auge flammte in so furchtbarem Glanze, daß Sara sich von seinem Blicke, der wie ein Blitz durch die Dämmerung zuckte, im Innersten erschreckt fühlte. Er sah sie schweigend und starr einige Augenblicke an. Sie hörte ihn laut athmen und wendete sich geängstigt von ihm ab.

– Das also ist dein Verständniß meiner Liebe, in der dir mein ganzes Wesen zu Füßen lag! sagte er mit halb noch bebender, halb gewaltsam befestigter Stimme. Wenn es mir deine Verachtung einträgt, daß ich dich in die geheimen Irrgänge meiner Seele blicken ließ, so ist deine Achtung ein wesenloser, unfruchtbarer Besitz, den ich entbehren kann. Ich habe den Muth gehabt, mich dir von Leidenschaft überwältigt zu zeigen, nur dir und deinem Herzen, an dessen Liebe ich glaubte. Vor ihm und vor deiner Liebe durfte meine Schwäche keine Niedrigkeit sein, denn sie trug den Ausdruck der Wahrheit. In ihr mußtest du die Kraft einer Erhebung ahnen, wenn du mich liebtest. Du hast mich mit rauherer Stimme, als ich es von einem Weibe erwarten durfte, wach gerüttelt – wär mir ein Mann so begegnet, ich würde ihn auffordern, mich

zu prüfen, ob mein Stolz sich ungestraft demüthigen lasse! Doch was prahle ich vor dir! Geh hin in deiner kalten Weisheit, wenn du sicher sein willst vor jedem menschlichen Gefühl! Leb wohl!

Heinrich schritt der Thür entgegen. Sara sprang auf und ergriff seine Hand, um ihn zurückzuhalten. So darfst du nicht von mir! rief sie. Bleibe, bleibe!

– Wozu ein längeres Zögern? Wenn diese Stunde mir keine Erhörung bringen sollte, so kann sie nur ein Abschied für ewig sein. Besitz oder Flucht aus deiner Nähe!

Heinrich – wohin? Nur zu deinem besseren Selbst wollte ich dich erwecken –

– Du hast es verstanden, und mehr ist durch deinen Ruf erwacht, als dir vermuthetest! Was durch ihn zertrümmert und vernichtet wird, geht nicht für mich allein, es geht auch für dich zu Grunde. Vielleicht bedurfte es dieser letzten Demüthigung, um mich wieder zu mir selbst zu bringen. Aber glaube nicht, daß die Wandlung, die seit dieser Stunde mit mir vorgeht, ein Segen für unsre Zukunft sein werde. Die Höhe, auf welche du dich hinauf gedacht hast, ist groß, ich bekenne es, aber wahre dich, sie ist nicht unerschütterlich. Du bist ein Weib und stehst allein in der Welt, und wenn du noch so groß denkst, du wirst einst eines Beschützers bedürfen. Der Schutz, den ich dir als Gatte gewähren konnte, ist verscherzt, wer weiß, ob der Freund ihn dir so gewähren kann, als du ihn nöthig haben wirst!

Sara hörte ihm halb erstarrt zu. Es war fast dunkel geworden, sie konnte seine Mienen, sein Auge nicht mehr

deutlich sehen. Aber die plötzliche Festigkeit seines Wesens wirkte dämonisch auf sie, aus seiner Stimme klang eine mit aller Gewalt zurückgedämmte Bewegung, und seine ahnungsschweren Worte fielen tief und lastend in ihr Herz. So hatte sie sich den Ausgang dieses Auftrittes nicht gedacht. Das Bewußtsein ihrer Kraft verließ sie, sie sank erschöpft auf einen Sessel nieder.

Du hast's erreicht, fuhr Falk nach einer Pause fort, du sollst keinen neuen von mir zu erwarten haben. Auch ich bin jetzt zu Ende. Leb wohl!

Er schritt hinaus und verließ den Garten. Sara saß noch Minuten lang in dem Pavillon empor, und ein Grauen überkam sie, da sie sie sich allein sah. Sie stürzte hinaus und blickte umher. Es war ihr, als solle ihr von diesem Augenblicke an seine Gestalt für ewig entschwinden. Nur seinen Schatten wollte sie wie in der Entfernung noch einmal sehen. Sie that einige Schritte – da schwindelte ihr, und sie taumelte an einen Baum, an den sie sich anklammerte, um nicht zu Boden zu sinken. – Sie hörte leichte Tritte den Gang herauf kommen. Franziska war es.

Ist er gegangen? fragte sie.

Sara legte schweigend ihren Arm in den der Freundin. Franziska fühlte ihr Beben, ihre Erschöpfung und sagte: Diese Stunde ist Ihnen schwerer geworden, als Sie erwarteten – war es ein Abschied?

Für ewig! entgegnete Sara mit gebrochner Stimme.

Bleiben Sie den Abend auf Ihrem Zimmer, liebe Sara. Es ist allerlei Besuch gekommen, um uns vor der Abreise noch zu sehen. Sie würden sich unter Menschen beklemmt fühlen. Ich komme später zu Ihnen herauf. –

Sara that, wie die Freundin ihr vorgeschlagen hatte. Als sie sich allein sah, warf sie sich auf das Sopha und ließ das schöne Haupt auf beide Arme sinken. Jetzt erst fühlte sie die ganze Schwere ihres Verlustes. Sie empfand einen Schmerz im Herzen und rang nach Thränen, aber sie schienen versiegt, und mit trocknem brennendem Auge starrte sie vor sich hin. Zum Erstenmal seit langen Jahren kam sie sich einsam und verlassen vor. Sie erkannte, daß sie ihre Glück verscherzt habe, und konnte nicht umhin, den Freund in dieser unglücklichen Stunde zärtlicher als jemals zu lieben. Zugleich aber hatte sie die Ueberzeugung, daß ihre letzte Weigerung sein Herz vollkommen umgestimmt habe. Sie sah seine hohe schlanke Gestalt in der Dunkelheit noch immer vor sich stehn, sie bebte noch immer vor dem Ton seiner Stimme, sie schauderte vor seinen letzten Unheil weissagenden Worten. Sie wußte, daß sie seine hoffnungsvolle Welt der Liebe zerstört habe, und fühlte, daß die ihrige mit zu Grunde gegangen sei. Und aus den Trümmern stiegen höhnende, quälende Dämonen auf und setzten sich im Kreise um sie her und sahen sie mit stieren Augen an, daß sie zusammen zuckte und ihr Antlitz von Neuem verbarg.

Sie bereute ihre Härte, und ihr ganzes System der Entsagung kam ihr wie ein Wahnsinn vor. Das ganze verlorene Glück stand ihr plötzlich bezaubernd vor der Seele.

Sie sah den Geliebten an ihrer Seite Großes und Herrliches hervorbringen, seine Kreise dehnten sich, sie sah ihn bewundert, beneidet und unerreicht in seiner Kunst und sah sich als die glücklichste der Frauen. Und nun war es vorbei, ein Traumgebild, und geschieden gingen beide vereinsamt durch die Welt! Wird er glücklich sein? Wird er das Ziel, zu welchem meine Entsagung ihm den Weg bahnen sollte, erreichen? Wird er – und das war die verhängnißvollste Frage – wird er noch mein Freund sein wollen, da ich seine Liebe getödtet habe? Nein! rief es in ihr. Ich habe ihn von mir getrieben, habe ihn für ewig verloren!

Franziska kam noch spät, um Sara's Gepäck für die Reise in Ordnung bringen zu helfen. Die Freundinnen sprachen wenig und trennten sich mit einem Kusse. Kein Schlaf senkte sich über Sara's Augen, die Stunden der Nacht waren erfüllt von qualvollen Gedanken. Bleich und ermattet stieg sie in der Frühe des Morgens in den Wagen, um mit der Familie nach Buchensee zu fahren. –

Als Falk am Abend den Garten verlassen hatte, war es, als ob die gewaltsame Anspannung seines Geistes und Körpers ihn mit einem Ruck aus seinem ganzen früheren Wesen herausgetrieben hätte. Die leidenschaftliche Aufregung war gewichen, an ihre Stelle war eine unnatürliche Kälte und Ruhe getreten. Er hatte mit seinen Wünschen und Hoffnungen gebrochen, und es dünkte ihn nicht schwer, nun mit seinem ganzen Leben zu brechen und ein neues zu beginnen. Sara's Gestalt war ihm des

Farbenzaubers, des lebendigen Odems beraubt, er sagte sich, daß sie kein Herz habe, nicht empfinden könne, daß alles Hohe und Edle, was er sonst in ihrem Wesen gesehen, trügerischer Schein gewesen sei. Er fühlte sich nicht entwürdigt durch den Auftritt, in dem er ihr eine Schwäche gezeigt hatte, er glaubte sich auch nicht beleidigt von ihr. Ein herber, eisiger Trotz erfüllte ihn. Die Zukunft stand ihm lebhaft vor Augen. Er sah Sara vermählt, sah sie in sogenannten glänzenden Verhältnissen und sah sich selbst – hohnlachend und gleichgültig an ihr vorüberschreiten. Er beschloß die Stadt zu verlassen, in die Welt zu gehn. Durch unausgesetzten Fleiß hoffte er sich die Mittel zu einer Reise nach Italien zu ermöglichen. Da wollte er thätig sein und in reger Arbeit zu vergessen suchen. Diese letzteren Gedanken beschäftigten ihn eine Weile fast ausschließlich. Er war aus der Stadt hinausgegangen und sah sich auf der Landstraße, wohl Stunden weit von seiner Wohnung entfernt. Es war eine warme Nacht. Als er nach Hause kam, schritt er noch einmal durch den Garten. Da bemächtigte sich seiner eine bleierne Müdigkeit, und er fiel auf einer hölzernen Gartenbank in einen Ohnmacht ähnlichen Schlaf. Als er erwachte, hörte er die Hähne krähen, aber es war noch dunkel, und die Sterne standen am Himmel. Er ging in das Haus, warf sich auf das Bett und erwartete halb wachend, halb schlafend den Morgen. Da hörte er in der Entfernung einen Wagen rollen. Er sprang auf. Da fahren sie hin! rief es in ihm. Sein Fenster ging nicht nach der

Straße, er gab es auf, sich vom Garten aus zu überzeugen, ob es Wintersbach's gewesen, die vorbeigefahren. –

Bopp trat herein, um ihn, wie er jeden Morgen pflegte, zu wecken. Ich soll Sie auch grüßen! sagte er.

Von wem? fragte Falk.

– Wie ich eben mit dem Frühstück vom Bäcker kam, fuhr die Frau Präsidentin mit den Damen vorbei. Sie guckten alle nach unserm Garten, und als sie mich sahen, da nickten sie und riefen: Grüß Herrn Falk!

Du bist ein guter Junge, Bopp! Ich danke.

– Soll ich das Frühstück bringen?

Falk nickte, und Bopp sprang hinaus. Heinrich ging in seine Werkstatt. Er stand vor Sara's Bilde, und eine tiefe Wehmuth überkam ihn. Die Stimmung des gestrigen Abends hatte andern Empfindungen Platz gemacht, und er fühlte, daß seine Liebe keineswegs entschwunden sei. Aber die Hoffnung war verloren. Da leuchtete ihm das schöne Antlitz aus dem Bilde entgegen, und die ganze Seligkeit der Stunden, da er die Geliebte gemalt hatte, stand noch Einmal vor ihm. Und doch, er wußte, daß nun Alles vorbei sei, daß er Nichts mehr wünschen dürfe. Es war ein schmerzliches, aber kein vernichtendes Gefühl mehr. Langsam durchschritt er seine Werkstatt, indem er zuweilen vor dem Andenken verblühter, glücklicher Tage stehen blieb. Er kam zu der Ansicht, daß der gestrige Abschied von Sara ein zu herber gewesen sei, und daß er ihr brieflich noch ein versöhnlicheres Wort sagen müsse. Er wunderte sich selbst, daß er nicht mit heftigem Schmerz

an den Abschied dachte, daß er überhaupt an ihn denken konnte. Dennoch aber fühlte er die Thatsache, daß er es aufgegeben habe, die Geliebte zu besitzen. In manchen Augenblicken war's ihm, als hätte er über Nacht seine Natur verändert und stehe als ein fast fremdes Wesen vor sich selbst.

In solchen Gedanken war er vor dem Bilde Sara's verloren, als er eine Gestalt in der Thür erblickte, in welcher er den Präsidenten erkannte. Herr von Wintersbach in seiner Werstatt zu sehen, und in dieser Frühe, das mußte ihn überraschen.

Der Präsident entschuldigte sich wegen der ungewöhnlichen Stunde seines Besuchs. Ich wollte mit Ihnen allein sprechen, sagte er, was mir in meinem Hause vielleicht nicht so schnell gelungen wäre. – Er machte ihm hierauf jenen schon erwähnten Vorschlag, Edgar's Reisebegleiter nach Italien, vielleicht sogar nach Aegypten abzugeben. Er verschwieg ihm nicht, daß Edgar diesem Plane widerstrebe, und daß er selbst in der That nicht ganz frei sein werde. Schließlich gab er seinem Antrag nochmals die Form einer Bitte, so daß Heinrich nur angenehm dadurch berührt werden konnte. Da diese Vorschläge sehr in den Plan paßten, welchen Falk sich gemacht hatte, so ging er gern darauf ein. Er versprach sein Möglichstes, Edgar dafür zu bestimmen, und sagte dem Präsidenten besten Dank.

Herr von Wintersbach war sehr erfreut darüber und verbat jede Danksagung, da er selbst vielmehr sich zum

Dank gegen ihn verpflichtet fühle. Er betrachtete anerkennend einige Gemälde, Skizzen und Studien an der Wand und warf einen Seitenblick auf Sara's Porträt. Falk bemerkte es und rückte das Bild in ein besseres Licht.

Vortrefflich aufgefaßt! warf der Präsident hin. Es ist vielleicht das Beste von Ihren Porträts.

Es war auch eine glückliche Zeit, da ich es malte! sagte Falk.

Der Präsident sah ihn prüfend an. Ich glaube es! entgegnete er ruhig. Solche Zeiten kommen im Menschenleben gewöhnlich nur Einmal vor. Ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie den Ernst, der meist die schöne Poesie der Jugend verschwinden macht, als berechtigt erkennen werden.

Herr Präsident, begann Falk, ich habe Sie noch um Verzeihung zu bitten.

– Wie so, lieber Falk?

Ich habe mich in Ihrem Hause, das mir fast eine zweite Heimath geworden, vielleicht nicht immer so betragen, wie ich sollte. Eine leidenschaftliche Verblendung warf mich von einem Aeußersten zum Andern. Das wird aufhören. Im Angesicht dieses Bildnisses bekenne ich Ihnen, daß ich meine Hoffnungen aufgebe und suchen werde, mich mit Ruhe in das Unabänderliche zu schicken.

Herr von Wintersbach traute seinem Gehör kaum. Seine Gattin hatte ihm vor ihrer Abreise erzählt, daß gestern Abend eine letzte Erklärung zwischen den Liebenden stattgefunden. Da sie sich sehr über Falk beunruhigt

zeigte, gab er ihr das Versprechen, ihn selbst aufzusuchen. Dem Präsidenten entging das verstörte Aussehen des jungen Künstlers nicht, doch war er auf Schlimmeres vorbereitet gewesen. Als er die letzten Worte Heinrich's vernahm, blickte er ihm ruhig in's Auge und reichte ihm die Hand. Falk, sagte er, Sie haben es vermocht, mir von Jahr zu Jahr eine größere Achtung einzuflößen! Ich wünsche Ihnen Glück zu dieser männlichen Festigkeit. Nehmen Sie die Versicherung, daß ich Sie um dieser Mittheilung willen nur um so höher schätze!

Er schüttelte ihm die Hand mit Herzlichkeit. Ich weiß, fuhr er fort, daß eine solche Ueberwindung nicht leicht ist, aber Sie, als ein innerlich und äußerlich gesunder, kräftiger junger Mann, Sie werden über den Berg kommen. Sicherlich fühlen Sie selbst, daß Sie noch viel im Leben zu thun und zu lernen haben, wobei Sie frei und ungebunden sein müssen. Sie haben Verstand und richtiges Gefühl, und so wird Leidenschaft Sie nie völlig besiegen können. Ach! – Sie sind der innigste Freund meines Sohnes – sein Sie es ganz, lieber Falk! Sein Vater ist's, der viel in Ihre Hände legt! Nun – leben Sie wohl! Noch Eins. Ich bitte Sie, in der Zeit der Abwesenheit meiner Familie unser täglicher Tischgenosse zu sein, – wenn Sie sich abmüßigen können. Edgar wird der Gesellschaft bedürfen. –

Der Präsident ging. Falk's Gedanken waren in eine ruhigere Bahn gelenkt, aber dennoch war sein Herz beklemmt, und hin und wieder zuckte der Schmerz noch einmal auf und drohte mit alter Heftigkeit um sich zu

greifen. Eine Leidenschaft, wie die unsres Freundes, ist nicht mit einem Schlage zu besiegen. Kaum bemeistert, zerreißt sie plötzlich ihre Ketten und muß noch oft niedergerungen werden, bis sie vollkommen gebändigt und ihrer Kraft beraubt ist. Falk hatte den festen Entschluß gefaßt, seiner weichen verlockenden Regung mehr Gehör zu geben. Das Versprechen, welches er von freien Stücken dem Präsidenten abgelegt, schien ihm jetzt eine verpflichtende Macht. Das Geheimniß seiner Entsagung war nicht mehr sein, ein Anderer wußte darum, und er hatte mit Ernst darüber zu wachen, daß ein Rückfall ihn nicht in den Augen des Andern herabsetzte.

Gleichwohl aber hielt er seinen Plan aufrecht, an Sara zu schreiben und den inneren Abschied, den er von ihr genommen, milder und versöhnlicher zu stimmen. Nachdem er den Garten mehrmals durchschritten hatte, setzte er sich nieder, um den Brief zu beginnen. Aber er wurde unterbrochen, denn man pochte an die Thür, und Bertram, der Musikus, trat in das Zimmer.

Bertram war keine ganz ungewöhnliche Erscheinung in Falk's Wohnung. Die Bekanntschaft, welche in so eigenthümlicher Weise vor mehreren Jahren angeknüpft worden, war lange Zeit bedeutungslos geblieben. Sie grüßten einander auf der Straße, sprachen auch wohl zusammen. Falk wußte, daß der Musikus jetzt in vielen Häusern Clavierunterricht gebe und in ungleich besseren Verhältnissen sei. Aber sein immer mürrisches, verschlossenes Wesen gab ihm in Falk's Augen nicht eben

etwas Anziehendes. In der letzten Zeit jedoch, und vorzüglich seit Falk seine eigne Werkstatt eingerichtet hatte, war Bertram schon öfter zum Besuch bei ihm eingetreten. Der finstre, ungesellige Mann schien eine Zuneigung zu ihm gefaßt zu haben, es war nicht zu verkennen, daß er mit einer Art von wehmüthiger Bewunderung dem Treiben des strebsamen jungen Künstlers zusah. Er ließ sich von den Ereignissen seines Lebens erzählen und sah ihm lange bei der Arbeit zu. Mehrmals schon hatte er ihm versprochen, ihm auch die Geschichte seines Lebens zu Nutz und Frommen zu geben, und Heinrich vermuthete, daß er von ernsten Dingen werde zu berichten haben. Noch immer aber zauderte Bertram damit und verschob, wenn Falk ihn an sein Versprechen mahnte, die Erzählung auf eine spätere Zeit. Sara's Porträt betrachtete er mit großer Bewunderung, und da es ihm nicht entging, daß Heinrich an diesem Bilde mit mehr als gewöhnlichem Antheil arbeitete, so wurde es ihm nicht schwer, nach und nach dem Sachverhalt auf die Spur zu kommen. Falk war arglos genug, ihm von seiner und Sara's Kindheit manches zu erzählen, und Bertram schien Antheil genug an diesen einfachen Berichten zu nehmen, um das Gespräch bei jedem Besuche wieder darauf zu bringen. – Heut jedoch kam Bertram's Besuch unserm Freunde sehr ungelegen. Er war innerlich mit dem Briefe beschäftigt und wenig zur Unterhaltung aufgelegt. Ebenso zeigte sich Bertram zerstreut und schien Etwas auf dem Herzen zu haben, dessen er sich doch nicht zu entledigen vermochte. Ziemlich einsilbig saßen beide eine Weile beisammen. Endlich

begann Bertram: Daß Stillfried wieder umherschleicht wissen Sie wohl?

Falk bejahte es. – Und von Neu-Bethesda haben Sie auch gehört? fragte der Musikus weiter.

– Es ist öfter davon die Rede gewesen.

Es wird ein erstaunlich frommes und schönes Institut werden! Glückliche Generation, die der Welt aus dieser Schule erwachsen soll! Ich bin überzeugt, daß der Mitunternehmer und Geschäftsführer der Anstalt, Herr Whitestone, ein eben so nichtswürdiger Schurke ist, als der gottesfürchtige Herr Stillfried.

– Wer ist dieser Whitestone? fragte Falk. Wissen Sie Näheres über ihn?

Noch nicht, aber ich hoffe es zu ergründen. Ich bin nicht so unthätig, als man mich glaubt! Soviel jedoch vermuthe ich – erstens, daß Mstr. Whitestone kein Engländer ist, und ferner, daß das beabsichtigte Institut zum Wohle der Menscheit niemals eröffnet werden wird. O freilich, man entfaltet eine große Rührigkeit! Die reichsten Männer der Stadt haben sich daran betheiligt, Herr Whitestone scheint ein gewiegter Geschäftsmann, und die Gebäude wachsen in Neu-Bethesda aus dem Boden. Und während Herr Whitestone den äußeren Geschäften vorsteht, versteht Meister Stillfried die innere Mission der Unternehmung. Er kriecht in den vornehmen Familien, zehn Meilen im Umkreise, umher, giebt ebenso als liebenswürdigen Weltmann, wie als frommen Diener des Herrn, und speculirt auf Zöglinge. Er ist einst wegen

Wuchers aus dem Hause des Präsidenten von Wintersbach entfernt worden – das weiß man entweder nicht mehr, oder hat es nie erfahren, oder glaubt nicht an die Beschuldigung, die einen so christlichen, gemüthvollen Mann betroffen hat. Da wohnt ein paar Stunden von Neu-Bethesda eine Generalin von Havelstein –

– Nun? Was ist es mit der Dame?

Sie kennen sie?

– Oberflächlich.

Hat sie noch jüngere Söhne?

– Nein – so viel ich weiß. Ich kenne nur einen, und der ist um mehre Jahre älter als ich.

Kurz und gut, Stillfried ist sehr viel auf ihrem Gute. Ich weiß es. Ich kenne einen ihrer Bedienten. Sie benutzt den Diener als Spion für ihren Sohn, ich bediene mich seiner als Spion für meinen Fuchs.

– Sie scheinen in der That seinen geheimen Wegen gut nachzuspüren!

Das thu' ich, denn mein Zweck ist, ihn dahin zu bringen, wohin er gehört – in's Zuchthaus, Wie gesagt, Stillfried ist so eine Art von Vertrauter der Generalin. Anfangs behandelte sie ihn wie einen Hund, doch darüber kam er hinaus und ließ sich die Schande nicht verdrießen, um sein Ziel zu erreichen. Welche Schurkerei er bei ihr in's Werk zu setzen sucht, weiß ich nicht, so viel aber ist gewiß, daß er sich den Rang eines Vertrauten bei ihr zu erschwindeln gewußt hat. Sie würden gut thun, Herr Falk, dem jungen Herrn von Havelstein gelegentlich einen Wink zu geben.

– In welcher Form sollte ich das thun? Es ist ein mißliches Geschäft. Havelstein ist so schon mit seiner Mutter – Heinrich hielt inne, um nicht zu viel zu verrathen.

Sie brauchen nicht ängstlich zu sein, entgegnete Bertram. Ich weiß, daß er mit der Generalin schlecht steht. Aber sie könnten ihn warnen vor seinem Bedienten, denn der steht im geheimen Solde der gnädigen Mama. Es ist eine niederträchtige Welt, in der wir leben, mein guter junger Herr! Sie selbst kennen vielleicht erst ihre glänzende Außenseite, doch ich will Ihnen nicht länger zur Last fallen. Ich verreise auf einige Zeit, leben Sie inzwischen wohl. Ich könnte Ihnen auch sagen, wohin ich reise, denn Sie werden es mit der Zeit doch erfahren, aber –

– Sie wollen mich neugieriger machen, als ich zu sein pflege, sagte Falk.

Thu' ich das? Noch Eins. Trauen Sie keinem schönen Gesicht! Die Hölle hat es schön gemacht, um die Jugend zu verlocken. Es giebt keine Engel auf Erden. Sie sind bei aller Lebenslust eine gerade, edle Natur – aber auch die hat ihre angreifbare Seite! Hüten Sie sich – Bertram that einen Seitenblick nach Sara's Bilde.

– Was soll mir das Alles? fragte Heinrich.

Die Antwort, wenn wir uns wiedersehn! entgegnete Bertram, indem er das Zimmer verließ. –

Falk fühlte sich durch diesen zweiten Besuch aus der Sammlung gebracht, die er sich erst mühsam errungen hatte, um den Brief an Sara zu beginnen. Die räthselhaften Vermuthungen und Andeutungen Bertram's hatten

allerlei Gedanken in ihm aufgeregt, die ihn zerstreuten und verstimmten. Er sah auf die Uhr und fand, daß es Zeit sei, sich zu einer Sitzung bereit zu halten. Bald darauf hatte er seine Werkstatt voll von Damenbesuch, da eine Mutter, eine Tante und zwei Cousinen als Ehrenwache der jungen Dame, welche er zu malen hatte, mitgekommen waren. Es schien, als vereinigte sich im Verlauf mehrerer Tage Alles, um ihn nicht zu seinem Vorsatz kommen zu lassen. Denn es war kein gewöhnlicher Brief, den er aufzusetzen hatte! Endlich fand er Muße und Stimmung. Aber er ließ das schon fertige Schreiben noch einige Tage liegen und vermochte es erst über sich, dasselbe abzuschicken, nachdem zwischen dem Entschluß und der Ausführung eine Woche vergangen war.

Vierunddreissigstes Kapitel.

Die Kränze und Gewinde, womit man in Buchensee auf Ludwig's Veranstaltung zum Empfang der Damen geschmückt hatte, waren schon welk und den abgenommen. Aber dafür blühte der Garten in voller Sommerpracht, der Laubwald rings umher stand in allen Schattirungen von üppigem Grün, und von der weiten Fläche des See's wehte erquickende Kühle herüber. Im Garten ging es von früh bis spät fröhlich und lebendig her. Franziska's Knaben spielten und sprangen auf den Rasenplätzen, und die Gestalten der jungen Damen, in leichten Sommergewändern, schwebten zwischen Blumen und Buschwerk durch die Kiesgänge. Gertrud war auf einige

Tage zum Besuch gekommen. Sie hatte eine schöne volle Altstimme, und so ertönte, da auch Eugenie zu singen verstand, oft Musik aus dem Gartensaale. Der Lieblingsplatz der Familie war unter einer breitästigen alten Buche. Während auf der Terrasse am See die Sonne den Tag über brannte, war es hier kühl und schattig, und überblickte man doch auch von hier aus ein Stück des blauen Wasserspiegels. Ludwig kam, so oft es seine Zeit erlaubte, um den Damen ein Stündchen Gesellschaft zu leisten, und war ein gern gesehener Gast. Gleichwohl aber wurde er eine ungewöhnliche Befangenheit nicht los, welche sich durch Eugenien's kleine Spöttereien und boshafte Anspielungen nur noch steigerte. Auch Sara mußte manches verlegende Wort des übermüthigen Mädchens überwinden.

Eugenie war nämlich seit einiger Zeit allen Ernstes eifersüchtig auf Sara'n geworden. Sie hatte von diesem Abende des Junggesellenthees an ein lebhafteres Interesse für Xaver gewonnen, und es schien, daß dies gegenseitig sei. Er huldigte ihr in jeder Weise, und schon hatte Tante Finette die Vermuthung ausgesprochen, daß Beide ein Paar werden würden. Nun aber unterhielt sich Xaver auch gern mit Sara, ohne ihr jedoch den Hof zu machen. Denn er hielt sie mit Falk insgeheim versprochen und trug zu große Achtung vor seinem Schulfreunde, als daß er sich absichtlich in ein augenscheinlich glückliches Verhältniß hätte hineinspielen wollen. Eugenie aber glaubte in diesen Unterhaltungen mehr argwöhnen zu müssen,

und wenn sie sich dazu verstehen mußte, ihren innersten Groll gegen Sara zu verschließen, so konnte sie doch nicht umhin, mit anscheinender Liebenswürdigkeit ihre vermeintliche Nebenbuhlerin zu peinigen und in ausgesuchter Feinheit zu verletzen.

Sara schien dies wenig zu beachten suchte sich aber von Eugenien so fern als möglich zu halten. Um so enger schloß sie sich dafür an Gertrud an. Bei dieser jüngeren Freundin fand sie ein Verständniß, welches im Laufe weniger Tage zum innigsten Herzensbunde der beiden Mädchen führte.

Gertrud war in engen und einfachen Verhältnissen aufgewachsen. Glückliche Familienbande und ihr beschränktes Leben auf dem Lande hatten ihr Herz rein und ungetrübt, ihr Wesen natürlich erhalten. Sie hatte nicht Bedeutendes erlebt, das ihrem Charakter eine besonders ernste und strenge Richtung hätte geben können, aber ihr Wesen war in sich ernst und innerlich fest angelegt. Ein natürlicher Takt ließ sie immer, in Wort und Handlungen, das Richtige treffen. Sie war nicht wie Sara eine großartige und heroische Natur, aber sie war normal und edel in Allem, was zu einer rein weiblichen Natur gehört. Ihre Schönheit hatte nicht die herausfordernde Pracht Sara's, sie war groß und schlank, jugendlich anmuthig, in ihren Zügen war ebenso viel ruhige Klugheit als Gemüthstiefe zu lesen. Was sie geistig oder gemüthlich erfaßte, dem ging sie auf den Grund, ohne grübelnd darüber hinaus zu denken. So war sie auch in ihrem Handeln. Ihre

Mutter kränkelte viel, und so stand Gertrud an der Spitze des Hauswesens und bemutterte und erzog ihre sechs jüngeren Geschwister mit Hingebung und aufopfernder Liebe. Sie war zufrieden und bescheiden in ihren Ansprüchen. Ein gutes Buch in einer ruhigeren Stunde war ihr ein um so größerer Hochgenuß, als solche Stunden selten kamen und nie ein übersättigtes oder verkränkeltes Gemüth in ihr fanden. Für Sara hatte sie vom Augenblicke der Bekanntschaft an eine Zuneigung gefaßt, welche oft zur Bewunderung wurde, und so regte die jetzt nähere Bekanntschaft mit ihr all ihr Denken und Empfinden auf das Lebhafteste an und gewährte der Freundin Vertrauen, Trost und Antheil in reichstem Maße. Heinrich's frühe Liebe zu Sara kannte Gertrud aus seinen eignen Erzählungen während jenes Sommers, da er in Buchensee malte. Das erneuerte Verhältniß der Liebenden war unter Freunden und Bekannten ein lautes Geheimniß und so konnte es Gertrud nicht verborgen bleiben, daß dieses anscheinend glückliche Verhältniß schmerzlich und kummervoll für die Betheiligten geworden war. –

Innerlich halb gebrochen, vor sich selbst gedemüthigt und hoffnungslos hatte Sara die Stadt verlassen. Aber die Neuheit der Umgebung, das Landleben, die frische Anmuth der Gegend und vor Allem der Gewinn einer verstehenden Freundin stimmten sie ruhiger. Zuweilen fühlte sie ihre Brust wie von neuer Hoffnung schwellen, und alle Verwirrung schien ihr gelöst. Schon nach einigen Tagen athmete sie freier, ein Gefühl, wie von froher Erwartung, erfüllte sie, eine Empfindung von Jugendfreude,

über die sie halb erschrak, und sie doch halb willkommen hieß.

Eines Tages saßen Gertrud und Sara im Kahne und fuhren, da sie beide das Ruder zu führen wußten, weit in den See hinein. Trotz ihrer breiten Sommerhüte und der frischen Seeluft brannte die späte Nachmittagssonne doch noch heiß genug, und so lenkten sie den Kahn gegen das Ufer hin, wo sie im Schatten weit überhängender Aeste langsam hinglitten. Sara hatte der Freundin von den letzten schmerzlichen Begegnungen mit Falk erzählt.

Gertrud schwieg eine Weile gedankenvoll. Entsagen! rief sie dann. Alle deine Gründe dafür scheinen mir unhaltbar, und ich kann es Heinrich nicht verargen, wenn er darin einen Mangel an Liebe erblickt. Entsagen soll man nur dann, wenn man dadurch zu dem Glücke eines Andern beitragen kann. Wird aber Falk dadurch glücklich?

Es giebt etwas Höheres, als das Gefühl des Glückes, entgegnete Sara. Das Streben, in einer großen Lebensaufgabe Etwas zu leisten, das Bewußtsein, ein erhabenes Ziel erreicht zu haben!

– Und darum soll man auf inneres Glück verzichten? Wie Viele werden erschlafft durch das Glück! fuhr Sara fort. Wie Viele, die das Höchste erleben mit ihren besseren Kräften zu Grunde, wenn das Herz ein Ziel in einer glücklichen Liebe gefunden hat. Nichts ist kläglicher, als ein Mann, der durch weichliches Gehenlassen seine innere Kraft erschlafft, der die Spannung der Seele verloren

hat, das Gute, Edle, Große zu erschaffen, zu dem die Natur die Keime in ihn gelegt hat. Und gar den Geliebten in dieser trostlosen Lage zu sehen, das wäre eine Selbstanklage – oh, das wäre innerer Tod!

Hier sind zwei Fälle denkbar, erwiederte Gertrud. Entweder man denkt geringschätzig von dem Geliebten, und dann hört mit dem ersten Zweifel an seinem Charakter auch die Liebe auf – wenn das überhaupt Liebe ist, was aufhören kann. Oder man denkt unumstößlich groß von ihm, und dann ist kein Zweifel möglich, dann steigt er nie von der Größe herab, auf welcher wir ihn sehen. Ja, wenn die ganze Welt aufträte und seine Größe anzweifelte oder antastete, – wenn wir ihn lieben, so ist er für uns der Größte und wird es in Ewigkeit bleiben!

So blind soll die Liebe sein? fragte Sara.

Nicht blind, sagte Gertrud, aber vom höchsten, vom unumstößlichsten Vertrauen erfüllt! Und, Sara, wo ein wirkliches Talent vorhanden ist, da wird es sich auch aus jedem Drangsal emporheben. Das Leben mag an ihm nagen, der Sturm der Jahre darüber hinweggehen, es mag scheinbar geknickt und verloren liegen – plötzlich steht es in aller Kraft wieder auf, und herrlicher, als die Welt es geahnt hatte. Diese Zuversicht müßte das Weib haben – so weit ich das verstehe. Du liebst Falk und bist doch so unbegreiflich – Sara, fast glaube ich, daß du nur sein Talent liebst, nicht ihn! Und was willst du von ihm? Spricht nicht alle Welt rühmlich von ihm? Erwarten nicht Alle, die ein Urtheil über seine Leistungen haben, Außerordentliches von ihm? Laß dir eine Furcht gestehen,

Sara, die ich nicht länger verbergen kann. Da dein Entsagungsentschluß mit seinen beabsichtigten Folgen ein erkünsteltes System ist, keine Nothwendigkeit, die sich frei aus dir entwickelt, so wird, so kann es nie zum Guten ausschlagen. Willst du wirklich verzichten, und geht ihr getrennt durch das Leben, welche Bürgschaft hast du für die Erfüllung deiner Absicht? Wenn er das Ziel, das du ihm wünschest, doch nicht erreichte, was dann? Ihr wäret Beide unglücklich, doppelt unglücklich! Aber gesetzt, Du folgtest endlich deinem Herzen und würdest sein Weib – was ich immer noch nicht aufgebe; dann, Sara, gehst du mit deinen auf Ruhm und Erdengröße gerichteten Plänen einer andern Gefahr entgegen. Du wirst ihn gewaltsam in Bahnen hinein treiben, die er von freien Stücken vielleicht niemals betreten hätte, für die er wohl gar nicht geschaffen ist. Und so, aus dem natürlichen Entwickelungsgange herausgerissen, wird er weder das Ziel erreichen, das du ihm zeigtest, noch das andre, auf welches die Natur ihn gewiesen. Das wäre ein Fall, wo das Weib die Geißel des Mannes würde, ein Mißbrauch des weiblichen Einflusses, der sich furchtbar rächen könnte!

Sara erschrak in tiefster Seele. Schon kam sie sich wie die Geißel, wie der böse Dämon des Geliebten vor, und ein Schauder ging durch ihr Herz. Sie erstaunte über die Wärme, mit welcher Gertrud Falk's Sache führte. Schweigend legte sie das Ruder nieder und stützte bewegt das Haupt auf den schönen Arm.

Verzeih' mir, liebe Freundin, fuhr Gertrud fort, daß ich so hart zu dir rede! Ich wollte aufrichtig sein. Denke an sein Glück, Sara, und an das deine! Was darüber ist, überlaß dem Schicksal. Auch aus dem Gefühl und Genusse des Glückes kann Großes für die Welt hervorgehn, wie nicht jede Frucht der Gewitterstürme bedarf, um zu reifen. Wie groß kann der Einfluß einer Frau werden, die mit reinem Antheil und scheinbar unbetheiligt das Streben des Mannes begleitet! Ach, ihr seid wunderliche Leute, und ich möchte allen Ernstes – lachen! Beide schön und glänzend, beneidenswerth durch die herrlichsten Gaben, beide fähig glücklich zu sein – und ihr macht euch das Leben so schwer!

Sara seufzte tief auf. Du bist so gut und liebevoll, sagte sie, du nimmst so treulich Antheil an uns!

Sie waren an eine Stelle des Ufers gekommen, wo hohes Schilf sich weit in den See erstreckte. Dazwischen standen Weiden, Gestrüpp und Gebüsch, aus welchen einige Erlenstämme sich schlank empor hoben. Ein abgerißnes Uferstück bildete eine Insel, aber unzugänglich und versumpft. Hier entfaltete sich die prächtigste Vegetation von blühenden Wasserpflanzen. Röthliche Blumenbinsen, weiße und gelbe Seerosen blühten um die Wette, und um das Gestrüpp schlangen sich Windenranken, übersät von tausend alabasternen Blüthenkelchen. Gertrud lenkte den Kahn in den Kanal zwischen dem Ufer und der Insel, und die Mädchen sahen sich unter den überhängenden Zweigen wie von einer grünen Nacht

umgeben. Die Wipfel schlossen sich zu einer smaragdenen Kuppel zusammen, in deren höchstem Kreise das glühendste Sonnengold spielte und seine Reflexlichter auf das dunkle Gewässer warf. Langsam glitt der Kahn durch das Chaos von Blumen und Laubwerk.

Ja, begann Gertrud von Neuem, ich nehme den herzlichsten Antheil an euch, an dir, so wie an Falk, denn auch er ist mir theuer. Ich habe einst glückliche Tage mit ihm verlebt – wir waren halb noch Kinder. Siehst du dort die seichte Uferstelle, da wo die Binsen stehn? Einst fuhr ich mit ihm, so wie jetzt mit dir, über den See. Er las mir aus der Odyssee vor. Da überfiel uns ein Gewitter, der Kahn saß auf dem Grunde fest, und er trug mich an's Land. Wir konnten vor Lachen über unser Abenteuer kaum zu uns kommen.

Sara blickte auf. Warum hast du mir das nie erzählt? fragte sie.

Nun – ich erzähle es dir ja heut! entgegnete Gertrud. Wir kennen uns erst so kurze Zeit.

– Allein Heinrich? Warum sprach er mir nie davon? Ich weiß, daß er einst eine Zeitlang in Buchensee wohnte, um den Saal auszumalen, aber von seiner Freundschaft mit dir hat er mir nie erzählt.

– Er legt eben kein Gewicht darauf, sagte Gertrud mit Ruhe. Wir waren, wie gesagt, noch Kinder.

Gertrud erzählte unbefangen, auf Sara's Verlangen, von den Erlebnissen, von dem Verkehr mit Falk während eines Sommers. Es waren frohe Erinnerungen, die sie mittheilte, sie sprach mit Wärme und unbefangener

Heiterkeit. – Auch von dir erzählte er mir oft, sagte sie, und so kenne ich dich schon lange.

– Von mir erzählte er dir?

Gewiß, und wie oft! Wie war ich neugierig, wie brannte ich darauf, die Geliebte meines Freundes, die er mir so herrlich schilderte, kennen zu lernen, und wie wenig ahnte ich, daß sie einst meine Freundin werden würde! Freilich bis dahin sollte eine lange Reihe von Jahren vergehen.

– Und bliebt ihr während dieser Zeit nicht befreundet?

Seit dem Tage, da wir uns am Ufer Lebewohl sagten, war unser Verkehr zu Ende. Er kam Jahre lang nicht in unsre Gegend, ich nicht nach der Stadt. Es war wie ein frisches, fröhliches Sommer-Idyll, das wir durchlebt hatten, und das zu Ende ging, als der Herbst kam. Wir haben einander nicht vergessen, denke ich, wenn wir auch wenig mehr von uns erfuhren. Er ging damals einem neuen, bunten Leben, seinen reichsten Entwickelungsjahren entgegen, und hatte an Wichtigeres zu denken, als an seine Mädchenfreundschaft auf dem Lande. Wer wird es ihm verargen?

– Aber du hast häufig seiner gedacht, Gertrud? Du hast ihn nicht vergessen?

Warum soll ich es Dir, meiner Freundin, nicht bekennen? Dir, die ihm so nahe steht? Ja, ich habe seiner oft gedacht, und mit dankbarer Erinnerung. Er war so phantasievoll, so frisch und fröhlich in meine damals so enge, kleine Welt getreten, hatte mir, die ich auf dem Lande lebte, eine so neue Welt erschlossen, daß ich die Zeit, die

ich mit ihm verbrachte, mit zu der glücklichsten meines Lebens zähle. Und so denke ich noch oft an ihn. Es wird dir glaublich sein, daß ich ihn glücklich zu sehen wünsche, und daß ich mit um so regerem Antheil die Verstimmung zwischen dir und ihm gehoben sehen möchte.

Du liebst ihn, Gertrud! Gestehe es, du liebst ihn? rief Sara, indem sie die Hand ihrer Freundin ergriff.

Gertrud wurde nicht roth, sie verwirrte sich auch nicht, sondern sah der Freundin klar und mit unbeschreiblicher Anmuth in's Auge. – Gute Sara! entgegnete sie ruhig, befürchte Nichts!

– Du mißverstehst mich, Mädchen! Glaubst du mich eifersüchtig?

Ich glaube es nicht, du bist zu groß dazu.

– Du liebst ihn, Gertrud! Ih weiß es. Sieh, du eiferst gegen meine Entsagung, und hast doch du auch entsagt –

Entsagt! rief Gertrud. Wie hätte ich zu entsagen? Ich habe nie Etwas durch ihn gehofft und nie Etwas gewünscht, und so habe ich kein Opfer zu bringen. Ich war eine Zeitlang in seiner Gesellschaft glücklich, ohne mich seitdem unglücklich zu fühlen. Hat sein Benehmen mir doch selbst die Entfernung vorgezeichnet, in welcher wir von einander bleiben sollen, und so ist es gut. Es braucht nicht jeder Verkehr zwischen einem Mädchen und einem Jüngling zur Liebe zu werden.

Und dennoch liebst du ihn, sagte Sara. Du hast vor wenigen Minuten Gedanken ausgesprochen, wie es nur die Liebe kann, Gedanken, die mich demüthigen, weil

ich erkenne, wie wenig ich geeignet bin, ihn glücklich zu machen! O, du liebst ihn!

Welche Selbstverkennung! erwiederte Gertrud. Was soll ich sagen? Wenn das, was ich für ihn empfinde, Liebe ist, so ist es die reinste, wie sie eine Schwester für den Bruder nicht reiner fühlen kann. Und willst du denn durchaus ein Geständniß von mir hören, so kann ich es aussprechen, ohne vor dir erröthen zu müssen. Ich liebe ihn, wie man alles Schöne und Edle liebt, wenn es auch durch die Bedingungen seines Wesens von uns geschieden ist. Was unerreichbar und fern ist, wie die Sterne, daran heften wir keine Hoffnung, keinen Wunsch auf Besitz, aber lieben dürfen wir es und haben uns keinen Vorwurf zu machen. So dachte ich oft an Falk. Wußte ich doch durch ihn selbst, daß sein Herz an seine Sara gefesselt sei. Das hielt unsre Freundschaft rein von jedem eigennützigen Gedanken. Und so darf ich auch ferner an ihn denken. Wie oft spreche ich mit den Eltern von ihm! Der Vater fährt zuweilen nach der Stadt, und immer erfährt oder sieht er etwas Neues von ihm, worüber wir uns freuen. Lebt er doch sogar im Munde meiner jüngeren Geschwister. Eine Rasenbank, die er einst dort auf dem Hügel angelegt hat, heißt noch immer die Heinrichsbank. An meinem Fenster hängt ein Daguerreotypbild, worauf unsre ganze Familie abgebildet ist, und auf das der Zufall auch sein Porträt gebracht hat. Die Kleinen wissen alle, daß der, der uns da über die Schulter guckt, der Heinrich Falk ist. Alle Augenblicke wollen sie Etwas über ihn erfahren, und ich muß Geschichten und Märchen von ihm

ersinnen, um sie zu befriedigen. Er hat eine Art von geheimnißvollem Typus in unserm Hause gewonnen und steht bei den Kleinen nicht weit von Rübezahl oder sonstigen Märchenfiguren.

Und weiß er das? fragte Sara.

– Ich glaube nicht. Was braucht er es zu wissen? Du siehst aber daraus, daß ich oft an ihn zu denken habe. Und ganz vergessen wird er die heitren Tage hier am See auch nicht, wenn sie gleich in seiner Erinnerung durch wichtigere Lebensereignisse zurück gedrängt werden. Einst wird er vielleicht, wenn alle Verwirrung gehoben ist, glücklich mit seiner glücklichen Sara hierher zurück kommen, und dann wird er ihr von Gertrud erzählen und wird die alten Plätze aufsuchen, wo sie einst zusammen umhergeschweift. Und Gertrud wird sich herzlich freuen und beide begrüßen, wie eine glückliche Schwester!

Sara blickte die Sprecherin unverwandt an. Dann rief sie: Gertrud! Du bist ein Engel an Herzensgüte und Reinheit! – O mein Gott, dieses glückliche Ziel, das mir deine letzten Worte aussprachen, werde ich nie erreichen! Mädchen, laß es dir bekennen, wie verzweiflungsvoll mein Herz ist, wie tief ich mein Betragen gegen ihn bereue! Ich liebe ihn mit ganzer Seele, mit glühendster Leidenschaft, grenzenlos! Weg mit aller Größe, mit allem Erdenruhm, mit allen hochfahrenden Plänen! Sie waren ein Wahnsinn, mit dem ich mein Herz quälte und marterte, und von denen mein Eigensinn sich nicht trennen wollte!

Ach, schon in dem Gespräch mit dir hatte ich jenen heroischen Entsagungsentschluß nicht mehr, ich spielte nur meine Rolle durch, um deine Gegengründe zu hören. Wie drang mir jedes deiner Worte in die Seele! Ja, ich verstand, daß du Recht hast! Und jetzt, da ich mich ganz nur als ein liebendes Weib fühle, jetzt, da ich dem Geliebten an die Brust stürzen und ihn mit Reuethränen um Verzeihung bitten möchte – jetzt fühle ich zugleich, daß es zu spät ist! Zu lange habe ich ihn gequält, zu tief ihn verletzt! Sein männliches Blut empörte sich gegen meine frevelhafte Anmaßung, und seine Liebe ist für immer gestorben. Hoffnungslos und verzweifelnd unterliege ich meiner Liebe und breche zusammen unter der Last meiner eignen Schuld! – Ein Strom von Thränen stürzte über Sara's Wangen. Ihre sonst so mächtige Natur beugte sich unter der Uebermacht ihrer Empfindungen.

Sara! rief Gertrud. Meine theure, geliebte Freundin! Welches Aeußerste stellst du dir vor! Ein Wort von dir, und Falk ist wieder dein! Fasse dich! Ist das noch meine bewunderte, starke Sara?

– Ach, laß mich ein Einzigesmal an einer befreundeten Brust die ganze Gewalt meiner Schmerzen ausweinen! Vor dir brauche ich mich meiner Schwäche nicht zu schämen, denn du weißt, was Liebe ist! Ich fühle, daß ich mein verscherztes Glück nie verdient habe. Du hättest seine Liebe verdient, du mit deiner reinen und doch so starken Seele! Nein – widersprich mir nicht, ich weiß, was ich sage, und empfinde die ganze Demüthigung dieser Erkenntniß nur zu tief! Laß mich! Tröste nicht – ich

kenne dein edles Gemüth. Laß mich still weinen, vielleicht wird mein wehes Herz durch Thränen ruhiger.

Gertrud sprach dennoch einige Trostesworte, und Sara drückte der Freundin schweigend die Hand. Endlich wurden beide still und schwiegen lange Zeit. Gertrud lenkte den Kahn quer über den See, um ihn zu durchschneiden, denn schon war die Sonne untergegangen. Das Zwielicht kam, noch ehe sie auf der Mitte des Wasserspiegels waren. In grünlichem Goldton schwamm der westliche Abendhimmel, während im dunkleren Krystall des Ostens schon einige Sterne sichtbar wurden. Der Kahn zog seine Furchen durch das goldne Wiederspiel des Himmels auf der Fluth, und ein dunkler, farbloser Kranz verschwammen die Ufer auf allen Seiten. Kein Lüftchen regte sich, kein Ton war zu hören, außer dem immer langsameren Ruderschlage. Endlich legte Gertrud das Ruder auf einige Minuten vor sich hin, um auszuruhen. Vollkommene Stille herrschte auf dem Wasser. Gertrud's schlanke, jungfräuliche Gestalt malte sich aufrecht und in letzten Zügen auf dem Spiegel des See's. Sie blickte bange auf Sara, die gebeugt und gesenkten Hauptes ihr gegenüber saß. Immer neue Sterne blitzten am Firmamente auf tauchten wie Funken zugleich aus der Tiefe empor. Der Nachtwind kam mit leisem Flügelschlage über die Fläche.

Ihr ewigen Gestirne! sagte Gertrud in ihren Gedanken vor sich hin. Ihr geht so ruhig über unsern Häuptern hin und fühlt Nichts von unsern kleinen Erdenschmerzen! Mit euch bin ich seit frühster Kindheit umgegangen, wie

mit treuen Freunden, und was ich auf dem Herzen hatte, das vertraute ich euch. Denn über euch, weiß ich, ist das Auge eines ewigen Vaters, und bei ihm waret ihr immer meine Fürsprecher. Seid es auch heut, ihr Sterne! Nichts für mich will ich bitten, aber bringt zu des Allliebenden Füßen meine Bitte um das Glück des Jugendfreundes und dieses schmerzbewegten Mädchens! Gebt mir den Trost, daß ihr mir günstig sein wollt!

Mit gefalteten Händen saß Gertrud da und blickte verklärt in das unendliche Gewirr jener tausend leuchtenden Welten. Da fuhr Sara plötzlich empor, und ein tiefer Seufzer drang aus ihrer Brust. – O wie schön, wie schön! rief sie, indem sie ihr Auge nach allen Seiten umherschweifen ließ. Meine Gertrud! Bin ich denn bei dir? Und allein? Ich hatte einen Traum – und habe doch nicht geschlafen. Mir war's, als läg ich tief auf dem Grunde des See's. Ueber mir ging ein Nachen hin, in welchem zwei Gestalten saßen, du warst es und Heinrich. Ihr nicktet zu mir herunter, und ich grüßte hinauf, schloß die Augen und war ruhig und zufrieden.

Um Gotteswillen, welche Gedanken! rief Gertrud. Du bist krank, Sara –

– Ich bin es nicht mehr, ich bin ruhig! Geschwind nach Hause! Hastig nahm sie das Ruder und tauchte es ein. Sie sprachen nicht mehr und arbeiteten mit vereinten Kräften dem Ufer entgegen. Schon sahen sie das Licht aus dem Gartensaale, und nach wenigen Ruderschlägen hatten sie die Terrasse erreicht. Lautes Lachen tönte ihnen

entgegen, sie unterschieden die Stimmen Xaver's und Eugenien's.

Endlich! Endlich! rief Franziska herab. Ihr bösen Mädchen, ich habe mich schon um euch geängstigt!

Sie standen auf der untersten Stufe der Treppe, die zur Terrasse hinauf führte, und Gertrud befestigte die Kette des Kahns an den Haken. Da fiel ihr Sara um den Hals und drückte sie mit Ungestüm an sich. Gedenke dieses Abends! rief sie und flog die Stufen hinauf. Gertrud folgte überrascht und bestürzt. –

Xaver hatte sich eingerichtet, mehre Tage auf Besuch zu bleiben, und wurde willkommen geheißen. Auch Ludwig war zum Abend erschienen. Man hatte mit dem Thee auf die Mädchen gewartet, und so lud Franziska die Gesellschaft sogleich in den Gartensaal. – Sara, dies ist für Sie angekommen! sagte sie, indem sie einen Brief aus der Tasche zog.

Sara betrachtete die Anschrift und erkannte Heinrich's Hand. Ein leises Zittern überkam sie. Aber schnell faßte sie sich und steckte den Brief ungeöffnet zu sich. Die Gesellschaft war sehr heiter. Eugenie führte das Wort in allem Uebermuth und nahm freudig und gnädig Xaver's Huldigungen auf. Ludwig saß zwischen Sara und Gertrud. Beide wollten ihm wohl, doch dankte es ihm Sara im Stillen, daß er sich vorwiegend mit der Letzteren unterhielt. – Havelstein bat Eugenien um ein Lied. Sie ließ sich nicht lange bitten. Die Mutter folgte ihr an das Klavier, um den Gesang zu begleiten. Eugenie sang mit frischer, wohlgebildeter Stimme, ihr Vortrag ließ freilich

Nichts von Empfindung erkennen. Jetzt wurde auch Gertrud gebeten zu singen. Sie ging an das Klavier, und sogleich legte Franziska die Mignon-Lieder von Schubert auf. Gertrud sträubte sich gegen die Wahl. – Aber, Kind, sagte die Präsidentin, warum willst du dich nicht von deiner Glanzseite zeigen? Diese ernsten Gesänge singst du am besten. Komm her und mach keine Umstände. »Nur wer die Sehnsucht kennt –,« wer hat je dies wunderbare Lied gehört und nicht sein Innerstes erschüttert gefühlt? Und Gertrud sang es mit dem vollsten Strom der Empfindung, so daß, nachdem sie geendet hatte, Alle schwiegen und unter dem Eindrucke ernster wurden. Sara erbebte in tiefster Seele. Sie stand auf und trat in die offene Gartenthür. Gertrud ging zu ihr, legte den Arm in den ihrigen und zog sie in den dunklen Garten hinaus. Auch die Uebrigen folgten, um noch in der Kühle durch die Gänge zu spazieren. Sara hörte sie in der Entfernung lachen und scherzen und entfernte sich ungesehen auf ihr Zimmer.

Hier zog sie hastig ihren Brief hervor. Sie zauderte, ihn zu erbrechen. Ist es ein ewiger Abschied? Kann es etwas Andres sein? Und wenn es etwas Andres wäre? Wenn es eine Rückkehr gäbe – die Brücke noch nicht abgebrochen –! Schnell riß sie den Umschlag ab und las mit klopfendem Herzen:

»Besorge nicht, liebe Sara, daß ich in diesen Zeilen einen neuen Sturm auf dein Herz beginnen wolle. Nein, das ist vorbei. Es ist dir gelungen, mich auf den Punkt zu

bringen, wo du mich sehen wolltest, und seit unsrer letzten Unterredung habe ich überwunden. Aber die Stimmung, in der ich von dir ging, war eine zu feindliche, so dürfen sich alte Jugendgenossen nicht trennen, und ich folge meinem innersten Bedürfniß, dir noch ein Wort der Versöhnung auszusprechen. Meiner Leidenschaft habe ich völlig entsagt und fühle weder Schmerz noch Groll mehr bei dem Gedanken an dich. Ist es dir eine Genugthuung, mich mit ruhigstem Bewußtsein geheilt zu erkennen, so vernimm meinen Schwur, daß ich dich nie wieder mit meiner Liebe verfolgen will, daß ich deinen Besitz für alle Zeit aufgegeben habe. Meine Liebe ist eine andre geworden. Wunschlos und uneigennützig werde ich dir nahen können, und du sollst bis in Noth und Tod einen Freund in mir finden. Selbst der Gedanke, daß du einst einen andern Gatten angehören könntest, beunruhigt mich nicht mehr, und wenn dir ein Glück daraus erblüht, so wird dein Jugendfreund es segnen und sich desselben freuen. Vergieb mir die mancherlei heftigen Aeußerungen meines Wesens, wodurch ich dich geängstigt und gepeinigt habe, und erhalte mir in deinem Herzen ein Stückchen jener alten Freundschaft, die uns in den Tagen unsrer Kindheit vereinigte. Ja, Sara, ich habe durch dich unaussprechliches Glück genossen, ich war so unnennbar reich – daß ich dir und dem Schicksal ewig dankbar sein werde, so kurz mir auch die Dauer dieser himmlischen Tage dünken mag. Der Zauber und Glanz, den du über meine Jugend gebreitet, wird mir als hellste Sonne der Erinnerung durch mein ganzes Leben

leuchten. Und nun genug. Die Leidenschaft meiner Liebe nimmt einen ewigen Abschied von dir, meine Freundschaft aber soll dich überall begleiten. Ich weiß, daß du jetzt mit mir zufrieden bist, und sage dir ein beruhigtes Lebewohl!«

Sara stand wie zur Bildsäule versteint und starrte auf die verhängnißvollen Zeilen. Es war vorbei, auf ewig vorbei! Plötzlich erwachte sie aus ihrer Erstarrung, aber nicht, um nochmals in leidenschaftlichen Schmerz auszubrechen. Sie hatte vorahnend die ganze Gewalt ihrer Empfindung der Freundin gegenüber schon ausgeweint, und die letzte furchtbare Gewißheit ihres Verlustes traf sie gefaßt. Ihr Gemüth war stark und ertrug den gefürchteten Schlag, aber eine Mattigkeit und Schwäche ergriff ihren Körper. Sie setzte sich nieder und las immer von Neuem den Abschied des Geliebten. Endlich küßte sie das Blatt und verbarg es an ihrem Busen.

Gertrud, die während ihres kurzen Besuches in Sara's Zimmer theilte, trat ein.

Lies! sagte Sara, indem sie der Freundin den Brief reichte.

Ist es denn möglich? Nein – nein! rief Gertrud, nachdem sie gelesen, von Schreck und Erstaunen ergriffen.

– Du siehst es! Mir ist geworden, was ich verdiente. Nun sei es vorbei auch mit allen Klagen! komme, was da wolle, ich bin gestählt gegen alles Erdenweh!

Fünfunddreissigstes Kapitel.

Einige Tage darauf, in einer Nachmittagsstunde saß Frau von Wintersbach am Clavier und begleitete den zweistimmigen Gesang Gertrud's und Eugenien's. Sara hatte sich einen Platz fast in der offnen Gartenthür ausersehn und arbeitete an ihrer Stickerei, während Havelstein ihr gegenüber am Thürpfosten lehnte. Er beugte sich zu ihr hinüber, um ihre Arbeit zu betrachten. Sie reichte ihm dieselbe hin. Sie flüsterten ein paar Worte ohne Bedeutung zusammen. In diesem Augenblick aber wurden starke Tritte hörbar, und schon stand die Generalin Havelstein in der Thür. Sie hatte das Flüstern und die vorgebeugte Stellung Beider bemerkt und stampfte mit ihrem Regenschirm auf den Boden. Sara und Xaver fuhren auseinander. Die Generalin, in dem festen Glauben, sie bei einer Scene ertappt zu haben, schoß wüthende Blicke von dem Einen zu der Andern. Die Musik wurde unterbrochen, die Damen verließen das Clavier und eilten dem unwillkommenen Gaste entgegen.

Gabrielen's Laune war die eines ärgerlichen Commandeurs, und Franziska hatte Noth um die Unterhaltung. Die Generalin konnte Kinder nicht leiden, zum Unglück aber kamen die Knaben hereingesprungen und geberdeten sich, da man ihnen auf dem Lande die Zügel lockerer hielt, etwas ausgelassen. Xaver betrachtete die Wandgemälde und fing an von Falk zu sprechen. Grund genug, um Gabrielen nur noch ungnädiger zu stimmen. Plötzlich erhob sie sich. Ich habe einige Worte mit meinem Herrn

Sohne zu sprechen, sagte sie. Xaver, folge mir in den Garten!

Xaver verbeugte sich lächelnd, reichte seiner Mutter höflich den Arm und führte sie hinaus. Sie schritt tüchtig aus, bis sie in einiger Entfernung vom Hause waren. Da ließ sie Xaver's Arm los.

Seit drei Monaten hast du dich nicht in Havelstein sehen lassen! rief sie. Muß ich hierher kommen, um dich aufzusuchen?

Was hat mir meine gnädige Mama zu sagen? fragte Xaver kalt.

– Und in welcher sittenlosen Situation muß ich dich bei meiner Ankunft ertappen!

Sittenlos? Wie das? Ich wüßte nicht!

– Und meine Frau Schwägerin läßt es geschehen, daß ihre Mamsell – daß du dich vor ihren Augen mit der Hausmamsell einläßest?

Xaver zuckte verächtlich die Achseln.

– Saubre Verhältnisse! fuhr die Generalin fort. O ich weiß, was mein Herr Sohn in der Stadt treibt, ich kenne seine Schliche recht wohl, und – er glaube nur nicht, daß ich ermangeln werde, die geeigneten Maßregeln dagegen zu treffen!

Da du Spione für mich bezahlst, *chère maman*, so kannst du allerdings mancherlei über mich wissen. Und wenn sie dir Unwahrheiten erzählen, um dir gefällig zu sein, so bist du mehr dabei zu beklagen, als ich.

– Du machst dem Frauenzimmer, mit dem ich dich ertappte, den Hof, ich weiß es jetzt. Man sagt, du wollest

sie zur Frau nehmen. Es heißt sogar, du – *müssest* sie heirathen, um –

Mutter! fuhr Xaver auf. Was sind das für Verleumdungen? Die Dame, von der du sprichst, ist ein ehrenwerthes und allgemein geachtetes Mädchen!

– Das aber doch mit dem lüderlichen Maler Falk auch eine Zeit lang im Verhältniß gestanden hat. Und dir ist sie jetzt immer noch gut genug? Ein ehrenwerthes und geachtetes Mädchen! Weißt du auch, was dies Kleinod in England für Streiche gemacht hat? Auch da hat sie den einzigen Sohn einer Familie von sonst gutem Charakter zu kapern gewußt. Mit Schimpf und Schande mußte sie aus dem Hause gejagt werden!

Ich bewundre deine Virtuosität im Zusammenbringen von Klatschgeschichten! Leider weiß ich, daß deine Quellen so unsicher und unlauter sind, wie nur möglich. Arme Mutter! du heftest dich in deinem Groll an allerlei unsaubre Menschen und giebst dir alle erdenkliche Mühe, mich und meine Umgebungen auszuspioniren. Ich erfahre das Alles, ohne mir irgend welche Mühe darum zu geben. Und wozu das Alles? Wozu dies unnatürliche Verhältniß zwischen uns? Wir könnten leben, wie es sich für Sohn und Mutter ziemt, wenn du deine ungebührliche Herrschsucht über mich mäßigen wolltest. Ich bin der mütterlichen Erziehung entwachsen. Setze ich dir eine gleiche Starrsinnigkeit entgegen, so habe ich sie von dir, und sie steht mir mehr zu, als dir, denn ich bin ein Mann. Trotzdem bin ich bereit, mildere Saiten aufzuziehn –

– Das glaub ich! rief die Generalin. Um dir meine Einwilligung auszuwirken! Du willst Abschweifungen machen, ich aber bin gekommen, um der Sache auf den Grund zu gehen. Rede! Hast du dir in den Kopf gesetzt, das Frauenzinmer, das sich an dich hängt, zu heirathen?

Xaver's ganzer Trotz erwachte einer solchen Behauptung gegenüber. Doch zwang er sich zur Ruhe. Er zog anscheinend gleichgültig sein Fernglas und blickte über den See. Und wenn ich es thäte, sagte er kalt, wer könnte mich daran hindern?

Ich! schrie die Generalin. Ich könnte es! Und wenn du schon vor dem Priester mit ihr ständest, ich würde ihr den Kranz abreißen und es verhindern, daß mein Sohn sich an eine lüderliche Dirne wegwerfe!

– Du scheinst das Fieber zu haben, *chère maman*. Erlaube, daß ich dich zu deiner Equipage führe!

Halt! Rede gestanden! fuhr die Generalin in heftigstem Zorne fort, indem sie ihren Sohn am Arme ergriff. Heut soll einmal Alles zur Sprache!

– Gut denn! rief Xaver schnell entschieden, und warf sich in einen Gartensessel. Höre mich an! Du bist meine Mutter und hast Rechte über mich; ich bin dein Sohn und habe Pflichten gegen dich. Unser Verhältniß ist ein so außerordentliches geworden, daß ich bei deinen Uebergriffen über dein Rechte die Pietät verletzen muß, wenn ich mich nicht vor mir selbst erniedrigen soll.

Was ist an diesem Mißverhältniß schuld, als dein Ungehorsam? unterbrach ihn die Generalin.

Ich bin seit Jahren mündig und alt genug, um zu wissen, was mir ziemt, fuhr Xaver vollkommen gelassen fort. Ich habe das Recht, mir mein Leben nach Gutdünken zu gestalten. Du hast fortwährend meine Verheirathung im Kopfe – gut, es ist möglich, daß ich mich bald verheirathe. Aber nur nach *meiner* Wahl, nur nach meinem Herzen. Und wenn ich ein Mädchen zu meiner Frau machen will, und sie sagt ja, so werde ich es thun, und die ganze Welt möchte dazu sagen, was sie wollte! Hättest du mir jemals gezeigt, was eine verständige Mutter einem Sohne sein kann, dann würde ich dich zu meiner Vertrauten machen, würde dich um Rath fragen. Das kann ich jetzt nicht mehr. Du hast dich mir als eine feindliche Macht gegenübergestellt, und es ist des Unkrauts zwischen uns so viel aufgewachsen, daß in dem Verhältniß zwischen Mutter und Sohn kaum noch der Anstand bewahrt werden kann. Ich werde mich an deine Einwilligung bei meiner Verheirathung nicht kehren, ich *kann* es nicht, denn es ist vorauszusehn, daß du sie mir bei jeder Wahl verweigern wirst, die *du* nicht für mich getroffen hast.

In der Generalin schäumte und kochte es. Sie schlug die Knie über einander, warf sich im Sessel zurück und rief: So! Und wenn ich dich enterbe?

– Du weißt, *chère maman*, ich bin nicht habsüchtig. Ich bin im Besitze meines väterlichen Eigenthums und Vermögens und kann deines Erbtheils entbehren, wenn es sein muß. Schloß Havelstein gehört mir zu –

Versteh ich dich? Du willst mich aus Schloß Havelstein, das dir gehört, vertreiben?

– Gott bewahre! Wer wird gleich an das Aeußerste denken! Wohne du ruhig da, von mir aber verlange nicht, daß ich deinen Aufenthalt theile. Und so sei es dir denn zugleich bekannt gemacht, daß ich nicht mehr dahin zurückkehre, wofern du dein Benehmen gegen mich nicht änderst. Es ist möglich, daß ich, wenn ich mich verheirathen sollte, meinen Wohnort ändre, um meine künftige Frau nicht gleich mitten in unsern Familienkrieg hineinzuführen. Auf sie dürftest du natürlich nicht den geringsten Einfluß üben oder einen Willen bei ihr geltend machen wollen. Sie würde nur meinen Willen zu beherzigen haben. Wohin wir ziehen würden – weiß ich noch nicht. Aber, ich denke, so weit als möglich, damit wir vor deinen Spionen sicher wären.

Xaver hatte mit großer Gelassenheit gesprochen, die letzten Worte sogar mit einer vornehmen Nachlässigkeit, indem er sich mit seinem Sessel hin und her wiegte. Die Generalin wurde über diese Ruhe und Bestimmtheit seines Wesens in nur noch heftigere Erregung versetzt. Ihre Hände zerrten krampfhaft an der silbernen Kette ihres Strickbeutels, so daß sie vom Blügel abriß.

– Xaver! rief sie plötzlich. Wenn du –

Adieu maman, adieu! Ich bin zu Ende! unterbrach er sie, indem er seinen Hut vom Tische nahm und davonschritt.

Sie rief ihm wiederholt und in immer zornigerem Tone nach. Da er jedoch nicht darauf achtete, eilte sie mit Riesenschritten in den Saal zurück.

Die Generalin war bekannt dafür, daß sie sehr kurze Besuche machte. Im Wintersbach'schen Hause war dies die beliebteste Eigenschaft der gnädigen Tante. Diesmal aber überraschte sie die Familie durch eine noch abgerissenere Kürze ihres Besuches. Es sah aus, als wäre sie nur gekommen, um rasch ihren Sohn einmal auszuzanken. Kaum bei den Damen wieder angelangt, befahl sie in zornigem Tone ihren Wagen. Die Präsidentin flog selbst nach der Thür, um ihn zu bestellen. Gabriele griff nach ihrer Mantille. Sara wollte ihr behülflich sein. – Weg da! rief die Generalin, indem sie Sara fast von sich stieß. Eugenie, die ihr den Hut brachte, prallte erschrocken zurück und ließ den Hut fallen. Kaum hatte sie ihn vom Boden aufgenommen, als die Generalin ihn ihr aus der Hand riß und ihn hastig aufstülpte. Dann schwang Gabriele ihren Regenschirm und schritt ohne Abschied aus dem Saale. Eine Minute darauf rollte der Wagen mit ihr davon.

Die vier Damen waren überaus betroffen und erschrocken. Keine wußte sich das Betragen der Generalin zu erklären. Und während sich alle vier noch mit fragenden Blicken ansahen, brach Eugenie in ein unerschöpfliches Gelächter aus, durch welches Gertrud und Sara fast angesteckt wurden. Franziska jedoch betrachtete die Sache ernster. Sie eilte in den Garten, um Xaver aufzusuchen. Sie fand ihn finster und in sich gekehrt auf der Terrasse sitzen, es kam ihr vor, als wären seine Augen feucht und geröthet. Sobald er ihrer ansichtig wurde, sprang er auf und zwang sich zur Heiterkeit.

Ist Mama schon abgefahren? fragte er leichthin. Ich hörte einen Wagen rollen.

– Sie hat uns verlassen, und zwar in der sonderbarsten Laune. Auch Sie sind nicht heiter, Xaver – verstecken Sie sich nur nicht! Ist Etwas vorgefallen –?

Wenn ich mit meiner Mutter zusammen komme, sagte Xaver mit Bitterkeit, wie sollte da nicht etwas Aergerliches vorfallen!

– Trostloses Verhältniß! Ist es von Nutzen, lieber Xaver, wenn ich von Ihrem heutigen Auftritt etwas Näheres erfahre? Kann ich irgend Etwas thun? Vielleicht durch meinen Mann?

Ach, liebe Tante –! Es war die alte, jahrelange Geschichte! Immer dasselbe. Anmaßung und Herrschsucht ohne Ende. Weder Sie, noch der Onkel können da irgend Etwas nützen.

Xaver bot der Präsidentin seinen Arm. Sie nahm ihn und ließ sich von ihm in eine entferntere Gegend des Parkes führen.

Wie gütig Sie sind, liebe Tante! begann Xaver nach kurzer Pause. Sie nehmen Antheil und haben immer ein freundliches Wort in Bereitschaft. Wenn ich jemals zu meiner Mutter ein so hingebendes Vertrauen hätte haben können, wie zu Ihnen! Aber das ist mir nie geworden und wird mir nie werden. Sie war immer rauh und kalt und hatte nur Befehle für mich.

Ihrem eignen Wesen gemäß, lieber Vetter, erwiederte Franziska, glaube ich annehmen zu dürfen, daß Sie wenigstens Nichts versäumt haben, das sanftere Gefühl der Mutter wach zu rufen.

– Was habe ich in den letzten Jahren nicht versucht, da mir das innere Bedürfniß und der reifere Verstand immer auf's Neue sagten, daß unser Verhältniß ein unnatürliches sei! Es war umsonst. Ich muß mir eine andre Mutter suchen. Möchten Sie mir eine Mutter sein, liebe Tante? Ich will mich nicht dunkel ausdrücken – es kann Ihnen nicht entgangen sein, daß ich Eugenien liebe!

Franziska war keineswegs unvorbereitet auf ein derartiges Gespräch mit Havelstein, dennoch aber brachte ihr dasselbe eine bedrückende Empfindung. Sie dachte an Edgar, und irgend eine trübe Ahnung, über die sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, lag beängstigend auf ihr. – Sie wissen, Vetter, begann sie, daß Sie mir ein lieber Verwandter sind, und so kann ich nur Freude empfinden, Sie uns noch enger zu verbinden. Hier meine Hand, daß ich Ihnen wohl will – wenngleich damit noch keine letzte Entscheidung ausgesprochen ist. Aber, Xaver, haben Sie sich auch gehörig geprüft? Eugenie ist kein fügsamer Charakter, es ist nicht leicht, mit ihr –

Ich hoffe sie glücklich zu machen und durch sie glücklich zu werden!

Plötzlich hemmte Frau von Wintersbach ihren Schritt, und, von einem Gedanken erschreckt, ergriff sie die Hand Havelstein's. – Xaver! rief sie, sagen Sie mir Eins, bevor

wir weiter reden! War in dem heutigen Gespräch mit Ihrer Mutter von Eugenien die Rede?

– Mit keinem Worte. Von meiner Verheirathung aber allerdings. Die Mutter hat einen andern Verdacht, sie hat gehört, ich wolle mich verheirathen und zwar – mit einem Mädchen, das ihr zuwider ist.

– Und ich darf an Ihre Aufrichtigkeit glauben, Vetter?

– Mein Ehrenwort darauf, daß von Eugenien nicht die Rede gewesen! Wahrscheinlich ahnt die Mutter nicht einmal, daß Eugenie mir theuer ist. Ich mußte sie in ihrem Wahn lassen, da der Eingang in unsere Unterhaltung so beleidigend für mich war, daß der Verfolg jede vertrauliche Mittheilung ausschloß, wenn eine solche bei ihr überhaupt angebracht wäre. Aber wenn auch wirklich in unserem heutigen Streite von Eugenien nicht die Rede war, so müssen wir uns gefaßt machen, daß darüber noch heftiger Streit entstehen wird. Meine Mutter macht ein für allemal Opposition gegen mich.

Darum, sagte Frau von Wintersbach schnell, übereilen Sie Nichts! Lassen Sie noch einige Wochen in Ruhe vergehen und berathen Sie das Nöthige mit meinem Manne. Sie sind mir hier ein willkommener Gast, bleiben Sie in Buchensee, so lange es Ihnen bei uns Frauenzimmern behagt – aber, *ein* Versprechen müssen Sie mir geben! Daß Sie sich Eugenien nicht eher erklären, als bis Sie mit meinem Manne gesprochen, und nicht eher, als bis wir in die Stadt zurückgekehrt sind.

– Das versprech' ich! sagte Havelstein, indem er mit erleichtertem Herzen Franziska's Hand an seine Lippen führte. –

Gertruds Besuch in Buchensee ging nach einigen Tagen zu Ende. Das Pfarrhaus von Schönsiedel war, wenn man den Weg zu Wasser zurücklegte, etwa eine Stunde entfernt, und so hatten die Freundinnen die Aussicht, sich öfter zu sehen. – Sara blieb in den nächsten Tagen häufig allein, sie zog sich, da Havelstein in Buchensee war, und es wohl merkte, daß sich hier engere Familienbeziehungen anspannen, absichtlich zurück. In diesen Stunden der Einsamkeit dachte sie viel an Vergangenheit und Zukunft. Die Gegenwart war ihr trübe und hoffnungslos. Sie hatte schmerzvoll, aber völlig resignirt, ohne Groll, ohne Bitterkeit gegen Heinrich. Sie mußte sich selbst alle Schuld zuschreiben, und so stand ihr das Bild des Freundes um so reiner und schöner vor der Seele. Wie oft sah sie in ihren Gedanken Falk und Gertrud gemeinsam vor sich!

Sie gehören für einander! dachte sie. Sie liebten sich einst und wären jetzt vielleicht ein Paar, wenn ich dazwischen getreten wäre. Gertrud hat ihre Neigung bewahrt, die seine wurde nur zurückgedrängt durch eine leidenschaftliche Verblendung für mich. An seiner Liebe zu mir hatte das Auge des Künstlers vielleicht mehr Antheil, als das Herz. Sie würde sich verringert haben in dem Maaße, als die Farbe und der Schmuck der Jugend mich verlassen hätten. Und das Letztere wird bald geschehn – es wäre unnütz, darum zu klagen! Jetzt, da er mir entsagt

hat, wird seine edlere Neigung zu Gertrud sich wieder beleben. O sie verdienen einander und werden glücklich sein! – – Und ich? Ich will ihnen eine Schwester sein und ihren Bund segnen!

Sechsunddreissigstes Kapitel.

Kurze Zeit verging, da begann für die Familie ein sehr fröhlicher und lebendiger Sonntag. Schon in der Morgenfrühe kamen der Präsident, Herr Mertens, Edgar und Heinrich angefahren. Haus und Garten waren voll Jubel und Bewegung.

Sara fühlte ein leises Zucken durch ihr Herz, als sie von ihrem Zimmer aus die Ankommenden bemerkte. Aber es war nur ein Augenblick der Schwäche. Sie ging hinunter und reichte mit Heiterkeit dem Freunde, so wie den Uebrigen die Hand. Gleichwohl aber schien eine Scheidewand zwischen ihnen zu stehen. Keins von Beiden fand das geeignete Wort für ein Gespräch, und beide bemerkten zum Erstenmal, daß sie sich in der That innerlich getrennt hatten. Sara schloß sich an Edgar an. Der Letztere sah mit Schrecken, was hier zwischen Eugenien und Havelstein bevorstand, und ergriff begierig die Gelegenheit, die Sara ihm bot, seinen Gedanken durch fesselndes Gespräch eine andere Richtung zu geben.

Der Präsident erzählte seiner Frau mit großer Freude von den neuesten Ereignissen. Edgar hatte nämlich endlich eingewilligt, in Falk's Begleitung nach dem Süden zu reisen. Vor wenigen Tagen war ein Brief von Heinrich's Mutter gekommen, worin sie den dringenden Wunsch

aussprach, den Sohn bald einmal zu sehen. Da der Letztere ebenfalls das Bedürfniß fühlte, einige Zeit mit seiner Mutter zu leben, so war man überein gekommen, daß Falk schon nach einigen Zagen nach Thüringen reisen und einige Wochen dort zubringen sollte. Bald nach seiner Rückkehr hatte man die Abreise nach Italien festgesetzt. Die nöthigen Vorbereitungen waren schon getroffen. Ein junger Doctor, den der Sanitätsrath des Hauses sehr empfohlen hatte, war als Reisearzt gewonnen worden. Der alte Joseph wollte und durfte nicht zurückbleiben. Da aber seine Kräfte nicht mehr recht ausreichten, sollte ihm ein zweiter, jüngerer Diener an die Seite gesetzt werden. So war die Reisekaravane Edgars bereits organisirt, und der Präsident knüpfte neue Hoffnungen an den Erfolg dieses Aufwandes von Mitteln und Kräften.

–

Während die Familie in angeregtem Gespräch um den Frühstückstisch saß, entfernte sich Falk, um seine Freunde auf dem Wirthschaftshofe aufzusuchen. Lärm und Freudengeschrei erhob sich bei Dippels, wie immer, wenn er eintrat. Ludwig hatte noch ein Geschäft zu besorgen, und so nahm der Pächter seinen Gast eine Weile für sich in Beschlag.

Es ist gut, daß er weg ist! flüsterte Vater Dippel mit geheimnißvoller Miene, indem er nach der Thüre wies, durch welche sein Sohn hinausgegangen war. Ich muß Etwas mit Ihnen besprechen. Sie sind der Einzige, mit dem ich's besprechen kann. Noch Einmal wandte er sich

forschend um und beugte sich dann mit freudestrahlendem Gesicht näher zu Heinrich hin. – Kennen Sie, fuhr er fort, das wunderschöne Mädchen, das zur Gesellschaft bei der Frau Präsidentin ist? Sie müssen sie kennen, das Fräulein Sara? Mein Ludwig ist in die Dame verschossen! – Herr Dippel klatschte in die Hände und wälzte sich vor Freude im Sopha.

Pst! daß er Nichts hört! Ich rede zu laut! rief er, indem er sich zum Flüstern zwang. Er sagt mir Nichts davon, aber ich hab's gemerkt, hoho! ich hab's gemerkt! – Er braucht nicht zu erfahren, daß ich's weiß. Verschossen ist der Ludwig, bis über beide Ohren in sie verschossen! Was meinen Sie? Ist es eine Möglichkeit, daß er sie bekommt? Eine Pracht von einem Mädchen, das Fräulein Sara! Wenn die meine Schwiegertochter würde – deckenhoch wollt' ich springen, deckenhoch!

Der Pächter schrie die letzten Worte aus Leibeskräften. Plötzlich schlug er sich auf den Mund. Gott straf mich! rief er in flüsterndem Tone, daß ich nicht leise sprechen kann! Wenn er's nur nicht gehört hat! Vermögen ist da freilich nicht zu erwarten, aber darauf bin ich nicht erpicht, und der Ludwig auch nicht. Der folgt nur seinem Herzen, das weiß ich. Und ob der ein Herz hat und lieben kann? Aber Schönheit hat sie, und brav ist sie wie echtes Gold, und gescheit wie ein Buch, und freundlich – wie die liebe Sonne, wenn sie auf die Saat scheint! Ich bin drüben gewesen, ohne daß es der Ludwig weiß, ein Stücker drei, viermal. Sie hat mit mir gesprochen – himmeltausend hoho! Ich hätte sie beim Kopfe nehmen mögen, und

abküssen, und sagen: Prachtmädel – oder Fräulein – heirathen Sie meinen Jungen und sein Sie meine Tochter! Aber ich that's nicht, ich ging ganz sachtchen, sachtchen zu Werke und dachte: Laß nur den Ludwig hier sitzen, wo ich sitze, der wird schon mehr ausrichten!

Vater Dippel rieb sich die Hände und lachte behaglich in sich hinein. Falk sah nachdenklich vor sich nieder. Der Pächter schien auch gar keine Entgegnung zu erwarten, sondern fuhr fort: Und ich wüßte nicht, was sie an dem Ludwig sollte auszusetzen haben. Ist er nicht gewachsen wie eine Tanne? Gesund, brav und tüchtig in seinem Fache! Herz und Kopf sind auf dem rechten Flecke bei ihm, Herrgott, die Freude, wenn er sie kriegte! Was könnten wir glücklich sein, was könnten wir Staat machen mit so einer Schwiegertochter!

– Sprechen Sie leiser, Herr Dippel, wenn Sie nicht gehört werden wollen! sagte Falk, da der Pächter in ein förmliches Jauchzen ausgebrochen war.

Es ist wahr! Ich bin wie ein Trampelthier! rief der glückliche Vater, indem er an die Thür schlich und durch das Schlüsselloch sah.

Still, still! fuhr Falk fort. Verhehlen Sie Ihre freudigen Hoffnungen nach wie vor. Lassen Sie Ludwig nicht ahnen, daß Sie um sein Geheimniß wissen. Die Angelegenheit ist vielleicht ernster als Sie glauben denn – lassen Sie mich mit Ludwig sprechen!

– Richtig! Darum wollte ich Sie auch bitten! Er muß sich's mal vom Herzen herunter reden, und Sie sind der Einzige, dem er sich anvertrauen wird. Aber fangen Sie

nicht gleich davon an, es muß sich wie von selbst machen – pst! meine Frau kommt, sie weiß noch Nichts!

Mutter Dippel trat ein, und das Gespräch nahm eine andre Wendung. Nicht lange darauf erschien auch Ludwig wieder. Falk machte die Bemerkung, daß sein Gesicht mehr als gewöhnlich geröthet und etwas verstört aussah.

Jetzt laßt mir meinen Freund auf eine Viertelstunde allein! rief er. Ich habe ihn mancherlei zu fragen. Komm, Heinrich!

Brav, Jungens! rief der Pächter. Schwatzt euch aus und seid guter Dinge! Habt ihr Cigarren? Soll euch Mama eine Flasche Wein aus dem Keller holen?

Er erhielt keine Antwort, denn schon hatte Ludwig den Gast am Arme genommen und in den langgestreckten Wirthschaftsgarten hinaus geführt. Falk bemerkte, daß sein Freund in großer Bewegung war, er erwartete ein Geständniß und folgte dem hastig Dahinschreitenden. Sie gingen durch einen langen Gang, zwischen Spargelbeeten, Blumenkohl und Gurkenpflanzungen. Am Ende desselben befand sich eine Laube von rothblühenden Bohnen.

Setz Dich, Heinrich! sagte Ludwig, nachdem er sich nach allen Seiten umgesehn und das Terrain sicher gefunden hatte. Hier wird uns Niemand hören. Ich wünsche vorsichtiger zu sein, als mein Vater. Während ich im Nebenzimmer schrieb, habe ich Alles mit angehört, was er dir erzählte. Heinrich, ich beschwöre dich, beachte nicht – vergiß, was der Alte in seinem Unbedacht gesagt hat! Ich bin *nicht* »verschossen« in Sara! Ich denke nicht an

sie – ich wußte, ich weiß ja, wie nahe sie *dir* steht! Ich habe kaum gewagt, mich ihr zu nähern –! Du mußt mich für einen Verräther an unsrer Freundschaft halten –!

– Gieb dich zufrieden, lieber Freund! unterbrach Falk den Aufgeregten. Ich weiß, wie ich die Mittheilungen deines Vaters aufzunehmen habe. Leugne mir aber nie, daß du ein lebhaftes Interesse für Sara hast.

– O Gott, was mußt du von mir denken? Nein, nein, nimmermehr!

Es ist kein Verbrechen, Sara zu lieben. Und daß ich es dir nur sage, Sara ist frei.

– Frei? Wie soll ich das verstehn? Ist sie denn nicht deine Braut? Seid ihr nicht seit lange insgeheim versprochen?

Ich liebte sie und glaubte mich wieder geliebt. Ich warb um ihre Hand, sie hat sie ausgeschlagen. Sie empfindet nur Freundschaft für mich, keine Liebe. Wir haben uns innerlich getrennt, einander aufgegeben. Frage jetzt nicht, wie das möglich war, kurz, es ist geschehn und nicht mehr zu ändern.

Ludwig war sprachlos vor Erstaunen. Zugleich schoß ihm alles Blut nach dem Kopfe, und sein Auge brannte einen Moment in ungewöhnlichem Feuer. Schnell aber verdüsterten sich seine Züge wieder. Unglücklicher! rief er. Und das vermagst du so ruhig auszusprechen?

Ich konnte es nicht mit Einemmal, und noch ist es nicht lange her, daß ich es kann. Freilich – *ganz* überwinden,

dazu braucht es noch längere Zeit! Aber glaube mir, lieber Freund, das Herz vermag mehr, als es in den Augenblicken seiner Berauschung für möglich hält!

Ludwig schwieg, und beide saßen eine Weile schweigend neben einander. Dann nahm Falk Ludwig's Hand. Liebe sie, sagte er, es ist ein hohes Glück, sie zu lieben! Aber sei sparsam mit deinen Hoffnungen!

Wenn sie dich nicht liebt, rief Ludwig, dann zweifle ich, ob sie überhaupt lieben könne!

– Nähere dich ihr, es wehrt dir Niemand. Versuche dein Heil. Ach, armer Freund, dir steht noch mancher Kampf bevor, denn auch ich zweifle, daß sie lieben könne. Aber folge deinem Herzen, huldige ihr –

Du bist von Sinnen! Ja, gestehen will ich's, ich liebe sie! Der Gedanke an sie hat mich völlig umgewandelt, hat die Eintönigkeit meines Lebens verklärt, mir die ganze Welt in einem andern Lichte gezeigt! Aber niemals werde ich es wagen, ihr meine Liebe zu gestehen. Ich durfte es bisher nicht, weil ich sie deine Braut glaubte, ich darf es auch in Zukunft nicht, denn ich fühl's in deiner Seele, du hast noch nicht die letzte Hoffnung aufgegeben! Und wenn es wäre – welches Recht hätte ich, zu hoffen?

– Welches Recht, zu hoffen, hat überhaupt die Liebe? Keins und Jedes!

Dich, den die Natur so reich ausgestattet hat, der du Talente hast, einen allbeliebten, geachteten Namen, dessen Ruhm im Steigen ist – dich schlägt sie aus, dich liebt

sie nicht? Und ich, der ich Nichts bin, geistig vernachlässigt und verbauert – ich soll nur an die Möglichkeit denken, von ihr beachtet zu werden? Es ist ein Wahnsinn! Nein, Heinrich, ich werde mich nicht weiter fortreißen fassen, als bisher! Ich habe Nichts zu hoffen. Ich muß mein Benehmen wohl nicht genug bewahrt haben, wenn mein Vater mein Geheimniß errathen konnte. Fortan aber ist es meine Pflicht, vorsichtiger zu sein. Der gute Alte! Er thut mir leid mit seinen sanguinischen Hoffnungen. –

So lange die Freunde beisammen waren, drehte sich das Gespräch, wie Jeder gern glauben wird, um denselben Punkt. Ludwig begleitete den Gast bis in die Nähe der Villa. Falk suchte ihn zu bereden, zum Abend herüber zu kommen, Ludwig aber schüttelte den Kopf, drückte ihm die Hand und schlug schnell den Rückweg ein. –

Am Nachmittage saßen die Bewohner des Landhauses beim Kaffee unter der Familienbuche. Der Sonntag hatte ein reges Leben über den See verbreitet. Fröhliche Gesellschaften waren aus der Stadt gekommen, um den schönen Tag im Freien zu genießen. Die Einen fuhren nach den umliegenden Dörfern, Andre nach dem Haidekruge, nach der Milchmühle, noch Andre ließen sich auf dem Rasen des Ufers, auf einem schattigen Waldplatze nieder. Der See oder vielmehr der Complex von Seen ist zu weitgedehnt, als daß man dies Sonntagstreiben an den Ufern hätte von der Villa aus beobachten können. Aber Hunderte von Kähnen, deren Segel eine leichte Brise schwellte, waren nah und fern sichtbar, und Gesang, Gelächter und fröhlicher Zuruf wurde überall hörbar.

– Wo mag denn unser Künstler stecken? begann Frau von Wintersbach, die sich schon einigemal nach Falk umgesehn hatte.

Er sagte, er wolle nach Schönsiedel hinüber fahren, um Gertrud einen Besuch zu machen! so behauptete Eugenie, mit einem boshaften Seitenblicke auf Sara.

– Er hat sein Skizzenbuch bei sich, verbesserte Edgar, und ist gegangen, um einige Studien zu machen, wie er mir sagte.

Eugenie hatte zwar mit vollem Bewußtsein eine Lüge ausgesprochen, trotzdem aber kam sie der Wahrheit ziemlich nahe, denn Falk war in der That den Waldweg nach Schönsiedel entlang gegangen. Er kannte seit langer Zeit einige malerische Baumgruppen in der Gegend, die er immer einmal in sein Skizzenbuch hatte eintragen wollen. Und da er voraus sah, daß er für längere Zeit nicht hierher zurückkehren werde, so suchte er ein paar Nachmittagsstunden für seine Studien zu benutzen. Bald war er in seinem Waldesversteck angekommen und begann zu zeichnen. Er fühlte sich bei dieser Beschäftigung ruhiger und zufriedener, als seit langer Zeit. Die Stille und Kühle des Waldes erquickte ihn, er athmete auf, als fiele die ganze Last seiner Sorgen und Mühsale jetzt erst völlig von seiner Seele. Er durchdachte die bunte Reihe der Tage, die er seit Sara's Ankunft durchlebt hatte. Es war wenig über ein halbes Jahr, und doch däuchte es ihm bei der Fülle seiner inneren Erlebnisse wie eine Ewigkeit. Damals stand er noch in der vollsten Jugendlichkeit seiner Lebensanschauungen, aber mit Riesenschritten hatte

er sich von dem heiteren Pfade der Jünglingsjahre entfernt, und, durch Leidenschaft und Schmerzen schnell gereift, stand er jetzt als ein Andrer da. Ernster war er in seinem Denken geworden, fester, ruhiger und geschlossener in seinem Wesen. Er sah nicht mehr mit lachenden Augen in die Zukunft, aber er verdunkelte sich auch nicht selbst den Blick durch trübseliges Verzichten auf Lebenswünsche und Hoffnungen.

Als er mit seiner Skizze fertig war, stand er auf, um eine zweite Baumgruppe aufzusuchen, die aufwärts am Hügel in einiger Entfernung zu finden sein mußte. Er stieg hinauf und forschte nach allen Seiten umher, ohne sie entdecken zu können. Da fiel ihm ein, daß er vor Jahren hier in der Nähe eine Rasenbank angelegt hatte. Ob die wohl noch da sein sollte? dachte er und begann nach ihr umherzusuchen. Jetzt erkannte er die weißen Birkenstämme, die sie umgaben. Zugleich aber vernahm er laute Stimmen, und in der Vermuthung, daß eine Gesellschaft aus der Stadt dort ihr Lager aufgeschlagen habe, beschloß er umzukehren. Da zeigte ein flüchtiger Blick durch die Zweige ihm ein Bild, das ihn außerordentlich fesselte.

Gertrud saß, umgeben von ihren kleinen Geschwistern, auf der Rasenbank. Die einen neben ihr, die andern um sie herum auf dem Waldboden kauernd. Sie selbst und die kleinen Mädchen trugen blaue Kornblumenkränze, die Knaben grüne Zweige auf den Mützen. Sie hatte ein Körbchen auf den Knieen und theilte Weißbrod und Kirschen aus, liebkosend und scherzend wies sie dem

kleinsten Schwesterchen ein Plätzchen neben dem ihrigen an und ermahnte die Knaben, jetzt nicht auseinander zu laufen, sondern an den noch weiten Heimweg zu denken.

Da ist Heinrich Falk! rief plötzlich der älteste Knabe, indem er aufsprang und dem Lauscher entgegen lief. Dieser Ausruf wirkte wie ein Zauberschlag auf die ganze Gruppe. Alle fuhren empor und blickten den Herbeikommenden neugierig an, während das kleinste Schwesterchen sich ängstlich an den Falten von Gertrud's weißem Kleide festhielt. Gertrud selbst war überrascht, aber nicht erschrocken. Falk bat um Verzeihung, daß er die kleine Gesellschaft aufgestört habe, und forderte sie auf, sich wieder nieder zu lassen.

– Wir feiern den Geburtstag unsrer kleinen Käthe, sagte Gertrud. Ich war mit den Kindern am Rande des Kornfeldes, wo wir Kränze wanden, dann schweiften wir im Walde umher, und nun halten wir hier eine Rast von unsrer Wanderung.

Hast du die Rasenbank gemacht? fragte ein kleines Mädchen. – Falk bejahte es.

Gertrud, gieb ihm aus Weißbrod und Kirschen! fuhr sie fort, und sag' ihm, er soll sich zu uns setzen!

Gertrud reichte ihm das Körbchen. Einfache Bewirthung! sagte sie. Ich erfülle den Wunsch meiner kleinen Schwester und lade Sie ein, Platz zu nehmen – wenn Sie sonst Nichts zu versäumen haben.

Brod und Früchte! entgegnete Falk. Ein königliches Mahl für den, der es zu schätzen versteht! Und ein Ruheplatz von Gras und Moos, umgeben von fröhlichen Gesichtern, – wer könnte es besser verlangen? Er lagerte sich zu den Kindern.

– Kannst du durch die Luft fliegen? fragte ein Schwesterchen Gertrud's

Fliegen? Ich? Warum, Käthchen?

– Gertrud erzählt, einen Tag im Jahre bekämst du große breite Flügel und zögest über's Meer zu einem Zauberschlosse.

– Aber der alte Kobold thut dir Nichts, nicht wahr? rief ein andres Kind. Und die Hexe machst du zu einer Katze, und die Prinzessin, die eingeschlafen ist, die wacht auf –

– Und wenn das große Gewitter kommt, fuhr ein drittes fort, dann schlägst du ein Buch auf und liesest daraus vor, daß wieder klarer Himmel wird!

Heinrich glaubte sich im Traume, er sah bald Gertrud, bald die Kinder an. Gertrud aber lachte, warf den Kindern ein paar Blätter an den Kopf und rief: Still! Geschwätziges kleines Volk! Still!

Was sind das für Geschichten? fragte Falk, indem er das Kleinste an sich zog und küßte. Schwester Gertrud hat sie euch erzählt?

– Nun ja, ich habe sie erzählt! rief Gertrud schnell, um weiteren Mittheilungen zu steuern. Und da Sie denn doch so plötzlich in die Geheimnisse unsrer Kinderstube eingedrungen sind, so sollen Sie wissen, daß Sie zur Würde eines Spukgeistes in derselben gelangt sind. Der

Vater spricht zuweilen von Ihnen, wenn er aus der Stadt kommt, die Kinder griffen Ihren Namen auf und wollten nun immer Geschichten von Ihnen hören. Was blieb mir, die ich die Haupterzählerin im Hause bin, übrig, als Märchen zu ersinnen?

– Erzähl' uns eine Geschichte! bat eins der Kinder, und bald wiederholten es Alle aus einem Munde.

Nun denn, kommt her, ich will erzählen! Sogleich drängte sich die kleine Schaar um den Ankömmling und hing begierig an seinen Lippen, während er ein Märchen erzählte.

Gertrud hörte nur mit halbem Ohre zu, denn sie dachte der Gespräche, die sie vor kurzer Zeit mit Sara geführt hatte. Ist es möglich, fragte sie sich, daß er sich von einem Mädchen, wie Sara, trennen kann? Wie vermag er hier so sorglos zu sitzen und sich mit den Kindern unterhalten, während nicht weit von hier seine unglückliche Sara wohnt, um ihn leidet und ihn schmerzlich vermißt? Wenn ich es wagte, sein Herz zu ihr zurück zu lenken! Er schenkte mir einst so brüderlich herzliches Vertrauen, er erzählte mir von ihr – wenn es möglich wäre, die alten Töne noch Einmal anzuschlagen! – Unter solchen Gedanken blickte sie über den See, wo die Abendsonne die hin und her schwebenden Segel beglänzte.

Die Geschichte war zu Ende, und fortan betrachtete die junge Schaar ihn als den Ihrigen. Das Kleinste setzte sich ihm auf den Schooß, die Mädchen holten alle ihre Schätze hervor, die sie am Nachmittag gefunden hatten.

Er mußte Blumen, bunte Federn und ein leeres Vogelnest bewundern, Galläpfel, Moos und was sich sonst in ihren Körbchen befand. Die Knaben hatten eine Blindschleiche erlegt, sie wurde nebst Feuersteinen, Tannzapfen und grünen Nüssen aus der Tasche gelangt. Gertrud suchte ihnen zu steuern. Sie haben meine Schaar so vertraulich gemacht, sagte sie zu Falk, daß Sie jetzt von ihrer Zudringlichkeit werden leiden müssen! – Es ist spät, Kinder, wir müssen an die Heimkehr denken. Nehmt Eure Hüte und Körbchen und sagt Herrn Falk Lebewohl!

Nein, Heinrich Falk soll mit uns nach Hause gehn! riefen die Kleinsten.

– Versteht sich, ich gehe mit – wenn es Schwester Gertrud erlaubt.

– Ja sie erlaubt es, sie ist immer gut!

Gertrud mochte es gestatten oder nicht, der Gast begleitete die Schaar auf dem Wege nach Schönsiedel. Da die Kinder bald hier, bald dort eine neue Merkwürdigkeit entdeckten und mitnahmen, so blieben sie bald vor, bald hinter Falk und Gertrud, und die beiden letzteren hatten Gelegenheit, sich unbeobachtet zu unterhalten – sofern ihnen dies ein Bedürfniß war. Nicht lange jedoch, so wurde das kleinste Schwesterchen müde und wollte getragen sein.

Du kannst nicht eben müde sein, mein Käthchen, sagte Gertrud, ich habe dich ja so viel heut getragen! Gieb mir die Hand und hebe die Beinchen! Lustig, lustig, es ist nicht mehr weit nach Hause!

Aber das Kind schickte sich an zu weinen und streckte die Arme empor.

Komm, Schätzchen, ich will dich tragen! sagte Falk, indem er die Kleine auf seinen Arm hob. Gertrud machte Gegenvorstellungen, Käthchen aber schlang die Aermchen um den Hals des neuen Freundes und gab zu verstehen, daß es sich sehr behaglich bei ihm fühle. – Die älteste Schwester drohte mit dem Finger und sagte zur jüngsten: Warte du Windbeutel! Du wendest Müdigkeit vor, weil du eine gute Gelegenheit siehst, dich tragen zu lassen. Nach ein paar Minuten setzen Sie das kleine Ding wieder ab, Herr Falk, sonst wird es verwöhnt!

So schritten sie eine Viertelstunde fort und unterhielten sich über die allerentlegensten Gegenstände. Denn, wie es so oft geschieht, das zunächst liegende wollte sich erst nach den weitesten Umweifen ergreifen lassen. Aber bald fühlten sich beide freier und unbefangener mit einander, als sie erwartet hatten. Falk wollte es bedünken, als habe er sich nie von Gertrud entfernt, als sei diese Stunde die unmittelbare Fortsetzung jener vor Jahren gemeinsam mit ihr verlebten Tage. Ein ähnliches Gefühl hatte Gertrud und gab sich ohne Rückhalt dem Eindruck des Augenlickes hin. Sie konnte es, sie hatte Nichts von sich zu befürchten und erwartete von Falk nur die edelsten und lautersten Empfindungen. So kam denn endlich das Gespräch auch auf die Vergangenheit.

Es waren schöne, glückliche Zeiten! sagte Heinrich mit ungetrübter Heiterkeit.

Ja, gewiß! entgegnete Gertrud. Und ich glaubte damals nicht, daß mir einer meiner größten Wünsche in Erfüllung gehen sollte. Wissen Sie noch, wie ich lauschte, wenn Sie mir von Sara erzählten? Dann dachte ich: Wenn du sie doch kennen lerntest! Und es ist geschehn, ich habe sie kennen gelernt, und sie ist mir eine theure Freundin geworden!

Heinrich's Mienen verdüsterten sich ein wenig. Sara ist Ihre Freundin geworden? fragte er.

Gertrud faßte einen kühnen Entschluß. Ja! sagte sie. Und ich empfinde mit ihr, was Ihr Gemüth bewegt und bedrückt. – Falk! lassen Sie mich aufrichtig sein! Denken Sie nicht schlimm von mir, wenn ich mich in Ihr Geheimniß dränge! Sie haben mir einst von freien Stücken Ihre Jugendliebe bekannt – ich bin jetzt Sara's Vertraute geworden, und so habe ich ein gewisses Recht, zu Ihnen zu sprechen, wie es mir um's Herz ist. Ich weiß, was zwischen Ihnen vorgegangen ist, und bin tief erschüttert, daß es zu einem solchen Ende kommen soll. Giebt es keinen Weg, Sie wieder mit ihr zu vereinigen?

– Ich glaube nicht, sagte Falk. Ich habe gehofft, so lange Etwas zu hoffen war. Sie hat mich von gestoßen, sie liebt mich nicht.

O welch ein Irrthum! rief Gertrud. Daß Sara in ihrer Zurückweisung zu weit gegangen ist, will ich nicht leugnen. Es war ein grausames Spiel, bei dem sie selbst der Qual genug empfunden hat!

– Aus dem Spiel ist Ernst geworden, und der Ernst hat auf mir schwerer gelastet, denn auf ihr. Er hat meiner

Empfindung für sie einen andern Charakter gegeben. Sagen Sie selbst, Gertrud, durfte ich länger an die Wahrheit einer Liebe glauben, die so grausam spielen kann? Muß nicht das männliche Gefühl sich dagegen auflehnen? Hätte das Leben mich nicht so früh an Sara gekettet, daß schon aus meinen Erinnerungen mir ein ewiger, unauslöschlicher Antheil an ihr erwächst, meine Liebe wäre nach solchen Begegnungen vielleicht in ihr Gegentheil umgeschlagen. Und, daß ich's nur gestehe, ich habe Augenblicke durchlebt, wo sich die einst Angebetete fast zu hassen glaubte. Doch auch das ist vorbei. Sara ist mit wieder theuer, ohne daß die einstigen Wünsche sich in mir regten. So wollte sie mich, und so, vielleicht noch kälter und ruhiger wird sie an mich denken.

Nein, lieber Falk! gewiß nicht! rief Gertrud. Sara liebt Sie mehr, denn jemals. Tief bereut sie das Benehmen, durch das sie Sie zurückgestoßen hat. Erst nach dem letzten schrecklichen Auftritt mit Ihnen fühlt sie die ganze Gewalt ihrer Liebe erwachen. Was hätte die Arme nicht darum gegeben, Sie wieder zu gewinnen! Hier, auf dem See, vor wenigen Tagen, schüttete sie mir ihr Herz aus, und ich erfuhr, wie lebhaft, wie unauslöschlich ihre Liebe für Sie ist. Da kam jener schreckliche Brief von Ihnen –

– Gertrud! Sie wissen auch davon? Sie haben diesen Brief gelesen?

Sie gab ihn mir. Nehmen Sie zurück, was Sie in diesen Zeilen gesagt haben, oder lassen Sie dies nicht für den letzten Abschied gelten! Denn Ihre Liebe für die schöne,

herrliche Sara kann nicht erloschen sein. Und Sie werden noch immer von ihr geliebt, gewiß, und heißer und aufopfernder als jemals!

Falk ging in Gedanken versenkt neben der schönen Vermittlerin. – Sie sagen mir des Neuen so viel, Gertrud, begann er, daß ich auf's Aeußerste überrascht bin!

Und Sie zürnen mir nicht über meine Einmischung? fragte Gertrud in bittendem Tone.

– Ich danke Ihnen dafür! – Er reichte ihr die Hand, die sie mit einiger Zurückhaltung einschlug. – Es ist möglich, fuhr er fort, daß die Zeit uns lehrt, was wir einander noch sein können. Das Zerstörte im Augenblick wieder aufzubauen, ist ein Werk, an dem ich verzweifle. Ich habe durch Uebereilung, stürmisch aufbrausendes Wesen und Leidenschaft mein Ziel bisher verfehlt, ich mag die letzte Möglichkeit, die uns bleibt, nicht mich denselben Waffen angreifen, die mich haben unterliegen machen. Mag die Zukungt über uns entscheiden. Ich reise in wenigen Tagen nach meiner Heimath und gleich nach meiner Rückkehr mit Edgar Wintersbach nach Italien. Wir werden lange fort bleiben. Ob ich vor dieser langen Trennung noch einmal Gelegenheit haben werde, mit Sara zu sprechen –?

Warum nicht? Heut noch! sagte Gertrud.

– Ich will's versuchen.

Die Kinder kamen gesprungen und zeigten Heinrich einen Hirschkäfer, den sie an einem Stamme gefunden hatten. Das Gespräch wurde abgebrochen.

Gertrud wunderte sich, daß ihr Schwesterchen sich auf Heinrich's Armen so still verhielt. Sie sah zu und fand, daß Käthchen ihr Köpfchen an seine Schulter gelehnt hatte und sanft eingeschlafen war. Sie wollte es wecken.

Nicht doch! sagte Falk, lassen Sie das kleine Ding schlafen, ich trage es bis nach Hause.

– Nein! Keinesfalls! sprach Gertrud mit Bestimmtheit. Durch das Dorf dürfen wir so nicht gehen. Wach' auf mein Käthchen, wir sind gleich zu Hause! – Das Kind erwachte und wurde niedergesetzt. Es schickte sich auf's Neue zum Weinen an, wurde aber von der Schwester Aussicht auf das Abendbrod getröstet und trippelte, immer noch etwas verstimmt, an ihrer Hand hin.

Der Pfarrer Sonderland und seine Frau, hießen den unerwarteten Gast herzlich willkommen. Er wurde eingeladen, den Abend bei ihnen zu bleiben, aber schon nach einer halben Stunde mußte er an den Rückweg denken. Er wollte mit Edgar und dem Präsidenten noch heut' der Stadt heimkehren und hatte auf dem nächsten Wege nach Buchensee, zu Wasser, noch eine ganze Stunde zurückzulegen. Er bat den Pfarrer um seinen Kahn.

Gertrud und die Geschwister begleiteten ihn an's Ufer. Es war dieselbe Stelle, wo er vor Jahren von Gertrud Abschied genommen hatte, und auch heut' sollte er sich für lange Zeit verabschieden.

Gertrud, ich habe Ihnen heut' viel zu danken! begann er. Ich will versuchen, mit Sara noch einmal zu sprechen.

– Versäumen Sie es nicht!

Und in wenigen Tagen reise ich, und es wird noch Einmal eine lange Zeit vergehn, bis ich wieder ein gutes Wort mit Ihnen tauschen kann!

– Aber Sie werden zurückkehren, und mit Sara!

Wie das Geschick will! Leben Sie wohl!

– Glückliche Reise!

Sie gaben sich die Hände. Er sprang in den Kahn und stieß ihn vom Ufer. Die Knaben riefen ihm nach und schwenkten die Mützen. Bald darauf sah er, wie Gertrud mit ihnen das Ufer verließ. Er hatte viel zu denken, daß er der Zeit nicht achtete, und sich zu seiner Ueberraschung viel früher am Landhause landen sah, als er es vermuthete. Er kam noch zu rechter Zeit, obwohl es schon dunkel geworden war. Die Gesellschaft saß bei der Abendtafel und bestürmte den Eintretenden mit hundert Fragen. Er leugnete nicht, daß er in Schönsiedel gewesen sei und Gertrud gesprochen habe. Der Präsident befahl anzuspannen, und in kurzer Zeit stand der Wagen bereit. Man erhob sich von Tische. Falk suchte Sara's Nähe, obwohl er sah, daß sie ihm auswich. Es gelang ihm endlich. – Sara, begann er, ich reise übermorgen nach Dietharz! Hast du mir Etwas aufzutragen?

Durch Sara's Herz ging ein Krampf. Sie fühlte, daß eine Welt in dieser Frage liege, und vermochte kaum zu antworten. – Grüße – an deine Mutter! sagte sie mit erzwungenem Lächeln, aber erstickter Stimme.

– *Allons, allons,* Falk! rief der Präsident. Die Pferde werden ungeduldig!

Heinrich wandte sich rasch um, küßte der Präsidentin die Hand zum Abschied und sprang in den Wagen.

Siebenunddreissigstes Kapitel.

Während Falk am andern Morgen sein leichtes Gepäck für die Reise ordnete, trat Eberlein ein. Er hatte die letzte Schulstunde auf dem Gymnasium gegeben und sah nun eine mehrwöchentliche Ferienzeit vor sich bis zur Uebersiedlung an den Ort seiner künftigen Wirksamkeit. Als er hörte, daß Falk reisen wolle, war er schnell entschlossen, ihn zu begleiten und eilte nach Hause, um das Nöthige dazu vorzubereiten. Heinrich freute sich, mit dem immer heiteren Gesellen einige gute Tage genießen zu können. – Das Ziel welches in seiner Kindheit eine Reihe von Tagen entfernt gewesen, war jetzt an *einem* Tage zu erreichen, denn der Schienenweg des Dampfes verknüpfte bereits die Hauptstadt mit allen Weltgegenden.

An einem Anhaltepunkte stiegen unsre Reisenden aus und machten sich auf die Fußwanderung nach dem Thüringer Walde, der Heimath unsres Helden. Wie klopfte sein Herz, als er die alten befreundeten Berge wiedersah, als ihm die ersten Dächer von Dietharz zwischen den Bäumen entgegenschimmerten! Als ein Knabe von sieben Jahren hatte er den Flecken verlassen, in seinem fünfundzwanzigsten kehrte er zurück. Und hier war fast Alles beim Alten geblieben. Zwar Veränderungen fand er bei näherer Betrachtung dennoch. Das Wirthshaus hatte einen Anbau erhalten, des Krämers Haus war neu angestrichen, Vieles schien ihm kleiner, enger, beschränkter,

reizloser geworden. Zu seinem Schrecken aber fand er das Haus seiner Mutter kaum wieder, denn da, wo es gestanden, war ein saubres, neu gedecktes, vor der Thür ein Lattenzaun um ein Gärtchen herum, in welchem Rosen in Fülle blühten. Und dennoch mußte es sein Vaterhaus sein, er erkannte den Hof, den großen Birnbaum, die ganze Nachbarschaft. So trat er ein und klopfte an die Thür. Seine Mutter öffnete und fragte: Was steht zu Diensten? Plötzich aber stieß sie einen Freudenschrei aus und lag an seinem Herzen. Nachdem der erste Sturm der Freude vorüber war, drängte die Mutter ihn hinaus und in ein gegenüberliegendes Stübchen. Er bemerkte jetzt erst, daß er in eine Krankenstube gedrungen war. Eine alte Frau, sagte die Mutter, die bei mir wohnt, und der ich in ihrer Krankheit ein wenig behülflich bin!

Heinrich freute sich über die Sauberkeit in dem Wohnzimmer seiner Mutter. Er erkannte die alten Schränke und Stühle wieder, bemerkte aber auch manchen neuen Zuwachs in der Einrichtung, der sie bequemer und behaglicher machte. – Das Alles verdanke ich ja dir allein, du guter, treuer Sohn! rief Frau Lisette. Du hast mich immer reichlicher bedacht, als ich es bedurfte! – Die Mutter konnte nicht satt werden den Sohn zu betrachten. In ihre Freude mischte sich etwas von ehrerbietiger Scheu, da sie ihn so stattlich in seiner Erscheinung, so weltmännisch gewandt vor sich sah. – Er begann auszupacken, was er ihr mitgebracht hatte. Sie fand den Stoff für das Kleid viel zu gut, das Tuch viel zu vornehm für sich und

brach in Thränen der Rührung aus, als sie in den Zeugen noch einige Banknoten versteckt fand.

Da erblickte Falk seinen Reisegefährten, der, von Schaaren müßiger Kinder angestaunt, vor der Thür auf und nieder ging. Er rief Eberlein herein und machte ihn mit der Mutter bekannt. Frau Lisette erklärte sich bereit, den Herrn Doctor bei sich aufzunehmen, wenn er sich mit ihrem Sohne zusammen in einem Stübchen behelfen wollte. Die Freunde hatten jedoch bereits abgemacht, daß Eberlein im Wirthshause bei David Paff einquartiert werden sollte. Es wurde Abend, und so begleitete Heinrich seinen Reisegenossen nach dem Wirthshause.

David Paff hatte graues Haar bekommen, sonst war er in all seinem Wesen und Treiben noch ganz der Alte. Er erkannte Heinrich natürlich nicht wieder, war aber ganz Freude und Dienstfertigkeit, als derselbe sich zu erkennen gegeben hatte. Er rief seine Frau, seine Söhne und Töchter, Schwiegersöhne, Schwiegertöchter und Enkel zusammen, und es gab ein Händeschütteln ohne Endel. Eberlein wurde mit Bereitwilligkeit einquartiert. – Wollen Sie den Saal sehn? fragte David Paff. – Gewiß! rief Heinrich, führen Sie uns noch einen Augenblick hinein!

David ergriff ein Licht und schritt in kurzer Jacke und Schlafmütze voran. Es ist viel dazu gekommen! sagte er, indem er mit Stolz an den Wänden umherleuchtete. Eberlein, der alle diese Schätze aus Falk's Beschreibung schon kannte und sich durch den Sammler sehr belustigt fühlte, spendete bereitwillig Lob und Staunen. – Jetzt aber kommen Sie, sagte David, daß ich Ihnen die beiden

merkwürdigsten Stücke zeige! Er führte die Beschauer zu den beiden dicken Rosenknospen. Sehn Sie, darunter steht es zu lesen – fuhr er fort, diese beiden Rosenknospen hat Christian Schwabe, der keine Hände hatte, mit den Füßen gezeichnet und gemalt und auch die Unterschrift selbst gemacht! Ich hab es selbst gesehn und war so verwundert, daß ich die Kosten nicht scheute und es mir noch Einmal vormachen ließ.

Wunderbar! Ganz außerordentlich! rief Eberlein.

– Und kennen Sie dies? fragte David, indem er unter den Spiegel leuchtete.

Falk erkannte mit Rührung sein eignes erstes Werk, David's Haus, wieder, das ihm einst die Gunst des Gastwirths erworben. Wie glücklich hatte er sich damals gefühlt, zum erstenmal ein eignes Werk unter Glas und Rahmen zu sehen! Sechzehn Jahre waren vergangen, er hatte erreicht, was er so heiß ersehnte, und mit andern Augen sah jetzt der Künstler die Umgebung an, die ihn in seiner Kindheit so hoch entzückte. Ein Gemisch von Freude und Wehmuth erfüllte ihn in dieser naivsten und vielleicht scheußlichsten aller Gemäldesammlungen.

Aber auch durch David Paff's Seele ging schon seit Jahren ein geheimer Schmerz, so oft er seinen geliebten Saal betrat! Er war sonst ein glücklicher Mann. Seine Söhne und Töchter waren verheirathet und in guten Verhältnissen; das große Haus wimmelte von Enkeln, sein Geschäft blühte, er war gesund und bei ungeschwächtem Appetit – und doch sah er schmerzlich bewegt in die Zukunft. Sein ältester Sohn nämlich, Daniel Paff, zeigte nicht die

geringste Theilnahme für die Sammlerlust seiner Väter. Er nannte die Galerie einen unnützen Plunder und berechnete, wie viel man durch Verkauf etwa herausschlagen könnte. Da nun Daniel des Vaters Nachfolger im Geschäft werden sollte, und das Schlimmste für die Sammlungen zu befürchten stand, so gab es zwischen Vater und Sohn fortwährende harte Kämpfe, die auch durch die Vermittlung der Frauen kaum ausgeglichen werden konnten. Zwar tröstete es den Alten einigermaßen, daß Daniels ältester Sohn, Josua Paff, das ganze Interesse seiner Altvorderen theilte, und zwar, was noch mehr werth war, für die *bunten* Bilder ganz besonders; aber dennoch, was konnte nicht Alles geschehen sein, bis das Haupt der dritten Generation die Erbfolge antrat! David konnte sich nicht enthalten, seinen jungen Gästen diese traurige Lage der Dinge mitzutheilen.

Da müßte es doch einen Ausweg geben, um die Sammlung zu sichern! meinte Heinrich.

– So? Wie denn? fragte David erwartungsvoll, indem er das Licht niedersetzte.

Wenn Sie etwa in Ihrem Testamente feststellten, daß die ganze Galerie unangetastet dieselbe bleiben sollte, so lange Ihre Familie im Besitze Ihres Hauses bliebe. Vielleicht ginge das. Sprechen Sie doch einmal mit einem Advokaten.

David Paff's Augen wurden groß, sein Gesicht verklärte sich. Wenn das ginge! rief er. Mein Testament hab ich zwar schon gemacht, aber – ich fahre die nächste Woche

nach der Stadt, und wenn es geht, so lasse ich das Testament umschreiben. Ja, ich laß es umschreiben! Wie gut ist's, wenn mal Einer kommt, der die Sache versteht! Ja, ja, Herr Professor, so muß es werden! Aber sagen Sie dem Daniel Nichts, daß er mir nicht dazwischen kommt! So soll's werden! Dank Ihnen bestens, Herr Professor! Kommen Sie, ich steche ein frisches Faß an! –

So sehr indessen David auch zum Bleiben nöthigte, Falk verabschiedete sich bald darauf, um seiner Mutter nicht schon den ersten Abend seines Besuches zu rauben. David leuchtete ihm hinaus, und als Falk das Haus verlassen wollte, trat eine Gestalt ein, die er hier am Wenigsten erwartet hatte.

Bertram! rief Heinrich verwundert.

– Willkommen! sagte Bertram in seinem gewöhnlichen abstoßenden und kalten Tone. Ich habe Sie schon erwartet.

Woher wußten Sie, daß ich kommen würde?

– Sie werden es zu seiner Zeit erfahren.

Nun wahrlich, Sie gefallen sich darin, mir eine mystische Rolle vorzuspielen!

– Ich wünschte, ich hätte es nicht nöthig! Sie kommen zu rechter Zeit.

Immer besser! Ich bin gefaßt darauf, daß Sie mir gleich sagen werden, ich sei nur auf *Ihre* geheimnißvolle Veranstaltung hier! rief Heinrich in spöttischem Tone.

– Und wenn ich Ihnen nun sagte, daß dies allerdings der Fall ist?

Thorheiten! Soll ich hier in Dietharz in eine unsichtbare Loge eingeführt werden?

– In was ich Sie auch einzuführen denke, junger Mann, es wird nicht ohne Schmerz, nicht ohne ernste Lehre – für Sie sein! Bertram ging vorüber und stieg die Treppe hinauf.

Sehr verbunden! sagte Falk halblaut und verwundert über diese neue sonderbare Begegnung. Was treibt der Mann hier? fragte er, zu ab David Gewandt, der mit dem Lichte noch in der Nähe stand. Wohnt er bei Ihnen?

Seit bald drei Wochen, entgegnete der Gastwirth. Was er treibt, weiß weder ich, noch sonst Jemand. Er sagt, er sei zum Vergnügen hier, macht aber dabei ein so saures Gesicht, daß man nicht an sein Vergnügen glaubt. Des Morgens ging er weg, dahin und dorthin in die Berge, spät Abends kommt er zurück. Heut ist's früher als sonst, daß er wieder da ist. Was sagte er Ihnen?

– Nichts von Belang. Gute Nacht, David Paff!

Frau Lisette wartete ihres Sohnes bereits mit dem Abendessen. Sie war heut eine glückliche Mutter. Mit leuchtenden Augen hing sie an seinen Lippen, als er ihr von seinem Leben erzählte, von seiner Kunst, von Franziska und von Sara. Wie er zu der letzteren stand, vermochte er der Mutter heut noch nicht mitzutheilen. Aber zu seiner Befremdung nahm er wahr, daß sie etwas davon zu ahnen schien, denn sie wurde nachdenklicher und konnte einen Seufzer nicht unterdrücken. – Ruhig, wie

in seiner Kindheit, schlief er bald unter dem alten heimischen Dache. Mit Sonnenaufgang erwachte er. Die Mutter war verwundert, als sie ihn schon aufstehen hörte. Er eilte hinaus in das Thal, das ihm durch tausend Erinnerungen geheiligt war. Es war ein Sonntagmorgen. Alles still, thauig und duftig, aus der Ferne tönten die Morgenglocken der benachbarten Dörfer. Er fand die Plätze wieder, wo er zuerst Engelhard begegnet, wo er Gotthard und Franziska gefunden, wo er einst mit Sara zu spielen und umherzuschweifen pflegte. Es war eine bunte Reihe von frohen und wehmüthigen Erinnerungen, die er durchlebte.

Du bleibst dir immer treu, bleibst immer dieselbe gütige Natur! sagte er. Nur der Mensch seinem Wachsen und Streben, nur er sieht dich anders, in dem Maaße als er sich verändert hat. Welche Freude fühlte ich, dies Thal und diese Berge wieder zu sehn, auf's Neue mich in dem klaren Strome des Jugendglückes zu baden! Und nun bringe ich die trüben Bilder vergangener Jahre mit mir, und sie bevölkern, statt jener alten Lichtgestalten, die geliebten Plätze. Dort wo Gotthard einst malte, steigt ein ernster Schatten vor mir auf; hier, wo Sara mir die Märchen einer gemeinsamen goldnen Zukunft erzählte, sitzt eine schöne, aber dunkle Gestalt, in deren Herze ich nicht mehr zu lesen vermag. Und jener Knabe, der barfuß, gebräunt von der Mittagssonne, für seine Verwandten Holz aus dem Walde holen mußte – wo ist er hin? Kaum weiß ich mehr, kaum habe noch eine Ahnung davon, was ich damals an diesen Orten dachte. Und doch

war ich ihnen so vertraut, verstand ich, was Vögel und Bachesrauschen, was Fels und Windeswehen zu mir sprachen! Nur der Naturmensch, der Landmann, der Ackerbauer, der an seine Scholle gebunden ist, behält diesen Zusammenhang mit der Natur, ohne daß er sich jedoch, eben so wenig wie das Kind, von seinem Verständniß Rechenschaft geben kann, ohne daß er sich dessen bewußt wird. Wer sich aber dem Culturleben anheim giebt, verliert diese Reinheit des Verständnisses, er mag noch so eng mit der Natur zusammen gehangen haben. Im Strom der Welt treibt jede Welle den Menschen durch eine neue Entwickelungsphase, und verändert wird er einer Neuen entgegen geschleudert. Der Mensch in seinem Ringen und Streben erobert sich eine innere Welt, in der die Natur sich demgemäß abspiegelt, als er selbst sich entwickelt und befestigt hat. Mit Bewußtsein kehrt er jetzt zu ihr zurück, mit Empfindung – aber siehe, die alte natürliche Kindheitswelt entzückt ihn zwar, aber er ist ihr entwachsen. Er gehört einer andern Welt an, *der* Welt, die ihn innerlich wiedergeboren hat. Und so fühlt er sich in seiner eignen Heimath nur als ein Gast! – Aber wie? Wenn mein Gefühl mir gleich in Diesen Räumen mehr von Wehnuth als von Freude spricht, sind sie nicht in meiner Erinnerung ein Theil von mir? Sind sie nicht dennoch mein? Ja, mein, wie jedes vergangene Glück, wie jeder überwundene Schmerz des Lebens! Und mein, wie das ganze ewige Lehrbuch der großen Natur, aus dem ich das Werk aller meiner Tage erlerne, der Kunst! Und das ein hohes siegesschönes Gefühl, daß ich die Stätte, wo

die erste dunkle Regung meiner Bestimmung mich überkam, mit dem Bewußtsein grüßen kann, meine Bestimmung verstanden zu haben! Nein, nein, du bist mir nicht mehr fremd, mein Thal! Ich hab euch ganz wieder, wie ihr wart, dich, Gotthard! Dich Sara! ihr Genien meiner Kindheit, ihr Spender überschwenglichen Glückes!

Froh und erquickt kehrte Heinrich zu seiner Mutter zurück. Er gönnte ihr die Genugthuung, heut am Arme ihres Sohnes zur Kirche gehn zu können. Seine Erscheinung machte Aufsehn, das ganze Oertchen war voll des Staunens über den wunderschönen, vornehmen Herrn, der sich als Frau Lisetten's Sohn eingefunden hatte. Nach der Kirche machte er Besuche bei einigen alten Bekannten. Er hieß bereits überall »der Herr Professor.« So hatte David Paff ihn in den Volksmund gebracht, in der Annahme, daß, wenn der Eine Herr Doctor genannt werde, der Andre nothwendig Herr Professor heißen müsse. –

Als Falk Nachmittags in David's Wirthsstube trat, scholl ihm helles Gelächter entgegen. Eberlein hatte sich mit der Familie bereits befreundet, und die Mittagsunterhaltung dadurch gewürzt, daß er ihnen Räthsel aufgab. Er lebte diese Geistesthätigkeit noch immer, und wir wissen, daß er bei unbefangenen Gemüthern damit Anklang fand. – Eberlein hielt einen halben Bogen in der Hand und las dem versammelten Geschlechte Paff den Inhalt vor.

Heinrich! Komm, lies! rief er dem Eintretenden entgegen. Ein geschriebner Komödienzettel! In Tambach ist Theater, laß uns heut Abend hinüber gehn!

Ich gehe auch mit, und wir Alle! sagte David Paff.

Falk versprach, sich an dem Kunstgenusse zu betheiligen, und forderte Eberlein zum Spaziergang auf, um ihm ein paar der schönsten landschaftlichen Plätze zu zeigen. Mutter Lisette war nicht zu bewegen, mit nach Tambach zu wandern. Sie wollte bei ihrer Kranken bleiben. So schloß sich Falk denn an den Paff'schen Zug an. David schritt voran, zu seinen Seiten Falk und Eberlein. Ihnen folgten Söhne und Töchter, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter. Die Familie galt Etwas in der Gegend, denn sie war reich und angesehn. Und so machte der stattliche Zug ein gewisses Aufsehn, zumal durch den Zuwachs der beiden hohen Gäste.

Tambach ist kaum eine halbe Stunde von Dietharz entfernt. Das Theater war in dem Tanzsaale des Wirthshauses aufgeschlagen, und von allen benachbarten Flecken und Dörfern strömten Zuschauer herbei, um den außerordentlichen Genuß eines Schauspiels zu gönnen. An der Thür, vor einem Tische, saß eine ziemlich korpulente Frau, welche die Eintrittskarten verkaufte. Sie war in einem Putz, der darauf schließen ließ, daß sie von hier gradeswegs auf die Bühne zu treten gewärtig sei. Sie ein verschoßnes gelbseidnes Kleid und eine Menge unächten Schmuckes. Auf dem Kopfe gemachte Blumen, Federn und ein Stirnband von böhmischen Steinen.

Kaum war Falk an den Tisch getreten, als die Dame mit einem Freudenschrei aufsprang und ihm um den Hals fiel. Himmlisch! Himmlisch! rief sie. Herr Falk, sehen wir uns wieder! Nein das ist himmlisch! – Sie klatschte in die

Hände und drehte sich dem Absatz herum, und Heinrich erkannte Lydia Zadderklops. Die Begrüßung erregte die lebhafteste Neugier unter den Zuschauern.

Frau Lydia! rief er mit einem Gemisch von Aerger und Lachen. Ist Ihr Gatte auch hier?

– Freilich! hinter den Coulissen! rief sie. Wir haben uns der Bühne gewidmet! Nein das ist himmlisch, daß Sie hier sind! Adehl ist Director unsrer Truppe. Gehen Sie doch gleich zu ihm, er wird sich königlich freuen. Hinten herum über den Hof, der Eingang zur Bühne ist durch ein Fenster. Nein das ist himmlisch!

Um sich den Blicken des immer neugieriger sich herzudrängenden Publikums zu entziehen, ging Falk auf Lydia's Vorschlag ein. Er verließ den Saal und suchte auf dem Hofe das Fenster, welches zum Eingang für die Schauspieler diente. Er erstieg die angesetzte Treppe, kroch durch den Fensterrahmen und fragte nach dem Director. Sogleich erschien Adehl und theilte ganz das freudige Entzücken seiner Gattin. – Das Geschick begünstigt mich, rief er, daß es mir immer meinen angenehmsten und liebstenFreund entgegen führt! Willkommen, Göttersohn! Heut sollen Sie mich auf dem Pfade sehn, für den ich geboren bin. Noch ist es erst ein Anfang, und in engen Verhältnissen, bald aber werde ich den Gipfel des Kothurns erreichen!

– Und was spielen Sie für Rollen? fragte Falk. Liebhaber oder große Helden der Geschichte?

Unter Umständen, ja! Leider haben wir für das historische Fach noch nicht die nöthigen Requisiten und

Garderobe-Vorräthe. Sie müssen nämlich wissen, daß mein bisheriger Direktor um betrübender Umstände willen hat fliehen müssen. Der ganze Sachbestand seines Theaters wurde gerichtlich verkauft, um die Gläubiger zu befriedigen. Da benutzte ich diese günstige Constellation meiner Gestirne. Ich war Regisseur, und so sammelte ich die Glieder unserer Truppe zu einer eignen Unternehmung. Für den Sommer führen wir noch ein Wanderleben – o das hat seine Reize! Zum Winter jedoch will ich mich in einer größeren Stadt fixiren. Da wir nun aber noch keinen bedeutenden Aufwand machen können, geben wir bürgerliche Stücke, zu welchen ein mäßiges Kostüm ausreicht. Lydia spielt Marquisinnen, noble Mütter, auch heitre Rollen, kurz das eigentliche Anstandsfach. Ich selbst elegante Lebemänner, Rollen von Weltton, Alles in Allem, das Fach der genialen Laune. Manchmal auch Charaktere ernsterer Gattung. – Ich komme, ich komme! unterbrach er sich, indem er nach der Bühne rief, wo man seiner begehrte. – Nachher das Weitere, lieber Freund! Sie leisten uns nach dem Schauspiel Gesellschaft, nicht wahr? Bei einem Gläschen Bier dort im Garten – ich erwarte Sie! Auf Wiedersehn – geben Sie auf die Stelle Acht, wo ich als Weltmann von der Liebe spreche! Auf Wiedersehn!

Adehl verschwand hinter den Coulissen, und Falk ging in den Saal zurück. Er begnügte sich mit einem Stehplatz an der Thür, um nach Belieben frische Luft schöpfen zu können. Ein Urtheil über die Darstellung müssen wir uns versagen, indessen glaubte Falk nie etwas Lächerlicheres

gesehn zu haben, als Adehl auf der Bühne. Das Publikum war befriedigt. Heinrich erkannte unter den Hervorrufenden die Stimme Eberlein's.

Dieser Abend ist allein die Reise werth! rief Eberlein mit vor Lachen noch thränenden Augen. Aber sieh nur, dort das hübsche Mädchen! Ich habe neben ihr gesessen und mit ihr gesprochen. Sie ist vielleicht die Einzige, die das ganze Stück über nicht gelacht hat.

Falk sah ein junges Mädchen von höchstens siebzehn Jahren schnell dem Ausgang entgegen schreiten. Ihre Züge waren schön, aber ernst und fast kummervoll. Sie trug ein Kleid von schwarzem Merino und einen langen Kragen von demselben Stoffe.

Wo ist sie hin? rief Eberlein. Ist sie nicht hübsch?

– Sehr hübsch, aber sie sieht unglücklich aus. Vielleicht hat sie Trauer.

Meinst du? Ich fragte sie, ob das lustige Stück ihr nicht gefalle? Nein, sagte sie. Wie *ich* es ansehe, kann es mir nicht gefallen. Was haben Sie daran auszusetzen? – Alles! sagte sie und wandte sich ab.

Die Unterhaltung wurde durch Adehl unterbrochen. Er begrüßte auch Eberlein wie einen alten Bekannten und lud die Freunde in den Garten des Wirthshauses. Um einen Tisch, worauf ein Licht brannte, saßen bereits Lydia nebst einigen Schauspielern und Schauspielerinnen. Adehl stellte ihnen die Gäste vor und überließ sich, indem er die Rolle des gewandten Weltmannes fortspielte, ganz seiner Laune. Da erhob sich eine Gestalt, welche tief im Schatten gesessen hatte, und verließ den Tisch.

Eberlein stieß seinen Freund an, und dieser erkannte das junge Mädchen wieder, das sie im Saale gesehn hatten.

Wer ist die Dame? wandte sich Falk an den Director. Gehört sie zu Ihnen?

Die da? rief Zadderklops. Das ist ja meine Tochter Louise! Richtig, die kennen Sie noch nicht!

– War sie früher nicht bei Ihnen?

Nein. Ach, lieber Freund –! Adehl seufzte. Ich könnte Ihnen eine Geschichte erzählen – wenn die Stunde günstig wäre! Schon lange wollte ich es –

– Wenn Sie das Bedürfniß haben, sich mir anzuvertrauen, so sehe ich nichts Ungünstiges in dieser Stunde.

Kommen Sie! rief Adehl, indem er aufstand und Falk einen Wink gab, ihm zu folgen. Sie schritten langsam im Garten auf und nieder. Daß ich's Ihnen nur gestehe, begann Adehl, das Mädchen ist ein Unglück in unsrer Familie! Es begann schon bei ihrer Geburt. Denn Lydia konnte das Kind nicht leiden, weil es schon zwei Monate nach unsrer Verheirathung auf die Welt kam. Mein Gott, es war ein kleines Versehen, aber wir waren ja doch verheirathet! Ich mußte mich dazu verstehen, das Kind wegzugeben. Eine entfernte Verwandte nahm es zu sich und hat es bis an ihren Tod behalten. Vor einem halben Jahre starb sie, und es blieb uns Nichts übrig, als die Louise wieder zu uns zu nehmen. Lydia war zwar dagegen, indessen die Aussicht, daß wir an ihr eine jugendliche Liebhaberin für unsre Truppe gewinnen könnten, machte sie nachgeben. Aber nun denken Sie sich unser Unglück! Louise

verachtet die dramatische Kunst, sie ist weder durch Lydia's Drohungen, noch durch mein Zureden auf die Bühne zu bringen! Die Mutter haßt sie, und ich – so unlieb mir auch ihre Kälte gegen die Kunst ist, kann doch nicht vergessen, daß sie meine Tochter ist. Denn die Louise ist ein gutes Mädchen. Sie will uns verlassen, sie behauptet dies Leben nicht ertragen zu können.

– Hat sie einen andern Erwerbszweig im Sinne?

Freilich, mancherlei! Sie will nähen, sticken, arbeiten. Aber wo? Wer schafft die Mittel, sie unterzubringen? Solche Einnahmen, wie heut, habe ich nicht alle Tage, und meine Collegen sitzen immer auf der Lauer nach ihrer rückständigen Gage. Und, geben Sie selbst zu, kann ich mich, bei meinem größeren Kunstziele, viel um die kleinen Privatpläne des Mädchens bekümmern?

– Ein Vater sollte das doch können, Herr Zadderklops. Wollten Sie mich Ihrer Tochter wohl vorstellen?

Mit Vergnügen! Wenn sie Ihnen nicht davonläuft, denn sie ist sehr scheu. Meine Collegen hören nicht leicht ein gutes Wort von ihr, wenn sie auch noch so scherzhaft aufgelegt sind. Kommen Sie, wir wollen sie suchen!

Sie fanden Louisen allein in einem dunklen Gange des Gartens auf und nieder gehend. Der Vater stellte Falk als einen alten Freund vor.

Sie sind, wie ich höre, nicht Schauspielerin, mein Fräulein, sagte Heinrich.

Nein! entgegnete Louise kurz. Warum läßt mich mein Vater mit Ihnen allein? fuhr sie schnell fort, da sie bemerkte, daß Adehl sich davon schlich.

– Wenn Sie es wünschen, wollen wir ihm zur Gesellschaft folgen. Ich habe schon gehört, daß Sie keinen Geschmack am Schauspielerleben haben –

Geschmack! Welches Mädchen könnte sich darin gefallen! Ein für Allemal, nehmen Sie mich nicht für ein Mädchen von jener Gattung, wie Sie sie heut auf den Brettern gesehen haben. Warum bringt mein Vater Sie zu mir? Er weiß, daß ich seine Bekanntschaften – verachte!

– Sie werden heftig ohne Noth, mein Fräulein. Sie kennen Ihren Vater eigentlich, wie ich weiß, erst kurze Zeit und können nicht wissen, ob alle seine älteren Bekanntschaften verächtlich sind.

Ich habe Sie und Ihren Freund wohl beobachtet. Ich weiß, daß Sie nur spottend Ihren Beifall ausdrückten, ich weiß, daß überhaupt nur Dummheit oder Verderbtheit den Leistungen meiner Eltern Beifall spenden kann. Sie gehören Lebenskreisen an, aus welchen man auf die unsrigen herabsieht. Was suchen Sie hier? Unterhaltung? Dann ist es eine Unterhaltung, die Sie selbst verachten müssen, wenn Sie sich auf's Gewissen über derselben befragen.

– Nun, da Sie unserm Gespräch eine so ernste Wendung geben, so bin ich der Mühe überhoben, es dahin zu lenken, wo ich es wünschte. Ich kenne Ihren Vater allerdings seit langer Zeit. Er nennt mich seinen Freund, und bin es in so weit, als ich seinen unglaublichen Leichtsinn beklage und ihm ein besseres Schicksal wünschte. Sie selbst haben ein hartes Wort über ihn ausgesprochen, was mich berechtigt, wenigstens aufrichtig gegen Sie zu

sein. Ich gehöre nicht zu denjenigen, die einen großen Genuß an Kunstdarstellungen finden, wie die heut gesehenen. Ich bin während derselben ein peinliches Gefühl nicht los geworden, wie es mir immer geschieht, wenn ich sehe, wie Inhaltlosigkeit sich selber preisgiebt. Daß Sie selbst heut Abend noch weniger lachen konnten, als ich, liegt in der Natur der Dinge, und Sie werden mir darum nicht zürnen wollen. Sie sind mißtrauisch gegen mich –

– Allerdings! unterbrach ihn Louise. Ich lebe in Verhältnissen, wo jedes Vertrauen untergraben ist. Mein Vater stellt mir einen fremden jungen Herrn als seinen Freund vor, der unter keinen Umständen sein Freund sein kann – genug! Ich lebe in einem Zustande fortwährender Abwehr, seit ich bei meinem Vater bin. – Sie wollten aufrichtig gegen mich sein, mein Herr. Können Sie meinen Vater achten?

– Da seine Tochter mich danach gefragt, ist die Antwort nicht leicht.

Ich weiß sie, ohne daß Sie sie aussprechen. Aber weiter: Können Sie die Tochter eines solchen Mannes achten?

– Ich glaube nicht, mein Fräulein, daß ich in unserm Gespräch nur ein Wort gebraucht hätte, daß auf das Gegentheil schließen ließe.

Sie kannten mich aber doch nicht? Aus welchem Grunde suchten Sie meine Bekanntschaft auf?

– Aus aufrichtigem Interesse. Ihr Vater hatte mir von Ihnen erzählt. Ich übersetzte mir die Schilderung, die

er mir von Ihrem Charakter machte, in mein Deutsch und kam auf die Vermuthung, daß die Tochter ein sehr achtungswerthes Mädchen sein müsse. Ich habe mich in dieser Annahme nicht betrogen. Sie gehören nicht hierher, mein Fräulein, Sie müssen sich hier sehr unglücklich fühlen. Mißtrauen Sie mir nicht länger! Wenn ich Ihnen irgend einen Vorschlag machte, wie Sie sich Ihr Leben selbst gestalten könnten, würden Sie darauf eingehn?

Es muß mich immerhin befremden, daß ein mir bisher Unbekannter so plötzlich Antheil an mir nimmt.

– Sie haben Recht, und ich verstehe durchaus Ihr Bedenken gegen mein Benehmen. Aber ich bin so glücklich, in meinem Wohnorte edle vortreffliche Frauen zu kennen – wenn diese sich erbötig zeigten, Etwas für Sie zu thun, würden Sie auch dann noch die dargebotene Hand zurückweisen?

Mein Herr – ich weiß in der That nicht – was ich denken soll!

– Vielleicht würde die Bekanntschaft mit meiner Mutter nicht ohne Nutzen für Sie sein. Sie ist eine einfache Frau, aber die edelste und liebreichste Seele von der Welt. Sie wohnt ganz in der Nähe, in Dietharz, und lebt zum Theil von ihrer Hände Arbeit.

Ihre Mutter? rief Louise erstaunt. Ehe Sie vorher zu uns an den Tisch traten, flüsterte meine Mutter mir zu, Sie wären aus vornehmer Familie und wohnten in B.

– In diesem Gedanken haben die Ihrigen sich stets gefallen. Sie wollen in mir durchaus eine vornehme Bekanntschaft haben. In der That bin ich der Sohn eines

armen Tagelöhners aus Dietharz. Durch die Güte fremder Menschen wurde ich auswärts erzogen. Ich bin Maler und jetzt hier bei meiner Mutter zum Besuch. Hören Sie mich weiter an. In Kurzem reise ich nach meinem Wohnort zurück, dort will mich mit Hülfe meiner einstigen gütigen Pflegemutter nach einem Unterkommen für Sie umsehn. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, eins für Sie zu finden. Da Ihre Familie bis dahin wahrscheinlich eine andere Wanderstation erreicht hat, die mir unbekannt ist, so will ich das Resultat unsrer Thätigkeit für Sie an meine Mutter schreiben. Mit ihr würden Sie leicht in Verbindung bleiben können.

Louise schwieg und ging unschlüssig und ungläubig an seiner Seite hin.

Verzeihen Sie mir die Hartnäckigkeit, mit der ich Ihnen meine Vermittlung aufdränge! fuhr er fort. Ich nehme Antheil an Ihrer Lage und möchte Sie sobald als möglich aus derselben befreit wissen. Weiß ich doch, daß Sie selbst keinen sehnlicheren Wunsch hegen. Und Sie können, Sie dürfen nicht länger bei Ihrem Vater bleiben. Bei dem entschiedenen Mangel jeder sittlichen Grundlage seines Wesens wird er sich nie in geordnete Verhältnisse empor arbeiten, ja ich fürchte, er wird nur tiefer und tiefer sinken. Wie trostlos ein solcher Anblick einem reineren Gemüth sein muß, fühle ich mit Ihnen. Vertrauen Sie sich mir also an und lassen Sie uns berathen, was zu zu thun ist, um in der Entfernung von ihm eine angemessene Thätigkeit für Sie zu finden!

Louise brach in die bittersten Thränen aus. Der Ton seiner Stimme klang ihr so befreundet, überzeugend und einschmeichelnd, sie verstand die Uneigennützigkeit seiner Absichten, und das Gefühl der Scham über ihre Verhältnisse und ihrer Hülflosigkeit überwältigte ihr jungfräuliches Herz. O meine armen Eltern! rief sie. Meine unglücklichen Eltern! Sie fühlen nicht die furchtbare Schmach, die auf ihnen lastet, sie begreifen nicht, was das Herz der Tochter um sie leidet! Ich kenne sie erst so kurze Zeit und habe doch schon alles Elend der Erniedrigung mit ihnen durchgelebt. Als ich bei meiner alten Tante lebte, wußte ich kaum, daß ich Vater und Mutter hatte. Sie sprach nie von ihnen, sie war eine strenge, aber brave Frau. Als ich den Schmerz um ihren Tod ausgeweint hatte, freute ich mich, daß ich meine Eltern kennen lernen sollte. Aber wie furchtbar, wie entsetzlich wurde ich enttäuscht! Schon am Tage meiner Ankunft stellte man mir Zumuthungen, gegen die mein Herz sich empörte. Ich lernte die Noth um das tägliche Brod kennen und daneben Hoffahrt, innere Rohheit und Lächerlichkeit. Sittenlosigkeit wurde Genialität genannt, Ernst und Zurückhaltung hieß alberne Ziererei und Verstocktheit. Jedes Band der Liebe, Herzlichkeit und weiblichen Tugend, jede natürliche Scheu, Ehrfurcht und Achtung zwischen Eltern und Kindern fand ich gelockert, besudelt und mit Füßen getreten! O Gott, mein Gott! Wer spricht den Schmerz einer Tochter aus, die ihre Eltern verachten muß! O weg von hier! Weg von hier, so weit als möglich! Mich wird Niemand entbehren oder vermissen, und ich werde in

der Fremde, wo mein Auge die Schande nicht sieht, den Jammer eher ertragen!

Das unglückliche Mädchen verfiel in ein leidenschaftliches Schluchzen, sie bebte am ganzen Körper vor Aufregung und Herzeleid. Unser gutmüthiger Freund empfand tiefes Mitleid mit ihr. Er bat sie um Verzeihung, daß er ihr durch seine Zudringlichkeit diese schmerzliche Bewegung hervorgerufen habe. Louise suchte sich zu fassen.

Nein, sagte sie, indem sie ihre Thränen trocknete, ich danke Ihnen! *Ich* vielmehr habe um Verzeihung zu bitten. Als Sie mit Ihrem Freunde in den Saal traten und ich das Benehmen meiner Mutter sah, glaubte ich, sie sei wahnsinnig geworden, und ich las in Ihren Zügen, daß Sie Abscheu vor ihr hatten. Ich bedauerte Sie und schämte mich tief. Später, als sie mir zuflüsterte, Sie wären ein vornehmer und reicher Herr, und ich sollte mich – artig gegen Sie benehmen, fing ich an Sie zu hassen. Und mein Haß wuchs, als mein Vater Sie zu mir führte. Ich bin ein unglückliches Geschöpf, das dem Laster entgegen geschoben wird, ich bin so umstrickt von Verworfenheit, daß ich an das bessere Gefühl eines Mannes kaum noch glaubte. Und da ich Nichts habe, als meinen Muth und Verachtung aller meiner Umgebungen, so muß es wohl abstoßend und trotzig jedem Fremden entgegentreten. Sie haben mir den Glauben an die Menschen wieder gegeben, und ich will nicht mehr fürchten mich in Ihnen zu täuschen. Ich werde morgen schon Ihre Eltern aufsuchen.

Nachdem Falk das Nähere darüber mit ihr besprochen hatte, sagte er, wie beiläufig: Sie saßen während der Komödie neben meinem Freunde Eberlein? Ihn werden Sie ebenso wenig als mich als einen Feind zu betrachten haben.

Es kann sein, entgegnete sie. Aber er hatte doch große Freude an der unglücklichen Darstellung.

– Er ist ein fröhlicher Gesell und hat das beste Herz. Verzeihen Sie ihm, wenn sein Betragen Sie beleidigt hat.

Louise erwiederte darauf Nichts. Sie wundern sich vielleicht, sagte sie, wie ich unter die Zuschauer kam, da ich diese Art der Schaustellung verachte. Für gewöhnlich bleibe ich fern davon. Der Schreck über den Auftritt an der Thür – denn ich stand in der Nähe der Mutter – jagte mich hinein. Als ich zu mir kam und hinaus aus dem mir so widerwärtigen Raume wollte, standen Sie an der Thür. Ich schämte mich, an Ihnen vorüber zu gehn.

Während dieser Worte bemerkte Falk, wie sich eine Gestalt im Dunkeln herbei schlich. Er erkannte Adehl.

Nur herbei, Herr Director! rief er, wir spazieren noch denselben Gang auf und nieder!

Gute Nacht, mein Herr! sagte Louise schnell. Morgen werde Ihre Mutter sehn! Sie lief davon und verschwand im Dunkeln.

Weg ist sie! rief Adehl. Ich sagte es Ihnen ja, das unfreundliche Mädchen hört auf kein gutes Wort!

– Doch, Herr Zadderklops, doch!

Wahrhaftig? kicherte Adehl. Aber natürlich, Sie brauchen nur zu kommen, um zu erobern. Nun, was sagen Sie zu dem Mädchen?

Daß Sie eine bessere Tochter haben, als Sie es verdienen, sagte Falk sehr ernst. Es kann mir nicht einfallen, Ihnen Moral zu predigen, denn jedes vernünftige Wort wäre verloren. Sie sagten mir vorhin, Sie lieben Ihre Tochter! Und doch handeln Sie nichtswürdig an ihr, wie es nur ein verruchter Bösewicht kann. Aber nein, ich gebe Ihnen zu viel Ehre, denn Sie sind nur ein elender Schwächling! Sollte uns der Zufall noch Einmal zusammen führen, so werden Sie wohlthun, mich nicht als Freund zu begrüßen. Ich weiß, daß Sie größere Verachtung verdienen, als ich bisher glaubte!

Adehl stand wie angedonnert vor Schreck. Falk verließ ihn eilig und ging zur Gesellschaft zurück. Er fand Eberlein lachend und jubelnd und hörte, wie Lydia Einmal über das andre: Himmlisch! himmlisch! rief.

Laß uns gehn! flüsterte er dem Freunde zu.

– Schon? rief Eberlein. Wo stecktest du denn?

Willst du hierbleiben, so bleib. Ich gehe.

Eberlein stand auf und empfahl sich seinen neuen Bekanntschaften. Sie schüttelten ihm kordial die Hände, und Lydia klopfte ihm auf die Schulter. Kommen Sie morgen wieder, Sie lustiger Herr Doctor! rief sie. Wir bleiben noch einige Tage hier.

Eberlein schritt seinem Freunde nach. Was ist aus deiner guten Laune geworden, Heinrich? rief er. Wo warst

du seit einer Stunde? Fast komme ich auf die Vermuthung, du seist dem hübschen Mädchen nachgegangen, das kurz vor dir den Tisch verließ!

– Ja, ich bin ihr nachgegangen! sagte Falk. Ich habe mit ihr gesprochen.

Was? Verräther! rief Eberlein in halbem Ernst. Du hast ein Stelldichein mit ihr gehabt?

– Warum bin ich ein Verräther?

Weil – nun, weil ich sie dir doch gezeigt hatte –

– Weil du vielleicht in sie verliebt bist?

Dummes Zeug! lachte Eberlein. Aber wer ist sie? Was hast du mit ihr gesprochen?

Fritz, hier ist ein sehr ernsthafter Fall! Während du dich an der frivolen Gesellschaft erlustigt hast, deren Wirthschaft dich nur darum fesseln konnte, weil sie dir neu ist, habe ihre andere Seite kennen gelernt und einen Blick in das tiefste menschliche Elend gethan. Höre mir zu. – Er erzählte ihm von dem Gespräch mit Louisen. Eberlein wurde ernster und ging schweigend neben ihm her. Als sie vor David Paff's Hause angekommen waren, ergriff er Heinrich's Hand. Vergieb mir mein unbedachtes Wesen! sagte er. Wenn ich aus meinen vier Schulwänden heraus komme, scheint mir die ganze Welt lachend, und da ich nichts eigentlich Ernste erlebt habe, denke ich nicht daran, das Leben ernster zu nehmen. Aber ich sehe wohl, daß dein Blick tiefer geht, und daß ich den meinigen schärfen muß. Ich bin jetzt sehr ärgerlich über mich, und darum heut Nichts mehr! Gute Nacht! –

Während Falk langsam nach Hause schritt, sah er einen Mann, welcher ihm entgegen kam und plötzlich vor ihm stehen blieb. Treten Sie jetzt nicht unter das Dach ihrer Mutter! sagte der Fremde.

Heinrich erkannte Bertram's Stimme. Warum nicht? fragte er.

Weil sie beschäftigt ist, einer Sterbenden beizustehn. Ich komme von ihr.

– Sie? Von meiner Mutter?

Ja. Begleiten Sie mich hinaus in das Thal, die Nacht ist warm und die Luft reiner, als in der Enge des Hauses. Ich will Ihnen endlich die Räthsel, womit ich Sie so lange belästigt habe, lösen.

Falk folgte seinem sonderbaren Begleiter. Sie kamen an den letzten Häusern des Ortes vorbei, ließen die langen Felsenwände zur Linken und betraten den breiten Weg, der zwischen Wiesen mitten durch das Thal führt. Es war eine reine, klare Mondnacht. Bertram schritt auf dem Wege fort bis zu einer Wendung, wo er dicht an der Bergeslehne vorüber führt. Hier lagen unter hochaufgeschoßnen Riesentannen ein paar bemooste Steine. Bertram setzte sich nieder. Sind Sie gestimmt, begann er, eine lange Geschichte anzuhören?

– Erzählen Sie! sagte Heinrich, indem er sich ebenfalls einen Stein zum Sitz auserkor.

Es ist *meine* Geschichte, eine Geschichte voll Elend und Trostlosigkeit, aber lehrreich für jeden Jüngling!

– Beginnen Sie endlich, Sie haben mich lange genug vorbereitet!

Achtunddreissigstes Kapitel.

Mein Vater war – erzählte Bertram – ein Fabrikherr in einer der bekanntesten Industriestädte des westlichen Deutschlands. Meine Mutter, aus einer adligen, aber bettelarmen Familie, hatte ihn geheirathet, weil – wie sie mir das später oft unumwunden erzählte – ihr der außerordentliche Reichthum des Plebejers gelegen kam. Ihre Schönheit war der Magnet für meinen Vater gewesen. Aber ihr Leichtsinn, ihre Verschwendung, ihre Herzlosigkeit mußten ihm bald genug zeigen, welchen Fehlgriff er in der Wahl seiner Gattin gethan hatte. Aus je engeren und dürftigeren Verhältnissen sie hervorgegangen war, um so mehr entfaltete sich ihr Hochmuth, um so mehr verachtete sie den praktischen, kaufmännischen Charakter ihres Mannes. Er war, wo er liebte, ein edler, gütiger Mann, aber gegen alles widersinnige Treiben konnte er mit unerbittlicher Härte, mit Hohn und Wegwerfung auftreten. Die Ehe meiner Eltern war daher eine sehr unglückliche. Es bestand kein geistiger Rapport zwischen ihnen, geschweige denn Achtung oder Liebe. Unter den Eindrücken dieses Mißverhältnisses verlebte ich meine Kindheit. Meine Eltern hatten außer mir keine Kinder. Ich erhielt eine vornehme Erziehung. Meine Mutter war schon früh darauf bedacht, mir einzuprägen, daß ich meiner aristokratischen Abstammung eingedenk sein müsse. Sie sprach mir nur mit Verachtung von meinem Vater, sie verwöhnte mich in unerhörter Weise, sie suchte mich ganz und völlig für sich allein zu gewinnen.

Dies gelang ihr nur zu wohl. Ich wurde der leichtsinnigste, eigenwilligste, verwöhnteste und gegen den Vater der frechste und unverschämteste Bube. Ich lernte Nichts, zumal die Mutter mir stets sagte, daß ich Gelehrsamkeit nicht nöthig hätte. Nur eins erlernte ich, nämlich Klavier zu spielen. Aber ohne Studium, ohne große Mühe und Arbeit, es schien mir eben anzufliegen. Meine Mutter war stolz auf mich, denn in meinem fünfzehnten Jahre spielte ich die schwierigsten Stücke wie ein Virtuos, und die Gesellschaften in unsrem Hause waren voll des Lobes und der Schmeicheleien über den hoffnungsvollen jungen Künstler. Aber meinem Vater genügte das nicht. Er bestand darauf, daß ich Etwas lernen müsse, und beschloß, mich zum Kaufmann zu machen. Mutter und Sohn waren außer sich vor Entsetzen, denn Beide fühlten sich hoch erhaben über diesen Stand und sahen keinen Grund, warum man nicht sein Leben – zumal bei so ausreichenden Mitteln – mit genialem Nichtsthun und noblen Passionen ausfüllen solle? All' ihr Widerstreben half jedoch Nichts gegen den Willen des Familienhauptes. Indessen gewannen sie ihm so viel ab, daß er wenigstens die Erlaubniß zu einer andern Lebensthätigkeit seines Sohnes hergab, und so vereinigten wir uns darüber, daß ich studiren sollte. Ich wurde unter strengere Aufsicht gestellt und mußte nun wirklich anfangen zu arbeiten. Wer beschreibt den Jammer und die Thränen der Mutter, als sie ihr verwöhntes Kind in so unwürdigem Joche sah! Wer die Qualen, den Aerger, die Wuth, die

Widerspenstigkeit und Frechheit des lieben Sohnes gegen diesen ungewohnten Zwang. Beide vereinigten sich in Abscheu und Haß gegen den Vater und machten sich aus ihm das grausamste Zerrbild eines Tyrannen. – Bald stand der letztere fremd und entfremdet seiner Familie gegenüber. Aber er hatte das Bedürfniß, geliebt und in seiner Güte anerkannt zu werden. Und da ihm dies Glück durch seinen Sohn nicht gewährt wurde, so wählte er sich einen andern Knaben, um ihn zu erziehen. Dies war der Sohn eines seiner Fabrikarbeiter, Namens Stillfried. Der Knabe zeigte Anlagen, und der Vater beschloß, ihn studiren zu lassen. Bald hatte er mich eingeholt und wurde mit mir denselben Lehrern überwiesen. Da mein Vater mir den Fleiß, die Sanftmuth und das gesittete Wesen Stillfried's stets als Muster vorhielt, mußte ich wohl dahin kommen, den Knaben bald auf das Wüthendste zu hassen. Die Mutter unterstützte mich und wußte es einzuleiten, daß man mir heimlich den Verdacht beibrachte, mein Vater stehe zu der Geburt des Knaben in einiger Beziehung. Es war eine schamlose Verleumdung, doch griff ich sie nur zu willig auf, um seiner Peinigung, seiner Rohheit und Grausamkeit gegen ihn immer neue Nahrung zu geben. Bald machte ich Bemerkungen, die mir das Wesen des jungen Stillfried immer weniger musterhaft erscheinen ließen. Denn leider hatte sich mein Vater in der Wahl der Menschen noch Einmal furchtbar betrogen. War ich ein nichtswürdiger Bube, so trug ich mein Wesen wenigstens unverhehlt zur Schau, mein Kumpan aber war ein

heuchlerisches, bösartiges und wegen seiner Verstocktheit um so abscheulicheres Geschöpf.

Noch immer sehe ich den jungen Stillfried deutlich vor mir stehn! Blaß, dünn, schmächtig und lang, bescheiden, sanft und schmeichlerisch. Er hatte schon damals das fahle, farblose Gesicht und den grünlichen Schimmer um die grauen Augen. Er beobachtete schlau, er spionirte mich und die Mutter aus, er steckte sich hinter die Bedienten, um meinem Vater allerlei Geheimnisse mit guter Art zu hinterbringen. Er stahl mir Geld und mancherlei Kleinigkeiten, deren Verlust ich in meiner Fahrigkeit anfangs nicht bemerkte. Bald fehlten mir Bücher, bald kleine Luxusgegenstände, von welchen ich reichlich umgeben war, bald fand meinen Geldbeutel, den ich oft unachtsam liegen ließ, merklich erleichtert. Die Mutter lenkte zuerst meinen Verdacht auf Stillfried. Ich paßte ihm auf und eines Tages ertappte ich ihn an einem Schranke.

Frohlockend schleppte ich den Verbrecher vor meinen Vater. Aber Stillfried leugnete mit frecher Stirn, sein Benehmen war so ruhig, sanft und unschuldbewußt, daß mein Vater, der mir weniger glaubte als ihm, mir für diese Verleumdung eine harte Strafe auferlegte. Daß Mutter und Sohn, die jetzt zum Erstenmal wirklich Unrecht litten, sich in um so glühenderem Hasse vereinigten, läßt sich denken. Und ebenso, daß der Vater seinen Schützling um so inniger an sich zog und ihm in seinem Herzen fast die Rechte eines Sohnes gewährte. Stillfried scheint vom Schicksal die Gabe mitbekommen zu haben, sich in

das Vertrauen der Menschen einzunisten und sie zu beherrschen. Er weiß so schlau abzuwägen, wo er in seiner Heuchelei und Verleumdung fein oder grob zu Werke gehen müsse, er versteht so überzeugend zu sprechen, sich so nothwendig zu machen, wie es selten einem Menschen gelungen ist. Seine innere Rohheit und Gemeinheit tritt nicht oft unverhüllt zu Tage.

Endlich kam die Zeit, da wir beide zugleich, – wiewohl Stillfried um mehre Jahre jünger war, als ich – auf die Universität geschickt wurden, und zwar auf ein und dieselbe: mein Kumpan, um Theologie zu studiren, ich, um zu treiben, was mir belieben würde. Daß ich, vom Drucke des Vaters befreit, mich jetzt mit aller Zügellosigkeit in ein wüstes Leben des Genusses stürzte, verstand sich von selbst. Ich war mit Mitteln von Hause glänzend ausgestattet worden und zog bald einen Kreis von jungen Augen um mich, die es mir entweder an Verschwendung gleichthaten, oder durch sie Vortheil zogen. O ich war ein nichtswürdiger, schamloser Junge, ein Spieler, Säufer, Verführer, ein Mensch, der durch seine wilden Streiche immer neu das allgemeine Stadtgespräch erregte! Trotzdem aber fehlte es mir nicht an Familien, die sich mir unbedingt erschlossen und mit dem frivolen Grundsatze, daß Jugend austoben müsse, alle Rohheit beschönigten. Den Weibern wird man durch Lüderlichkeit immer interessant, wenn man sich sonst einen glänzenden Anstrich zu geben weiß, und ein eleganter Halunke wird in den meisten Gesellschaften über den gebildeten und

gesitteten Jüngling triumphiren. Meine Fertigkeit im Klavierspielen machte mich »genial«, man wollte eine hohe, dämonische Leidenschaft darin hören. Die Weiber streuten mir Weihrauch, ich führte sie alle am Narrenseile und lernte sie alle verachten. Auch mein Reichthum übte seine Anziehungskraft. Die Summen, welche ich verschwendete, ließen auf unermeßliche Schätze schließen. Man schoß mir Gelder vor, so viel ich verlangte, und bald hatte ich so viel Schulden, als sich für einen eleganten Modewüstling gehören. Daß ich Nichts lernte, noch überhaupt etwas so Ernsthaftes trieb, brauch ich nicht zu sagen. – Mit Stillfried kam ich natürlich nie zusammen, bekümmerte mich auch nicht um ihn. Desto mehr bekümmerte er sich insgeheim um mich. Er wußte alle meine Streiche, kannte meine Schulden und hinterbrachte treulich alle Thorheiten und Ausschweifungen meinem Vater. Drohbriefe folgten auf Drohbriefe. Ich warf endlich jedes Schreiben meines Vaters ungelesen bei Seite und berücksichtigte nur seine Geldsendungen. Mit der Zeit jedoch wurde meiner Mutter dies Treiben zu bunt. Erst bat sie liebevoll, mich ein wenig zu mäßigen, dann warnte sie, endlich klagte sie und beschwor mich, vorsichtiger zu sein und mich nicht zu Grunde zu richten. Die Zuschüsse, die ich insgeheim von ihr erhielt, wurden geringer oder blieben aus, da sie die großen Summen, die ich verlangte, nicht aus eignen Mitteln bestreiten konnte. Jetzt trat ich eben so frech und unverschämt gegen sie auf, wie gegen den Vater, und sie mußte die furchtbaren

Folgen ihrer Erziehung erfahren. – Da ich mich zu langweilen anfing, setzte ich es durch, die Universitätsstadt mit einer andern zu vertauschen. Da war ich neu, und so wurde das nicht würdige Treiben mit erneutem Interesse fortgesetzt. In den Gesellschaften, wo ich Zutritt erhielt, sah ich öfter einen jungen Mann, der der entschiedenste Widerpart von mir zu sein schien. Edel in seiner Gesinnung, ernst und gemessen in seinem Wesen, strebsam, gebildet und von angenehmer Erscheinung, hatte er sich eine gewisse Herrschaft über die Kreise, worin er lebte, erworben. Dies forderte meinen Trotz heraus. Auch ärgerte es mich, daß er, dem man einen bedeutenden Reichthum zuschrieb, sehr einfach und anspruchslos lebte. Meine Ungezogenheit ward in diesen Kreisen nicht in demselben Maße genial genannt als sonst, trotzdem aber legte ich sie nicht ab, im Gegentheil steigerte ich dieselbe noch, um sieggewohnt die Herrschaft meines Nebenbuhlers zu brechen. Als wir einst eine Gesellschaft verließen, wo ich mich sehr pöbelhaft benommen hatte, setzte er mich ernsthaft darüber zur Rede. Es kam zu einer Forderung, wir schlugen uns, und ich erhielt von ihm eine Wunde, deren Narbe Sie noch auf meiner Stirn sehen. Den Namen meines Widerpartes habe ich Ihnen wohl noch nicht genannt? Jetzt, dreißig Jahre später, haben Sie ihn selbst kennen gelernt, und zwar als das, was er zu werden versprach, als einen edlen, großmüthigen Mann. Er hieß – er heißt Karl von Wintersbach.

Der Präsident? fragte Falk.

Derselbe. Er besuchte mich – fuhr Bertram fort – als ich mehrere Tage in einem Wundfieber lag, und bekümmerte sich mehr um mich, als ich es verdient hatte, ich war, sah ich mich in einem unerwarteten Verker mit meinem Feinde. Es war damals eine schlimme Zeit für mich. Meine Gläubiger traten mit Drohungen gegen mich auf, mit meinem Vater lag ich im bittersten Hader, er drohte mir mit Fluch und Enterbung; eine schändliche Verführungsgeschichte wuchs mir über den Kopf, so daß sich mir jede Gesellschaft plötzlich verschloß. Halb genesen, sah ich mich in einem Zustande wahnsinniger Verzweiflung. Wintersbach, so sehr es ihm verdacht wurde, nahm sich meiner an. Er sagte bei mehreren Gläubigern für mich gut, er schrieb, was ich in Feigheit und Verstocktheit nicht wagte, selbst an meinen Vater. Aber er ließ es dabei nicht bewenden. Durch sanften zuspruch und überzeugenden Ernst strebte er dahin, mich für ein neues Leben zu gewinnen. Er schonte mich nicht, zeigte mir aber den Weg zur Besserung und bot mir seine Hand zur Umkehr an. Dies war mir völlig neu, und, im Innersten vernichtet, nahm ich die Freundeshand an, um mich von ihr aufrichten zu lassen. Ich hatte die Studienzeit, die man sonst auf Universitäten zuzubringen pflegt, bereits um mehre Jahre überschritten, und unwissend, vernachlässigt und roh, wie ich geblieben, war es nicht leicht, eine Studienbahn von Anfang zu beginnen. Ein paar Monate fügte ich mich dem freundschaftlichen Zwange, den Wintersbach mir auferlegte. Da erhielt ich einen Brief von meiner Mutter, mit der Nachricht, daß mein Vater im Sterben liege.

Ich solle kommen, schrieb sie, wenn mir an der Erbschaft Etwas liege, denn sie fürchte, der Vater werde einen Andern zum Universalerben einsetzen. Ich sagte dem Freunde Lebewohl und reiste ab. Seitdem verschwand er mir, zugleich mit seinem wohlthätigen Einflusse, und erst vor wenigen Jahren sah ich ihn wieder, um mich ihm zu neuem Danke zu verpflichten. –

Meinen Vater fand ich sehr krank. Ueberwältigt vom Gefühle meiner Verworfenheit und in Reuethränen stürzte ich an seinem Bette nieder. Gott, ich hätte von diesem Augenblicke an ein bessrer Mensch werden können, aber ein Anblick bot sich mir dar, der Wuth und Haß an die Stelle jedes besseren Gefühls rief. Ich sah Stillfried, der jetzt Kandidat der Theologie war, am Lager meines Vaters sitzen. Die Bibel, aus der er dem Kranken vorgelesen hatte, lag aufgeschlagen vor ihm. Mit salbungsvollen Worten hielt er mir meine Verruchtheit vor, sprach von Hölle und Teufel und gebot mir, am Sterbebette des Vaters Buße zu thun und zu bekennen, daß ich unwerth aller Gnade sei. Glühend schoß mir das Blut durch alle Adern, ich sprang empor, es zuckte mir in den Armen, um den verhaßten Beschwörer mit geballter Faust zu Boden zu schlagen. Aber meine Mutter ergriff mich am Arme und zog mich hinaus. Sie erzählte mir, daß Stillfried schon seit Monaten im Hause sei und den Vater kaum auf Stunden verlasse. Ich machte die Entdeckung, daß sie, so sehr sie den Menschen haßte, ihn doch zugleich fürchtete und nicht mehr gegen ihn aufzutreten wagte. Auch über sie hatte er Herrschaft gewonnen. Sie und das ganze Haus zitterten

vor ihm, sein Wille regierte über das ganze Eigenthum meines Vaters. Sie bat und beschwor mich, sanft und fügsam gegen Stillfried zu sein, denn von meinem Benehmen werde es abhängen, ob wir im Besitze unsres Vermögens bleiben oder an den Bettelstab kommen würden. Ich war so im Innersten gedemüthigt, von Zerknirschung und Selbstanklage erschüttert, daß ich that, was sie verlangte. Zugleich aber fühlte ich, wie fremd ich in meinem Hause geworden war. Selbst der Mutter war ich entfremdet. Ihre ganze Erziehung hatte in einer Affenzärtlichkeit und äußeren Verwöhnung bestanden, das Band wahrer Innigkeit und Achtung fehlte. Jetzt, am Sterbebette des Vaters hatte sie nur die Erbschaft im Auge, nur der drohende Verlust des Vermögens flößte ihr Angst und Entsetzen ein. – In mir aber waren in jener Zeit reinere Gefühle und Gedanken erwacht. Der ganze maaßlose Undank gegen den Vater lastete erdrückend auf mir, ich war in diesen Tagen auf dem Wege, mein besseres Selbst zu finden. Als ich einst mit dem Kranken eine Stunde allein war, schüttete ich ihm unter Thränen mein ganzes verzweiflungsvolles Herz aus. Er legte seine Hand leise auf die meinige und drückte sie schweigend. Stillfried kam, und ich lief hinaus vor die Stadt, um mein schuldbeladenes Gewissen ungesehen in Thränen zu erleichtern. Es waren Tage, an die ich noch mit Rührung zurück denke, denn in sie drängte sich das wenige Gute, das ich in meinem Leben gedacht und empfunden, zusammen. Aber sie dauerten nicht lange, und das Maaß meiner Schuld, meiner Verworfenheit, meiner Erniedrigung war noch nicht

voll. – Mein Vater starb. Noch an seinem Todestage zeigte uns Stillfried ein Testament vor, in welchem der Verstorbene *ihn* zum Universalerben eingesetzt, mir und der Mutter aber nur ein Legat bestimmt hatte. Wie soll ich das Entsetzen, die Verzweiflung meiner Mutter, wie meine Wuth, die sich fast zur Mordlust steigerte, beschreiben? Wir verlebten einen Tag, wie er als Strafe für ein zügelloses Leben nicht besser ausgedacht werden kann. Stillfried betrug sich vollkommen als Herr im Hause. Er legte Beschlag auf die Schränke, die Bücher, auf die Kasse des Vaters, ich hörte, wie er den Schlüssel seines Zimmers abgezogen und zu sich gesteckt habe. Bebend vor Wuth verließ ich die Mutter und stürzte hinab in das Zimmer, in welchem die Todte lag. Stillfried stand in der Thür und wollte mir den Eintritt verwehren, indem er behauptete, daß mein Recht, an dem Todtenbette zu knieen, verscherzt hätte. Ich packte ihn bei der Brust, und nach kurzem Ringen warf ich ihn zu Boden. So drang ich ein und sank mit fliegender Brust auf einen Stuhl neben der Leiche. Ich fühlte, daß ich es verdient hatte, durch den letzten Willen des Vaters enterbt zu werden, dennoch aber erfüllte mich eine tiefe Bitterkeit, daß ich, wie schlecht ich auch immer war, – daß ich, sein Sohn, einem Menschen weichen sollte, den ich als einen Heuchler, Schleicher und Bösewicht kannte. –

Ein alter Diener unseres Hauses befand sich mit mir im Zimmer. Plötzlich winkte er mir in eine Ecke und zog ein Papier aus der Tasche, das er mir ängstlich in die Hand drückte. Ich steckte es gleichgültig ein. Nein, lesen Sie!

flüsterte er, ich habe es vor zehn Minuten unter Kopfkissen des seligen Herrn hervorgezogen! Vielleicht ist's von Wichtigkeit. – Ich riß das Papier auseinander, und – fand ein zweites Testament, von dem Tage herrührend, da ich meinem Vater meine ganze Schuld gestanden hatte. Er hob auf diesem Papier das älterem zu Stillfried's Gunsten lautende Testament auf, bestimmte ihm ein immerhin bedeutendes Legat und setzte mich zum Universalerben ein. – Ich flog mit meinem Schatze zur Mutter und brachte ihr neues Leben. – Stillfried wurde grün vor Aerger, als er diese Wendung erfuhr. Er ging so weit, gerichtlich gegen mich aufzutreten und das zweite Testament für ungültig zu erklären, da der Verstorbene in der letzten Zeit nicht mehr bei Verstande gewesen sei. Er wurde abgewiesen, da die Zeugen und die rechtliche Form des zweiten Testamentes durchaus zu unseren Gunsten sprachen. Um von ihm für immer so zu kommen, warfen wir ihm die Summe, die der Vater ihm bestimmt hatte, vor die Füße und jagten ihn aus dem Hause. –

Aber was that *ich* nun? Machte ich Ernst mit meiner Besserung? Keineswegs. Ich sah mich in unbeschränktem Besitze eines großen Vermögens, der ganze Taumel des Genußlebens ergriff mich von Neuem. Ja, hören Sie es, junger Mann, ich sollte jetzt erst recht in Zügellosigkeit verwildern.

Ich machte den ganzen Besitz zu Gelde, theilte mit der Mutter, und nun begann ein Leben in großem Styl. Die Mutter schien jetzt erst recht aufzuleben, und ihr Leichtsinn that es mir an thörichter Verschwendung fast gleich.

Indessen trennte ich mich von ihr und ging auf Reisen. In Paris und London, in den süddeutschen Bädern, überall fand ich Freunde, die mir mein Geld durchbringen halfen. Ich spielte, gewann und verlor – erlassen Sie mir die Aufzählung der Einzelnheiten meines nicht würdigen Treibens, denn ich komme zur Hauptsache meiner ganzen Erzählung.

Schon nach einigen Jahren hatte ich mich um die Hälfte meines Vermögens ärmer gemacht. Ich weiß nicht mehr, welche nichtige Absicht mich einige Sommerwochen lang in einer kleinen thüringischen Residenz fest hielt. Da erblickte ich eines Tages ein Mädchen von großer Schönheit. Ich verfolgte sie und gewann sie noch an demselben Abend. Sie war nur zum Besuch in der Stadt, wie sie sagte, und so verschwand sie mir in am folgenden Tage. Ich vergaß sie, wie viele hundert Andere. – Ein Jahr darauf breche ich mir in Baden-Baden durch einen Sturz mit dem Pferde ein paar Rippen und liege in meinem Gasthofe zu Bette. Da meldet mir der Kellner, daß mich ein junges Mädchen sprechen wolle, und gleich darauf stürzt meine vergessene thüringische Schöne herein. Ich war erstaunt über diesen Besuch und lud sie ein, neben meinem Bette Platz nehmen. Sie that es, indem sie zugleich mit Entschiedenheit erklärte, daß sie von dieser Stunde an nicht mehr von mir gehen werde. Ich lachte und fragte sie, welcher Zufall sie zu mir führe. Sie erzählte, daß es kein Zufall sei, sondern, daß sie lange nach mir gesucht habe, denn ich hätte die Verpflichtung, sie zu heirathen. Nach ihrer Aussage war sie

durch mich Mutter einer Tochter geworden, die sie im Hause ihres Bruders zurück gelassen. Sie liebte mich und hatte überall Nachforschungen nach mir gehalten. Erst in jener thüringischen Residenz, dann war sie zu Fuß nach meiner Vaterstadt gewandert, hatte bei dem Bedienten meiner Mutter nach meinem Aufentshaltsorte erkundigt und mich so endlich, nach Noth und Entbehrungen aller Art, aufgefunden. Und nun ich dich wieder habe, sagte sie, wirst Du mich nicht wieder los! Du hast mich unauflöslich an dich gekettet, und kannst du mich nicht zu deinem Weibe machen, so mache was du willst aus mir, ich folge dir überall nach! – Mir kam die Sache halb spaßhaft, halb bedenklich vor. Das Letztere gewann jedoch die Oberhand, und schon begann ich ihr zuzureden, mich zu verlassen, als mein Arzt eintrat. Katharina, so hieß das Mädchen, stellte sich ihm sofort als meine Pflegerin vor und forderte ihn auf, sie über ihre Pflichten am Krankenlager zu belehren. Der Arzt sah sie mit einem musternden Blicke an und schien mein frivoles Lächeln zu bemerken. Er, der an diesem Orte mit Wüstlingen aller Nationen zu thun hatte, und dem ein derartiges Verhältniß nichts Neues schien, unterrichtete sie, ohne weiter ein Wort zu verlieren, über das Nöthigste. Er zeigte ihr, wie der Verband anzulegen sei, gab sonstige Vorschriften und verließ das Zimmer. Kurz und gut – Katharina blieb bei mir. Sie pflegte mich auf das Sorgfältigste, und in kurzer Zeit war ich hergestellt. Ich hatte ihr modische Kleider besorgen lassen und fand, daß sie schön, überaus schön sei. Dies fanden auch meine Freunde, die mich ab

und zu aufsuchten, so zurückstoßend und rauh sie auch von ihr behandelt wurden. Merkwürdige Regungen gingen in mir während dieser Zeit vor. Ich fühlte, daß mir Katharina täglich anziehender und unentbehrlicher wurde, und endlich, daß ich sie von Herzen liebte. Es war das Erstemal, daß ich ein Weib liebte. Mußte ich gleich ihren Entschluß, einem Fremden so auf gut Glück nach zu laufen, als Leichtsinn erkennen, so konnte ich doch die Opfer, die sie mir brachte, nur mit Bewunderung betrachten – indessen schien es mir selbst verständlich, daß ich sie bei mir behielt. Von einer Heirath war freilich nicht mehr die Rede, und meine, so wie ihre Leichtfertigkeit, beschäftigten sich mit seinem Gedanken an die Zukunft. Ich reiste mit ihr ab und gab sie überall für meine Frau aus. Wir wohnten Monate lang in der Schweiz, am Comersee, in Venedig, in Paris, und so vergingen uns zwei Jahre des lustigsten Schlaraffenlebens. Katharina's Wesen entwickelte sich in ganz ungeahnter Liebenswürdigkeit. In geordneteren und edleren Verhältnissen würde sie eins der herrlichsten Geschöpfe geworden sein. Aber sie lernte durch mich nur das glänzende Verderben kennen, den rücksichtslosen Genuß, den schnell zerfließenden Schaum des Lebensbechers; sie hatte keinen sittlichen Halt an mir, und so kam sie zu keinem Bewußtsein ihrer besseren Natur. Und doch schien sie mit überschwänglicher Liebe an mir zu hängen und flößte mir eine gleiche Zuneigung ein. Dies war die einzige Lichtseite von wilden, sonst inhaltlosen Jahren, die wir im Strudel

der Welt vergeudeten. Da plötzlich machte ich die Entdeckung, daß mein Vermögen bis auf die Neige aufgezehrt war. Ich erschrak und konnte das Unheil vor Katharinen, die sich an tausend Bedürfnisse eines verschwenderischen Luxus gewöhnt hatte, nicht mehr verbergen. Die einzige Rettung schien mir am grünen Tische zu sein. Wir reisten nach Baden-Baden. Ich gewann und verlor, und einige Monate lang schien mir das Spielerglück, trotz mancher Verluste, gewogen. Wir machten in dieser Zeit einen Aufwand, wie niemals, seitdem wir beisammen lebten, und zogen vielfach die Aufmerksamkeit auf uns. Katharina pflegte mich an den grünen Tisch zu begleiten. Eines Tages, da das Glück mir weniger hold war, blicke ich auf und erkenne mir gegenüber am Tische – Stillfried. Mit Verachtung wollte ich mich von ihm abwenden, aber es gelang mir nicht, und von diesem Augenblicke an war es um mein Spielerglück geschehen. Stillfried betrachtete Katharinen und mich mit einem Hohnlächeln und strich eine Summe Geldes ein, die er gewonnen hatte. Er spielte nicht weiter, blieb aber fordend und beobachtend am Tische stehen. So ging es durch einige Wochen täglich. Er setzte mit Maaß und hörte stets nach dem ersten Gewinn zu spielen auf, ohne sich darum zu entfernen. Ich schäumte vor Wuth. Dieser Mensch schien noch Einmal mein Unglücksdämon werden zu wollen, denn ich verspielte enorme Summen erborgten Geldes, ohne auch nur einen Kreuzer zu gewinnen. Ich wurde rauh, ungeberdig und aufbrausend gegen Katharinen, verwies ihr ihre Verschwendung und gebot ihr, sich einzuschränken.

Sie weinte und klagte, dann verstummte sie, und vielleicht zum Erstenmal mochte sie ihre Lage ernster betrachten und dem Gedanken an die Zukunft Raum geben. Stumm und in uns gekehrt saßen wir beisammen, gingen wir mit einander aus, oder wir taumelten auf Bälle und in Gesellschaften, ohne Freude, ohne Genuß, eine fürchterliche Ahnung schien auf uns beiden zu lasten. Ich bemerkte kaum, daß Katharine wieder heiterer wurde, wieder lachte und allerlei Ausgaben bestritt. Einmal aber nahm ich ein kostbares Armband an ihr wahr, das ich mich nicht erinnerte, sonst gesehen zu haben, und fragte sie darüber. Sie sagte, sie habe es gekauft. Die Marquise von O. habe ihr vor einigen Tagen tausend Francs geliehen. Ich ließ es gelten. Was wollten tausend Francs mehr oder weniger bedeuten, bei einer Schuldenlast, wie ich sie bereits wieder hatte? Es war eine herrliche Moral! – Da mache ich einst einen einsamen Spaziergang, wie ich das jetzt zu thun pflegte. In der Nähe eines Ruheplatzes vernehme ich Stimmen. und höre meinen und Katharinen's Namen aussprechen. Ungesehen belauschte ich das Gespräch zweier Herrn, die ich recht wohl kannte. Furchtbar, furchtbar war die Entdeckung, die ich machte! Katharina hatte sich einem Erwerbszweig hingegeben, der – o Jammer! Von Schmach, Verzweiflung und Rachegefühl getrieben, stürzte ich nach Hause. Auf Alles gefaßt sprengte ich die Thür ihres Zimmers und fand Katharinen – in Stillfried's Armen! Das war zu viel. Halb ohnmächtig sank ich nieder. Stillfried entkam. Es war sein Glück,

denn ich hätte ihn gemordet. Meine ganze Wuth schäumte ich über sie aus. Brachte es mich schon außer mir, daß sie Anderen angehört hatte, so beraubte mich die Gewißheit, daß sie sich an meinen Todfeind weggeworfen, aller Besinnung. Wie mein Wahnsinn sich an ihr ausgelebt, vermag ich Ihnen nicht zu schildern. Ich stürzte hinaus, um meinen Feind aufzusuchen. Ich fand ihn nicht. Noch desselben Tages ging ich davon, ohne Katharinen wiederzusehen. Wohin ich ging? Dahin und dorthin? in die weite Welt.

Bertram schwieg einige Augenblicke. Falk, tief erschüttert durch seine Erzählung, athmete laut auf.

Lassen Sie mich über eine lange, lange Reihe von Jahren kurz hinweg gehen, fuhr Bertram fort. Mich ekelte die Welt an, und doch konnte ich nicht aufhören zu leben, wie ich gelebt hatte. Ich sah meine Mutter in tiefster Dürftigkeit sterben und schleppte mich selbst durch Mangel und Lebensüberdruß. Meine frühe Fertigkeit im Klavierspielen mußte mir jetzt zur Erwerbsquelle dienen. Hinfälligkeit des Körpers stürzte mich in nur noch größeres Elend. Wie eine Ewigkeit dehnt sich mir die von öden, unfruchtbaren, inhaltleeren Jahren aus, die ich durchlebte. Da, fast aufgerieben und dem ersehnten Tode nah, brachte mich das Schicksal mit meinem nochmals in Verbindung. Sie wissen das Nöthige darüber. Dann aber waren Sie es, junger Mann, der mir die Bekanntschaft eines alten, lange vergessenen Freundes vermittelte. Herr von Wintersbach suchte mich auf, und durch seine hülfreiche Hand wird mir eine jährliche Unterstützung zu Theil. –

Aber auch Katharinen sollte ich wieder finden. Eines Tages sah ich in den Straßen der Hauptstadt eine alte Bettlerin, welche eben aus dem Arbeitshause entlassen worden war. Sie stieß bei meinem Anblickt einen Schrei aus, ich erstarrte und erkannte das Weib wieder, das durch mich in Schuld, Schande und Elend gestürzt worden war. Ich fragte den Polizeibeamten nach ihr und erfuhr, daß sie, da sie hier nicht heimisch sei, nach ihrem thüringischen Heimathsorte Dietharz zurückgeschafft werden sollte. – Ich bin krank, rief sie, ich werde sterben! Sei an meinem Todbette gegenwärtig! – Ihr Anblick, ihre Worte schnitten mir in die Seele. Ihre Bitte schien mir wie ein Gebot, dem ich mich nicht entziehen konnte. So reiste ich hierher. Sie erzählte mir ihr Leben. Stillfried hat noch fast ein Jahr mit ihr gelebt. Sie wurde durch ihn Mutter einer Tochter. Da verließ er sie, um sie nicht wieder zu sehen. Für sie folgte ein Leben der Schmach, des Verbrechens und tiefsten, unsäglichen Unglücks. Ihre Verwandten hier am Orte haben die Elende von sich gestoßen, und so wurde sie von einer fremden barmherzigen Seele aufgenommen. Sie, junger Mann, kennen sie jetzt selbst. Sie ist die Schwester des Krämers, Ihres Vormunds, und liegt im Hause Ihrer Mutter. Da wird sie sterben.

Entsetzliches Loos! Trostlos! Trostlos! rief Falk, im Tiefsten erschüttert. Sara's Mutter – Sara's! Und Sie, Bertram, Sie – Sara's Vater?

Möge sie von ihren Eltern nie erfahren! sagte Bertram mit dumpfer Stimme.

Heinrich preßte die Hände vor sein Gesicht und seufzte tief. Seine ganze Seele war erfüllt von Mitleid mit der schönen Entfernten, von der sein Herz sich nicht lösen konnte. Sein Genosse saß starr und schweigend neben ihm. Kein Lüftchen regte sich, das ganze Thal war Ruhe und Schlummer, Alles zerfloß in silberner Dämmerung, die ganze Natur war aufgelöst in Erquickung und träumerische Stille. Nur die Menschen trugen das Wirrsal ihrer Schmerzen in die reinen Accorde des allgemeinen Friedens.

Nach langer Pause erst unterbrach Bertram das Schweigen. Worte können nicht wiedergeben, sagte er, was ein fluchbeladenes Gewissen bei solchen Bekenntnissen, wie ich sie gethan habe, empfindet. Eine Schuld, die sich über ein ganzes Leben erstreckt, lastet wie die Trümmer einer zerschmetterten Welt auf dem Herzen. Reue, Zerknirschung, Verzweiflung sind sanfte Regungen gegen das Gefühl, das zum Verstummen verdammt – weil Worte es nicht fassen – die Seele in Vernichtungsqualen gefangen hält.

Sie lieben Sara, begann er nach abermaligem langem Schweigen. Ich habe keine Rechte über das schöne Geschöpf und werde mir keine anmaßen. Wollen Sie nach dem, was Sie heut gehört haben, Sara zu Ihrer Gattin machen, so wird der Fluch, der auf den Eltern lastete, sich für die Tochter zum Segen wandeln. Aber wissen mußten Sie die Geschichte der Elenden, die ihr das Leben gaben, und darum drang ich sie Ihnen auf. Glauben Sie nicht, daß ich gleichgültig gegen Sara bin, obgleich

ich erst seit wenigen Tagen bestimmt weiß, daß sie mein Kind ist. Wären Sie ein anderer, als ich Sie kennen gelernt habe, so würde ich unruhiger über das Schicksal des Mädchens sein. Denn mit der Gewißheit, daß sie meine Tochter ist, fühle ich Etwas, wie das Bedürfniß, ihr Vater zu sein. Doch dazu hat mein ganzes Leben mir das Recht genommen, sie soll nie wissen, welche Eltern sie gehabt hat. Geben Sie mir einen einzigen Trost, junger Mann, sprechen Sie das Wort aus, daß Ihre Liebe zu ihr eine reine, daß Sie Sara zu Ihrer Gattin machen wollen!

Das Erste kann ich Ihnen bekräftigen, sagte Heinrich in banger Bewegung. Das andre wollt' ich – aber sie versagt mir ihre Hand.

Ihnen –? fragte Bertram erstaunt und in gedehntem Tone. Kann sie ein größres Glück erwarten? Warum weigert sie sich –?

Aus Großmuth, aus Aufopferung, aus Liebe – fragen Sie nicht weiter! Sie ist außerordentlich in all ihrem Thun und Denken, ich vermag ihrem Fluge nicht zu folgen und muß mich mit meinen Erdenwünschen bescheiden. Aber ewig werde ich ihr Freund sein, werde ich sie lieben und verehren, werde ich ihr dankbar sein, wie einer Gottheit, die meine Jugend mit unnennbarem Glücke gesegnet bat!

Wunderbare Welt! murmelte Bertram vor sich hin. Räthselhafte, unbegreifliche Ferne, die sich mir zuweilen aufthut, mich blendet und mein verworfnes Auge wieder

zurückweist! Außer dieser Welt der Schande und Nichtswürdigkeit, die ich allein kennen lernte, giebt es noch eine andre, wo das Schöne noch das Schöne, das Gute das Gute ist, wo die Seele rein und edel geblieben ist! Und auch in dieser inneren Welt giebt es Kampf und Schmerzen? – Ich darf mich in Ihr Geheimniß nicht drängen, junger Mann, und will es nicht – ich fürchte, es nicht zu verstehen. Es ist genug, daß das Schicksal Sie mir zugeführt hat – vielleicht zur Strafe. Wundern Sie sich darüber? Und dennoch – zur Strafe! ich wiederhole es. Denn in Ihrer Erscheinung, in der Entwickelung Ihrer Fähigkeiten, der Reinheit Ihres Strebens, in dem Adel Ihrer Gesinnung sehe ich das Gegentheil meiner eignen Jugend, fühle ich mein verlornes Leben um so furchtbarer. Ich liebe Sie und – schäme mich vor Ihnen! Sie wissen nicht, wie tief ich meine Schmach empfand, daß ich Ihnen, grade Ihnen meine Geschichte erzählen mußte!

Falk legte schweigend seine Hand auf Bertram's Schulter.

– Sie sind jung und haben noch viel zu leben, und so auch Sara! fuhr der Andre fort. Für Euch beide giebt es Rath, Hülfe und glückliche Erlösung, drum gebt Nichts auf, was Ihr von einander erwarten dürft.

Er stand auf und ging mit starken Schritten davon. Heinrich folgte ihm langsam. Sein Herz war schwer und belastet von Eindrücken dieser nächtlichen Stunde.

Neununddreissigstes Kapitel.

Als Falk nach Hause kam, fand er seine Mutter in ihrem Wohnstübchen. Sie saß am Fenster und weinte. Kommst du? lieber Sohn, sagte sie, mir war recht bange nach dir!

Was hast Du, gute Mutter? rief er. Du weinst?

– Ach, liebes Kind, meine alte Frau drüben ist gestorben.

Heinrich setzte sich zu ihr und küßte ihr die Hand. Ich weiß, wer es ist, Mutter! sagte er. Wie gut du warst, die Unglückliche aufzunehmen! Der Fremde hat mir seine und ihre Geschichte erzählt.

– Er ist drüben bei der Leiche. Er war mir selbst bis vor wenigen Wochen unbekannt. Aber die Katharina hab' ich früher gekannt. Sie war, als ich deinen Vater heirathete, ein schönes Mädchen, und ich mochte sie herzlich gern. Da – es war in der Zeit als du zur Welt kommen solltest, kam sie einst zu mir und vertraute mir, daß auch sie ein Kind unterm Herzen trage. Ich war außer mir vor Erstaunen. Kaum ein halbes Jahr nach deiner Geburt wurde ihre Schande offenbar. Und in einer Nacht kam sie an mein Fenster und sagte, sie wolle in die Welt gehn. Sie hatte ein kleines Bündel bei sich, das war ihr ganzes Reisegepäck. Ich gab ihr ein paar Groschen, die ich entbehren konnte, auf den Weg. Sie weinte und beschwor mich, daß ich mich ihres Kindes, das sie im Hause ihres Bruders gelassen, annehmen sollte. Sie liebte es wohl, aber ihr Herz war leichtfertig und weltlich. Seitdem habe ich nie wieder von ihr gehört –

Ich weiß das Uebrige. Es ist eine jammervolle Geschichte! Arme Sara!

– Ach, sag ihr nie von ihren Eltern! Sie hat keine, denn diese sind ihrer unwerth, wenn man sie gleich beklagen muß. Aber, horch! Ich glaube der Fremde geht weg, hol' ihn ein, ich fürchte, er thut sich ein Leid an.

Heinrich eilte hinaus. – Verlassen Sie mich! rief Bertram. Ich habe Ihnen Nichts mehr zu sagen. Auf den Tisch neben dem Bette der Todten habe ich eine kleine Summe für die Begräbnißkosten niedergelegt. Danken Sie Ihrer Mutter in meinem Namen. Ich selbst kann's nicht. Gehn Sie!

– Sie haben mich zum Vertrauten gemacht, Bertram, ich kann Sie jetzt nicht verlassen. Was wollen Sie thun?

Dahin zurückkehren, wo ich hergekommen bin. Noch in dieser Nacht.

– Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie nichts Gewaltthätiges gegen sich selbst im Sinne haben!

Sie fürchten, ich werde mir den Tod geben? Nein. Noch habe ich zu thun, noch habe ich ein Werk der Rache zu vollbringen. Stillfried lebt noch, und lebt ungestraft. Aber ich habe das Netz um ihn gezogen, ich habe ihn nie aus den Augen verloren, und bald, bald ist er in meinen Händen! Auch für Sie wird es zu thun geben! Und wenn ich ihn habe, wenn ich meinen Fuß auf seine heuchlerische Brust setze, daß seine gottverfluchte Seele zur Hölle fährt, dann erst wird mein Herz eine Genugthuung haben. Rachesehnsucht ist die einzige Luft, die noch athme, und bin ich am Ziel, dann – gute Nacht!

Bertram wandte sich um, schritt davon und verschwand im Dunklen. Falk ging erschüttert in's Haus zurück. Er wird sich kein Leid anthun, sagte er. Geh zur Ruh, gute Mutter, Du hast es nöthig! – –

Am andern Morgen, als Frau Lisette ihrem Sohne den Kaffee einschenkte, begann der letztere ihr von seiner gestrigen Bekanntschaft mit der Tochter des Schauspielunternehmers zu erzählen. Er schilderte die traurigen Verhältnisse Louisen's, ihren Charakter, wie er ihn kennen gelernt hatte, und fragte die Mutter, was sie rathsam finde. Frau Lisette war die mitfühlendste, aufopferndste Seele von der Welt. Sie war überzeugt von der Rechtschaffenheit ihres Sohnes, und so kam ihr nicht das geringste Bedenken gegen seine Empfehlung. Jedes Unglück ging ihr tief zu Herzen, und da sie ein furchtbares Beispiel weiblicher Verwahrlosung in nächster Nähe hatte, war auch sie der Ansicht, daß Etwas für Louisen gethan werden müsse. Sie sann einige Augenblicke nach. Da fällt mir Etwas ein! sagte sie. Vor einigen Tagen habe ich von einer Herrschaft wieder eine Aufforderung erhalten, für mehrere Wochen auf's Land zu kommen, um zu nähen. Ich wollte es ablehnen, weil ich meine Kranke nicht verlassen mochte, und weil du mich reichlich genug versehen hast. Da könnte ich das Mädchen hin empfehlen, das wäre gleich ein Anfang. Du sagst, sie wolle heute zu mir kommen? Das ist gut. Ich will gleich sehen, was sie versteht, und wenn sie sonst brav ist, so schicke ich sie statt meiner auf's Land. Die Herrschaft weiß schon, daß ich ihr keine ungeschickte Person schicken werde. Das

arme Mädchen, wenn sie nur mit der Nadel umzugehn weiß! Daß sie rechtschaffen ist, will ich gern glauben.

Falk begab sich zum Pfarrer, um ihm anzuzeigen, daß seine Mutter eine Leiche im Hause habe, und ging, einen Sarg zu bestellen. Darauf suchte er Eberlein auf. Er wünschte ihn zu überreden, den längeren Ausflug in das Gebirge, den er vorhatte, heut schon zu beginnen, da auf seine Begleitung jetzt nicht zu rechnen sei. Es lag ihm daran, Eberlein so bald als möglich aus Dietharz zu entfernen, damit ihm nicht Gerüchte zu Ohren kämen, die einen Schatten auf Sara werfen könnten. Denn daß die Verstorbene im Hause seiner Mutter Katharina sei, war kein Geheimniß im Orte. Er selbst traute Eberlein nicht den nöthigen Ernst zu so tiefgreifende Verhältnisse richtig zu würdigen. Doch fand er seinen Reisegefährten heut weniger leichtzüngig, dafür aber von noch fahrigerem Wesen als sonst. Er hatte bereits einen Eimer mit Bierhefen durch Stolpern zu Schaden gebracht und verwechselte die Thür zur Milchkammer der Frau Paff mit der Hausthür. Mehrmals begann er mit großem Interesse von Louisen zu sprechen. Endlich, da er hörte, daß Falk beabsichtige, während der nächsten Tage, bis zum Begräbniß der alten Frau, seiner Mutter mit Rath und Hülfe zur Hand zu bleiben, entschloß sich Eberlein, Dietharz verlassen. Heinrich half ihm einen Wanderplan in die Berge machen und schlug ihm vor, nach Verlauf einer Woche oder längerer Zeit hierher zurück zu kommen und die Rückreise gemeinsam anzutreten. So verabschiedeten sie sich.

Es war fast Mittag, als Falk zu seiner Mutter zurückkehrte. Sie kam ihm in der Thür entgegen. Weißt du, rief sie, wer drin ist? Die Louise! Du hast Recht gehabt, es ist ein braves, ehrliches Mädchen. Ich hab' ihr eine Probe aufgegeben, und jetzt sitzt sie drinnen und näht die schönste Kappnaht, die du dir vorstellen kannst. Ich hab' ihr schon von meinem Plane gesagt, und sie weinte vor Freude, das gute Mädchen! Geh nur hinein, ich behalte sie zu Mittag bei mir und bringe gleich die Suppe!

Heinrich fand Louisen bei der Arbeit am Fenster sitzen. Sie sprang auf, als er eintrat. O wie gut ist Ihre Mutter! rief sie. Ja, ich nehme die Freundeshand an, die Sie mir bieten! Nur Einmal noch gehe ich zu den Meinigen zurück, um ihnen die Wendung meines Lebens anzuzeigen, und folge dann jedem Rufe, der mir eigne Thätigkeit und redliche Arbeit verspricht. Wie soll ich Ihnen danken? Gott möge Ihnen lohnen! –

Mehre Tage vergingen. Katharinen's Leiche war bestattet worden, Louise hatte sich von ihren herzlosen Eltern verabschiedet und war mit Frau Lisetten nach dem nicht weit entfernten Schlosse gefahren. David Paff hatte seinen Wagen geliehen, und schon am Abend kehrte Frau Lisette zurück. –

Erst jetzt genossen Mutter und Sohn ruhige Tage des Beisammenlebens. Er war inzwischen nicht unthätig, sondern füllte seine Studienmappe, machte ein Porträt seiner Mutter und ließ ihr das seinige zurück. Gern sprach er davon, daß er sie bald zu sich nehmen und ihr eine völlig sorgenlose Zukunft zu bereiten hoffe. Sie

hörte mit Freude zu, hatte aber mannichfache Bedenken gegen die Ausführung dieses Planes. Die Verhältnisse, in welchen er lebte, waren ihr so fremd, sie kam sich so niedrig vor, daß sie nicht glaubte, sich darin glücklich fühlen oder ihm Ehre machen zu können. Indessen thaten ihr solche Gespräche doch wohl, und sie freute sich der Gegenwart des Sohnes. Es war wieder wie in jener Zeit, da er als siebenjähriger Knabe bei ihr saß und seine ersten künstlerischen Versuche machte. Auch jetzt saß er am Tische und entwarf das Porträt der Mutter, auch jetzt saß Frau Lisette am Fenster mit ihrer Näharbeit. Manchmal sah die Letztere auf, blickte mit leuchtenden Augen zu ihm hinüber und seufzte vor Dankgefühl und froher Bewegung.

Endlich kehrte Eberlein zurück, und nach einigen Tagen galt es Abschied zu nehmen. Er war thränenreich von Seiten der Mutter, trotz des Trostes, daß Heinrich versprach, sie fortan öfter zu besuchen. Rührender als jemals war ihm ihr Wesen, und es fiel ihm schwer auf das Herz, daß er sie nicht gleich mit sich nehmen konnte. –

Eberlein war der gesprächigste Reisegenosse. Hundertmal brachte er die Unterhaltung auf Louisen und machte Pläne, wie sie in der Hauptstadt untergebracht werden könnte. Falk verhielt sich ruhiger und dachte mit Franziska darüber Rücksprache zu nehmen. Es war späte Nacht, als sie am Ziele anlangten. Auf dem Bahnhofe sagten sich die Freunde Lebewohl für lange Zeit, denn schon am nächsten Tage wollte Eberlein seinem neuen Bestimmungsorte entgegenreisen.

– Heinrich, sagte Eberlein schließlich, die du schreibst mir mit der Zeit doch wohl, theile mir dann mit – ganz beiläufig und gelegentlich, wie es mit der Louise geworden ist.

Gewiß! entgegnete Falk. Gelegentlich – nämlich unmittelbar nachdem etwas gefunden worden ist, und beiläufig – nämlich in der ersten Zeile des Briefes. Ich verstehe dich hoffentlich recht?

– Vollkommen!

– Leb wohl!

Falk ging am Wintersbach'schen Hause vorüber. Es war kein Licht mehr zu sehen, und so suchte er seine Wohnung. Am andern Morgen wurde er durch Bopp geweckt.

Guten Morgen, Junge! rief er. Ist in meiner Abwesenheit etwas vorgefallen

Gott bewahre! rief Bopp. Nur die Frau Präsidentin hat hergeschickt. Viele Grüße, und es wär' ein großes Unglück geschehn!

Falk erschrak. Was ist geschehn? rief er.

– Das weiß ich nicht, sie ließe viele Grüße sagen, und ein großes Unglück –

Wann hat sie geschickt?

– Vorgestern.

Wer war hier?

– Der alte Joseph.

Nun was sagte er denn?

– Viele Grüße, und Sie möchten doch recht bald von der Reise zurückkommen, denn ein großes Unglück –

Genug, genug! Gieb meine Kleider her! –

Falk eilte zu Wintersbach's. Joseph trat ihm in der Hausthür entgegen. Herr Falk! rief er mit gebrochener Stimme. Kommen Sie endlich! Was haben wir schon nach Ihnen verlangt! Sie treten in ein Unglückshaus!

– Joseph, um Gotteswillen, was ist geschehn?

Wir hatten vorgestern Verlobung im Hause, das gnädige Fräulein ist Braut mit dem Herrn von Havelstein – Herr Edgar ist krank –!

– O Himmel, doch das war zu erwarten!

Und Fräulein Sara ist verschwunden!

– Verschwunden? Sara?

Die Frau Generalin war da – ach Gott! Am Abend sah das Hausmädchen das Fräulein Sara aus dem Hause stürzen. Sie ist nicht wieder gekommen. Ach, aber das Schlimmste – mein junger Herr liegt im Sterben!

– Joseph! Im Sterben?

Am Verlobungsabend bekam er einen Brustkrampf, wir dachten, es würde gleich zu Ende gehn, und jetzt –

Falk flog in's Haus. Franziska trat ihm bleich und mit verstörten Zügen entgegen. Als sie ihn sah, brach sie in Thränen aus und umarmte ihn mit Heftigkeit. Er wollte in Edgar's Zimmer eilen, Sie aber hielt ihn zurück.

Nein, rief sie, noch nicht zu ihm! Komm mit mir! Ich will dir erzählen. Wir haben schreckliche Stunden verlebt und gehen noch schrecklicheren Tagen entgegen!

Vierzigstes Kapitel.

Um die Ereignisse, durch welche Falk bei seiner Rückkehr das Wintersbach'sche Haus verwirrt fand, zu erklären, muß unsre Erzählung um einige Tage zurückgehen. –

Die Familie war aus Buchensee heimgekehrt, Xaver hatte bei dem Präsidenten um Eugenien's Hand angehalten und keine Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Aber sowohl Herr von Wintersbach, als auch seine Gattin konnten ihm nur mit schwerem Herzen ihre Einwilligung geben, wenn sie ihn gleich als Schwiegersohn willkommen hießen. Sie wußten um Edgar's unglückliche Liebe und sahen voraus, daß seine Leidenszeit dadurch nur erschwert, vielleicht sogar verlängert werden würde. Andrerseits war manche Befürchtung an die Person der Generalin zu knüpfen. Denn bei dem obwaltenden Zerwürfniß zwischen Mutter und Sohn war anzunehmen, daß sie *jede* Wahl Xaver's mißbilligen werde. – Man beschloß für's Erste die Verlobung Edgar'n noch zu verheimlichen, ihn langsam darauf vorzubereiten, und setzte einen Grad von Hoffnung auf seine baldige Abreise. Aber zu allgemeinem Schrecken ging Edgar, als man sich zu Tische setzte, auf die Verlobten zu und wünschte ihnen Glück zu ihrer Vereinigung. Keiner hatte ihm das Geheimniß verrathen, und er selbst gab keine Auskunft, wie er es erfahren habe. Aber er war ruhig und gefaßt, und, die Blässe seines Gesichts, die heut noch vertieftere Gluth seiner Augen abgerechnet, nahm man keine ungewöhnliche Bewegung an

ihm wahr. Die Eltern athmeten erleichtert auf. Havelstein sprach herzlich zu ihm, suchte seine Unterhaltung mehr als sonst, und Eugenie, von einer kleinen peinlichen Regung glücklich befreit, gab sich ganz als anspruchsvolles, verwöhntes Kind und übermüthige, glückliche Braut. Jede trübe Ahnung der Familie war gelöst, man feierte am Familientische die Verlobung mit größter Heiterkeit.

Nach Tische begleitete der Präsident Edgar'n in seine Gemächer. Er wünschte ein offnes Wort von ihm zu hören, wünschte, daß er sich ihm ausspräche, wär's auch mit der ganzen Leidenschaft seines Schmerzes. Aber Edgar sprach nur von seiner Reise oder von gewöhnlichen Dingen. Dem Vater wurde diese äußere Ruhe beängstigend, er wußte, daß sein Sohn sich innerlich verzehrte, und beschloß den ersten Schritt zu Eröffnungen zu thun, die sein Herz erleichtern sollten. Edgar jedoch unterbrach ihn! – Laß uns von abgethanen Dingen nicht mehr reden, Vater! sagte er. Eugenie wird nach ihrer Art glücklich werden, und Xaver vielleicht auch. Weiter ist ja Nichts vonnöthen. Komme ich gar noch gesund von meiner Reise zurück, – nun so ist ja Alles gut!

Der Präsident verließ ihn, nicht ohne Joseph insgeheim einzuschärfen, daß er sorgfältiger als sonst über Edgar wachen möge.

Edgar war allerdings ruhig, aber in jener trügerischen Ruhe, wie das Meer sie zeigt, ehe der losbrechende Sturm es aufwühlt. Die Verlobung Eugenien's konnte ihm Unerwartete ein, und so hatte er sich seit lange den Augenblick der Entscheidung die nöthige Fassung errungen.

Er überredete sich, sie zu hassen und zu verachten, und doch zuckte es in seinem Herzen, und bäumte sich die Gewalt seiner Leidenschaft gegen die Fesseln, die der Verstand ihr anlegte. Er verschloß sein Inneres vor den Seinigen, um ihnen seinen Schmerz zu bereiten, und harrte mit Ungeduld der Ankunft seines Freundes entgegen.

Inzwischen hatte Havelstein der Generalin seine Verlobung mit Eugenien angezeigt. Gabriele wurde starr vor Erstaunen. Sie lebte – ob durch eignes Vermuthen oder Zuträgerei, bleibt für's Erste dahin gestellt – der festen Ueberzeugung, daß Xaver Sara'n übermäßig den Hof mache, ja sie sogar zu heirathen denke. Um dies zu vereiteln, war sie bereits auf die verzweifeltsten Mittel verfallen und scheute sich nicht, sie anzuwenden, da sie selbst so schlimm als möglich über Sara dachte. Sie hatte durch ihre Unterhändler den Ruf der Gehaßten auf das Abscheulichste verunglimpfen und Anekdoten verbreiten lassen, die, auf scheinbar wahrer Grundlage beruhend, überall einen begründeten Verdacht hervorrufen mußten. Sara war schön und darum viel beneidet; sie verschmähte jene einschmeichelnde Liebenswürdigkeit, die es mit Niemand verderben will, und hatte deshalb unter den Weibern viel Feinde; sie pflegte sich mehr mit Männern, als mit Frauen zu unterhalten und wurde dafür von der Dummheit gescholten und der Ueberhebung angeklagt. Das Publikum greift mit Behagen jeden Scandal auf, er sei noch so gemein oder unwahrscheinlich, und so circulirten seit einigen Wochen wahrhaft abschreckende Gerüchte über Sara. Es war dafür gesorgt worden, daß

Falk's Name mit dem ihrigen zugleich ausgesprochen und in den Bann gethan würde. Da aber Falk ein Mann war, und zumal ein junger Mann, und überdies ein schöner junger Mann, und, noch mehr, ein Künstler, der in der Epoche seines beginnenden Ruhmes stand, so hatte sein Ruf weniger zu befahren. Die Männer beneideten ihn um seiner kecken Eroberung willen, die Frauen waren nachsichtig und fühlten ihr Interesse für ihn plötzlich gesteigert. Viele wünschten jetzt erst recht, von ihm gemalt zu werden. Dagegen erwachte aber auch die alte Feindschaft, die er in der Künstlerschaft hatte, auf's Neue. Der Professor Strohwedel, sein unversöhnlicher Gegner, stellte ihn als abschreckendes Beispiel tiefster Sittenlosigkeit dar, und da sein Ruhm vielen Künstlern sehr unbequem war, freute sich mancher verkannte Ehrenmann herzlich, ihn wenigstens von einer andern Seite her hinterrücks mit Koth werfen zu können. Kurzum, Sara und Falk waren in Aller Munde. In Damenkaffee's und Damenthee's wurden Verdacht und Gerüchte gesteigert, bis es kaum noch Etwas zu steigern gab. Die Drachensaat Gabrielen's war wider Erwarten schnell und reichlich aufgegangen.

Wie groß mußte daher das Erstaunen der Generalin sein, als sie alle ihre Bemühungen als nutzlose Arbeit erkannte! Das Gefühl, getäuscht worden zu sein, versetzte sie einen Augenblick in einen Zustand von Raserei. Sie trat ihren Neufundländer Hund, obgleich sie wußte, daß er selbst gegen sie ein sehr bissiger Köter sei; sie warf dem Bedienten eine Fußbank nach, weil er sich nicht

schnell genug aus dem Zimmer entfernte. Mit untergeschlagenen Armen schritt sie auf und nieder. Die Thüren und Fenster wurden durch die Stärke ihrer Tritte in Erschütterung gebracht. Nach einer halben Stunde kam jedoch eine Art von Beruhigung über sie. Denn Eugenie war denn doch die Adoptivtochter ihres Bruders, sie trug einen adligen Namen und gehörte somit einer Familie von Charakter an. Freilich, ihre ursprünglich bürgerliche Geburt war ein entsetzlicher Makel. Aber wie? War nicht vielleicht durch die Schwiegertochter die Gewalt über den Sohn wieder zu erlangen, der er sich – sie konnte es nicht mehr verkennen – entzogen hatte? Eugenie trug etwas Herausforderndes und Beherrschendes zur Schau. Sie war noch ein sehr junges Mädchen und daher ein überaus bildsames Gefäß für die Grundsätze der Schwiegermutter. Gelänge es ihr, Eugenien zu unterjochen, dachte sie, – und sie zweifelte nicht daran – dann wäre auch Xaver wieder in ihre Gewalt gegeben. Denn in dieser harten leidenschaftlich herrschsüchtigen Frau lebte nun einmal der dämonische Drang, den Sohn von sich abhängig zu machen. Was sonst in Mutterherzen an Liebe, Aufopferung und Duldung ist, auch für Lebensrichtungen, die ihrem eigenen Wesen widerstreben, das war bei ihr vertreten durch das Streben nach einer unbedingten Unterwerfung. Sie hatte beschlossen, zum Ziele zu kommen, und gälte es einen erbitterten, lebenslangen Kampf.

Sie beschloß, Xaver's Verlöbniß mit Eugenien gut zu heißen. Aber das Gefühl, Etwas von ihrer Selbstständigkeit aufgegeben zu haben, nicht auf gradem Weg zum Ziele gelangen zu können, brachte dennoch ihr ganzes Wesen in Wallung. Sie bedurfte eines Gegenstandes, an dem sie ihren Zorn auslassen könnte, und plötzlich stand ihr Sara, an der sie sich so lange geärgert, als diejenige wieder vor der Seele, an der sie Rache zu nehmen hätte. Sie ließ sofort anspannen und fuhr nach der Stadt. –

Es war gegen Abend. Die Familie Wintersbach hielt im Wohnzimmer eine kurze Dämmerstunde. Edgar war noch nicht heraufgekommen. Xaver saß neben Eugenien, Franziska und Sara ihnen gegenüber, der Präsident ging im Zimmer auf und nieder. Man lachte und war guter Dinge. Da fuhr ein Wagen vor, gleich darauf meldete ein Diener die Generalin. Xaver eilte hinaus, um die Mutter zu empfangen, Franziska hieß Licht bringen und schärfte ein, daß die Knaben zurückgehalten würden, bis man sie riefe. Eugenie war von Schreck und Angst erfüllt. Die Tante war die einzige Person, vor der sie Furcht empfand, und die Nothwendigkeit, sie jetzt als Tochter zu begrüßen, machte sie an allen Gliedern erzittern.

Die Generalin rauschte herein. Franziska's Gruß kaum erwiedernd, schritt sie auf den Präsidenten zu und ergriff seine Hand. – Ich gebe meine Einwilligung, Bruder, sagte sie mit rauher Stimme und ohne irgend eine innere Bewegung zu verrathen. Mein Sohn soll deine Adoptivtochter heirathen, denn sie trägt jetzt deinen Namen, und unser Name ist ein guter Name. Komm her, Kleine!

– Sie ergriff Eugenien am Arme, zog sie an sich und hob ihr mit der Hand das Kinn hoch. Eugenie erbebte, es war ihr, als ginge es ihr an's Leben.

Sieh mich an, Kleine! fuhr die Generalin in barschem Tone fort. Willst du meinen Sohn haben? Willst du meine gehorsame Tochter sein? Antworte!

– Ja! sagte Eugenie mit vor Angst erstickter Stimme.

Xaver, hierher! Gieb ihr die Hand! Ihr seid jetzt Brautleute, Gott segne euch! – Frau Schwägerin (wandte sie sich zu Franziska), wir sollen jetzt noch näher verwandt werden. Ich habe Nichts dagegen!

Das Verlobungs-Ceremoniell der Generalin war vorüber, sie ließ sich in einen Lehnsessel nieder. Alle athmeten erleichtert auf, ohne jedoch den Druck der steifen Feier sogleich los zu werden. Die Generalin aber ließ ihr Auge forschend im Kreise gehn, und als sie Sara, die sich bis dahin in's Nebenzimmer zurückgezogen hatte, eintreten sah, schleuderte sie ihr einen Blick des glühendster Hasses entgegen.

Bruder, begann die Generalin von Neuem und zwar mit entschiedenem Tone – ich habe meine Einwilligung zur Verlobung unsrer Kinder gegeben, nun aber stelle ich meine Bedingung. Du wirst die Gesellschafterin deiner Frau noch heut' aus deinem Hause entfernen. Ja, Sie da mein' ich, Sie, Mamsell! – Mit ausgestrecktem Arme zeigte sie über den Tisch hinüber und auf Sara, die, ihren Ohren nicht trauend, erschrocken einen Schritt zurücktrat.

Man wußte nicht, wie man dies Verlangen aufnehmen sollte, und sah die erzürnte Sprecherin erstaunt an. Warum, Schwester? fragte der Präsident. Xaver war der Einzige, der den Plan seiner Mutter errieth. Mutter –! rief er beschwichtigend, indem er in ihre Nähe trat.

Es bleibt bei meiner Forderung! fuhr die Generalin fort. Die Mamsell wird noch heut' dies Haus verlassen, oder ich betrete seine Schwelle nicht wieder!

Aber warum denn? was soll denn das? rief der Präsident ungehalten.

– Weil sie ein Frauenzimmer von schlechtem Ruf ist! Ja, ich wiederhole es, weil alle Welt von ihrer unwürdigen Aufführung spricht, weil ihr, wenn sie noch kurze Zeit in diesem Hause verweilt, Beweise ihrer Schande erleben werdet. Ich kenne ihren bisherigen Lebenswandel. Sie hat in England in unerlaubtem Verhältniß mit einem jungen Wüstling gestanden, dem Sohne einer Familie von sonst gutem Charakter. Wollt ihr noch mehr hören? Aus dem Hause mit ihr bei Zeiten, wenn ihr vor der Welt euren eigenen Ruf retten wollt!

Die ganze Familie saß wie gelähmt vor Schreck über dies unerhörte Benehmen der Generalin. Xaver sprang auf. Mutter! rief er, nimm dich vor dir selbst in Acht, du weißt nicht, was du sagst!

Ich weiß, was ich sage! fuhr die Generalin auf.

Wohl aber nicht, wie sehr du mich, meine Frau und meine Familie beleidigst! rief der Präsident. Wir achten und schätzen Fräulein Sara, und ich weiß, daß deine Beschuldigungen Verleumdungen sind!

– O ihr werdet bald genug von allen Seiten gewarnt werden! Ihr wißt noch nicht Alles –

Wir wollen weiter Nichts wissen! rief der Präsident.

– Ihr sollt es, ihr müßt es!

Dann erlauben Sie, sagte Franziska, daß ich mich mit meiner Tochter und mit meiner Freundin Sara entferne!

– Mit Ihrer Freundin? rief die Generalin, indem sie vom Stuhle aufsprang. So soll ich denn zum Letztenmal in diesem Hause gewesen sein?

Sara, leichenblaß, in tiefster Seele beleidigt, trat der Generalin einige Schritte entgegen. Sie sprechen Beschuldigungen gegen mich aus, Frau Generalin, sagte sie, gegen die mich zu vertheidigen mein Stolz mir nicht gestattet! Daß ich von heut' an dies Haus verlassen muß, weiß ich –

– Schweigen! herrschte die Generalin. Sie hat zu gehorchen, nicht zu reden, verworfenes Geschöpf! Sowohl Sie, als Ihr saubrer Herr Falk hat sich aus dem Hause zu scheeren, das Gefahr läuft, durch euch Gesindel zu einem lüderlichen Hause zu werden!

Sie werden beide bleiben, Schwester! rief der Präsident. Was du mir zu sagen hattest, durfte nur unter vier Augen geschehn. Du rufst einen Auftritt in meine Familie, den jeder richtige weibliche Takt vermieden haben würde!

Eugenie, in Thränen der Scham über eine solche Scene ausbrechend, lief aus dem Zimmer. Xaver eilte ihr nach. – Sara stand wie zur Bildsäule erstarrt, der Wirklichkeit einer solchen Begegnung kaum trauend, keines

Wortes, kaum einer Bewegung fähig. Franziska faßte sich ein Herz. Sie vergessen, Frau Schwägerin, sagte sie, daß Sie nicht in Ihrem eignen Hause sind! Für die Ehre *unsres* Hauses habe ich, als die Hausfrau, zu stehn, und ich räume keinem Andern das Recht ein, darüber zu wachen!

Die Generalin sah die sonst in ihrer Gegenwart so zurückhaltende Wirthin mit Erstaunen an. Sogleich aber wandte sie sich wieder zum Präsidenten. Ich wünsche zum Schlusse zu kommen! rief sie. Jagt die Dirne hinaus, oder verzichtet auf meine Wiederkehr!

Ich verzichte, Schwester! Ich verzichte! rief Herr von Wintersbach, durch die Rohheit Gabrielen's zum Aeußersten gebracht.

Das hatte die Dame nicht erwartet. Sie wußte im Augenblick nicht, was sie zu thun habe, sah ihren Bruder ungläubig an und ließ, von Schreck überwältigt, die Arme hängen.

In diesem Augenblick riß Joseph die Thür auf und schrie mit verzweiflungsvoller Stimme in's Zimmer hinein: Herr Präsident – der junge Herr liegt im Sterben!

Wie ein elektrischer Schlag brachte dies die erstarrte Familiengruppe in Bewegung. Herr und Frau von Wintersbach flogen dem jammernden Diener nach, Sara stürzte zu einer anderen Thür hinaus.

Die Generalin blieb allein mitten im Zimmer stehen. Sie fühlte, daß sie besiegt sei, daß ihr Bruder fest genug sei, sich im äußersten Falle von ihr los zu sagen. Lange stand sie unbewegt, in finsteres Brüten versunken. Zehn Minuten vergingen. Unter ihr dröhnten Tritte, es war ein

Rennen, Laufen und Rufen im Hause, sie hörte Nichts. Endlich trat Xaver ein.

Fährst du zu Nacht noch nach Havelstein zurück? fragte er kalt, oder bleibst du in der Stadt?

Sie antwortete nicht. – Mutter! rief er, du hast heut eine Rolle hier gespielt, wie es nie ein Bräutigam im Hause seiner Braut erlebt hat!

Die Generalin erwachte. Wo sind sie Alle hin gelaufen? fragte sie.

– Edgar ist zum Sterben krank! Xaver, tief ergriffen von dieser neuen Wendung, an deren Verschuldung er sich selbst einen Theil zuschrieb, warf sich in einen Sessel und stützte den Kopf auf die Arme.

Er hat seit lange die Schwindsucht! sagte die Generalin gelassen, indem sie langsam ihren Shawl ausbreitete, um ihn umzuschlagen.

Xaver, empört, außer sich gebracht, kaum noch fähig, seine Entrüstung zu bemeistern, sprang auf. Ich laß anspannen! rief er, indem er hinauseilte.

Kurz darauf fuhr die Generalin ab. Sie hatte Keinen ihrer Angehörigen mehr gesehen. –

Edgar war inzwischen dem Tode nah. Die gewaltsam unterdrückte Bewegung seines Gemüths hatte sich zum Schaden seines Körpers gewendet. Ein Brustkrampf bemächtigte sich seiner und warf ihn im Nu zwischen Leben und Sterben. Mit Hülfe des Arztes erholte er sich einigermaßen, galt aber immer noch für sehr gefährlich krank. Es war eine furchtbare Nacht für die Familie. Herr und Frau von Wintersbach gingen nicht zu Bette, sondern

blieben an Edgar's Seite. Xaver saß in fieberhafter Aufregung im anstoßenden Bibliothekzimmer auf dem Sopha und tauschte zuweilen mit Joseph ein paar Worte. Gegen Morgen schlief der Kranke ein. Franziska trat zu Xaver und redete ihm zu, nach Hause zu gehen.

Es beunruhigt mich zu erfahren, sagte er, wie Sara diese schrecklichen Stunden ertragen hat. Lassen Sie mich so lange hier bleiben, bis Sie sie gesprochen haben.

Die Präsidentin fühlte sich von einer neuen Angst befallen. Da es sich plötzlich um Leben oder Sterben im Hause handelte, waren alle Sorgen nur um Edgar vereinigt gewesen, während Sara, die des Trostes und Zuspruchs bedurfte, allein und vernachlässigt in ihrem Zimmer lag. Franziska eilte die Treppe hinauf. Sie pochte leise an Sara's Thür. Sie öffnete behutsam und trat ein. Sara war nicht im Zimmer, ihr Bett unberührt. Die Präsidentin ging hinunter und durchschritt suchend die Reihe ihrer eigenen Zimmer. Sara war auch da nicht zu finden. Sie ging in Eugenien's Schlafstube, weckte die Tochter und fragte, wo Sara am Abend vorher geblieben? Auch hier war Nichts zu erfahren. Die weibliche Dienerschaft wurde geweckt und ebenfalls befragt. Da endlich erzählte das Hausmädchen, was es in der allgemeinen Verwirrung um Edgar mitzutheilen vergessen habe. Sara sei ohne Hut und Mantel, nur ein großes schwarzes Schleiertuch, um Kopf und Schultern, Abends aus dem Hause gestürzt, und zwar kurz vor der Abfahrt der Generalin. Sie (das Hausmädchen) habe dem Fräulein nachgerufen, aber keine

Antwort erhalten, und noch in der Thür habe sie gesehen, wie Sara im Fluge über die Straße geschritten und dann im Dunkeln verschwunden sei.

Aufgelöst vor Schreck über diese neue verhängnißvolle Entdeckung, kam Franziska im Bibliothekzimmer an. Sie vermochte sie kaum ihrem Manne und ihrem Schwiegersohne mitzutheilen. Das Hausmädchen wurde noch Einmal befragt, ohne daß es weitere Details von Sara's Flucht hätte erzählen können. Xaver ergriff seinen Hut, um sogleich bei bekannten Familien nach ihr zu fragen, obwohl der Tag kaum angebrochen war. Aber der Präsident hielt ihn zurück. Denn sowohl er, als seine Frau, verhehlten sich nicht, daß dies ein Ereigniß sei, das in seinen Folgen höchst gefährlich werden und daher nicht behutsam genug behandelt werden könne. Die Verleumdungen und Gerüchte, welche Sara's Ruf antasteten, waren nämlich seit den letzten Tagen bereits in das Wintersbach'sche Haus gedrungen. Man hatte sie mit Entrüstung zurückgewiesen, da Sara in unwandelbarer Liebe und Achtung der Familie stand. Wenn man nun aber durch Nachfrage bei Bekannten das Geheimniß ihrer Fucht zu allgemeiner Kenntniß gelangen ließ, mußte dies nicht einen neuen Schatten auf sie werfen? Es lag auf der Hand, daß gerade jetzt, wo das unglückliche Mädchen von hundert böswilligen Zungen mißhandelt wurde, ihr Entfliehen als eine Bestätigung jeder üblen Nachrede willkommen geheißen werden würde. Man kam überein, die Last der Ungewißheit lieber für's Erste zu ertragen, als den guten Namen Sara's noch mehr

auf's Spiel zu setzen. Auch hoffte Franziska, die Entflohene werde ihr Nachricht über sich geben, werde vielleicht selbst zurück kommen. –

Ein trübseliger Tag folgte dieser schrecklichen Nacht. Der Präsident war durch seine Berufsgeschäfte gefesselt. Franziska verließ Edgar's Lager nur auf Augenblicke. Der Arzt erklärte den Zustand des Kranken für weniger bedenklich, als am Abend, empfahl aber die größte Ruhe und Vorsicht. – Die Verlobten saßen abgespannt und doch in angstvoller Erwartung und Bewegung neben einander. Eugenie kam den Tag über nicht aus den Thränen. Einmal erfüllte sie die Besorgniß um Edgar und Sara, gegen welche beide sie sich manches Unrecht bewußt war. Ihre Brust hob sich unter schweren Seufzern, Reue und Zerknirschung traten an die Stelle ihres sonstigen Leichtsinns. Andererseits aber war sie durch das Betragen der Generalin in ihrem ganzen Wesen aufgerüttelt worden. Eine Schwiegermutter, die sich am Verlobungsabende in so rücksichtsloser, jedem Zartgefühl Hohn sprechender Weise einführte, mußte dem Herzen selbst des übermüthigsten Mädchens Grauen einflößen. Und welcher Zukunft hatte Eugenie entgegen zu sehen, wenn der Einfluß dieser Frau nicht abgelehnt werden konnte! – Xaver errieth die Gedanken seiner Braut, aber beschämt, gedemüthigt und des letzten Restes kindlicher Achtung beraubt, vermochte er mit ihr nicht über seine Mutter zu sprechen. Stumm saßen sie Stunden lang bei einander, nur daß bald er, bald sie an das Fenster ging, mit

dem Wunsche, Sara zurückkommen zu sehen, oder daß sie Erkundigungen über Edgar's Befinden einzogen.

Der Kranke hatte schon mehrmals nach Falk gefragt, und Alle sahen mit Sehnsucht seiner Rückkehr entgegen, da man durch ihn auf Edgar und zu wirken hoffte. Spät am Abend erhielt Franziska endlich einen Zettel, dessen Ueberbringer sich schnell wieder entfernt hatte. Es war Sara's Handschrift. Franziska las:

»Heut Nichts weiter, geliebte Freundin, als die Bitte um Verzeihung wegen meiner Flucht! Ich durfte nicht länger in Ihrem Hause bleiben. Forschen Sie mir nicht nach. Ich werde die Stadt in Kurzem verlassen, und dann sollen Sie mehr erfahren von Ihrer

unglücklichen Sara.«

Dies waren die Ereignisse, welche Frau von Wintersbach ihrem Freunde Heinrich Falk am Morgen nach seiner Rückkehr mittheilte. Sie erzählte mit Schonung und nicht so ausführlich, aber aus ihrer Erregung und ihren Thränen konnte er den ganzen Sachverhalt errathen. Und welchen Eindruck die doppelte Gefahr, des Freundes und der Geliebten, auf unseren Helden machte, brauchen wir kaum zu schildern. Er wurde willkommen geheißen, wie ein lang entbehrter Freund, dem jedes Familienmitglied insgeheim sein Herz zu erleichtern hatte. Während er sich mit tausend Vermuthungen trug, wo und wie Sara aufgefunden werden könnte, trat Xaver in's Zimmer. Franziska ging hinunter, um nach Edgar zu sehen.

Falk und Havelstein schüttelten einander schweigend die Hände. Es war zu viel zu sagen, als daß für's Erste *Etwas* hätte gesagt werden können.

Und haben Sie nicht eine Vermuthung, begann Xaver nach einer Pause, wo Sara sich hingewendet haben könnte?

– Hundert, und doch darunter keine einzige, die ein sichreres Resultat verspräche, als die übrigen! Bei Freunden oder Bekannten der Familie wird sie sich nicht aufhalten, die Entdeckung läge zu nahe. Am Wahrscheinlichsten ist mir, daß sie sich nach Schönsiedel begeben habe. Der Brief, der vierundzwanzig Stunden nach ihrem Fortgang aus dem Hause eingetroffen ist, scheint dafür zu sprechen. Sie hat uns so bald als möglich beruhigen wollen, hat gleich nach ihrer Ankunft geschrieben, und die Zeit bis zum Abend ist auf die Reise des Boten zu rechnen.

Es ist möglich, sagte Havelstein. Ich schicke noch heut nach Schönsiedel. Ich werde das Meinige auch in der Stadt thun und es so einrichten, daß Niemand einen Verdacht schöpft. Sie selbst, lieber Falk, werden wohl durch Edgar viel in Anspruch genommen werden, denn ich höre, daß er fortwährend nach Ihnen fragt. Ich aber habe nicht nur die Verpflichtung, sondern auch das Bedürfniß, Ihnen in Betreff Ihrer Sara eine Gewißheit zu verschaffen. Durch die unselige Rücksichtslosigkeit meiner Mutter ist das ganze Unheil entstanden, und ich selbst bin nicht ohne Schuld daran. Warum benahm ich ihr nicht

bei Zeiten den Verdacht, als ob ich mich um Fräulein Sara bemühte!

– Sie? fragte Falk erstaunt.

Ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, daß es ein unbegründeter Verdacht war. Wollen Sie aber mein Ehrenwort –

– Ich bedarf dessen nicht, Ihre Verlobung mit Eugenien ist ein genügender Gegenbeweis. Arme Sara! Verleumdet, geschmäht, o mein Gott! Und ich kann sie nicht trösten, sie versteckt sich vor der Freundeshand, die bereit ist, Alles, Alles für sie zu thun!

Vertrauen Sie auf mich, lieber Falk! Woher ein großer Theil dieser Verleumdungen stammt, weiß ich durch einen gewissen Bertram. Meine Mutter hat jenen Doctor Stillfried, den Sie wohl noch kennen, zu ihrem Unterhändler gewählt. Fräulein Sara muß ihn in England schon gekannt haben, denn er weiß von ihren dortigen Erlebnissen und hat dieselben entstellt. Ich gehe sofort zu Bertram. Er scheint mir zuverlässig und kann uns vielleicht nützen.

Die Unterhaltung wurde durch den Eintritt der Präsidentin unterbrochen. Komm nur herunter zu Edgar, lieber Heinrich! rief sie. Er hat dich am Gange erkannt, und es ist ihm nicht mehr zu verheimlichen, daß du wieder da bist.

Falk folgte ihr in das verhüllte Krankenzimmer. Edgar streckte ihm matt die Hand entgegen. Da lieg' ich! sagte er. Und an ein Aufstehen ist nicht wieder zu denken! –

Mutter, und du, Joseph, laßt mich einen Augenblick mit Heinrich allein!

Franziska und der alte Diener tauschten ängstliche Blicke und zogen sich in's Nebenzimmer zurück.

Sind wir allein? fragte Edgar. Heinrich, fuhr er fort, ich werde sterben. Heut noch nicht, vielleicht auch morgen noch nicht, aber doch bald!

– Beruhige dich, Edgar! Du kannst noch genesen, und wir werden in Italien Ruhe und Frohsinn wieder finden.

Nein, nun nicht mehr! Du glaubst selbst nicht, was du sagst. Mach dich gefaßt darauf, daß ich sterbe. Erfülle mir aber eine Bitte, die letzte Bitte! Geh nicht mehr von mir, bleibe hier, wohne bei mir – so lange ich noch da bin! Du warst der erste Mensch, den ich mit aller Gluth meine Herzens liebte, der mir die Welt erst lieb gemacht hat. Meine zweite Liebe – zu ihr – – war unglücklich! Nun aber bist du mir wieder der Einzige, und dich kann ich nicht entbehren. Ich bin ein unduldsamer, unangenehmer und unliebenswürdiger Kranker, ich weiß es, aber harre dennoch aus bei mir! Du wirst viel Beschwerden um meinetwillen haben – aber nicht lange. Kannst du es über dich bringen, auf einige Tage mir alle deine Zeit zu widmen, so wird dir wenigstens die Genugthuung bleiben, die letzten Tage eines Freundes erleichtert zu haben, der dich sehr liebte! Ich habe dir viel zu sagen und weiß nicht, ob ich es grade dann können würde, wenn du nur auf Besuch kämst. Also bleib hier, bis –

– Bis du wieder gesund bist! unterbrach ihn Falk. Er versprach Alles, was Edgar verlangte. Frau von Wintersbach war einverstanden, und ließ sogleich durch Joseph seine nöthigen Kleidungsstücke von Hause holen und quartierte sich bei Edgar ein.

Einundvierzigstes Kapitel.

– Alles umsonst! Weder in Schönsiedel, noch in Buchensee, noch in der Stadt weiß man von Sara! Mit diesen Worten trat Havelstein nach mehreren Tagen in Franziska's Zimmer. – Uebrigens, fuhr er fort, weiß alle Welt bereits um ihre Flucht. Noch hatte ich Niemand von Bekannten in der Stadt nach ihr gefragt, als man mir schon Fragen über sie stellte und Vermuthungen theilte.

Und was sagte man? begann die Präsidentin, nichts Gutes ahnend.

– Erlassen Sie mir die Wiederholung! – Unglückliches Mädchen! Es ist, als ob Alle sich verschworen htten, sie unbarmberzig zu lästern. Ich entschuldige und vertheidige, wo ich hin komme, und bringe es nicht weiter, als daß die Schmähsüchtigen endlich mit einem nichtswürdigen Lächeln schweigen. Dieses Verschwinden Sara's ist nun gar das Schlimmste, was eintreffen konnte! –

So verging Tag um Tag, und jeder brachte neue Mißstimmung und Sorge in's Haus. Es fehlte nicht an guten Freunden, die es sich angelegen sein ließen, jede Klatschgeschichte und Uebertreibung der Familie brühwarm zu hinterbringen. Tante Finette hatte einen schlimmen Stand. Sie war Franziska'n herzlich ergeben und

konnte nicht umhin, sie immer neu auch vor Falk zu warnen. Denn zu ihren reichhaltigen nahen Bekanntschaften gehörte auch der Professor Strohwedel, in dessen Hause man von unserm Helden nicht Gutes hören wollte. Und da sie selbst niemals ein rechtes Zutrauen zu Falk hatte fassen können und sich durch Sara im innersten Wesen abgestoßen fühlte, glaubte sie jeder Beschuldigung auf's Wort und empfand den tiefsten Schmerz über das Gerede, in welches das Wintersbach'sche Haus durch diese beiden abscheulichen Menschen kommen mußte.

– Engelchen, Liebchen, Fränzchen! sagte sie, Ihr könnt nicht anders, Ihr müßt diesen Falk aus eurem Hause entfernen. Er hat die niedrigsten Bekanntschaften, sein Leichtsinn ist ganz entsetzlich. Man erzählt sich die unglaublichsten Geschichten von ihm –

Und eben darum glauben wir nicht daran, sagte Franziska. Berühren Sie diese Dinge nicht mehr, Tante Finette, wir werden uns durch das thörichte Geschwtz der Leute nicht verblenden lassen.

– So habe ich euch wenigstens gewarnt. Nun aber, wie steht es mit Edgar's Gesundheit? Wann wird die Verlobungsgesellschaft sein? Ich kann euch nicht verhehlen, daß man mich überall fragt, ob ihr ein recht großes Fest geben werdet? Das müßt ihr, Kinderchen, ihr seid es eurer Stellung schuldig. Man hat den ganzen vorigen Winter über eure kleinen Gesellschaften geredet, wo es allerdings sehr – lustig hergegangen sein soll, und, Kindchen, sehr gemischt – nimm mir's nicht übel – sehr gemischt! Ihr habt nicht einen einzigen Ball gegeben!

Franziska seufzte. Nach dem, was Sie mir andeuten, Tante Finette, entgegnete sie, ist es fraglich, ob man unsre Einladung annehmen würde. Grade jetzt!

– O doch, grade jetzt! mein Süßchen! Das Geschöpf ist aus dem Hause entfernt, ihr erklärt, daß Falk keinen Zutritt mehr zu euch habe, und Jedermann wird mit doppelter Lust eure Einladung annehmen. Gieb mir gleich die Gewißheit mit, Fränzchen, daß ihr den Menschen entfernt habt. Ich mache noch drei Besuche heut, und morgen ist eure Schwelle in den Augen Aller gereinigt.

Ich danke, Tante Finette, ich danke! Nichts mehr davon! Ehe Edgar nicht völlig hergestellt ist, kann an eine große Gesellschaft nicht gedacht werden – zumal da wir ihrer entbehren können. –

In der That machte die Frage, ob die Verlobung der Tochter des Hauses durch eine größere Festlichkeit begangen werden solle, oder nicht, den jetzt so vielfach bewegten Gatten manche Sorge. Beide waren zwar der Ansicht, daß, so lange Edgar's Krankheit währe, an eine derartige Feier nicht gedacht werden könne. Aber daß eine solche in mancher Hinsicht nöthig sei, war auch nicht zu leugnen. Der Hausarzt wurde um Rath gefragt. Er zuckte die Achseln und meinte, daß Edgar wohl in der Besserung sei, daß aber eine völlige Genesung von einer Reise in ein milderes Klima abhängig sein werde. Noch sei Edgar zu angegriffen, um das Zimmer zu verlassen, indessen glaube er nicht, daß der Kranke, als an einer Gesellschaft im Hause völlig unbetheiligt, irgend welchen

Schaden daran nehmen werde. Trotzdem blieb die Gesellschaftsfrage für die nächsten Tage unerledigt. –

Inzwischen war Falk Tag und Nacht um Edgar beschäftigt. Der letztere hatte das Krankenzimmer verlassen und wankte vom Sopha auf den Lehnsessel und wieder zurück. Er gab sich den Seinigen gegenüber für krftiger und heitrer, als er sich fühlte, und lebte so den Tag über in einem fast fortgesetzten Zwange. Nur dem Freunde zeigte er seinen wahren äußeren und inneren Zustand. Seine Gemüthsstimmung war trostlos, er wurde nur noch verbitterter, ja oft zornig und auffahrend, wenn Falk durch freundlichen Zuspruch oder neue Lebensaussichten ihm die Stunden erleichtern wollte. Kein Gespräch, wie sie es früher geführt, kein Buch, das sie sonst mit Entzücken gemeinsam gelesen hatten, fruchtete mehr. Alles, was ihn an das Leben erinnerte, regte seine heftigste Erbitterung auf. Er schien eine Lust zu haben, sich selbst zu peinigen, sich seine Lage so verächtlich und fluchwürdig als möglich darzustellen. Keinen Augenblick mochte er dabei der Gegenwart des Freundes entbehren. Wenn Falk nur auf Minuten das Zimmer verließ, überfiel ihn eine Angst, er möchte gar nicht wiederkehren, und dann schalt er sich wieder und knirschte über seinen Egoismus, der die Güte des Freundes mißbrauche. Er war allerdings ein überaus beschwerlicher und angreifender Kranker. Von jeher auf's Aeußerste verwöhnt und in vielen Stücken hülflos, hatte er hundert Bedürfnisse und wollte sich nur noch von Einem bedient wissen. Er liebte den Einen jetzt mit aller

Leidenschaft und auferlegte ihm doch täglich neue Feuerproben der Geduld, Ausdauer und Aufopferung. Und war dann der Tag, erschöpfend für den Kranken, wie für den Gesunden, vergangen, dann brach sich in den völlig schlafberaubten Nächten der ganze Ungestüm seiner Empfindungen Bahn. Falk ging nicht mehr zu Bette. Im Lehnstuhl neben Edgar's Lager brachte er die Nächte zu. Senkte sich zuweilen eine bleierne Schwere auf seine Augenlider, so fuhr er schnell wieder auf, durch die heftigen Bewegungen Edgar's erweckt.

Warum schläfst du nicht? rief dann der Leidende. Schlafen doch Alle im Hause! Schläft doch auch sie, die Schlange, die mir einst die berauschende Schale des Glückes zeigte und sie dann lachend von meinen dürstenden Lippen wegzog, um sie einem Andern zu reichen! Schlaft, schlaft! Ich, der Sterbende, wache für euch! O wie lange soll ich noch wachen? Könnte ich euch das Glück bereiten, daß ich morgen todt daläge! Ihr wünschet es selbst, wenn ihr es euch auch nicht gesteht!

– So glaubst du nicht an unsre Liebe, Edgar? fragte Falk in sanftem Tone.

Wenn ihr mich liebet, könnt ihr nicht wünschen, daß ich länger lebe! Wozu ist mein Leben nütze? Ich bin eine Last für Alle, denen ich angehöre. Ich verachte, ich hasse dies Dasein, das weder mir, noch je einem andern Wesen einen Augenblick reiner Freude gewährt hat. Warum schlug mich das Geschick nicht mit Wahnsinn, statt mit diesem Bewußtsein meiner Nichtigkeit? Dann wäre ich fremden Menschen übergeben, die ohne Antheil, für Geld

des geistberaubten Klumpens warteten. Aber klar soll ich sehen, mit brennender Verzweiflung die ganze Leerheit meines Lebens erkennen! Vergangenheit und Zukunft, eine trostlose Decke, ohne Streben, ohne Lebenswärme, eine todte, ewige Nacht! Und doch ring ich nach Licht und rase in meinen Ketten nach einem einzigen Tage der Hoffnung, nach einem einzigen Zuge aus dem Lebensbecher! Aber nein, liege du Klotz! Jammere, winsele, fluche! Die Gottheit lacht deines Elends, sie hat kein Erbarmen! Verflucht sei auch sie, die das Fluchwürdige erschaffen hat und es unter den Lebenden duldet.

– Edgar! schone dich, lieber Freund! rief Falk. Richte deine Gedanken in die Vergangenheit und sei gerecht gegen das Gute, das du dennoch genossen. Denke der glücklichen Stunden, die wir gemeinsam verlebten, in Wissenschaft und Kunst schwelgten und uns unsrer Freundschaft recht im Innersten bewußt waren. Da machten wir Pläne für die Zukunft, die noch ebenso ausführbar sind, als damals. Du wirst genesen, wenn du dich schonst, und wir werden wieder glücklich sein!

O! rief Edgar, das waren Stunden, wo ich den Bann vergaß, der auf mir liegt! Das Schöne und Wünschenswerthe hat mir das Schicksal nur gezeigt, um mich desto grausamer zu peinigen. Denn überall, wo Lebenspulse klopfen, giebt es eine Hoffnung, ein Streben, ein Ziel,

und wo Andre jubelnd und strebend ihrem Ziele entgegen fliegen, muß ich schmachtend auf der Schwelle liegen bleiben. Es giebt nur ein Glück: das Leben mit gesunder Kraft genießen! Das ward mir versagt, und darum ist mir jedes Streben verbittert. Wär ich gesund, so dächte ich wohl kaum daran, mich im leichten Schaum des Lebens zu berauschen, sondern schritte ernster einem würdigen Ziel entgegen. Aber weil ich entbehre, was Allen gegeben ist, hat nur das Eine Werth für mich. Wünsche mir keine Gesundheit, du wünschest mir neue Qual! Du freilich, und all ihr Glücklichen, fühlt nicht, daß mein Lebensbaum an der Wurzel zerfressen ist. Ihr wünschet mir Leben, weil es so hergebracht ist, daß man Keinem den Tod wünscht, und denket nicht daran, daß eure Lebenswünsche mir hundertfache Todesqualen bringen. Geht mir mit eurem Trost! Es ist so leicht, tröstlich zu sprechen, und mit einiger Uebung hat man es bald am Schnürchen, wie das Einmaleins. Was kostet euch Das? Ihr verspeist die saftige Frucht, die euch Leben und Gesundheit bietet, und werft dem Verhungernden den harten Stein zu – pflanz' ihn! ruft ihr. Daraus wächst nach dreißig Jahren ein Baum, der trägt wieder solche Früchte, daran mußt du dich erquicken! Das ist euer Trost! Er foltert, empört und macht zorniger, als ein Wort des Hohns. Verspotte und verhöhne mich, lache mich aus, daß ich in meinem Zorne eine Genugthuung fühle! Aber nicht dieses weichliche Trösten und Hätscheln! – Ach – mich dürstet! Willst du mich ersticken lassen vor Durst? Gieb mir den Trank da! Du denkst auch an Nichts, Alles

muß man dir abbetteln. Du wärst lieber bei lärmendem Gelage oder auf einem Balle und verstehst Nichts vom Krankenwarten!

Heinrich erschrak über diese Vorwürfe, obwohl sie ihm nicht mehr neu waren, und machte, ohne ein Wort zu erwiedern, den Trank zurecht. Edgar sog mit durstigen Lippen die Flüssigkeit ein. Dann warf er sich mit einem lauten Seufzer in die Kissen. Falk schob sie ihm zurecht.

O ich Unwürdiger! rief Edgar, indem er die Hände des Freundes krampfhaft preßte. Dich zu peinigen! Dich mit Vorwürfen zu überhäufen – dich! Was wär ich ohne dich! Elender, unendlich elender wäre mein Leben gewesen ohne einen solchen Freund! Du kannst mir nicht verzeihen! Und doch lieb ich dich wie ich – *Sie* nie geliebt habe! Ach, vielleicht nach meinem Tode, wenn die will Eindrücke meines unleidlichen Charakter sich mehr verwischt haben, wirst du doch mein Andenken lieben, ob dich gleich der Lebende bitter gequält hat! – –

Unter solchen Gesprächen verfloß eine Nacht wie die andre. Unser Held fühlte sich von Tag zu Tage mehr erschöpft durch die ungewohnte Thätigkeit der Krankenpflege. Die kräftigste männliche Natur hält in solcher Lage weniger aus, als die anscheinend zarteste weibliche. Gleichwohl sträubte er sich gegen ein Nachlassen in seiner Pflicht, so sehr auch Franziska zu einer Aenderung rieth. Einmal suchte sie den Kranken insgeheim zu überreden, daß er den Freund von der alleinigen Wartung entbinde. Edgar gerieth darüber in einen Zustand, der das Schlimmste befürchten ließ, und so blieb es denn

beim Alten, nur daß Joseph, der fast eifersüchtig auf Falk geworden war, wieder in einige seiner früheren Rechte eingesetzt wurde.

Falk's Lage war in mehrfacher Hinsicht betrübend und aufreibend. Denn hatte er den psychischen Theil von Edgar's Leiden in den Stunden der Nacht mit zu ertragen, so brachte ihn die Ungewißheit über Sara's Schicksal gar zur Verzweiflung. Da Edgar von Sara Nichts wissen sollte, mußte er ihm seine eignen Sorgen verheimlichen. Und doch waren sie so mächtig, ihm oft wie eine Unmöglichkeit erschien, hier länger auszuhalten. Er hätte die Stadt durchlaufen und an jedem Hause anklopfen mögen, um nach der Verlornen zu suchen, er wünschte sich Flügel, um die Welt zu durchstreifen und ihr Asyl aufzufinden. Denn jetzt noch Einmal fühlte er ihr sein ganzes Herz erschlossen, und er traute nach Allem, was zwischen ihnen vorgefallen, noch die Kraft zu, ihre Stütze zu werden. Welche Gerüchte sich über sie und ihn verbreitet hatten, war ihm nicht verborgen geblieben. Durch den alten Joseph war ihm Mancherlei zu Ohren gekommen. Ludwig Dippel war da gewesen und hatte mit Entrüstung und Schmerz über die umlaufenden Verleumdungen gesprochen. – Jetzt wird, jetzt muß sie mein Weib werden! rief es in ihm. Wir ziehen weg von hier, und wär's an's Ende der Welt! – Um so trostloser waren ihm die völlig vergeblichen Nachforschungen Havelstein's und Andrer, die er dazu beauftragt hatte. Schreckliche Bilder schwebten vor seiner Seele, erfüllten ihm den Tag und raubten ihm die wenigen Augenblicke des Schlummers, die ihm Nachts

vergönnt waren. Eine Angst erfüllte ihn, daß Sara den Tod gesucht habe. Dann wieder sah er sie an Bertram's Hand und im Bettlerkleide durch die Welt streifen. Die Geschichte ihrer Eltern stand ihm grausig vor Augen. Oft fuhr er Nachts vom Sessel auf, lief in's Nebenzimmer und schritt verzweiflungsvoll auf und nieder, bis ihn der Ruf des Kranken wieder an seine Pflicht kettete. Nach Verlauf einer Woche war sein Gemüthszustand kaum besser, als der seines Freundes. Er war geistig und körperlich abgespannt und ermattet, der Präsident und Franziska erschraken vor der geisterhaften Blässe seines Gesichts.

Eines Tages fühlte sich Edgar außergewöhnlich wohl. Er lud seinen Vater zu sich herunter und hatte mit ihm eine lange Unterhaltung bei verschlossener Thür. Als Falk wieder hereingerufen wurde, redete der Präsident ihm zu, heut einen längeren Spaziergang zur Erholung zu machen. Der Arzt, welcher dazu kam, unterstützte den Vorschlag, und Edgar reichte ihm die Hand mit den Worten: Geh, du bester, edelster Freund, mein Vater bleibt inzwischen bei mir!

Falk ging gern darauf ein, denn eine Stunde der Freiheit und Erholung war ihm ein Bedürfniß, dessen Befriedigung er lange ersehnt hatte. In tiefen Zügen athmete er die warme Herbstluft ein, es war ihm, als habe er Monate lang halb begraben gelegen. Aber schon nach wenigen

Schritten sollte ihm die Stunde der Erquickung verkümmert werden. Zwei junge Herrn begegneten ihm. Sie hielten ihn an, lachten und sprachen mit unumwundener Frivolität von seinem »Don-Juans-Verhältniß« zu einer gewissen Dame. Falk's Blut empörte sich, und in glühendstem Zorne forderte er Genugthuung für diese Kränkung Sara's. Die beiden Herrn, welche die Sache durchaus anders auffaßten, waren bestürzt, und da sie gar nicht die Absicht gehabt hatten, ihn zu beleidigen, baten sie um Entschuldigung.

Wenn es wirklich nur Leichtsinn war, entgegnete Falk, der Sie zu diesen Aeußerungen verleitete, und Sie keine Lust haben, sich mit mir zu schießen, so machen Sie Ihre Beleidigung in andrer Weise wieder gut. Treten Sie den Verleumdungen offen entgegen und erklären Sie in meinem Namen Jedem, der sich untersteht, etwas Ehrenrühriges über die Dame auszusprechen, daß ich bereit sei, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen!

Die Herren verbeugten sich mit der Versicherung, daß sie überzeugt seien, das ganze Gerede beruhe auf Verleumdungen. Er ließ sie stehn und schritt in heftiger Aufregung die Straße entlang. Ohne auf seinen Weg Achtung gegeben zu haben, sah er sich plötzlich an der Gartenthür seiner Wohnung. Bopp sprang ihm mit einem Freudenruf entgegen, Herr Wenzel und seine Frau kamen ihn zu begrüßen, denn Alle im Hause waren ihm zugethan. Wie lange haben wir Sie nicht gesehn! rief Frau Wenzel. Wir dachten, Sie würden gar nicht wiederkommen!

Falk trat in seine Werkstatt, und das Erste, was ihn begrüßte, war Sara's Bild. Hier in diesem durch sie geheiligten Raume fühlte er sich zu Hause, in seiner Welt, und ein Schauer der Freude durchrieselte ihn. Und doch sah ihn manches angefangene Gemälde, manche noch fast leere Leinwand, die er zu beleben die Absicht gehabt hatte, vorwurfsvoll an. Er hatte fast vier Wochen mit aller Arbeit feiern müssen, und die dazwischen liegenden Kenntnisse dehnten ihm diese Zeit zu Jahren aus. Frau Wenzel ging geschäftig ab und zu, sie brachte ihm frisches Wasser, sie stellte einen Blumenstrauß auf den Tisch und machte sich allerlei zu thun, so sehr er auch wünschte, daß sie ihn allein ließe. Er hielt das Porträt seiner Mutter, das er in Dietharz gezeichnet hatte, in der Hand, als er sich von seiner Wirthin beobachtet fühlte. Schnell wandte er sich um und sah, wie sie mit einem forschenden Seitenblicke an der Thür stehen geblieben war.

Was haben Sie, Frau Wenzel? fragte er. – Sie stand unschlüssig und spielte mit dem Zipfel ihrer Schürze. Nein! rief sie endlich, ich kann's nicht verschweigen, denn es ist gewiß von Wichtigkeit für Sie!

Was denn? fragte er.

– Sie war hier!

Wer?

– Das Fräulein Sara!

Sara? Wann war sie hier?

– Vorgestern Abend!

Was sagte sie? Wo ist sie? Reden Sie um Gotteswillen!

– Dacht' ich's doch, daß Sie etwas darauf geben würden! Also vorgestern Abend, es war schon finster, sitze ich und habe den letzten Marktstrauß gebunden, da steht das Fräulein vor mir, im weißen Kleide, einen großen schwarzen Schleier über den Kopf und um die Schultern. Ich schreie fast auf vor Verwunderung und Freude und rufe: Gnädiges Fräulein! Aber da ich mir denken konnte, daß sie um meinetwillen nicht gekommen sei, sagte ich gleich: Der Herr Falk wohnt schon seit lange so gut wie gar nicht mehr bei uns! – Ich weiß es! sagte sie, ach und sie sah so blaß und traurig aus! Dann bat sie mich, ich möchte Ihre Zimmer aufschließen, sie wollte Ihnen ein paar Worte aufschreiben.

Wo ist der Brief? rief Heinrich, bebend vor Erwartung.

– Es ist gar keiner da! fuhr Frau Wenzel fort. Hören Sie nur weiter. Also ich nehme das Licht und die Schlüssel und schließe den Gartensaal auf. Kaum sind wir drin, und sie erkennt ihr eignes Bild, so sinkt sie mir auf einen Stuhl gleich neben der Thür nieder und hält beide Hände vor das Gesicht. Ich denke, sie ist ohnmächtig geworden, und will nach frischem Wasser laufen, da steht sie auf und hält mich fest. Verzeihen Sie mir, liebe Frau! sagte sie. Es ist Nichts! Ich mache ihr die Wohnstube auf, setze ihr das Schreibzeug zurecht und suche nach Papier. Es war aber nur starkes Zeichenpapier zu finden. Es ist gut, sagte sie, lassen Sie mich eine Viertelstunde allein! – Ich ließ ihr das Licht, aber es kam mir ein ngstliches Gefühl, und ich dachte, du willst doch belauschen, was sie thun wird. Ich ging draußen an's Fenster, und da konnte ich

sie genau beobachten. Ich dachte nämlich, der Herr Falk muß das erfahren, denn es ist doch keine Kleinigkeit, daß die schöne Dame in seiner Abwesenheit seine Wohnung aufsucht –

Gewiß, gewiß! Nur weiter!

– Also, sie taucht die Feder ein und will schreiben. Aber es mußte ihr schwer ankommen, denn sie warf die Feder weg, stützte den Kopf auf den Arm und saß lange da, als ob sie nachdächte. Endlich springt sie auf, und da fällt ihr Blick auf die Zeichnung, die Sie da selbst eben in der Hand hielten –

Das Bild meiner Mutter?

– Dasselbe, und es ansehn und in Thränen ausbrechen war Eins. Sie sank wieder auf das Sopha und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Es war, als ob sie ganz von Sinnen käme, und weiß Gott, mir lief, als ich's mit ansah, das helle Wasser über die Backen! Sie konnte sich gar nicht von dem Blatte trennen und küßte es zu öftern Malen. Endlich stützte sie die Arme auf den Tisch und faltete die Hände, und blickte mit nassen Augen zum Himmel. Ich sah (denn das Licht stand vor ihr), wie ihre Lippen sich bewegten, und gewiß hat sie recht inbrünstig gebetet. So saß sie eine ganze Weile. Dann nahm sie das Licht und ging in den Saal. Sie leuchtete an allen Bildern herum, und wie sie vor ihrem eignen Bilde stand, stürzten ihr noch Thränen aus den Augen. Das Licht fiel zu Boden und ging aus, und so konnte ich Nichts mehr sehen. Nach einer Weile kommt sie heraus und eilt an mir vorüber nach der Gartenthür. Ich rufe ihr nach, und sie

bleibt stehen. Sie will mir Etwas in die Hand drücken, aber, Gott bewahre, das hätt' ich um keinen Preis genommen! Verzeihen Sie mir, liebe Frau, sagte sie, und denken Sie nichts Uebles von mir –! Beileibe nicht, sagte ich. Ich weiß, daß Sie nur Braves denken, und so auch mein Herr Falk! Verlassen Sie sich nur ganz auf ihn! – Ich wollte ihm schreiben, fuhr sie mit ganz beängstigter Stimme fort, aber ich kann es nicht! Und so mag er denn gar nicht erfahren, daß ich hier war. Sagen Sie ihm Nichts davon, gute Frau, ich bitte, ich beschwöre Sie, verschweigen Sie ihm diesen Besuch! – Na, um ihr gefällig zu sein, versprach ich's, aber ich dachte, gar zu ernst willst du's damit nicht nehmen!

Ich danke es Ihnen! rief Falk. Aber sagte sie nicht, wo sie finden könne? Wohin ging sie? Folgte ihr Niemand?

– Nichts von alledem. Sie drückte mir die Hand, und ehe ich es mich versah, war sie aus dem Garten. Bis an die Pforte lief ich ihr noch nach, da aber hörte ich einen Wagen davon rasseln, und gewiß saß sie darin.

Und nahm er die Richtung aus der Stadt hinaus, oder hinein?

– Hinein, denk' ich! Aber warum meinen Sie, hinaus? Mein Gott, Herr Falk, sie wird doch nicht davon gegangen sein? Es sah freilich aus, als nehme sie hier einen Abschied – das schöne, gute Fräulein!

Und keinen Aufschluß über ihren Aufenthalt! rief Falk, in seiner Bewegung kaum noch auf die Gegenwart seiner Wirthin achtend. O sie liebt mich noch, das beweist mir dieser Besuch! Warum verbirgt sie sich, warum vertraut

sie mir nicht? Sie sieht vielleicht in die fremde, herzlose Welt hinaus und läßt uns in rathloser Ungewißheit über ihr Schicksal!

– Mein Gott, was ist denn nur vorgefallen, Herr Falk? Wenn Sie zusammen Brautleute sind, was ich mir immer gedacht habe, und –

Lassen Sie das gut sein, Frau Wenzel! Ich danke Ihnen für Ihre Nachrichten. Reden wir nicht weiter davon. Sie haben gemerkt, daß hier Geheimnisse sind – Geheimnisse, über die ich mir selbst keinen Aufschluß zu geben weiß!

Frau Wenzel seufzte tief und verließ kopfschüttelnd das Zimmer.

Falk wußte nicht, wie er seiner Aufregung Herr werden sollte. So nah war sie ihm noch vor Kurzem gewesen und nun wieder verschwunden, vielleicht schon weit in die Ferne entrückt! Da lag noch die Feder, das Papier, welches sie berührt hatte. Er nahm es in die Hand, das weiße Blatt von beiden Seiten, ihm war's, als müsse eine unsichtbare Schrift darauf zu lesen sein. Er zerqulte sich, um sie zu enträthseln, aber vergeblich. Und so, nach einigen Stunden nur noch heftigerer Spannung, kehrte er trüb und trostlos in das Wintersbach'sche Haus zurück. Joseph trat ihm in der Thür entgegen und bat ihn, mit in den Garten zu gehn.

Sie dürfen jetzt nicht hinein, sagte er, auch ich bin hinaus geschickt worden.

Edgar ist doch nicht kränker geworden? fragte Falk.

– Nein, aber es sind Herrn drinnen, und der Herr Präsident, und die gnädige Frau. Der junge Herr macht – sein Testament! Der alte Diener fing bei diesen Worten an bitterlich zu weinen.

Nun, wenn Edgar nicht kränker geworden ist, sagte Falk, dann geben Sie sich zufrieden, Joseph! Mancher schon hat in jungen Jahren sein Testament gemacht und darum noch lange gelebt.

– Nein, nein, das ist immer ein schlimmes Zeichen! Das lockt den Tod. Ich kann meinen armen jungen Herrn nicht sterben sehn! Seit zwanzig Jahren bin ich bei ihm, habe all' sein Unglück mit durchgemacht und dachte immer, er würde doch noch mal gesunde Tage erleben. Aber jetzt macht er sein Testament, und nun ist es vorbei. Wenn er stirbt, dann weiß ich nicht, was aus mir werden soll!

– Nun, alter Freund, Sie würden im Hause bleiben, mit uns trauern, und im Uebrigen würde der Herr Präsident für Sie sorgen.

– So mein' ich's nicht, Herr Falk. Meine Tochter ist gut verheirathet und hat mich schon lange bereden wollen, in Ruhe bei ihr zu leben. Aber ob ich zu ihr zöge, oder in diesem Hause bliebe, ich würde doch keine Ruhe mehr haben. Ich sage das zu Keinem, als zu Ihnen, denn Sie werden es verstehn. Mein unglücklicher junger Herr war mir wie mein Kind, eben weil er krank und unglücklich war und nicht ohne meine Dienste auskommen konnte. Und jetzt kann ich nicht mehr ohne diese Dienste leben.

Ich bin alt, hätte bei ihm aber noch manches Jahr ausgehalten. Etwas Neues kann ich nicht mehr anfangen, dazu bin zu alt. Wenn er sich nur nicht in den Kopf gesetzt hätte, sein Testament zu machen, das ist so gut als sagte er: Nun komm, Tod, mein Leichenhemd ist fertig! O mein guter, armer Herr!

Der Alte stützte sich weinend an Heinrich's Schulter. Falk suchte ihn zu trösten. Fassen Sie sich, Joseph, da kommt die Frau Präsidentin!

Joseph wischte seine Thränen ab. Verzeihen Sie, Herr Falk, rief er, daß ich so den Respect vergesse! Und sagen Sie Nichts von meiner Angst!

Franziska winkte ihnen. Kommt, sagte sie, Edgar verlangt nach euch. Wir haben eine ernste Stunde gehabt. Seid heiter, so weit es euch möglich ist! Edgar ist froher, als seit lange. Aber – um Alles! Heinrich, wie siehst du aus! Ist ein neues Unheil im Anzuge?

– Nichts, Nichts! rief Falk, indem er voraus eilte. Er mochte der Freundin von Sara's Besuch Nichts sagen, um ihr nicht neuen Kummer zu bereiten. –

Edgar war in der That ungewöhnlich heiter und fühlte sich, wie er sagte, sehr wohl. Er lud seine Eltern, Herrn Mertens und Falk ein, den Thee bei ihm zu nehmen. Eugenie und Havelstein waren ausgebeten, von Sara hatte man ihm erzählt, daß sie in Schönsiedel zum Besuch sei. Er sprach heut zum Erstenmal mit vollkommner Ruhe über die Verlobten und redete den Eltern selbst zu, die Verlobung durch eine Gesellschaft festlich zu begehen.

Man ging erst zögernd, endlich aber ernster darauf ein, und er selbst war behülflich, die Namen derjenigen zu dictiren, welche eingeladen werden sollten.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Nach einigen Tagen saßen Falk, Franziska und Gertrud bei Edgar. Die letztere war auf dringendes Bitten der Familie zum Verlobungsfeste nach der Stadt gekommen. Joseph brachte die Lampe herein und flüsterte Falk zu, daß im Nebenzimmer ein Brief für ihn liege. Er ging hinaus, um ihn zu lesen, und erkannte Sara's Handschrift. Mit stürmischer Hast riß er die Einhüllung ab und las:

»Jetzt, Heinrich, ist die Stunde gekommen, wo ich deine Hülfe nöthig habe. Du hast mir einst deinen Schutz zugesagt, und kannst du noch mein Freund sein, komm unverzüglich, mir zu rathen, mich zu beschützen. Frage im Hotel des englischen Gesandten nach der alten Haushälterin Miß Brown, sie wird dich zu mir führen. – Sara.«

Ohne den Damen ein Wort über sein Fortgehen zu sagen, rannte Heinrich aus dem Hause und nach dem bezeichneten Orte. Die alte Dame machte Umstände, ihn zu Sara zu führen. Er drang in sie und sagte, daß er erwartet werde. Sie sah ihn verdrießlich und mißtrauisch an. Endlich öffnete sie die Thür eines eleganten Zimmers, hieß ihn eintreten und setzte ein Licht auf den Tisch. Darauf entfernte sie sich. Wenige Minuten vergingen, er lauschte gespannt auf jeden Ton im Hause. Da hörte er leichte Tritte, die Thür öffnete sich, und Sara stand auf der Schwelle.

Sara! rief er, indem er mit ausgebreiteten Armen auf sie zustürzte. Sie flog an seine Brust, und Beide hielten sich sprachlos umschlungen. Der ganze Strom der Empfindung der Liebenden brach sich entfesselt Bahn. Verzweiflung und Seligkeit, ein Chaos von Freude und Schmerz, gewährte ihnen einen Augenblick leidenschaftlichen Glückes.

Jetzt, nach Tagen, die ihr ganzes Wesen erschüttert und fast umgewandelt hatten, hingen sie zum Erstenmal ohne Widerstand Brust an Brust. Sie vermochten sich nicht zu trennen, denn Beide fühlten, daß nach dieser Minute des Rausches der ganze schmerzliche Ernst der Stunde in seine Rechte eintrete. Endlich löste Sara ihre Arme von seinem Nacken. Sie ergriff seine beiden Hnde, und so standen sie schweigend vor einander und blickten sich mit stummem Verständniß an. Denn Beide hatten sich sehr verändert. Da stand sie in seinen, wie in ihren bleichen Zügen zu lesen, die Schrift des Grams, der Sorgen, die unverlöschliche Spur verzehrender Seelenleiden. Sara seufzte tief auf. Falk legte seinen Arm um ihren Leib und zog sie an sich. Von nun an, sagte er, tragen wir mit einander, was uns das Schicksal beschieden hat!

Ich wußte, daß du kommen würdest! entgegnete sie. Mein Freund! Mein Bruder!

– Warum hast du uns so lange in Ungewißheit über dich gelassen? Warum hinterließest du mir nicht neulich, da du in meiner Wohnung warst, wo ich dich finden könnte?

Du weißt – Heinrich?

– Ich weiß es.

Warum bliebst du nicht unter dem Schutze Franziska's?

Durfte ich das, Heinrich? Nach der vernichtenden Anklage, die ich dort über mich mußte ergehen lassen? Das Glück, die Ruhe des Hauses, in welchem ich lebte, hing von meiner Entfernung ab. Ich sah voraus, daß man mich würde zurückhalten und schützen wollen, daß dies aber zugleich einen tiefen Unfrieden in eine sonst glückliche Familie bringen würde. Und so entfloh ich. Denn jene furchtbare Sibylle, die als meine Anklägerin auftrat, ist unerbittlich in ihrem Hasse. Ich las es in ihren Blicken, es waren Furienaugen, von welchen ich zurückschauderte, obwohl ich mir keiner Schuld bewußt war. Schrecklich, schrecklich! O wie oft habe ich gelesen und gehört, daß das Weib die Krone der Schöpfung sei, daß sie in der Macht ihrer Empfindung eine Höhe der Menschheit verkörpern könne, wie kein Mann sie je zu erreichen vermöge! Und doch habe ich auch das Gegentheil gesehen. Denn so niedrig, grausam und teuflisch kann kein Mann sein, als ein Weib, wenn es in seinem Hasse blind sich auf seine Beute stürzt! Und ich war vor dieser Frau gewarnt, ich wußte, daß durch sie mein Ruf angetastet worden sei, ich sah voraus, daß sie mir einst furchtbar werden sollte! Lies hier die Warnung eines Unbekannten.

Sara überreichte ihm einen Brief, welcher Bertram's Unterschrift trug. Der Schreiber verhehlte ihr die Gerüchte nicht, die über sie im Umlauf seien, und nannte Stillfried und die Generalin als die Urheber. – »Wenn Sie unschuldig sind, mein Fräulein, hieß es am Schlusse, und eines Beschützers bedürfen, so steht ihnen die Hülfe eines Mannes zu Diensten, dem Sie sich auf sein Ehrenwort anvertrauen dürfen.« Die genaue Angabe der Wohnung vervollständigte den Brief. – Falk erschrak, denn jede Annäherung zwischen Sara und Bertram schien ihm gefährlich.

Kennst du diesen Bertram? fragte er.

– Ich erinnere mich, ihn zuweilen im Wintersbach'schen Hause als Musiklehrer der Knaben gesehen zu haben. Sonst ist er mir völlig unbekannt. Aber es ist gut, daß ich durch ihn den Ursprung aller Verleumdungen weiß. O Heinrich, was ist das für eine Welt! Dieselben Menschen, die mir noch vor Kurzem mit Hochachtung, Freundschaft, Schmeichelei entgegen kamen, mißhandeln meine Ehre jetzt mit Schadenfreude, höhnen mich aus, glauben an jede Schmach und freuen sich meiner vermeintlichen Niederlage! Ich weiß es, denn auch bis in dieses Asyl sind alle niedrigen Gerüchte gedrungen. Man wünscht mich zu sehen, mir in's Gesicht zu lachen, mir die ganze Herzlosigkeit der lügnerischen gesellschaftlichen Gesinnung offen darzulegen. Schande über diese Geschöpfe, die nur Zufall oder Beschränktheit vor dem bewahrt haben, was sie mir nachsagen! Ich habe mein Geschlecht kennen gelernt, ich weiß, daß Neigung und Schwäche bei

den Meisten sich jeder Gefahr blind entgegenstürzt, daß hinter jener sogenannten Anständigkeit selten ein reines und hohes sittliches Bewußtsein lebt. Mögen sie schmähen und neidisch zetern! Ich verachte ihre Verleumdungen! – Und doch, so tief ich sie verachte, muß ich doch erkennen, daß sie auf mir lasten! Mein Ruf ist verlästert, ich muß mich von den Wenigen entfernen, die mich lieben, um sie nicht mit dem Makel anzustecken, der mir angedichtet wird. O Heinrich! Wüßtest Du, wie tief ich, trotz meines noch immer wachen Stolzes, trotz des Gefühls meiner Unschuld, gedemüthigt bin! Von frühester Kindheit an war es mein Streben, mich herauf zu arbeiten, selbstständig zu werden, mich zu bilden, Etwas im Leben zu gelten. Ja, daß ich dir's nur gestehe, die Schnelligkeit, mit der ich aus tiefster Niedrigkeit von Stufe zu Stufe stieg, erweckte in mir die kühnsten Wünsche immer lebhafter. Ich wollte glänzen, ich wollte herrschen. Ich entdeckte immer neue unbekannte Gaben in mir, ich wußte daß ich schön sei. Ich war nicht übermüthig, aber ich kannte meine Macht. Wenn ich sie nur selten ausübte, gab mir doch das Bewußtsein, sie ausüben zu können, eine stolze Genugthuung. Ich fühlte, daß ich durch eigne Kraft über ein mißgünstiges Geschick triumphirt hatte, versuchte auch über mich selbst zu triumphiren, und es gelang. Und plötzlich, da ich hochmüthig über meinen Sieg dastehe und meine, daß keine Erdenmacht mehr Gewalt über mich habe, da muß ich erkennen, daß ich nur ein Weib bin! Daß ich von den niedrigsten, verächtlichsten Waffen zu besiegen bin, ein Mädchen, ein

schwaches Weib! Ich kann die Gerüchte, die meine Ehre antasten, mit Ruhe verachten, aber, noch einmal sei es gesagt, ich muß vor den Augen einer verworfenen Welt Diejenigen vor mir bewahren, die ich liebe. Und doch bedarf ich der Stütze, die mich weiter leitet! Aber darf ich dich denn zu meiner Hülfe herbeirufen? Dich, den ich so grausam gepeinigt, so bitter verletzt habe? Das Schicksal will mir keine, keine Demüthigung ersparen, und so klammere ich mich rathlos an den Arm an, den ich im Gefühle meiner Sicherheit hochmüthig von mir wies!

Kann es dich demüthigen, meine Sara, sagte Falk, die Hand ergreifen zu müssen, die sich dir unter jeder Bedingung darbietet? Und ist es ein so schweres Opfer, von jener idealen Höhe herabzusteigen und ein Weib zu sein? Und wenn es so ist, o Sara, dann schöpfe aus dieser Niederlage ein neues Leben! Vergiß die ganze Vergangenheit und laß uns von heut' erst anfangen zu leben. Folge deinem Herzen und liebe mich! Bei deinem Gatten wirst du sicher sein, und reicher wirst du keine Liebe finden, als die meine!

O du bist edel, großdenkend und aufopfernd! rief Sara. Wir hätten glücklich, grenzenlos glücklich mit einander sein können, aber auch das ist verscherzt, ist unwiederbringlich verloren! Du warst meine erste Liebe, der Gedanke an dich hat mein ganzes Leben verklärt, du wirst immer meine einzige Liebe bleiben. Aber auch hierin ließ ich mich durch meine Sucht nach Seelengröße verblenden und mußte mich in meiner Kraft täuschen. Eine thörichte Selbstverkennung bestimmte mich, das

Glück, das du mir botest, zurückzuweisen, und jetzt, da es meine Zuflucht sein könnte, da ich es mit ganzer Seele erfassen möchte, darf ich es nicht mehr annehmen! Seit ich dich wieder gesehn, war in meinem Herzen ein fortgesetzter Kampf zwischen meiner Liebe und jener kalten Macht der Selbstbeherrschung. Ich sah mein andres Selbst in dir, war stolz auf dich, wollte dich groß und glänzend sehen und hoffte eine höhere Regung, als die der Liebe zwischen uns zu erschaffen. So entsagte ich dir, so bereitete ich uns grausam die bittersten Schmerzen – denn auch fühlte ich sie, um so tiefer, da ich dich leiden sah! Da empfand ich, daß ich auch mit meinem Herzen nur ein Weib sei. Aber meine Strafe folgte auf dem Fuße. In dem Augenblick, da ich mich überwunden fühlte, hattest du über dich selbst gesiegt, und die ganze Last der Schmerzen fiel auf mich allein zurück! Was wagte ich? Ich hatte ja, was ich erstrebte, ich hatte dich zur Entsagung gezwungen! Aber, ach, ich glaubte stolz und triumphirend aus diesem Kampfe hervorzugehn und sah mich mit blutendem Herzen unterliegen! So rächte sich meine Thorheit an mir selbst. Deine Liebe, Heinrich, ist eine andre geworden. Du siehst mich im Unglück, und Güte, Mitleid und Edelmuth führen dich zu mir zurück und verblenden dein Herz noch einmal für mich. Ich weiß, daß du einst bereuen würdest, was du mir jetzt im Augenblicke einer falsch verstandenen inneren Bewegung bietest. Mein Bruder kannst du noch sein, mein Gatte nicht mehr! Frage dich auf's Gewissen, ob du mir noch mit ungetrübter Neigung deine Hand geben kannst? Ob

nicht ein andres Bild schon zwischen uns steht? Laß uns in dieser Stunde jeden Zwang verbannen, laß uns mit unumschränkter Aufrichtigkeit sprechen. Heinrich, ich habe Blicke in ein Mädchenherz gethan, das dich liebt und deine Liebe verdient! Du kanntest Gertrud, ehe ich von Neuem in dein Leben trat, du wußtest selbst nicht, wie theuer sie dir war. Und jetzt, da ich dich hart und kalt zurückgewiesen, jetzt erwachte die alte Neigung auf's Neue in dir und ist wiederum mächtiger in dir geworden, als du es selber weißt!

Falk war in großer Bestürzung. Sara's Wahrnehmungen erschreckten ihn, und er vermochte in dieser Stunde, da die Jugendgeliebte ihren alten Zauber über ihn ausübte, nicht daran zu glauben. – Sara! rief er, welch ein bittrer Vorwurf!

Es ist kein Vorwurf, sagte sie, es ist die natürliche Folge unsrer Handlungen.

– Gertrud ist mir wie eine Schwester, wie ein guter Genius, an den sich nie einer meiner Erdenwünsche gewagt hat. Sie kennt meine Liebe zu dir. Nur vor wenigen Wochen erst war sie es, die mich auf's Neue zu dir zurück leitete. Von ihr erfuhr ich, daß du mich dennoch liebtest, daß deine stolze Entsagung wie eine Hülle von deinem liebenden Herzen gefallen sei. Sie hat keinen sehnlicheren Wunsch, als uns vereinigt zu sehen –

O sie ist ein Engel an Reinheit und Edelmuth! rief Sara. Und sie verdient deine Liebe. Ihr Leben war einfach, zurückgezogen und natürlich, ihr Herz ist reich, schön und

weiblich im höchsten Sinne. An sie wagt sich nie ein Makel, eine Verleumdung. Deiner Gattin Ruf darf nicht angetastet sein, du hast es mit der großen Welt zu thun, die dem Künstler schon in seinem Streben genug der trüben Erfahrungen bringt. Sie soll dich nicht bis in das Innerste deines Herzens verfolgen.

Was geht uns diese große Welt an, die wir von so verächtlicher Seite kennen gelernt haben? entgegnete Falk. Die Welt, in der wir leben wollen, haben wir uns selbst zu erschaffen. Der andern treten wir mit ruhigem Stolz entgegen, denn wir sind besser als sie, und in die unsrige soll kein Schatten aus jenem Gebäude der Lüge und des Betruges dringen! Wir können jene vornehme oder gute Gesellschaft entbehren! Wir sind niedrig geboren, und das wird uns doch niemals verziehen. Man duldet uns, weil gewisse Umstände unsre Gegenwart wünschenswerth machen. Aber wir bedürfen dieser Duldung nicht, wir, die wir uns durch unsern ernsten Drang nach Bildung zu einer Stufe heraufgearbeitet haben, die jene lethargischen Naturen nie erreicht haben würden. Diese Selbstachtung und diesen Stolz sollen wir haben. Fühlst du dich vor den Kreisen, in welchen wir gelebt haben, gedemüthigt, so komm und richte deinen Stolz in meiner Welt wieder auf, denn in ihr stehst du unantastbar da! Laß uns die Stadt verlassen. Die Welt ist groß und wird uns überall eine Stätte geben.

Sara's Gesichtszüge nahmen plötzlich einen beängstigten Ausdruck an. – Du hast Recht! sagte sie. Wir müssen

weg von hier. Es war nicht dies Gespräch, was beabsichtigte, als ich dich bat, zu mir zu kommen. Ich bin in diesem meinem Zufluchtsorte nicht mehr sicher vor der Zudringlichkeit eines Menschen, den ich verabscheue. Stillfried ist zu mir gedrungen –

– Wieder der Name dieses Nichtswürdigen! rief Falk. Sara, wie ist es möglich, daß eine Beziehung zwischen ihm und dir besteht!

Höre mich an, Heinrich! Du erinnerst dich meiner Erlebnisse in England. Du weißt, daß ich, um der Leidenschaft des jungen Edward willen, aus Vernon-Castle entfloh. Ich wurde in einer Familie in London freundlich aufgenommen. Was ich hier erlebte, mochte ich dir damals nicht erzählen, es war mir widerwärtig. Jetzt aber muß ich es. In dieser Familie nämlich war Stillfried Hauslehrer. Nie habe ich vor einem Menschen einen solchen Abscheu gefühlt. Und dazu gesellt sich mir eine Angst vor ihm, als wär er der Böse selbst. Ja, ich fürchte mich vor ihm, ein Schauder erfüllt mich, wenn ich ihn sehe. Er belästigte mich mit seiner Zuvorkommenheit, endlich warb er um meine Hand. Ich wies ihn ab, und zwar mehrmals hintereinander. Er beschloß sich zu rächen. In diese Zeit fiel jene neue Begegnung mit Edward Vernon. Du weißt, daß ich ihn, der für einen Wüstling galt, zu mir einlud und in meinem Zimmer eine Unterredung mit ihm hatte, welche seine bessere Natur wieder erweckte. Auf dieses Gespräch gründete Stillfried eine Verleumdung gegen

mich. Aber sie schlug nicht zu seinem Besten aus. Die Dame des Hauses, in welchem wir lebten, hatte mein Vertrauen und fühlte sich durch diese Einflüsterungen verstimmt gegen den Hauslehrer. Bald darauf erhielt er seine Entlassung. Ich verließ England, und wieder wollte das Unglück, daß ich mit diesem Menschen unter Einem Dache zusammen kam. Er hatte die Söhne des englischen Gesandten nach Deutschland gebracht. Du warst Zeuge eines Auftritts zwischen mir und ihm. Er hoffte immer noch meine Hand zu erlangen. Durch ihn sind jene abscheulichen Gerüchte über mich verbreitet worden, er wollte mich erniedrigen, sich an mir rächen. Und dennoch stellt er mir noch nach. Der Gesandte ist mit seinen Kindern nach der Schweiz, die Schwester nach England gereist, Miß Brown, die Haushälterin, hat mich aufgenommen. Stillfried ist hier im Hause bekannt, und zum Unglück hat er die alte Dame für sich gewonnen. Sie stellt mir täglich vor, was es für ein Glück für mich wäre, den Menschen zu heirathen. Vor einigen Tagen war er jetzt hier, und kein Ausdruck der Verachtung vermochte ihn zu verscheuchen. Da beschloß ich, mich unter deinen Schutz zu stellen. Ich eilte heimlich in deine Wohnung, um dir zu schreiben, zugleich mit einer leisen Hoffnung, dich zu sprechen. Und doch, ich vermochte es nicht. Mich folterte der Gedanke, daß du mich hassen müßtest, daß du mein Freund nicht mehr sein könntest, daß du mir vielleicht nur mit Widerstreben zu Hülfe kommen würdest. So kam ich unverrichteter Sache zurück. Schon war ich

nahe daran, mich an jenen Bertram zu wenden, doch eine Scheu hielt mich von dem unbekannten Manne ab. Da erschien heut morgen Stillfried noch Einmal und wiederholte, unterstützt von der alten Dame, seine Werbung. Nun aber will ich vor ihm sicher sein. Ich wandte mich an dich, und so vertraue ich mich dir an. Bringe mich, wohin du willst, nur fort aus diesem Hause!

Dann laß uns zu Wintersbach's zurückkehren, sagte Falk, sie werden dich mit offnen Armen empfangen.

– Nein, Heinrich, dahin nicht! Ich achte und liebe diese vortrefflichen Menschen, sie sollen mir auf Kosten ihres Rufes kein Opfer bringen. Ich weiß, daß sie um meinetwillen geschmäht werden. Ich habe selbst das Bedürfniß, Franziska noch einmal zu sprechen, aber zu ihr zurückkehren werde ich nicht.

In diesem Augenblicke wurden Tritte und lautes Gespräch im Nebenzimmer hörbar. Miß Brown öffnete die Thür und trat, gefolgt von Stillfried, ein. Nun, da sehen Sie es selbst! sagte sie.

In der That, rief Herr Stillfried mit einem wüthenden Lächeln, das Gerücht scheint nicht Unrecht zu haben!

– Das Gerücht ist eine Lüge! sagte Falk, indem er auf ihn zuschritt. Eine Lüge, wie Alles, was von Ihren Lippen geht! Sie sind der Erfinder dieser Betrügereien! Wo es Etwas zu verleumden giebt, da ist Ihre nichtswürdige Kunst in ihrem Elemente. Was wollen Sie hier?

Dieselbe Frage kann ich Ihnen vorlegen. Für diese Beleidigungen aber werden Sie mir Rede stehn!

– Gewiß, auf der Stelle! Es sollte zwar gegen meine Ehre sein, eine Kugel mit Ihnen zu wechseln, denn Sie sind sie nicht werth, aber wohlan, ich will sie dran wenden!

Herr Stillfried zuckte die Achseln. – Ah, rief Falk mit Hohnlachen, das sind nicht die Waffen, die Sie führen! Vielleicht wollen Sie mich – verklagen? Gut, dann werde ich meine Ansicht, daß Sie ein Schurke sind, dadurch begründen, daß ich die hübsche Geschichte Ihrer Entfernung aus dem Wintersbach'schen Hause erzähle. Es war ja wohl gemeiner Wucher, den Sie damals betrieben? Oder wünsehen Sie, daß ich eine Episode Ihrer Jugendfreundschaft mit Bertram zum Besten gebe?

Es ist gut, mein Herr, es ist gut! sagte Stillfried. Wir werden uns zu gelegner Zeit wieder sprechen. Jetzt hab' ich mich nur an die Dame dort zu wenden. – Er that einige Schritte auf Sara zu.

– Zurück! schrie Falk, indem er ihn an der Brust faßte und ihn rückwärts taumeln machte. Ich schlage Sie zu Boden, wenn Sie noch einen Schritt thun! Diese Dame ist meine Braut, und wer sich untersteht, ohne meine Erlaubniß mit ihr zu sprechen, den werde ich schweigen lehren! Komm, Sara, du bist unter meinem Schutze und hast Nichts zu fürchten!

Er reichte ihr den Arm. Sie ergriff schnell ihren Schleier und klammerte sich bebend an ihren Beschützer. Miß Brown war halb ohnmächtig vor Schreck auf einen Stuhl gesunken, Stillfried stand mitten im Zimmer und biß sich die Lippen wund.

Falk und Sara schritten auch dem Hause. Es war finster geworden, der Regen strömte vom Himmel. Falk hielt einen Miethswagen an, hob Sara hinein und ließ den Kutscher – um ihm doch irgend ein Ziel zu geben – nach seiner Wohnung fahren.

Du hast Recht, Heinrich, begann Sara, da werde ich bis morgen sicher sein. Und morgen –

– Bringe ich dir Franziska, fiel Falk ein, und gemeinsam wollen wir das Weitere berathen. –

Frau Wenzel war nicht wenig erstaunt, als sie Sara an Falk's Arme durch den Garten kommen sah. Da der Regen in heftigem Gusse niederströmte, hieß sie beide schnell in ihre eigene Wohnung eintreten. Sie begrüßte Sara mit Freude. Falk jedoch nahm sie bei Seite und setzte ihr auseinander, daß Sara auf kurze Zeit anstatt seiner seine Wohnung einnehmen müsse. Morgen – versprach er auf gut Glück – werde die Frau Präsidentin kommen und Sara entweder mit sich nehmen, oder das Weitere mit ihr besprechen. Frau Wenzel war eine gutmüthige Seele und sah, in ihrem Vertrauen zu Falk, nichts Bedenkliches in diesem Vorschlage. Und so wurden sogleich die nöthigen Vorrichtungen getroffen. Die doppelte Gartenthür des Saals wurde verschlossen und dafür eine innere, welche mit der Wohnstube der Wirthsleute zusammenhing, geöffnet. So war Sara in einem Versteck, wie sie es wünschte, und unter der Obhut rechtlicher Leute.

Bald darauf empfahl sich Falk. Er war mehrere Stunden von Edgar's Seite entfernt gewesen und vermuthete

richtig, daß er und die Seinigen über dieses Verschwinden befremdet sein müßten. Trotzdem vermied er Edgar's Zimmer und begab sich sofort zu Franziska. Er erzählte ihr das Nöthigste über Sara's Wiederfinden und Uebersiedlung in seine Wohnung. Die Präsidentin war schnell entschlossen, Sara sogleich selbst aufzusuchen. Sie ließ anspannen, packte in ihrer Freundin Zimmer einige Kleidungstücke und was ihr sonst nöthig schien zusammen (für den Fall, daß sie nicht zu bewegen wäre, mit ihr zurückzukehren) und fuhr nach Falk's Wohnung. –

Inzwischen ging Heinrich zu Edgar hinunter. Gertrud war noch bei ihm und las ihm vor. Falk wollte sich über sein langes Ausbleiben entschuldigen, der Kranke jedoch ließ ihn nicht dazu kommen.

Das ist mir lieb, rief er ihm entgegen, daß du ausgewesen bist, dich erholt hast! Sei nun um so mehr willkommen!

Gertrud begrüßte ihn mit einem traurigen Blicke. Er wußte, was sie ihm damit sagen wollte, Edgar's Gegenwart aber hinderte ihn, ihr mitzutheilen, daß die Verlorene wiedergefunden sei.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

An demselben Abende ritt ein einsamer Reiter, in einen Regenmantel gehüllt, auf der Straße hin, welche nach Neu-Bethesda führte. Er schien das nasse, unbehagliche

Wetter zu vergessen, denn oft ging der müde Gaul Viertelstunden lang, seinem eignen Hange folgend, in ruhigem Schritt. Dann fuhr der Reiter plötzlich aus seinen Träumen auf und trieb sein Pferd zu doppelter Eile an, bis Mann und Thier sich langsam wieder einem dumpfen Hinbrüten überließen. Neu-Bethesda ist ein paar Meilen von der Stadt entfernt, und der Herr im Regenmantel konnte voraussehn, daß er bei dieser Art zu reisen nicht eben früh nach Hause kommen werde, indessen war er so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß die Nachtruhe das Letzte zu sein schien, was ihm der Berücksichtigung werth dünkte. Auch hatte Herr Stillfried – denn dieser steckte unter dem Regenmantel – seine Gründe, sich mit der Heimkehr nicht zu übereilen. Er wollte ein Resultat seines Hin- und Herdenkens abgeschlossen wissen, ehe er seinen Hausgenossen wieder begegnete.

Herr Stillfried hatte ein paar schwere Tage durchlebt. Gestern war es zwischen ihm und der Generalin zum Bruche gekommen. Da er sie in Geschäften in der Stadt wußte, hatte er sie aufgesucht, um ihr neue Mittheilungen zu machen. Er wollte ihr erzählen, daß er zu seinem Erstaunen erfahren habe, wie vollkommen unbegründet jeder Verdacht gegen Sara gewesen sei. Man habe ihn auf das Schrecklichste hintergangen, und er werde wieder gut machen, was durch seinen sittlichen Eifer verdorben worden sei. Er wolle Sara zu seiner Frau machen und hoffe, die Frau Generalin werde ein Wort für ihn einlegen. Mit wohl studirter Unschuldsrolle dachte er auch diesmal des

Eindrucks nicht zu verfehlen. Aber der Empfang der Generalin war derartig, daß er nicht einmal zu Worte kommen konnte. Sie nannte ihn einen nichtswürdigen Halunken, der sie betrogen, wies ihm die Thür, und da er sich zu vertheidigen strebte, hetzte sie ihn durch ihren bissigen Neufundländer hinaus. Herr Stillfried konnte sich nicht verhehlen, daß dies ein Abschied in aller Form sei. – Indessen war es nicht dies allein, was ihn beschäftigte. Man hatte ihm bei Begründung seiner großartigen Erziehungsanstalt von Neu-Bethesda zur Pflicht gemacht, daß er sich verheirathe. Er behauptete, schon seit längerer Zeit verlobt zu sein, und versprach, sich noch im Laufe des nächsten Winters zu vermählen. Gewisse Umstände, sagte er, hinderten ihn, den Namen seiner Braut jetzt schon zu nennen, doch vertraute er Diesem und Jenem unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses, daß Sara seine Zukünftige sei. Dies war bereits geraume Zeit her, und er hatte sich, so lange Sara im Wintersbach'schen Hause war, vergeblich bemüht, eine Annäherung zu ihr zu bewirken. Ein paarmal zwar sah er sie in den Gesellschaften des Gesandten, so sehr er sich aber angelegen sein ließ, sie durch Artigkeit einzunehmen, so behandelte sie ihn doch mit großer Kürze, Wegwerfung und Hochmuth. Da nahm er zu einem andern Mittel seine Zuflucht. Er hoffte sie zu erniedrigen und dadurch zu gewinnen. Freilich war es bedenklich, eine Gattin heimzuführen, deren Ruf angefochten wurde. Aber einmal brauchte er selbst ja nicht an die Verleumdung zu glauben, und ferner war es nicht glaublich, daß dieselbe bis nach England

dringen würde, woher er die Hauptmasse seiner Zöglinge beziehen sollte. Die Meinung der nächsten Umgebung schien ihm auch leicht umzugestalten, da er seinen eignen Einfluß und seine Ueberredungsgabe kannte.

Warum aber hatte Herr Stillfried sein Auge grade auf Sara gerichtet? Die Speculation spielte dabei ohne Frage eine Rolle. Sara zählte unter der englischen Aristokratie viele Bekanntschaften und war sehr wohl angeschrieben. So mußte ihr Name dazu beitragen, seine Anstalt zu heben und zu bereichern. Aber es war nicht allein Speculation, die ihn an Sara fesselte, es kam ein Gefühl hinzu, dessen er nicht Herr werden konnte.

Zu behaupten, daß Herr Stillfried Sara wahrhaft liebte, möchte gewagt erscheinen. Er hatte ein Gemisch der widersprechendsten Empfindungen für sie. Bald war es Haß, bald eine unbezwingliche Verblendung, die beinah wie Liebe aussah, bald ein dämonisches Gefühl der Machtgier. Er konnte seine Gedanken nicht von ihr abwenden. So oft er sie sah, gerieth sein Blut in Wallung, er hätte sie glühend umarmen und zugleich erwürgen mögen. Diese Regungen ergriffen ihn oft so heftig, daß er die gewohnte Herrschaft über sich fast verlor. In ruhigeren Momenten freilich mußte er sich selbst tadeln. Er sah und hörte, daß Sara mit Falk so gut wie versprochen sei, und kaum Etwas zu hoffen übrig bleibe. Und dennoch konnte er sich seiner Hoffnung auf ihren Besitz nicht entschlagen.

Der Auftritt, welchen er heut Abend mit Falk gehabt hatte, zeigte ihm endlich deutlich, daß sein Spiel völlig

verloren sei. Er haßte unsern Helden auf das Bitterste, und um so mehr, da er ihm mit Racheplänen nirgend beikommen konnte. Heute jedoch jagte ihm ein Wort des Gehaßten Schreck und Furcht zugleich ein. Denn Falk drohte ihm mit der Erzählung einer Episode aus Bertram's Leben. Er kannte Bertram also näher und wußte die Einzelnheiten seiner Vergangenheit. Und so tauchten Besorgnisse über Besorgnisse in Stillfried auf, und eine Befürchtung nach der andern knüpfte sich an die Person des jungen Mannes.

Aber wie ging es zu, fragt der Leser hier vielleicht, daß Herr Stillfried, nachdem er aus dem Hause des Präsidenten vertrieben worden war, nun, fast unter den Augen desselben, noch Einmal ein solches Vertrauen unter den Menschen genoß? Es kam hier Vielerlei zusammen, um die alten Erinnerungen zu verwischen. Einmal die Zeit, denn es waren inzwischen sechs Jahre vergangen. Dann aber erinnere man sich, daß Herr von Wintersbach den Hofmeister seines Sohnes im Stillen entfernt hatte. Die Sorgen, welche er sich später darüber machte, waren ziemlich unbegründet, denn wenn auch Mancher aus seiner Umgebung damals darüber gesprochen, so war die Person eines Hauslehrers doch zu unbedeutend, als daß man sich lange mit ihr hätte beschäftigen sollen. Dazu kam, daß der englische Gesandte blind genug war, große Stücke auf ihn zu halten. Er war erst seit wenigen Jahren am Hofe attachirt und brachte die Bekanntschaft mit Stillfried aus England schon mit. So war er einer der Ersten gewesen, die den Plan zu seiner Erziehungsanstalt

begünstigten und ihm ihre Söhne anzuvertrauen versprachen. Der Präsident und Herr Mertens schüttelten freilich die Köpfe, indessen schien man ihren Bedenklichkeiten wenig Glauben zu schenken. Herr Mertens wurde sogar mit der Zeit für das Unternehmen gewonnen. Mstr. Whitestone nämlich war durch englische Wechsel vielfach in Verkehr mit ihm getreten. Er hatte ihm Documente vorgezeigt, nach welchen der Geschäftsführer von Neu-Bethesda zu gewissen Terminen bedeutende Geldzuschüsse von reichen Engländern zu erwarten habe. Und so war Herr Mertens sogar so weit gegangen, dem Fremden größere Summen auf Hypothek zu geben. Hatten das doch Andre auch gethan, der Gesandte an der Spitze, es war also ein durchaus gesichertes Geschäft. –

Jetzt fing der Gaul mit großem Behagen an zu wiehern, denn er erkannte die dunklen Umrisse der Baulichkeiten von Neu-Bethesda. Der Reiter fuhr aus seinen Gedanken auf und lenkte von der Straße ab in einen noch ziemlich provisorischen Landweg. Trotz des tiefen Sandes trabte das Thier doch wacker zu, denn die Aussicht auf den Stall ließ es die Müdigkeit vergessen. Immer deutlicher hoben sich die dunklen Massen vom Horizonte ab. Da standen auf freiem Felde große, halbfertige Gebäude, und weitgedehnte hohe Mauern pferchten ein ansehnliches Stück Land ein. Baumaterialien lagen überall aufgehäuft. Aber kein Baum war rings umher sichtbar. Kleine Pflanzungen von Sträuchern und Stämmchen zeigten sich zwar innerhalb der Umfassungsmauer, der

Eindruck des Ganzen aber war der einer fahlen, todten und schaurigen Oede.

Der Reiter sprengte in den Hof und hielt vor einem niedrigen einstöckigen Häuschen, welches sich die Unternehmer zur vorläufigen Wohnung eingerichtet hatten. Aus dem Fenster drang ihm der Gesang einer schmetternden Sopranstimme, begleitet von Guitarrenspiel, entgegen. Er übergab das Pferd einem Knechte und entledigte sich im Hausflur seines triefenden Mantels. Da wurde die Thür geöffnet, und ein weibliches Wesen trat aus dem Zimmer. – So spät noch, Herr Doctor! rief sie. Wir hatten Sie kaum mehr erwartet! Ach und wie pudelnaß, wie pudelnaß! Kommen Sie nur herein, das Theewasser ist heiß und der Tisch gedeckt!

Stillfried trat in das Zimmer, in welchem ihn eine behagliche Wrme empfing, denn trotz der frühen Jahreszeit hatte man ein Kaminfeuer angezündet. Mstr. Whitestone saß oder lag in einem niedrigen Lehnstuhle vor dem Kamin. Er hatte die Beine lang vor sich ausgestreckt, rauchte eine vortreffliche Cigarre und hielt eine englische Zeitung in der Hand. Neben, ihm, auf einem kleinen Tischchen, dampfte ein Glas Grog.

Spät, spät, Herr Doctor! sagte er, ohne sich zu rühren. Drei Tage in der Stadt zugebracht, also gute Geschäfte gemacht! *Well!*

– Mäßig! entgegnete Stillfried, indem er sich auf das Sopha setzte und sich von der Dame Thee einschenken ließ.

Besser wie gar meine, sagte Mstr. Whitestone im fließendsten Deutsch. Gut daß Sie da sind, es giebt Mancherlei zu besprechen. Briefe, Anfragen und Anmeldungen. Minka wurde auch schon unruhig.

Minka – denn wir haben in der Gestalt der anwesenden Dame wirklich unsre alte Freundin Minka, Adehl's Zadderklopfens Schwägerin vor uns – Minka also schlug ein lautes Gelächter auf und präsentirte dem Doctor höchst geziert ein Beefsteak, das sie auf der Spiritusmaschine gewärmt hatte. Sie war sehr elegant und modisch, -aber dabei einfach sittsam gekleidet. Ein violettes Tibetkleid umschloß sie bis hoch an den Hals. Die weiße Schürze mit dem heraufgesteckten Brustlatz und ein großes Schlüsselbund an der Seite zeigte in ihr die Wirthschafterin von Neu-Bethesda.

Gewiß, sagte sie, ich wurde auch unruhig, und Mstr. Whitestone war sehr langweilig! Ich mußte, um mich zu unterhalten, alle meine alten Lieder durchsingen.

– Mit Ihrem sentimentalen Geleire! brummte Mstr. Whitestone, ohne von aeiner Zeitung aufzusehn. Wenn Sie noch etwas snge wie –, er nannte ein ziemlich unzüchtiges Lied und wendete sich dabei um, indem er mit den Augen zwinkerte und höchst sonderbar schmunzelte.

– Mstr. Whitestone, Sie haben versprochen, meine Ohren mit dergleichen zu verschonen! sagte der Doctor vorwurfsvoll. Ich darf und will nichts Sittenloses in meiner Umgebung dulden!

Verstimmt! Sehr verstimmt! erwiederte der Andre mit langem Gähnen und Strecken. Aber der Doctor hat Recht.

Laßt uns endlich fromm werden, Kinder, es ist Zeit! In spätestens sechs Monaten soll unsre Anstalt in Gang kommen, bis dahin muß unsre Frömmigkeit auch im Stande sein. Es lebe das Augenverdrehen! Inzwischen, schöne Minka, noch ein Glas Grog!

Wiederum zwinkerte Mstr. Whitestone höchst befremdend mit den Augen und schmunzelte außerordentlich wunderbar.

Lieber Leser, hast du vielleicht schon eine Vermuthung, wer hinter diesem Mstr. Whitestone steckt? Denke nach, es hat von allen Personen dieser Geschichte nur Einer so geschmunzelt und gezwinkert, wie es Mstr. Whitestone that. Ich könnte die Spannung, in der du nothwendig sein mußt, noch weiter treiben, aber schließlich würdest du doch des Pudels Kern erkennen. Und so sollst du denn jetzt schon erfahren, daß Mstr. Whitestone Niemand anders ist, als Herr Winkler, der einstige Kattunfabrikant aus Worbis. Aber sieben Jahre in Amerika und England haben Herrn Winkler völlig verwandelt. Er hat durchaus transatlantische und insularische Gewohnheiten und Manieren angenommen. Er trägt einen breiten schwarzen Backenbart und eine prächtig gebuschte Perrücke, die das völlige Gegentheil seines einstigen eignen Haupthaars ist. Er spricht das Englische fließend, weiß das Deutsch mit einem englischen Accent zu behandeln, und nur im Hause oder in vertrautem Kreise läßt er seiner deutschen Zunge frei die Zügel schießen. Das Zwinkern seiner feuchten Augen freilich, so wie das unbegreifliche Schmunzeln seines Mundes ist dasselbe geblieben. Und

doch kann er sich sicher fühlen, denn er ist nie in dieser Gegend gewesen und hat überdieß eine große Schlauheit für alle Fälle in Bereitschaft. Daß er nicht ganz ohne Gefahr in Deutschland lebt, weiß er recht gut, aber er hat sowohl in Amerika, als in England keine gar zu guten Geschäfte gemacht und hofft mit kühnem Muthe im Vaterlande doch noch Etwas zu erschwingen. Herr Stillfried und er haben sich in England kennen gelernt, und es muß gesagt werden, daß die Idee zu ihrem gegenwärtigen Unternehmen von Herrn Winkler ausgegangen ist. Und in der That, die bisherigen Erfolge scheinen die glänzendste Zukunft zu versprechen. Mstr. Whitestone lßt sich das Leben behaglich sein und schmunzelt und zwinkert nach Herzenslust um herum. –

Minka nahm Mstr. Whitestone's Glas, füllte es mit zierlich gespreizten Fingern zu Hälfte mit Zucker, goß aus dem brodelnden Messingkessel etwas heißes Wasser darüber und füllte es bis an den Rand mit Rum. Dann trank sie einen Schluck davon ab und reichte Herrn Winkler das Alkoholgetränk mit einem Knix. – Das neunte, Mstr. Whitestone! sagte sie, schalkhaft mit dem Finger drohend. Sie lassen heut Etwas drauf gehn!

Man muß Etwas an sich wenden! meinte Herr Winkler.

– Haha! Das sagen Sie alle Tage!

Wenn das thue, so laß ich eben heut nichts Besonderes drauf gehn!

– Guck, wie schlau er ist!

Herr Stillfried schien sich um die beiden Andern nicht zu kümmern. Wo sind die Briefe? fragte er.

Dort im Cylinderbureau! sagte Winkler. Minka, geben Sie sie ihm! – Tralala, – lala! Der Grog ist schwach, Minka. Noch ein Rum, mein Schatz!

Der Doctor war bald in das Lesen der Briefe vertieft, Mstr. Whitestone sah in's Feuer und gähnte und trällerte dazwischen. Minka, dem Letzteren am Kamin genüber, stimmte ihre Guitarre und fing an zu klimpern.

Na, Schatz, singe was! sagte Herr Winkler, indem er eine neue Cigarre anzündete. Wahrhaftig, seit der Doctor zu Hause ist, wird mir ganz fromm zu Muthe! Ich will gerührt werden, also singe etwas Sentimentales!

Da hab' ich grade ein Lied auf der Zunge, mein Lieblingslied! Ich pflegte es Einem vorzusingen, der – kurz, dem Gegenstande meiner ersten Liebe!

– Trallala! Trallala! Erste Liebe! Das muß lange her sein! lachte Herr Winkler. Schier dreißig Jahre bist du alt, du alter Mantel du!

Pfui, Mstr. Whitestone, das ist ungalant! rief Minka aufspringend.

– Ungalant! Nur sitzen geblieben, schöne Minka! Also wie war das? Ich bin gestimmt, von erster Liebe zu hören. Wer war der Glückliche, der die Grazie Minka umflatterte?

Minka lachte besänftigt. Ein Bürschchen wie Milch und Blut! rief sie. Vornehm, verliebt, aber von himmlischer Schüchternheit. O ich habe ihn auch wieder gesehn! Erst vor einigen Wochen, in der Stadt. Er kannte mich nicht wieder, obgleich ich ihn freundlich grüßte. Er ist noch schöner geworden, groß, kräftig, nobel, aber sehr blaß.

Natürlich! Das lebt in der großen Welt! Das genießt das Leben! Wer verdenkt's ihm? Aber damals war er ein Junge zum Anbeißen!

– So! Und er biß auch selber an?

Na – das kann man nicht eigentlich sagen.

– Hahaha! Wie diskret man ist!

Ach da ist Nichts zu verschweigen, das war eine rein ideale Künstlerliebe. Ich bin ihm noch so gut wie damals, und ich schätze es mir zur Ehre, daß ich ihn kenne. Denn der kleine, prächtige Heinrich Falk ist ein berühmter Maler geworden.

– Wer? rief Mstr. Whitestone, indem er sich plötzlich umdrehte.

– Woher kennen Sie den? fragte Herr Stillfried, förmlich aufschreckend.

Ich erzähle es ja eben! sagte Minka etwas verwundert über das ernste Interesse der beiden Herrn. Kennen Sie Herrn Falk, Mstr. Whitestone?

– Wie käme ich dazu? Ist er ein Engländer?

Bewahre! Hier aus der Hauptstadt ist er und von vornehmer Familie. Er hatte lustige Streiche gemacht und wurde eine Weile nach Heiligenstadt zu einem Meister gegeben. Da lernte ich ihn im Hause meines Bruders kennen. Aber wie er kam, so verschwand er auch wieder.

– So, so! sagte Herr Winkler nachdenklich. Also der ist ein berühmter Maler geworden! Wer hätte das gedacht!

Sie haben ihn also in seiner Jugend gekannt?

– Ich? Wie sollte ich? Ich bin erst vor einem Jahre nach Deutschland gekommen. Aber – ich interessire mich für

Kunst. Man könnte einmal ein hübsches Bild kaufen. Da über das Sopha, das wäre ein guter Platz.

Wissen Sie was? rief Minka freudig, wenn Sie sich für Kunst interessiren, so laden Sie Herrn Falk einmal zu uns heraus. Lassen Sie mich ihm schreiben, dann kommt er gewiß!

– Das werden Sie bleiben lassen, Mamsell! rief Mstr. Whitestone aufgebracht. Er sprang auf und machte sich allerlei zu schaffen, bald mit der Zeitung, bald an seinem Schreibtische.

Potz tausend, wie ärgerlich! sagte Minka. Sie thun ja grade, als wär es ein Verbrechen, an Herrn Falk zu denken!

– Ach, Sie hat Nichts als Ihre Laffen im Kopf! Da ist der Theetisch noch nicht einmal abgeräumt! Hat Sie Nichts zu thun, als zu schwatzen?

Eifersüchtig! Hahaha! Eifersüchtig! jubelte Minka. Herr Doctor, was sagen Sie dazu? Das ist um Seitenstechen zu bekommen! Mstr. Whitestone ist eifersüchtig!

Stillfried hatte, scheinbar in die Briefe vertieft, die Unterhaltung aufmerksam beobachtet und besonders das Benehmen seines Mitunternehmers genau studirt. Er fand manches Auffallende darin, und da er schon sonst einige Züge an Mstr. Whitestone entdeckt hatte, die ihn befremdeten, so glaubte er Grund zu haben, ihm zu mißtrauen. Er legte die Briefe ruhig zusammen und sagte: Es ist spät geworden! Decken Sie ab, Mamsell!

– Ja wohl, spät! Decken Sie ab, Mamsell! wiederholte Herr Winkler, indem er sich mit einem künstlichen Gähnen wieder vor dem verglimmenden Kamine niederließ.

Und doch hätte ich mit Ihnen gern noch von Geschäften gesprochen. Mstr. Whitestone.

– Morgen, Doctor! Morgen! Bin todtmüde!

Minka that, als deckte sie ab, aber, etwas beleidigt durch den kurzen Befehl ihrer Gebieter, beschloß sie, das Zimmer noch nicht zu verlassen. Sie zog die Klingel und überließ einer eintretenden Magd die Abräumung des Tisches. Sie war gewitzt genug, um in der plötzlich veränderten Stimmung Mstr. Whitestone's ein Geheimniß zu wittern. Und da sie sich das Recht erobert hatte, in jede Unterhaltung der Herrn hineinzusprechen, begann sie nach kurzer Pause zu Stillfried gewendet: Nun aber *Sie* werden Herrn Falk doch näher kennen, Sie haben so viel Bekanntschaften. Ist er nicht ein berühmter Maler geworden?

– So sagt man, entgegnete der Doctor.

Da hören Sie's, Mstr. Whitestone! Und daß er in allen vornehmen Gesellschaften der Stadt in Mode ist, habe ich oft genug gehört. Er geht im Hause des englischen Gesandten aus und ein, er kennt alle die Herrschaften, von denen Sie hier oft gesprochen haben, und die sich für Ihre Anstalt interessiren, er ist auch in unsrer Nachbarschaft auf dem Lande gut bekannt. Der lustige alte Herr Dippel, der neulich hier war, um sich unsre Einrichtungen zu besehen, versprach ausdrücklich, er werde seine

Bekanntschaften aufmerksam machen und zu uns herausschicken. Mit dem jungen Dippel habe ich Falk selbst ein paarmal in der Stadt gehen sehen, also wär es gar nicht unmöglich, daß er einmal von selbst zu uns käme. O das wäre allerliebst!

Mstr. Whitestone ergriff den Schürhaken und stöberte mit großem Geräusch im Kamine.

Sie sollten, Herr Doctor, fuhr Minka fort, versuchen, Herrn Falk als Zeichnenlehrer für die Anstalt zu gewinnen.

– Das könnte man thun, sagte Stillfried.

Mstr. Whitestone beschloß, die Unterhaltung durch einen Gewaltstreich auf ein anderes Thema zu bringen. Doctor, begann er, Sie haben mir seit lange nicht erzählt, wie weit Sie mit Ihrer Schönen sind. Soll die Hochzeit noch zu Neujahr sein?

Das war wie ein Blitzstrahl durch Stillfried's Körper. Er wußte nicht, was er antworten sollte. Minka nahm sogleich wieder das Wort. Na, Herr Doctor, sagte sie mit einem schelmischen Blicke, dann nehmen Sie Herrn Falk nur nicht als Zeichnenlehrer in's Haus!

– Warum nicht? rief er in großer Verwirrung. Was gehen Sie diese Dinge an?

Mstr. Whitestone merkte, daß seinem Genossen dies Gespräch unbequem war, und sofort wendete er sich um und fragte mit seinem lebendigsten Schmunzeln: Warum nicht, schöne Minka? Erzählen Sie doch!

Na, kicherte Minka, wenn Sie es durchaus hören wollen! Als ich vor acht Tagen in der Stadt war, um Einkäufe

zu machen, begegnete mir der Jäger der Frau Generalin von Havelstein, der immer Alles weiß, was man nur irgend erfahren will.

– Alberne Klatschereien! rief Stillfried. Sie haben auf andere Dinge Acht zu haben, als auf Nachrichten von Bedienten!

Also kennen Sie doch diese Nachrichten auch? rief Mstr. Whitestone mit schlauem Augenzwinkern. Erzählen Sie, Mamsell, das ist von Interesse!

Kurz und gut, der Jäger lud mich ein, eine Tasse Chokolade beim Conditor mit ihm zu nehmen, und da ich vom vielen Umherlaufen müde war, ging ich darauf ein. Nun, da gab ein Wort das andere, und schließlich erfuhr ich, daß die gewisse Dame – mit Herrn Falk so gut wie versprochen sei!

Mstr. Whitestone lachte laut auf. Doctor! rief er, nun kann zu Neujahr keine Hochzeit sein! Wo kriegen wir jetzt eine Anstandsdame für die Anstalt her?

Stillfried nahm alle seine Kraft zusammen. Wie kann man sich an solches Gerede kehren! sagte er mit Ruhe. Das sind meine Angelegenheiten, und ich werde damit zum Schlusse kommen. Verlassen Sie uns, Mamsell, ich habe mit Mstr. Whitestone noch von Geschäften zu reden. Gute Nacht!

Minka verbeugte sich mit einem malitiösen Lächeln und verließ das Zimmer.

Es entstand eine Pause. Herr Winkler sah in's Feuer und pfiff eine Melodie, Stillfried ging im Zimmer auf und nieder. Endlich blieb der Letztere stehn.

Mstr. Whitestone, sagte er, unsere Verbindung erfordert, daß wir aufrichtig gegen einander seien. Sie haben mir nie etwas von Ihrem früheren Leben erzählt.

– Und Sie mir eben so wenig von dem Ihrigen, Herr Doctor! gähnte Winkler.

Sie kennen diesen Maler Falk, Sie haben eine gewisse Bewegung bei der Erwähnung seines Namens nicht verbergen können.

– Dummes Zeug! Eine flüchtige Erinnerung! Ich bin mit einem gewissen Falk in die Schule gegangen. Der Name kommt in England auch vor.

Ich weiß, Mstr. Whitestone, daß Sie ein Deutscher sind, spielen Sie mir gegenüber nicht den Engländer. Wenn dieser junge Mensch, von dem die Rede ist –

Sie scheinen ganz besonderen Grund zu haben, sich vor ihm in Acht nehmen zu müssen!

Daß ich nicht gut über ihn denke, will ich nicht verschweigen. Er ist ein lüderlicher Bursche, der sich gleichwohl in vornehmen Familien beliebt zu machen weiß. Er hat vielfach üble Nachrichten über mich verbreitet, mich verleumdet –

– Und Ihnen Ihre Schöne weggekapert! Es ist gut, daß er es jetzt gethan hat. Schlimmer wäre es geworden, wenn er es nach Ihrer Verheirathung zu Stande gebracht hätte.

Mstr. Whitestone, ich bitte mir aus, daß Sie mit mehr Zartheit über diesen Punkt sprechen!

– Potz Wetter, betrachte die Sache vollkommen vom Standpunkte der Sittlichkeit! Ist das Unglück geschehen,

so können Sie jetzt noch den Anstand retten, hernach wär's zu spät. Sie ergeben sich als ein frommer Mann in Ihr Schicksal und suchen sich eine andere Frau. Und das ist sogar als ein Glück zu betrachten, da Sie mir oft genug sagten, daß Ihre Angebetete kein Geld hätte. Jetzt werden Sie verständiger sein und eine Reiche nehmen.

Davon ist hier nicht die Rede. Gestehen Sie mir, daß Sie den Maler Falk kennen, und erzählen Sie, welches Verhältniß zwischen Ihnen bestanden hat. Ist der Mensch uns irgend wie ernstlich gefährlich, so lassen Sie uns gemeinsam berathen, was gegen ihn zu thun sei.

Herr Winkler schwieg und fing von Neuem an zu pfeifen. Er dachte allerdings sehr ernstlich darüber nach, was geschehen könnte, wenn er von seinem ehemaligen Musterzeichner wieder erkannt würde. Verbrecherischer Bankerott und falsche Namensführung mußten ihn unbedingt den Gerichten überliefern. Ja es kamen noch andere Geheimnisse hinzu, die seine Gedanken beschäftigten. Doch wußte er eine meisterhafte Ruhe zu heucheln und pfiff gelassen seinen Satz zu Ende. – Ich denke, es ist abzuwarten, sagte er.

– Was ist abzuwarten? Ich verstehe Sie nicht. Sie wissen, daß unser Vortheil Hand in Hand geht, also verheimlichen Sie mir nicht, was für uns Beide zum Nachtheil ausschlagen könnte.

So gehen Sie mir mit Eröffnungen über Ihre Vergangenheit voran – denn daß Sie, mein werthgeschätzter Herr Compagnon, von Geheimnissen ganz vollgepfropft sind, ist keine Frage. Aber was da! Dummes Zeug! Geben

Sie sich zufrieden und sehen Sie zu, daß Sie eine reiche Frau kriegen, dann steht Alles gut. Gute Nacht!

Herr Winkler stand auf und begab sich in sein Schlafgemach. Stillfried schritt noch eine Weile in Gedanken auf und nieder, dann suchte auch er sein eigenes Zimmer. Doch wollte es ihm nicht gelingen einzuschlafen. Zwei Stunden mochte er mit wachen Sinnen gelegen haben, da kam es ihm vor, als hörte er Thüren knarren und leise Tritte gehn. Aufgeregt wie er war, zog er sich schnell an und schlich im Finstern in den Hausflur. Ein Lichtschimmer drang aus der gemeinsamen Wohnstube. Er legte sein Auge an das Schlüsselloch und sah, wie Mstr. Whitestone einige Papiere im Kamin verbrannte und sich dann zum Schreiben an sein Cylinderbureau legte.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Edgar war ausnahmsweise früh eingeschlafen. Joseph saß an seinem Bette, während Falk im Nebenzimmer erwartungsvoll der Rückkehr Franziska's entgegen harrte. Seine Gedanken waren bei Sara und dem Gespräche, das er mit ihr geführt hatte. Noch einmal war er ihr mit den alten Wünschen entgegen getreten, und noch Einmal hatte sie die Erfüllung abgelehnt. Vielleicht für immer. Und fragte er sich auf sein Gewissen, wie sie selbst es von ihm gefordert, so mußte er sich sagen, daß nicht mehr jene stürmische Leidenschaft, sondern Mitleid mit ihrem Unglück, alte Anhänglichkeit und Freundschaft das Wort dabei geführt hatten. Er sah nicht mehr eine Gottheit, sondern ein gedemüthigtes Weib in ihr, dessen Unglück ihn

mit tiefster Rührung erfüllte. Er erkannte ernsthaft den Wunsch, ihr Gatte zu werden, den ihn das Feuer seiner Künstlernatur und aufopfernde Freundschaft noch einmal hatten aussprechen lassen, aus innerster Seele bei ruhigerer Stimmung kaum mehr wiederholen könne. Und doch erschien es ihm wie eine Pflicht, gerade jetzt, da so viel sich wider sie verschwor, ihr seine Hand aufzulegen, um ihren Ruf zu retten und ihr einen Anhalt im Leben zu gewähren. Hatte er sie nicht in Gegenwart Stillfried's und dessen alter Gönnerin seine Braut genannt? Mußte eine solche Erklärung nicht gerechtfertigt werden? Gewiß, und er war entschlossen, auch jetzt, da sein Herz ihr schon entfremdeter war, unverbrüchlich an ihr fest zu halten.

Aber Sara hatte ein Wort in seine Seele geworfen, das einen unerwarteten Wiederhall darin gefunden und ihn in hohem Grade beunruhigte. »Gertrud liebt dich, und du erwiederst ihre Liebe mehr, als du selber weißt!« – In der That, er war sich dessen bis dahin nicht bewußt gewesen. Mit Einemmale stand ihr Bild in seiner ganzen reinen Jungfräulichkeit vor seinem inneren Auge, und durch sein ganzes Wesen ging es wie eine Verklärung, wie ein Sonnenschein. Das war nicht jener glühende Rausch, in welchen die Liebe zu Sara ihn einst stürzte, sondern ein Gefühl goldener Ruhe und Freudigkeit. Reiner, besser und klarer empfand er plötzlich alle seine Fähigkeiten, wie unter dem Flügel eines Schutzgeistes, und er athmete auf, wie aus einem wildverworrenen, schweren Traume.

Doch nur kurze Zeit sah er diesen reinen Himmel über sich offen, denn die Forderungen der Gegenwart riefen gebieterisch an sein Herz. Er verscheuchte selbst das schöne Bild und versank in eine tiefe Resignation.

Fahr hin! sagte er bei sich selbst. Ich darf mein Auge nicht zu dir erheben! Mein von Leidenschaft bethörtes Herz ist an eine Pflicht gekettet, zu groß und ernst, als daß ich sie von mir weisen dürfte. Was mir einst das Höchste schien, soll mir jetzt nicht geringer werden. Es hat mich den tiefen Ernst des Lebens verstehen gelehrt, mir manche Schätze der Erfahrung eingebracht und wird mir noch viel sein, wenn ich seinen Werth zu würdigen verstehe. Ist denn der Mensch gemacht, um glücklich zu sein? Er glaubt es wohl in seiner Jugend und hält den goldenen Flor vor seinen Augen für die Wirklichkeit. Aber der Schleier fällt, und abgedämpft und verblaßt ist der Glanz der Welt. Verluste und Täuschungen sind die Gewichte, um des Lebens Schätze richtig zu wägen. Und doch, hüte dich, mit neuen Wünschen an eine schöne Stätte der Vergangenheit zu denken. Da tauchen Gestalten auf, leuchtend und blendend, daß du erblindet in die Gegenwart zurückkehrst und, ungerecht gegen sie, ihren ernsteren Werth verkennst. Nicht an das denke, was das Leben dir hätte bieten, was du hättest werden können, denn Verlorenes wird umsonst zurück ersehnt, sondern an das denke, was du noch werden kannst. Das sollt du, das mußt du erreichen, und wär es ein Kampf, bei dem dein Herz aus tausend Wunden blutete. – Leb wohl, Gertrud! Dein reines Herz wird sein Glück stets aus seiner

eigenen spiegelklaren Tiefe schöpfen. Dir aber, Sara, sollen meine Sorgen gehören. Du hast dem Geliebten ein Opfer bringen wollen, du siehst den Freund jetzt zu einem noch ernsteren Opfer bereit!

Ein Opfer! rief plötzlich eine Stimme in seiner Brust, die ihn tief erschütterte. O mein Gott, was ist das menschliche Herz! Doch sind es kaum einige Monate her, da rangen Leben und Tod in meiner Brust bei dem Gedanken, von ihr nicht erhört zu werden! Und jetzt nenne ich es ein Opfer, ihr meine Hand zu reichen? Habe ich mich denn leichtsinnig auf ein thörichtes Spiel eingelassen, daß meine Liebe so schnell erkalten konnte? Mein Herz war so voll, und was ich empfand, stammte aus innerster Seele! Oder war sie selbst Schuld, daß ich mich von ihr entfernte? O nimmermehr! Ich allein trage die Schuld. Es muß ein Funken tiefster Böswilligkeit in mir schlummern, und ich bin nichtswürdiger, als ich mich bisher glaubte. Arme Sara! Das Beste, was ich denke und empfinde, soll wieder dein sein! Ich kann dich noch lieben! Zu deinen Füßen soll der Reuige zurückkehren und aus deinen Augen, die ganze Seligkeit des alten Glückes trinken!

Unser Freund war eine Künstlernatur, sein Enthusiasmus ließ in Augenblicken der Erregung noch das ganze Feuer der Jugendlichkeit aufflammen. So trug die Phantasie noch Einmal den Sieg über die ruhige Ueberlegung davon, und die Entfremdung gegen Sara, die er sich vor einer Stunde selbst zugestanden hatte, verschwand vor dem trügerischen Zauber, der noch einmal Sinne und

Seele gefangen nahm. Er schalt sich über niedrige Regungen, die er nie empfunden; er bereute Vergehungen, die er nie begangen hatte; er fühlte sich zerknirscht über seine lieblose Herzenshärte, von der weder Sara, noch die Welt, noch er selbst im Grunde, vielleicht nicht einmal die Allmacht etwas wußte. In diesem einsamen Kampfe des jungen Herzens mit sich selbst ward Sara's Bild siegreich auf den Schild erhoben, und in goldener Täuschung fühlte Heinrich sich noch Einmal lebhaft erwärmt und beglückt.

In solchen Gedanken wurde Falk durch die Rückkehr Franziska's unterbrochen. Es war fast Mitternacht. Sie trat leise ein und fragte durch ein Zeichen, ob Edgar schlafe.

Ich bringe sie nicht mit, sagte sie, und will sie nicht länger zur Rückkehr zu uns überreden. Wir haben abgemacht, daß sie einige Tage in deiner Wohnung bleiben und dann mit Gertrud nach Schönsiedel gehen soll. Dort mag sie bleiben, bis sich eine neue Stellung für sie gefunden hat. Ach, unsere arme Sara! ich kenne sie kaum wieder. Ihre kräftige Natur ist wie gebrochen!

Sie sprachen noch eine Weile über Sara, und wie ein Wort das andere gab, theilte Falk seine mütterlichen Freundin mit, daß er noch immer, und jetzt mehr, denn jemals, entschlossen sei, Sara zu seiner Gattin zu machen.

Frau von Wintersbach ließ ihn ruhig ausreden.

Ich erkenne deinen Edelmuth, sagte sie, dein großmüthiges, treues und braves Herz! Und so erkennt es

auch Sara. Sie selbst hat mir erzählt, was heut zwischen Euch vorgegangen ist. Und doch darf ich und werde ich deinen Entschluß nicht unterstützen. Sara ist deiner werth, vielleicht ist die Zukunft euch günstig – für jetzt aber schone ihrer. Sie bedarf der Schonung, denn euer Geschick ist in eine neue Wendung getreten, schwieriger als du es vielleicht weißt. Versprich mir, sie für's Erste nicht aufzusuchen, sie drei Tage lang nicht zu sehen.

– Ihr wollt sie von mir entfernen! rief Heinrich. Wollt sie entfliehen lassen!

Keineswegs, lieber Sohn! Es ist ihr eigener Wunsch , daß du sie jetzt vermeidest. Sie wohnt in deinen Räumen, und schon das fordert, das Recht aufzugeben, bei ihr als in deine eigene Wohnung einzutreten. Ich selbst werde sie inzwischen täglich besuchen. Uebermorgen haben wir unsere unerwünschte Gesellschaft im Hause, die uns Frauen die Tage über vielfach in der Wirthschaft beschäftigen wird, du wirst daher für Edgar um so unentbehrlicher sein. Am Morgen nach der Gesellschaft fährt Sara mit Gertrud nach Schönsiedel. So haben wir es beschlossen. Und nun gieb mir dein Wort, Sara bis dahin zu vermeiden.

Falk gab das Versprechen wider seinen Willen, und Franziska sagte ihm gute Nacht. – Kaum hatte sie das Bibliothekzimmer verlassen, als Edgar erwachte und nach dem Freunde rief. Heinrich tauschte den Platz am Bette mit Joseph. Der Letztere schraubte die Nachtlampe etwas höher und schlich sich auf leisen Sohlen hinaus.

– Bist du sehr müde, lieber Freund? fragte Edgar.

Ganz und gar nicht! entgegnete Falk, der in der That bei der Aufregung aller seiner Nerven Nichts von Müdigkeit empfand.

– Dann sage mir, fuhr Edgar fort, was mit Sara geschehen ist?

Du weißt ja, daß sie in Schönsiedel ist –

– Sie ist nicht in Schönsiedel. Gertrud ist ohne sie nach der Stadt gekommen, und als ich sie nach Sara fragte, wich sie mir aus. Ich merkte wohl, wie schwer es ihr wurde, denn Gertrud vermag sich nicht zu verstellen. Uebrigens hab an eurem Tuscheln, an euren Mienen längst gemerkt, daß etwas Verhängnißvolles mit Sara geschehen ist. Mein Gehör ist während meiner Krankheit schärfer als sonst. Oft glaubt ihr mich schlafend, ja ich fühle meinen Körper selbst im Schlafe, und doch höre ich jedes Wort, das ihr sprecht. Ich weiß, daß ihr mir Etwas verhehlet, um mich nicht aufzuregen. Ihr könnt ruhig sein, ich kann jetzt Alles vertragen. Gesteh mir, Heinrich, was ist mit Sara geschehen?

Falk konnte sich nicht überwinden, den ganzen Sachverhalt zu erzählen. Er überging das Betragen der Generalin, verschwieg die Gerüchte, welche er verbreitet hatte, und stellte ihm das Verhältniß so dar, daß Sara, nur um seiner Liebe zu entfliehen, das Haus verlassen habe.

– Heinrich, begann Edgar nach einer Pause, habe über dein Verhältniß zu ihr viel nachgedacht. Du weißt, daß ich oft mit ihr allein war. Wir lasen zusammen, wir nahmen Werke über Kunst durch, wir studirten manchmal ganz ernstlich, und so lernte ich sie sehr genau kennen.

Daß wir auch über dich viel sprachen, brauche ich dir kaum zu sagen. Sie ist ein Weib mit hochfliegenden Plänen, sie wird sich in engen Verhältnissen als Gattin niemals glücklich fühlen. Vielleicht auch in den glänzendsten nicht. Sie ist eine von denen, die bestimmt sind, ihre Bestimmung zu verfehlen, weil die Erhabenheit ihrer Anschauung und ihres Strebens in ewiger Collision mit den Schranken ihrer weiblichen Natur bleiben werden. Hätte sie irgend ein bedeutendes künstlerisches Talent, so würde ihr Streben ein entschiedeneres Ziel verfolgen, aber so ist ihre Persönlichkeit allein das Ziel ihrer Bestrebungen. Sie ist stolz und selbstbewußt, und wie sie aus jedem Eindruck schnell ein Resultat für sich zu ziehen weiß, so verlangt sie überall schnelle Resultate zu sehen. Wo sie an einem Menschen dies nicht sogleich erkennt, blickt sie mit Ueberhebung auf ihn herab. Das Ringen, die innere Arbeit einer Künstlernatur wird ihr stets etwas Unverständliches bleiben, so sehr sie auch die Resultate der Kunst zu schätzen versteht. Mit einem Künstler verheirathet müßte sie bei aller Liebe sein böser Dämon werden, denn wie ihr Charakter fertig und abgeschlossen ist, wird sie wenig Nachsicht haben mit all den Stimmungen, inneren Hindernissen, und was sonst das langsame künstlerische Schaffen begleitet. Ließe sie sich wirklich bereden, dich zu heirathen, so würdet ihr Beide unglücklich werden. Ich glaube, ihr hattet das selbst bereits eingesehn, denn es schien mir eine Zeitlang, als ob Euer Verhältniß völlig abgebrochen sei. Du verbirgst mir also immer noch Etwas.

Falk's Zurückhaltung half Nichts, er sah sich gezwungen, dem Freunde von den Gerüchten zu erzählen, die über Sara im Gange waren.

Also darum willst du sie heirathen! sagte Edgar. Das ist groß gedacht! Aber liebst du sie denn noch? Nein – du liebst sie nicht mehr, ich weiß es. Was erstens diese Verleumdungen betrifft, so haben sie Nichts auf sich. Sie werden aufhören, wenn Sara in das Haus meiner Eltern zurückkehrt und sich mit Klugheit darüber hinweg setzt. Mutter Franziska ist so von ihr eingenommen, daß sie sie bis an ihr Ende bei sich behalten würde. Du aber gieb den unglücklichen Gedanken auf, sie um ihrer Ehrenrettung willen zu heirathen. Wer sie verleumden will, kann in diesem Schritt erst recht eine Bestätigung jeder Anschuldigung sehen. Nein, Ihr müßt euch trennen. Ich fühle mit Dir, daß du erschöpft bist von diesen Gemüthsbewegungen um Sara, vielleicht auch um mich. Du mußt vergessen, dich ganz in deine Kunst versenken, dich gesund baden im Strome deines künstlerischen Strebens. Aus unserer gemeinsamen Reise nach Italien kann Nichts mehr werden, aber wenn ich – – aber bald wirst du allein deinen Römerzug antreten, und mit um so größeren Genuß und Vortheil. Nichts mehr von deinem Mitgefühl gegen Sara! Du hast jetzt an größere Dinge zu denken, als an's Heirathen. Ich beschwöre dich im höchsten Ernste, nicht noch Einmal in Sara zu dringen! Laß mich nicht mit dem Bewußtsein sterben, daß ich den liebsten Freund unglücklich auf Erden zurücklasse. Du liebst sie

nicht mehr – widersprich mir nicht! Versprich mir aber, daß du deinen Pfad von dem ihrigen trennen willst!

Falk war in großer Bedrängniß. Er hatte dem Freunde nicht das ganze Geheimniß enthüllt und vermochte daher dies Versprechen so unbedingt nicht zu geben. – Ich habe, sagte er, Mutter Franziska das Wort gegeben, Sara mehrere Tage und bis zu ihrer Abreise nach Schönsiedel nicht wieder zu sehn.

– Das ist sehr gut! Es ist ein Anfang, und wenn du das versprechen konntest, ist mir um das Ende nicht bange. Denke daran, was ein bis zum Tode elendes Leben ist! Doch nun zu etwas Anderem. Gieb mir die Mappe dort, die mit den Manuscripten, du kennst sie.

Falk reichte sie ihm. Edgar nahm eine bunte Reihe von Papieren heraus und fing an, dieselben zu sichten. Eine Menge Blätter, mit Versen beschrieben, legte er auf einen Haufen und bat Falk, dieselben im Kamine zu verbrennen.

Es sind alte Gedichte an Eugenie, sagte er. Ich wünsche nicht, daß meine Eltern sie künftig einmal fänden und sich dadurch schmerzlich berührt fühlten. Uebrigens sind es werthlose Reimereien, also in's Feuer damit.

– Schenke sie mir! bat Falk. Ich kann mich nicht entschließen, die Denkmale mancher gemeinsam verlebten Stunde zu verbrennen!

Nimm hin! Aber verbirg sie gut, daß Niemand sonst durch diese traurigen Erinnerungen angesteckt werde. Du kennst sie längst, du wirst sie in Zukunft liebevoll und ohne Schmerz betrachten. Und nun geh schlafen, denn

auch ich bin müde. Ich Quälgeist habe dich wieder bis gegen drei Uhr morgens in Athem erhalten!

Die nächsten Tage vergingen. Die Präsidentin, so wie Gertrud, besuchten Sara und brachten die Nachricht, daß die Freundin in ruhigerer Stimmung sei. Edgar war heiter, ließ sich von Falk vorlesen oder unterhielt sich mit ihm. So kam der Abend des zweiten Tages heran. Heinrich bemerkte eine gewisse Aufregung an dem Kranken, die derselbe jedoch nur ihm gegenüber blicken ließ. Er wünschte die Verlobten zu sehen. Xaver und Eugenie erschienen, gefolgt von den Eltern. Edgar reichte ihnen die Hand, wünschte ihnen ein fröhliches Fest und entließ sie in anscheinend unbeeinträchtigter Stimmung. Falk und Joseph blieben allein bei ihm.

Man hörte die Wagen vorfahren, ein vielfaches Gehen und Kommen im Hause, und Edgar wurde unruhiger. Falk suchte ihn vergeblich zu bereden, sich zu Bette zu legen. Joseph zog die wollenen Thürbehänge fest zu, um den Schall zu dämpfen, aber dennoch wurden vom oberen Stockwerk immer von Neuem Tritte, Stimmen und Gelächter hörbar. –

Die Gesellschaft war in den Empfangzimmern zahlreich versammelt. Die Verlobten nahmen hunderte von Glückwünschen hin, man pries das Paar als eins der glücklichsten. Von der Generalin war wenig die Rede. Sie hatte die Einladung abgelehnt, und so wurde, da ihr

Charakter bekannt war, auf ein schweigendes Uebereinkommen, ihrer kaum erwähnt. Vielfache Nachfrage war um Edgar, und man freute sich, daß er als hergestellt betrachtet werden könne. Man nahm den Thee, wie man sich gruppenweise in den Zimmern vertheilt hatte. Manche junge Dame sah sich etwas enttäuscht in der Erwartung, daß getanzt werden würde. Endlich wurde zu Tische gegangen.

Gertrud schien heut ein ganz besonderer Anziehungspunkt, trotz der ungewöhnlichen Blässe ihrer Wangen und ihres im Verhältniß zu Anderen höchst einfachen Anzuges. Sie trug ein weißes Kleid mit ebenfalls weißer Seidenschärpe, und im Haar einen Kranz von weißen Rosen. Die edle Anmuth und Natürlichkeit ihres Wesens bewirkte, daß ihre Nähe von allen Seiten gesucht wurde. Aber sie fühlte eine unbezwingliche Beklemmung und Beängstigung, das bunte und leere Treiben der Gesellschaft bedrückte sie, und es war ihr kaum möglich, eine Unterhaltung zu führen. Anfangs suchte sie sich dadurch zu helfen, daß sie der Hausfrau in allerlei Besorgungen zur Hand ging. Sie machte sich an den Kredenztischen zu schaffen und gab den Bedienten Aufträge. Als man sich aber zu Tische setzte, verdoppelte sich das Gefühl der Angst und Verwirrung in ihr. Unglücklicherweise war ihr Platz zwischen zwei jungen Herrn, die sich gleichmäßig angelegen sein ließen, sie in ein Gespräch über Dinge zu ziehen, die ihr in diesem Augenblick gleichgültig oder peinlich waren. Ein Zittern überkam sie, und als die Gesellschaft immer lauter und belebter wurde, konnte

sie sich des Bedürfnisses kaum erwehren, ihr geängstigtes Herz in Thränen zu erleichtern. Sie dachte an Sara, an Edgar, an Falk, sie vermochte ihren Gedanken keine andere Richtung zu geben, eine drohende Unheilswolke schien ihr über dem Feste zu lasten. Es war ihr, als müsse unter dem lauten Gelächter um sie her das Haus zusammen brechen, und konnte sie dem Schauder, der sie bei der allgemeinen Fröhlichkeit erfüllte, nicht mehr gebieten. Sie verließ unter dem Vorwande einer wirthschaftlichen Besorgung den Tisch und eilte auf ihr Zimmer.

Hier saß sie im Finstern, und Thränen strömten reichlich über ihre Wangen. Sie hätte zu Sara, ihrer unglücklichen Freundin, eilen mögen, sie zu trösten und sie ihrer ewigen Liebe zu versichern. Da saß jene glänzende Gesellschaft beisammen, die die Verleumdete insgeheim und offen lästerte und schmähte, und allein, verlassen und in ihrer verlorenen Liebe geknickt, seufzte die schöne schuldlose Freundin! Und in demselben Hause wachte Er, für den sie selbst die reinste Liebe im Herzen verbarg, dem sie jedes höchste Glück gönnte, wachte Falk am Bette seines Freundes! Es erschien Gertrud wie ein Verbrechen, daß sie mit ihrem innigen Antheil für die Geliebten das rauschende Fest theilen sollte, von welchem jene ausgeschlossen waren. Und wie mochte es um Edgar stehen? Ihre Beängstigung wuchs, und hastig eilte sie die Treppen hinunter in Edgar's Wohnung. Leise öffnete sie und hörte im anstoßenden Zimmer laut sprechen. Bebend trat sie an die Thür des Schlafzimmers und lauschte. Edgar

sprach in heftiger Aufregung, Falk suchte ihn zu beruhigen. Jetzt stürzte Joseph aus dem Zimmer, um nach dem Arzte zu laufen. Gertrud prallte zurück, aber Falk und Edgar wurden ihrer ansichtig.

Komm näher, du Friedensengel mit dem weißen Rosenkranze! rief Edgar. Komm, daß ich deine Hand ergreife! Ach, endlich, endlich! Laß mich nicht länger warten.

Gertrud näherte sich mit bebenden Schritten. Wie geht es Ihnen, lieber Edgar? fragte sie. Erkennen Sie mich, ich bin Gertrud!

– Gertrud? O du bist gut! Gut, wie dieser einzige Freund! Ihr seid geschaffen, um Glück zu spenden, ihr könnt kein Herz brechen, ihr seid selige Gestalten! Liebt euch und denket mein mit Liebe!

Edgar saß aufgerichtet im Bett, Falk auf der Kante und hielt den fieberhaft Aufgeregten mit beiden Armen fest.

Laß mich aufstehen! rief Edgar. Ich muß hinauf zu den Unmenschlichen, die mein Todtenfest begehen! Halte mich nicht! In's Gesicht schreien will ich ihnen, daß ich noch lebe, daß ich ihre Freude verfluche! Und sie, die Schlange, lacht mit ihnen! Jubelt, und küßt ihren Bräutigam und ist schön für ihn – o Himmel, warum hast du sie so schön gemacht!

Falk war in Verzweiflung. Sei ruhig, lieber Edgar! rief er. Sieh Gertrud an, freue dich, daß sie zu dir kommt! Sie wollte dir eine Freude machen. –

– Ja, ich sehe Gertrud! Sie ist schöner noch, als die ich liebte, denn sie ist gut und rein. – Verzeiht mir! Gebt mir

die Hand. Ihr habt mich lieb gehabt – ich will ja ruhig sein!

Falk ließ den Ermatteten sanft in die Kissen sinken.

Gertrud wollte den Präsidenten holen, aber Edgar rief sie zurück und bat sie, bei ihm zu bleiben. Lange noch sprach er, und jetzt völlig klar, während Falk sehnlichst der Ankunft des Arztes entgegen harrte.

Da wurde von oben lautes Geräusch von zurückgeschobenen Stühlen und ein vielstimmiges Hoch auf die Verlobten vernehmbar. Edgar fuhr empor, ergriff Heinrich's und Gertrud's Hände, und von einem neuen Kampf überwältigt, sank er stöhnend auf das Lager zurück.

Falk warf sich über ihn, und Gertrud, halb ohnmächtig, wankte und stürzte hinaus. Sie begegnete dem Arzte und Joseph, die sie zurückhielten. Die Mühe des Ersteren war umsonst, denn Edgar athmete nicht mehr. –

Die nächste Stunde sah eine furchtbare Verwirrung in dem festlich geschmückten Hause. Wie Spreu vor dem Winde wurde der Schwarm der Gäste von der Todesnachricht auseinander gejagt. Die weinenden Eltern saßen an der Leiche ihres Sohnes. Nur Gertrud war bis zum Morgen thätig, mit den Dienern die Zeichen des Festes bei Seite zu schaffen. Sie ruhte nicht, bis das Letzte gethan war. Und als der Morgen graute, trat sie, zu ihrem Schrecken noch im Rosenkranze, zu den Trauernden, um ihnen helfend und sorgend beizustehen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Edgar war von denen, die ihn näher kannten, sehr geliebt worden, und die Trauer um ihn war tief und aufrichtig. Und dennoch sagte sich Jeder, daß er zu seinem Glücke gestorben sei, denn sein ruheloses Gemüth hätte in stetem ungeschlichtetem Kampfe mit dem Leben gelegen. Weil ihm viel versagt gewesen, war ihm der Rest verbittert. Jetzt hatte das wilde, stürmische Jünglingsherz zu schlagen aufgehört, und ein tiefer Frieden lag über den schönen, blassen Zügen seines Angesichts. Der Präsident betrachtete Stunden lang die Leiche seines Sohnes. Dieser Sohn war sein Stolz und zugleich sein Schmerz gewesen, und weil Hoffnung und Sorge um ihn immer getheilt waren, hatte er ihn um so inniger geliebt. –

Sie kamen Alle vom Begräbnisse zurück. Ludwig Dippel, der dazu herein gekommen war, schritt mit Havelstein in einsilbigem Gespräch durch den Garten. Sein Anerbieten, Gertrud in seinem Wagen nach Schönsiedel zurückzufahren, war angenommen worden, und zugleich sollte Sara, deren Abreise sich durch den traurigen Zwischenfall verzögert hatte, ihn begleiten. Falk war beschäftigt, den alten Joseph zu trösten, der völlig zusammengebrochen auf der Bank saß. Da wurde der Erstere zum Präsidenten gerufen.

Herr und Frau von Wintersbach gingen tief betrübt in den verödeten Räumen Edgar's auf und nieder. Beiden lag es wie ein schwerer Vorwurf auf dem Herzen, denn jenes unselige Fest schien ihnen wie eine Schuld an dem

Tode ihres Sohnes. Zwar hatte ihnen der Arzt nachträglich erklärt, daß jede heftige Aufregung, sie hätte nun herrühren mögen, woher sie wollte, Edgar's Tod herbeiführen mußte, und dennoch vermochten sie ihrer trostlosen Last nicht Herr zu werden.

Falk trat ein. Der Präsident bat ihn Platz zu nehmen, und es schien, als habe er ihm etwas Ernstes zu eröffnen, denn sein Wesen zeigte eine gewisse Feierlichkeit.

Da machte sich draußen eine Frauenstimme vernehmbar, die von der eines Bedienten vergeblich wurde. Der Präsident öffnete die Thür, und Frau Wenzel stand auf der Schwelle. Ich soll nicht herein gelassen werden, rief sie, und doch muß ich endlich sagen, was vorgefallen ist. Schon zweimal war ich vergeblich hier. Das Fräulein Sara ist weg!

Weg? Wohin? Warum? riefen Falk, Franziska und der Präsident aus einem Munde.

Das kann ich eben nicht sagen! entgegnete die Gärtnersfrau. Weg ist sie, nicht im Hause, nicht im Garten! Heut früh noch war ein Herr bei mir, der mir ein kleines Päckchen für das Fräulein einhändigte. Er war ängstlich und wollte es ihr nicht selbst überreichen, sagte aber, er werde Nachmittag wieder kommen. Uebrigens fragte er mich viel über sie aus. Was sie treibe? Wie lange sie bei mir sei? Ob sie noch länger bei uns wohnen werde? Sogar fragte er mich auf's Gewissen, ob – die Dame mit Herrn Falk verheirathet sei? Ich wußte nicht, wie ich ihn los werden sollte, und sagte, ich wüßte von Allem gar Nichts. Ich gab dem Fräulein mein Päckchen und ging

meiner Gartenarbeit nach. Wie ich nach einer Weile wieder in's Haus trete, sagen mir die Kinder, das Fräulein sei weggegangen. Ich verwundre mich, und als sie nach zwei Stunden nicht wiederkommt, mach ich mich auf, um der Frau Präsidentin zu sagen, was vorgefallen ist. Aber da war hier das Haus voll Menschen, und der Sarg wurde grade herausgetragen – ach du lieber Gott, daß der arme Herr Sohn hat sterben müssen! – kurz, ich konnte nicht durchkommen. Vor einer Stunde war ich noch Einmal hier und sagte meine Botschaft dem alten Herrn Joseph. Der aber meinte, das könne er nicht erzählen, es sei schon genug Unglück im Hause. Kein Mensch wollte mich anhören –

Und kannten Sie den Mann nicht, unterbrach Falk sie, der Ihnen das Päckchen übergeben hat?

– Nicht im Geringsten, ich hab' ihn nie bei Ihnen gesehen!

Während Heinrich und die Uebrigen noch rathlos beisammen standen und sich fragten, was nun geschehen solle, kam Bopp, der Gärtnerjunge, außer Athem angelaufen. Ich weiß, wo das Fräulein ist! rief er.

Du abscheulicher Junge! begrüßte ihn Frau Wenzel. Den ganzen Morgen bist du weg geblieben, und wir haben um dich fast ebenso viel Angst ausgestanden, als um das Fräulein. Denken Sie nur, Frau Präsidentin, früh um sieben Uhr schickt ihn mein Mann mit einem Auftrage vor das ***er Thor, es ist freilich weit, aber in zwei Stunden konnte er zurück sein. Jetzt setzen wir uns um zwölf Uhr zum Essen, und der Junge ist noch nicht da!

Lassen Sie ihn doch erzählen! sagte der Präsident beschwichtigend. Bist du der Dame begegnet, mein Kind?

Ja freilich! rief Bopp. Grade am ***er Thor. Sie stieg aus einem Lohnwagen, und ich lief auf sie zu und wollte ihr die Hand geben. Gut, daß du da bist! sagte sie. Ich will nach Schönsiedel. Der Kutscher will mich nur bis an's Thor fahren, und so werde ich den Weg zu Fuße machen. Geh du zur Frau Präsidentin, sagte sie, und melde ihr, daß ich ihr von Schönsiedel aus schreiben werde, warum ich mich allein aufgemacht habe.

Um welche Stunde war das? fragte der Präsident.

– Es mag elf Uhr gewesen sein.

Was da wieder vorgegangen sein mag! seufzte Franziska. Und du hast sie wirklich auf dem Wege nach Schönsiedel zu Fuße gehen sehn?

Ob der Weg nach Schönsiedel führt, weiß ich nicht, aber gehen hab' ich sie sehn. Ich habe sie sogar ein Stück begleitet, bis sie mich zurück schickte. Ich wollte nicht gehen, denn ich dachte in meinem Sinn –

Ach du dummer Junge, hast gar Nichts zu denken! unterbrach ihn Frau Wenzel. Wenn das Fräulein dir nicht sonst Etwas aufgetragen hat, so mach, daß du nach Hause kommst!

– Ich fahre mit nach Schönsiedel! rief Falk. Er eilte hinaus, und da Ludwig noch im Hause war, theilte er ihm schnell die neue Wendung der Dinge mit. Der junge Landwirth ging sogleich, um seinen Wagen zu holen, und

Gertrud war schon zur Abfahrt gerüstet. Die Präsidentin beauftragte die Gärtnersfrau, Sara's Gepäck schnell zu besorgen, da es mitgenommen werden sollte.

Schon harrte Ludwig mit dem Wagen vor der Thür, als Franziska noch Einmal in Falk drang, jetzt in keiner Weise mit seinen alten Wünschen vor Sara zu treten. Er küßte ihr die Hand, versprach Sara nicht zu beunruhigen und stieg in den Wagen. Gleich darauf rollten Gertrud, Ludwig und Falk davon.

Schönsiedel war gute vier Stunden von der Stadt entfernt, und hatte gleich die Entflohene einen Vorsprung von einem halben Tage, so hofften ihre Freunde – oder fürchteten vielmehr, sie werde unterwegs haben ausruhen müssen. Der Kutscher wurde zur Eile getrieben, damit man sie unter allen Umständen einholen und mitnehmen könne. Ludwig ließ oft halten, um sich bald in einer am Wege liegenden Schmiede, bald bei einem Chausseeeinnehmer, bald in einem Dorfe nach ihr zu erkundigen. Die Einen wollten ein Frauenzimmer haben vorbei gehen sehen, dessen Beschreibung auf Sara paßte, die Andern schüttelten verwundert die Köpfe.

Die Stimmung unsrer Reisenden konnte nicht anders als trübe und schmerzlich bewegt sein. Sie hatten Edgar zu Grabe geleitet, und nun waren sie durch Sara's Flucht nur zu geneigt, an ein neues drohendes Unheil zu glauben. Falk und Gertrud saßen schweigend neben einander und betrachteten die herbstlichen Stoppelfelder am Wege, die einsamen Meierhöfe und die kahle weitgedehnte

Landschaft. Endlich kamen sie in den Föhrenwald, dessen Wipfel der Wind mit dumpfem Rauschen bewegte. Bald mußte sich der Weg in zwei Arme theilen. Der linke, ein gewöhnlicher Landweg, führte nach Schönsiedel, während rechts die große Straße die Wirthschaftsgebäude von Buchensee berührte.

Da rief Ludwig plötzlich halt! und sprang aus dem Wagen. Er hob Etwas vom Wege auf und hielt es freudestrahlend in die Höhe. Es ist Sara's Schleiertuch! rief er. Ich erkenne es wieder! Wie oft sah ich sie darin, wenn sie es in Buchensee Abends um den Kopf schlang, und wir noch spät durch den Garten gingen! Er drückte seinen Fund mit leuchtenden Augen an die Lippen und sprang erröthend und verwirrt in den Wagen.

Gott sei Dank, sie ist uns voraus! sagte Gertrud. Ludwig blieb in unbeschreiblicher Aufregung. Bald glaubte er hier, bald dort Etwas im Walde zu entdecken und ließ den Kutscher halten. Von Ungeduld gepeinigt sah er endlich das Dorf Schönsiedel. Der Wagen hielt vor dem Pfarrhause, und die erste Frage der Ankommenden war, ob Sara hier sei?

Die Antwort war ein verwundertes Nein. Niemand wußte Etwas von Sara, Niemand begriff, warum sie hier gesucht werde. Die getäuschte Hoffnung und Erwartung wirkte niederdrückend auf die Gemüther der Freunde. Gertrud unterrichtete ihre Eltern über die neuesten Ereignisse, während Falk und Ludwig sich fragten, wo man die Verlorene nun aufsuchen solle? Falk schlug vor, sogleich zurück zu kehren, vielleicht, daß Sara noch auf

dem Wege anzutreffen sei. Ludwig war derselben Ansicht, nur aber hatte er seinem Vater fest versprechen müssen, die Pferde heut bei Zeiten nach Hause zu bringen, da sie morgen mit dem Frühsten gebraucht werden sollten. Jetzt waren die Thiere von der übereilten Fahrt erschöpft und konnten nicht von Neuem angestrengt werden, wenn sie nicht auf der Landstraße liegen bleiben sollten. Zumal da der nächste Weg nach Buchensee, um das nördliche Ufer des Sees herum, den sie heut noch zu machen hatten, mehrere Stunden betrug. So erklärte Falk, daß er den Rückweg allein und zu Fuße antreten werde, denn in dieser Ungewißheit die Nacht in Schönsiedel zu bleiben, däuchte ihm unmöglich. Der Pfarrer Sonderland suchte es ihm auszureden, da der Tag sich schon zu neigen begann. Das aber schien unserm Helden nur ein Grund mehr, sofort umzukehren. Er dachte sich Sara bei hereinbrechender Nacht allein auf der Landstraße, und es trieb ihn mit Gewalt fort und zu ihrem Schutze auf den Rückweg.

Da schlug der Pfarrer noch einen näher liegenden Versuch vor, über Sara Auskunft zu erhalten, der nicht ganz von der Hand zu weisen war. Er wußte, daß mehre seiner Dorfbewohner zu Markte in der Stadt gewesen waren, und beschloß diese zu fragen, ob ihnen Sara bei der Heimfahrt begegnet sei. Sogleich machten sich die drei Männer auf den Weg in's Dorf. Sie gingen Haus für Haus mit ihren Erkundigungen, und da dieselben überall vergeblich waren, ließ der Pfarrer sich alle Diejenigen nennen, die heut nur irgend Etwas auf dem Wege nach der

Stadt zu thun gehabt hatten. Diese Nachforschungen erregten Aufsehn im Dorfe, und so meldeten sich denn zwei Mädchen, die bei ihrer Heimkehr eine Dame gesehn und gesprochen haben wollten. Die Beschreibung paßte vollkommen auf Sara. Sie erzählten, die Dame habe sie nach dem Wege nach Buchensee gefragt.

Nach Schönsiedel, wollt ihr sagen! verbesserte der Pfarrer.

– Nein, nein! riefen Beide, nach Buchensee. Von Schönsiedel hat sie gar nicht gesprochen, sie wollte nur nach Buchensee. Wir sagten ihr, sie solle nur geradeaus gehen, und trennten uns von ihr am Kreuzwege. Wir haben ihr noch lange nachgesehen, weil sie so hübsch und so allein war.

Wie stimmt das mit dem überein, was sie uns durch den Gärtnerjungen melden ließ? sagte Falk vor sich hin.

– Wenn man sie bestimmt in Buchensee bei meinen Eltern wüßte, könnte man ruhig sein! meinte Ludwig. Komm mit zu uns, Heinrich! Wir müssen die Ruhe unsrer Pferde heut etwas abkürzen.

Aber was hatte sie nur im Sinne, indem sie uns auf's Neue irre zu führen suchte! rief Falk mit einigem Unmuth.

Der Pfarrer zuckte die Achseln. Da die Dame Ihnen nicht einmal den Grund ihrer Flucht mitgetheilt hat, sagte er, so konnten Sie auch noch auf andere Eulenspiegeleien gefaßt sein. Beruhigen Sie sich, ich denke mir, sie ist zu dieser Stunde bereits unter der Obhut der Mama Dippel. Nehmen Sie mit unserem Abendessen fürlieb,

und nach ein paar Stunden mögen Sie mit Muße nach Buchensee fahren.

Lassen Sie mich lieber sogleich dahin eilen! Ich nehme Ihren Kahn. Setzen Sie den Fall, sie wäre auch Dippels nicht angekommen!

– Nun, und was dann? Dasselbe würden Sie auch später noch zur rechten Zeit erfahren. Und ist dies der Fall, dann können Sie füglich aufhören, nach ihr zu suchen. Ein Mädchen, das so wunderlich ihre eigenen Wege geht, giebt freiwillig das Recht auf, von ihren Freunden mit allzugroßer Nachsicht behandelt zu werden.

– Sie irren sich in Sara, Herr Pfarrer –!

– Ich wünsche es selbst, und es soll mir Freude machen, sie besser kennen zu lernen. Aber kommen Sie und essen Sie mit uns. Sie werden noch vor Nacht in Buchensee eintreffen.

Der Tisch war bereits gedeckt, als die Männer eintraten, und so mußten Falk und Ludwig sich bequemen, das einfache Mahl zu theilen. Indessen waren Beide in äußerster Unruhe, und selbst Gertrud zeigte sich damit einverstanden, daß sie sich bald auf den Weg machten. Es war acht Uhr und bedeckte, finstre Nacht, als sie wieder in den Wagen stiegen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Falk hatte sich immer zu dem jüngeren Dippel ganz besonders hingezogen gefühlt. In der treuherzigen, einfachen Natur desselben, in seinem braven und edlen Charakter lag die Bürgschaft für das richtige Verständniß jeder inneren Lebenslage, und wenn Ludwig selbst nichts Bedeutendes erfahren hatte, so fehlte ihm doch nicht der Instinct, die Erfahrungen Anderer zu würdigen. Indessen war Ludwig doch auch auf dem Wege zu einem innerlichen Erlebniß. Seine tiefe und täglich auf's Neue bekämpfte Neigung zu Sara brachte eine Umwandlung seines ganzen Wesens hervor. Eben weil dieser Sturm von Gemüth und Sinnen ihn in schon gereifteren Jünglingsjahren zum Erstenmal ergriff, war auch der Kampf ein ernsterer. Eine Hoffnung hatte er sich nie gemacht, er wußte, daß seine Liebe eine verlorne sei, und schalt sich selbst, sein Herz nicht bezwingen zu können, als sein Verstand es ihm vorschrieb. Er hatte die Ueberzeugung, daß sein Freund mit Sara noch vereinigt werden werde, und seine Bescheidenheit und Uneigennützigkeit hielt ihn frei von jeder eifersüchtigen Regung. Daß Ludwig in Betreff Sara's Nichts zu hoffen hatte, wußte Falk eben so gut, als Ludwig selbst, und diese Aehnlichkeit der Schicksale ließ unsern Helden sich nur um so enger an ihn anschließen. Jetzt, nachdem Edgar gestorben, war Ludwig ihm in seine Stelle gerückt.

Die Freunde sprachen lange über den Abgeschiedenen, über seine vortrefflichen Gaben, über sein Unglück, über

die Reihe von Leiden, die er seit seiner Geburt durchgemacht hatte. Aber der Lebendige hat Recht, und so war denn das Gespräch bald von dem Verstorbenen auf Sara hinüber geleitet. Sie zerbrachen sich den Kopf, wer jener Unbekannte gewesen sein könne, der durch seine verhängnißvolle Sendung die Unglückliche noch Einmal in die Flucht getrieben habe.

Sie waren so vertieft in dies Gespräch, daß sie nicht merkten, wie der Kutscher mittlerweile eingeschlafen war. Der Wagen nahm plötzlich eine schräge Stellung ein. Ludwig fuhr auf und rüttelte seinen Automedon, in demselben Augenblicke aber lag das Gefährt mit seinen Insassen im Graben. Es nahm Niemand dabei einen erheblichen Schaden, aber ein verhängnißvolles Krachen zeigte an, daß der Wagen gebrochen sei. Die Pferde, von dem plötzlichen Ruck erschreckt, hatten sich aufspringend in dem Riemenzeug verwickelt, und eins derselben lag hülflos im Graben. Ludwig schalt, der Kutscher, so unwillkommen erweckt, brachte die unwahrscheinlichsten Entschuldigungen hervor. Vor allen Dingen bemühte man sich, das gestürzte Pferd wieder auf die Beine zu bringen. Es gelang, doch zeigte sein schweres Hinken an, daß es einen ernstlichen Schaden genommen haben müsse. Die Finsterniß der Nacht verhinderte eine genauere Untersuchung, und Ludwig's Zorn ward dadurch noch vermehrt. Mit vereinten Kräften wurde der Wagen aus dem Graben gezogen. Die Achse war gebrochen, ein Hinterrad lag in Trümmern. Man suchte mit Stricken das Schadhafte nothdürftig zu verbinden, doch war es nicht möglich,

den Wagen wieder zu besteigen, zumal da des beschädigten Pferdes wegen im Schritt gefahren werden mußte. Falk bat seinen aufgebrachten Genossen, sich zu beruhigen. Laß uns wacker ausschreiten, sagte er, so kommen wir noch vor elf Uhr nach Buchensee.

Da wurde in einiger Entfernung Pferdegewieher vernehmbar. Ludwig sah sich aufmerksam um. Halt, sagte er, so viel ich in der Dunkelheit erkenne, sind wir in der Nähe von Neu-Bethesda! Richtig, da führt der Weg hin, und dort liegen die Gebäude. Komm, wir wollen vorsprechen und uns ein paar Reitpferde ausbitten. Whitestone hat eine Liebhaberei für Pferde und ist sehr gut und reichlich damit versehen. Heinrich ußerte einige Bedenken, ob er Stillfried, zumal nach jener letzten Scene mit ihm, um eine Gefälligkeit ansprechen dürfe.

Wohl, entgegnete Ludwig, so bleibe du hier, während ich hinein gehe und mich an den Verwalter wende. Uebrigens hat, wie ich glaube, Stillfried über den Stall kaum zu verfügen, da alle äußeren Angelegenheiten von Neu-Bethesda Whitestone allein anheim gestellt sind.

Indessen fühlte Falk doch eine abenteuerliche Lust, einen Blick in diese Anstalt zu werfen, von der er schon so viel gehört hatte. Er war daher entschlossen, Ludwig zu begleiten. Bald hatten sie den Hof erreicht. Des Weges unkundig und im Finstern durch das noch wüst umherliegende Baumaterial gehindert, blieben sie in einem fortwährenden Anrennen und Stolpern. Ein ungeheures Hundegebell erhob sich, und bald darauf sprangen ein paar große englische Doggen an ihnen empor.

Während sie sich gegen die wüthenden Bestien vertheidigten und sie durch gütlichen Zuruf zu beschwichtigen suchten, kamen ein paar Knechte herbei, die sie von denselben befreiten. Die Reisenden erklärten den mißtrauischen Wächtern, daß sie den Herrn der Festung in unfeindlicher Absicht zu sprechen wünschten. Der Herr Doctor, hieß es, befinde sich in der Stadt, aber Mstr. Whitestone sei zu Hause. So ließen sie sich nach dem kleinen Wohnhause führen. Vor der Thür angelangt, hörten sie von innen (wie sie es jeden Abend hätten hören können) schmetternden Gesang und Guitarrenspiel.

Die frommen Leute scheinen lustig und in Freuden zu leben! sagte Ludwig.

Falk aber stutzte. Die Stimme hatten ihm einen widerwärtigen Klang, es war ihm, als müsse er sie schon einmal gehört haben.

Die Fremden wurden eingelassen. Minka stand in der offnen Stubenthür, um sie zu empfangen. Mstr. Withestone lag vor dem Kamin, wie immer. Da brach Minka in ein jubelndes Freudengeschrei aus. Sie schlug die Hände zusammen und rief: Herr Falk! Das ist die größte Freude, die wir erleben können! Sie besuchen uns, der berühmte Künstler, Heinrich Falk, sucht uns auf! Willkommen, willkommen!

Herr Winkler fuhr wie elektrisirt von seinem Lehnstuhl auf. Sein Gesicht wurde kirschbraun vor Wuth, und im nächsten Augenblicke erdfahl. Aber auch in diesem Augenblicke der Bestürzung schmunzelte er und zwinkerte

mit den Augen, woraus abzunehmen, das seine Gesichtsmuskeln nicht unter seiner Herrschaft standen, sondern wahrscheinlich immer ihre eignen Wege verfolgten.

Falk war vom höchsten Erstaunen ergriffen, denn er erkannte nicht nur Minka, sondern in diesem Augenblicke auch Herrn Winkler unwiderleglich als alten Bekannten. Ludwig seinerseits war betroffen, daß sein Freund hier so unerwartet willkommen geheißen wurde. Es war eine Minute allgemeiner, hier freudiger, dort angstvoller Ueberraschung. Aber Falk war, im Gefühle seines Triumphes, schnell gefaßt und beschloß, Herrn Winkler nicht wieder zu erkennen. Er ließ sich Mstr. Whitestone vorstellen, und es gelang ihm, seine Rolle der Arglosigkeit und Hochachtung gut durchzuführen. Herr Winkler schöpfte erleichtert Athem und zugleich neuen Muth. Er glaubte sich nicht wieder erkannt und sprach mit seinem besten englischen Accent und hoher insularischer Vornehmheit eine Freude aus, eine achtungswerthe Bekanntschaft zu machen. Ihn reden zu hören, war für Falk so gut wie die volle Gewißheit, daß er es mit seinem durchgegangenen Kattunfabrikanten zu thun habe. Er bewunderte die Verstellungkunst des alten Sünders und suchte sich selbst so frei und unbefangen als möglich zu geben.

Während Ludwig dem Geschäftsführer von Neu-Bethesd den Reiseunfall zugleich mit seiner Bitte vortrug, wiederholte Minka unserem Helden ihre überströmende Freude in immer neuen Ausrufungen. Er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und bei möglichster Wahrung seiner

Zurückhaltung auf ihre Freude eingehen. Mstr. Whitestone erklärte sich bereit, seinen Gästen ein paar Pferde zur Verfügung zu stellen, und wollte sogleich satteln lassen.

– Aber Mstr. Whitestone, was denken Sie? rief Minka. Wir werden doch die Herrn nicht gleich wieder in die kalte Nacht hinaus lassen! Eine Tasse Thee müssen Sie durchaus bei uns nehmen, Sie sehen, es ist Alles bereit, meine Herrn! Nehmen Sie Platz!

Unsere Freunde dankten und entschuldigten sich, aber endlich mußten sie sich der Gastfreiheit Minka's fügen. Eine Tasse warmen Thee's war bei der kalten windigen Nacht auch nicht zu verachten. Mstr. Whitestone fügte sich mit Artigkeit in die zuvorkommende Aufnahme, die seine Wirthschafterin den jungen Herrn erwies. Er lachte sich im Stillen in's Fäustchen, seinen ehemaligen Musterzeichner noch Einmal übertölpelt zu haben, sprach viel Englisch und war nach einem Glase Grog in recht rosiger Laune. Die Gesellschaft saß um den Tisch. Minka bediente sie mit Thee, röstete Brod und bot Beefsteaks, lachte und fand sich in der behaglichsten Stimmung.

Ludwig konnte sich am wenigsten beherrschen. Mstr. Whitestone war ihm ein widerwärtiger Mensch, Minka mißfiel ihm auf's Aeußerste, ihre Vertraulichkeit mit Falk befremdete und beunruhigte ihn. Inzwischen wußte ihn Herr Winkler, um nicht mehr als nöthig war, mit seinem gefährlicheren Gaste zu reden, schnell in ein Gespräch über landwirthschaftliche Gegenstände zu verwickeln. So waren Minka und Falk ihrerseits auf einander angewiesen. Wie lange ist es her, flüsterte sie, daß wir nicht

zusammen an Einem Tische gesessen haben! Ach, das waren doch glückliche Tage! Es hat sich viel seitdem geändert!

Falk war boshaft genug, ihr eine verfängliche Frage vorzulegen. Jetzt, sagte er, lehrt mich der Augenschein, daß ich Sie als Mißtreß Whitestone anreden darf?

Minka machte den Versuch, befangen auszusehen, aber sie brachte gerade das Gegentheil zu Stande. *Noch* nicht! entgegnete sie mit Schalkheit, indem sie ihm eine Tasse Thee reichte. Aber – wer kann seinem Schicksal entgehen? Und ist es nicht gut, wenn man sich einem edlen Wirkungskreise widmet? Einem Freunde darf man Vertrauen erweisen, und so kann ich Ihnen denn sagen – pst! daß er Nichts hört! – es ist zwischen mir und ihm so gut wie richtig.

– Gratuliere!

Pst! Nicht so laut! Zwar Schmetterlinge sind die Männer alle, indessen kommt für jeden die Zeit, wo er sich bindet. Und auch von einem Gewissen hab ich ein Liedchen singen hören! Die Kunst geht der Schönheit nach, und der Künstler –

Heinrich's Unwille wurde in hohem Grade rege bei dem Gedanken, das dies von ihm verachtete Geschöpf auf Sara anspiele, und so schnitt er ihr schnell das Wort ab. Wissen Sie auch, rief er, daß ich vor Kurzem Ihrem Schwager in Thüringen begegnet bin? Er ist Schauspielunternehmer.

Minka seufzte. Ich kann seinen Schritt nicht billigen, sagte sie. Er hat doch nicht so viel Talent, als ich vermuthete, und wird nie etwas Hohes erreichen. Für ihn wär es vortheilhafter gewesen, wenn er sein Geschäft in Heiligenstadt weiter betrieben hätte.

– Sie sprechen eine sehr verständige Ansicht aus! Er selbst freilich scheint dies nicht zu fühlen. Ich fand ihn in der tiefsten Verwahrlosung, und doch noch mit phantastischen und großartigen Plänen beschäftigt.

Er hat niemals ein recht ernstes und moralisches Gefühl gehabt! sagte Minka mit Würde.

Falk warf ihr einen Blick voll unbarmherzigen Hohns zu. Sehr richtig entgegnete er. Vielleicht hat aus seiner Familie nur eine einzige Persönlichkeit ein solches Gefühl.

Minka bezog dies natürlich auf sich und nickte mit sittsamem Lächeln. Es thut wohl, wenn man verstanden wird! sagte sie, indem sie ihm die gerösteten Brodscheiben darbot.

Ludwig stand auf. Es ist hohe Zeit, daß wir heimkehren! rief er. Wollen Sie uns die Pferde anvertrauen, Mstr. Whitestone, so haben Sie die Güte, sie in Bereitschaft setzen zu lassen.

Minka nöthigte von Neuem zum Bleiben: Warum wollen Sie den angenehmen Besuch so sehr abkürzen? Es ist so kühles, häßliches Wetter! Am Besten wär' es, die Herrn blieben hier. Nicht wahr, Mstr. Whitestone?

Es macht durchaus keine Umstände.

Ganz und gar nicht! rief Herr Winkler schmunzelnd. Wir machen inzwischen eine Bowle! Bald muß der Doctor kommen. Es sollte mir eine Freude sein, wenn ich ihm meine Gäste präsentiren könnte!

Sehr verbunden, Mstr. Whitestone! Ein Andermal! Heut bitte ich dringend, uns zu entlassen. Ich wünsche jedenfalls vor Mitternacht zu Hause zu sein, mein Vater erwartet mich.

– O, ein guter Sohn! Nun denn, ein Andermal!

Herr Winkler gab Befehl, die Pferde in Bereitschaft zu setzen, und Minka bedauerte den Aufbruch der Gäste mit Aufrichtigkeit. Der Geschäftsführer von Neu-Bethesda verabschiedete sie in cordialster Weise, die Freunde schwangen sich in den Sattel und sprengten zum Hofthor hinaus.

Herr Winkler hatte in seiner Aufregung dem Grog heut noch mehr als sonst zugesprochen, und so befand er sich jetzt in einem schweren Rausche. Halb bewußtlos taumelte er in seinen Lehnstuhl vor dem Kamin nieder. Aber während Minka in bester Stimmung ihn noch unterhielt und mehrmals den Namen Falk vor seine Ohren brachte, dämmerte ihm doch eine Ahnung auf, daß seine Lage außerordentlich gefährdet sei. Er hatte dem, der ihn verrathen konnte, mit seinem Pferde selbst auf die Beine geholfen, jetzt brauchte derselbe nur nach der Stadt zu reiten und ihn anzugeben, so war es mit Neu-Bethesda aus, und aus vor allen Dingen mit seinem Incognito. Ein Strahl von Bewußtsein eröffnete ihm plötzlich eine höchst unangenehme Perspective, und versetzte ihn in einen Anfall von

Raserei. – Wo ist der verfluchte Musterzeichner? schrie er. Er hat mich bestohlen! Er lügt der Schuft, er lügt! Ich bin ein freier Engländer. Zum Henker mit eurem Kattun, ich drucke keinen Kattun, ich weiß Nichts von Kattun, ich bin kein Kattun! Whitestone heiß ich, scheere mich nicht um Kattun! Er ist ein Hund, den ich von der Straße aufgelesen habe! Falk will er heißen? Maler will er sein? Todschlagen will ihn, denn er schwört falsch, er lügt und betrügt, ein Bankrottierer ist er, kein Falk!

Minka erschrak vor dieser ihr unerklärlichen Tollheit und bestrebte sich, ihn zu begütigen. Als er aber in der anzüglichsten Weise auch über sie herzog, lief sie hinaus und holte ein paar Knechte herein. Er wurde zu Bette gebracht, und bald lag er in tiefem Schlafe. –

Die beiden Reiter hatten inzwischen in scharfem Trabe ein gutes Stück Weges zurück gelegt. Falk erzählte seinem Freunde das Nöthige über seine Bekanntschaft mit Minka und machte ihn mit dem Charakter des Geschäftsführers von Neu-Bethesda näher bekannt.

Sagte ich's nicht immer, rief Ludwig, daß der Mensch kein Engländer sei? Und so habe meinem guten, leichtgläubigen Vater gegenüber dennoch Recht gehabt! Du darfst diese Entdeckung nicht für dich behalten, schon morgen mußt du sie den Gerichten übergeben!

Falk war derselben Ansicht. Eine neue Betrügerei! sagte er. Und, wahrlich, eine noble Trias hat sich da zusammen gethan! Es ließ sich denken, daß, wo Herr Stillfried seine Hand im Spiele hat, Betrug die Triebfeder des Werkes ist. Wenn da nur nicht noch mehr zu Tage kommt!

– Ganz gewiß wird noch mehr zu Tage kommen! Ich bin überzeugt, daß alle Hypotheken auf die Gebäude verloren sind. Mein guter Alter wird einen entsetzlichen Lärm machen!

Unter solchem Gespräche waren sie langsam den Hügel hinan geritten, und der Laubwald, der dort die Seeen umzieht, nahm sie auf.

Laß uns hier von der Straße ablenken, begann Ludwig, und am See entlang durch den Wald reiten. Der Waldweg, der am Haidekruge vorüber führt, ist zwar nicht bedeutend näher, indessen – komm nur hier rechts hinunter, ich kenne die Gegend auf Schritt und Tritt!

Ich halte das nicht für wohlgethan, entgegnete Falk. Bleiben wir auf der breiten Landstraße! Der Waldweg ist holprig, und wir haben nicht unsere eigenen Pferde unter uns. Wie leicht könnten sie stolpern und Schaden nehmen! Wir haben heut schon einen Unfall erlebt –

– Wir wollen langsam reiten. Mir ist, als könnte ich den anderen Weg nicht einschlagen!

Aber was hast du denn –?

– Lache mich aus, wenn du willst, ich bin abergläubisch oder vielmehr – ich habe ein unglückliches Gefühl!

Wovon? Sei doch nicht thöricht!

– Laß es mich dies einzige Mal sein und folge mir! Wenn wir sie gefunden haben, will ich dir sagen, was mich dazu bewog.

Ludwig! Du denkt an Sara –!

– Das thu ich! Sträube dich nicht länger und folge mir!

So lenkten die Reitenden in den Waldweg hinunter. Es war eine kalte, stürmische Oktobernacht. Der Wind fegte die Wolken vor sich her und ließ bald die Mondscheibe sehen, bald verhüllte er sie wieder mit ausgedehntem schwarzem Gewölk. Bald breitete sich undurchdringliche Finsterniß um die einsamen Reiter, bald erhellte sich der Wald um sie her. Dann trat eine knorrige alte Eiche plötzlich am Wege hervor, und die erschreckten Pferde bäumten sich, sprangen zur Seite und waren nicht von der Stelle zu bringen. Baumwurzeln hemmten das schnelle Reiten, und so ging es in langsamem Schritt und immer noch mühsam genug fort. Zuweilen streifte der Weg hart am Ufer vorüber. Der See lag kalt und bleifarben da, und das hohe Schilf schauerte und fröstelte, vom eisigen Winde hin und her geweht.

Heinrich und Ludwig ritten schweigend neben einander. Ihre Gedanken waren wieder bei der Gesuchten. Sie sagten sich's nicht, aber sie wußten es von einander. Ob Sara unter dem sicheren Obdach des Dippel'schen Hauses sein mochte? Und wenn sie dort nicht weilte, was war dann zu thun? Wo sie aufsuchen? – Eine bange Rathlosigkeit überkam die beiden Jünglinge, und die ungeduldige Sehnsucht nach Gewißheit über das Schicksal des unglücklichen Mädchens erfüllte sie immer lebhafter. Und doch konnten sie bei der Unebenheit des Bodens und der tiefen Dunkelheit den Ritt nicht beschleunigen.

Immer wilder tobte und heulte der Sturm in den Wipfeln der Kiefern und Buchen und zischte über die Fläche des Wassers. Zuweilen fuhr eine Eule erschreckt aus ihrer

Baumhöhle hervor und streifte gespenstisch an den Köpfen der schweigenden Genossen vorüber. Welkes Laub flog ihnen in rasselndem Gestöber in's Gesicht, und die durchwühlten Kiefernwipfel streuten mit Geprassel tausende von trocknen Zapfen über sie her.

Das war der Herbst, der kalte, Leben tödtende Spätherbst, der Vorbote des traurigen nordischen Winters! Das war die erste Nacht, die über Edgar's Grab hin sauste! Er hat Frieden gefunden, dachte Falk, uns Ueberlebenden aber ist diese Nacht des Naturkampfes ein Sinnbild unsrer kommenden Tage. Wir suchen in Sturm und Dunkelheit ein theures, geliebtes Wesen – werden wir es finden? Ach, wir suchen nach jedem höchsten Gute – in Sturm und Dunkelheit, und ob wir es finden, wissen wir nie! Alle Zukunft ist uns ein Räthsel, und wir selbst sind uns nicht minder unergründlich. Was uns noch gestern als höchstes Glück erschien, däucht uns heut entbehrlich, und was wir heut kaum beachteten, steht uns morgen vielleicht als das Ziel aller Wünsche da. So suchen und suchen wir, und zweifeln und hoffen, und was wir finden, ist nur selten unser Glück!

Der Wald lichtete sich, die Reiter überschritten einen Anger, der sich an's Wasser hinunterzog. Hier hatte man einen breiten Ueberblick über einen Theil des See's.

– Sind wir hier nicht in der Nähe des Haidekrugs? fragte Falk.

Ludwig fuhr fast zusammen vor dem Ton der Menschenstimme, die ihn aus seinen Träumen weckte. Du

kannst Recht haben – gewiß! rief er. Dort liegen die Kähne.

– Dann können wir in einer halben Stunde in Buchensee sein. Hier wird der Weg auch besser, frisch, laß uns zu traben!

– Aber Ludwig hielt plötzlich sein Pferd an und blickte gespannt über den See. Horch! rief er. Vernimmst du nicht Etwas wie entfernten Ruderschlag?

Falk schärfte sein Gehör. Es sind die hier am Ufer angebundenen Kähne, sagte er, die das bewegte Wasser emporhebt und zusammenschlägt.

– Nein, nein, es kommt aus größerer Ferne her. Da! da –!

Der Himmel erhellte sich plötzlich und ließ auf dem See einen blitzenden Wasserstreifen sehen. Ludwig sprang vom Pferde und band es an den nächsten Baum.

Was willst du thun? fragte Falk.

In den Kahn! Komm, ich beschwöre dich!

Auch Falk stieg schnell vom Pferde und folgte seinem Freunde an das Ufer.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Um die nächstfolgenden Ereignisse zu erklären und darzustellen, muß unsre Erzählung noch Einmal um einen ganzen Tag zurückgehn.

Der Inhalt des verhängnißvollen Päckchens, welches Sara am Morgen erhalten hatte, bestand aus einem kleinen weiblichen Porträt in goldner Einfassung und einem

Briefe ohne Namensunterschrift. Der Brief lautete folgendermaßen:

»Schon lange, mein Fräulein, verfolge ich insgeheim Ihren Weg, und Sie sollen erfahren, daß ich ein Recht dazu habe. Seit einiger Zeit höre ich von schweren Anschuldigungen, welche Ihren Ruf beflecken. Ob dieselben gegründet sind, weiß ich nicht, doch bekümmern sie mich tief. Der Aufenthalt, den Sie jetzt in der Wohnung eines jungen Mannes genommen haben, der Sie liebt, ist nicht geeignet, der Welt eine bessre Meinung über Sie beizubringen. Ich kenne Herrn Falk als einen edlen, vortrefflichen jungen Mann, aber er ist jung und leidenschaftlich und darum nicht gemacht, Ihr Hüter zu sein. Was niemals über meine Lippen kommen sollte, darf ich jetzt nicht länger verschweigen. Sie haben einen natürlichen Beschützer, einen Vater, und dieser Vater bin ich. Zwar habe ich durch mein ganzes Leben das Glück verscherzt, mich Ihren Vater nennen zu dürfen, aber in einem Augenblicke, da Gefahr Sie von allen Seiten umgiebt, halte ich es für meine Pflicht, mich Ihnen zu erklären. Ich mache keinen Anspruch auf Ihre Liebe, und dennoch bitte ich Sie, folgen Sie mir! Ich wandre mit Ihnen, wohin Sie wollen, ich will Ihre Verachtung tragen, Ihnen dienen und Sie beschützen. Das beifolgende Bild ist das Porträt Ihrer Mutter, Ihrer Mutter, die durch mich elend und bejammernswürdig wurde! Ich will die Tochter vor einem ähnlichen Geschick bewahren. Es war mir unmöglich, Ihnen mündlich diese Eröffnungen zu machen, und so wollte Sie durch diese Zeilen auf meinen Besuch vorbereiten.

– Sei stark und gefaßt, mein Kind, das Geheimniß deiner Geburt durfte dir nicht verborgen bleiben. Ich habe meine Schuld furchtbar gebüßt und rufe deine Großmuth an, mir zu vergeben. Noch heut wird dein unglücklicher Vater vor dich treten und dir zu deiner Rettung behülflich sein.« –

Was Sara bei Lesung dieser Zeilen empfand, ist schwer zu beschreiben. Ein Gefühl des tiefsten Jammers faßte sie an, und zugleich ein Schauder, eine tödtliche Angst vor dem Manne, der sich ihr als Vater aufdrang. Sie hatte den früheren Brief von Bertram verbrannt, und so konnte sie die Handschrift nicht vergleichen, auch waren die Zeilen, welche sie in der Hand hielt, mit so unsichrer zitternder Hand geschrieben, daß keine Spur von Aehnlichkeit zwischen den Briefen zu sein schien. Und so fiel ihre Vermuthung in keiner Weise auf Bertram. Aber eine andre Persönlichkeit stand vor ihrer Seele und erfüllte sie mit Entsetzen und Abscheu – nämlich Stillfried. Sie argwöhnte, dies sei eine List des Gehaßten, um sie unter Vorspiegelung so heiliger Beziehungen in seine Arme zu locken, denn ihm traute sie jede Nichtswürdigkeit zu. Es war ihr des Schreckens genug, daß er ihren jetzigen Aufenthalt wußte, und so war auch ihr Entschluß schon fertig, ihm zu entfliehen. – Und betrachtete sie dann das Medaillon, so erfüllte sie Schmerz und Furcht zu gleicher Zeit, denn sie glaubte eine Aehnlichkeit mit ihren eignen Zügen darin zu entdecken. Sie warf es von sich und nahm es wieder in die Hand, weinend, erbebend, in tiefster Seele ergriffen, und von einem Weh überwältigt, wie

sie es nie gefühlt hatte. Meine Mutter! rief sie. Du, meine Mutter? Was war dein Leben? Elend und Schmach? Unseliges Weib, du hattest kein Herz für dein Kind, was soll ich dir gegenüber empfinden? Und er, der mir dies Leben gab – wer es auch sei, kann ich ihn anerkennen? Kann ich ihn achten? Kann ein Gefühl von Vertrauen zu ihm in meiner Seele erwachen? Nimmermehr! Ich habe keine Eltern! Ich habe einsam und allein meinen Weg durch das Leben gefunden und verschmähe die unväterliche Hand, die sich mir jetzt entgegenstreckt. Allein will ich auch ferner meine Dornenbahn vollenden! Ich habe allen Schmerz der Erde erfahren und bin gerüstet, auf Liebe und jedes schöne Gefühl der Menschenbrust zu verzichten!

Entschlossen, den Uebersender des Briefes niemals kennen zu lernen, eilte sie aus dem Hause, um sofort nach Schönsiedel zu fahren. Wie der Gärtnerjunge richtig erzählt hatte, mußte sie sich bequemen, vom Thor an zu Fuße zu gehen. So schritt sie auf der Landstraße fort, ohne die Blicke der Vorübergehenden oder Fahrenden zu bemerken. Ihre Gedanken gingen in ein dumpfes Brüten über, in welchem sich Zukunft und Vergangenheit, wie hundert wechselnde Bilder der Qual und Trostlosigkeit in einander verschlangen. Eine tiefe Erbitterung erfüllte sie, gegen ihr Schicksal, gegen die Welt, gegen sich selbst. Sie achtete es nicht, daß sie todtmüde war, sie ging mit raschen Schritten fort und fort, ihr war's, als schritte sie einer weiten, unabsehbaren Ferne entgegen.

Da wurde sie durch ein gutes, fröhliches Geplauder, welches hinter ihr erscholl, aus ihrem Traume erweckt. Sie sah um und erblickte zwei Landmädchen, die sie freundlich grüßten. Und da Sara zugleich bemerkte, daß sich die Straße vor ihr in zwei Arme theilte, so fragte sie die Mädchen, welcher von diesen Wegen nach Buchensee führe. Denn daß ein gesonderter Weg sie nach Schönsiedel leiten könne, wußte sie nicht, auch waren ihre Gedanken in diesem Augenblicke zu zerstreut, als daß ihr eine solche Vermuthung hätte kommen sollen. Sie wußte, daß man von Buchensee aus zu Wasser nach Schönsiedel fahre, wie sie es oft gethan hatte, oder, wenn man einen Landweg einschlagen wolle, sich um das nördliche Ufer des Sees herum zu wenden habe. Es schien ihr Nichts natürlicher, als daß sie zuvörderst nach Buchensee wandern müsse. Ehe sie jedoch den Weg dahin einschlug, setzte sie sich einen Augenblick am Kreuzwege nieder, um auszuruhen. Da sah sie einen Wagen herankommen, in welchem ein einzelner Herr saß. Um von ihm nicht bemerkt zu werden, erhob sie sich wieder und suchte sich neben der Straße einen Fußsteig zwischen dem Kieferngebüsch. Auf diesem schritt sie unaufgehalten fort.

Sie dachte ihrer Lage jetzt in geordneter Weise nach. Die Gegenwart stürmte von allen Seiten so auf sie ein, daß Furcht und Hoffnungslosigkeit in alle Pläne, die sie für die Zukunft machte, eindrang. Sie fühlte sich einsam und verlassen, und der Muth ihrer sonst so starken Seele zerfloß in eine bange Verzagtheit. Das melancholische Rauschen in den Kiefernwipfeln stimmte sie nur

noch trüber und trauriger. Erschöpft setzte sie sich auf das schon verblühende Haidekraut nieder, und ein tiefer Seufzer entquoll ihrer Brust Sie bereute einen Augenblick, so allein in die Weite gegangen zu sein. Den Arm auf das Knie und die Stirn auf die Hand gestützt, blickte sie vor sich nieder. Da sah sie vor sich eine gelbe Immortellenblüthe, die ihr von dem dürren Waldboden entgegennickte. Sie pflückte die unscheinbare Blume, und eine Thräne benetzte ihre Wimpern.

Unverwelklich und unsterblich! sagte sie vor sich hin. So wird meine Liebe fortleben! Die seine ist gestorben, ich selbst habe sie getödtet, und seit sie dahin ist, fühle ich erst, wie tief, wie unvertilgbar die meinige im Herzen wurzelt. Aber sie treibt keine Lebensblüthen mehr, sie flicht nur Todtenkränze, ihr Erbtheil sind Thränen und Selbstanklagen! Nie will ich dein Glück stören, Geliebter, du sollst frei von mir sein! Aber dein Bild bleibt mein, bleibt mein Abgott, mein Schmerz, meine Seligkeit! Ich weiß, daß du, so lange ich vor deinen Augen lebe, mit hohem Edelmuthe mir deine schützende Hand bieten wirst, aber ich weiß auch, daß ich sie nicht mehr annehmen darf, denn dein Herz ist nicht mehr dein! Drum fort aus deiner Nähe! Schon morgen will ich weiter, und so fort von Tage zu Tage, bis – wer weiß das Ende?

Die Sonne neigte sich zum Untergange, und Sara erhob sich, um ihren Weg fortzusetzen. Nach einer Weile glaubte sie einen Fußsteig zu erkennen, der sie ein gutes Stück näher zum Ziele führen mußte. Sie war im Sommer öfter hier spazieren gegangen und wähnte sich in

unmittelbarer Nähe des Landhauses von Buchensee. Sie wanderte auf dem Fußsteige fort quer durch den Wald und überließ sich auf's Neue ihrem kummervollen Hinbrüten. Plötzlich merkte sie zu ihrem Schrecken, daß der Fußsteig sie in eine Falle gelockt habe, denn sie entdeckte Nichts mehr von einem betretenen Pfade. Ihre Lage beunruhigte sie um so mehr, als die Dämmerung bereit hereinbrach und die Umgebung zu verhüllen begann. Umkehren konnte sie kaum, denn sie unterschied nicht mehr, wo es hergekommen war. Ihr Herz pochte angstvoll. Es blieb ihr Nichts übrig, als auf's Gerathewohl fortzuschreiten. So verging eine Stunde. Der Wald wurde völlig finster, ihre Kräfte schwanden, ihre Kniee brachen vor Erschöpfung fast zusammen, und schon stand ihr die Gewißheit vor Augen, die Nacht im Freien zubringen zu müssen. Noch Einmal raffte sie sich auf und strengte sich an, aus dem Labyrinth von Baumstämmen, an denen sie bald anlief, bald mit ihrem Kleide hängen blieb, einen Ausgang zu gewinnen. Wirklich lichtete sich der Wald, und Sara erblickte nach einiger Zeit ein Stück des Wasserspiegels. Kurz darauf befand sie sich am Ufer des Sees und erkannte jetzt mit Sicherheit einen Wiesensteig, auf dem sie nach dem Landhause gelangen mußte. Nach einer halben Stunde stand sie, zum Tode ermattet, am Hause des Gärtners, dem in Abwesenheit der Wintersbach'schen Familie die Obhut über Landhaus und Garten anvertraut

war. Sara pochte an die Thür, und nach einer Weile öffnete Frau Trautmann, die Gärtnerin. Sie traute ihren Augen nicht, als sie Sara allein, in Sturm und Nacht, vor ihrer Thüre sah. Sie nöthigte sie herein und bestürmte sie mit hundert Fragen. Sara fiel halb ohnmächtig auf einen Stuhl nieder, die Sprache verging ihr, sie bebte vor Frost, Aufregung und Ermattung. Die gutmüthige Frau befühlte ihre Hände, und da sie eiskalt waren, führte sie das erschöpfte Mädchen an den Ofen. Gleich darauf brachte sie einen Teller der Abendsuppe, die sie für ihren Mann bereit hielt, und redete so lange zu, bis Sara ein paar Löffel davon nahm.

Aber sagen Sie mir nur, um Gottes-Jesu-Willen, Fräulein, rief sie, wie kommen Sie hierher? In dieser Nacht, und zu Fuße! Das schöne Kleid zerfetzt, und das Haar ganz zerzaust! Reden Sie doch nur, ist ein Unglück geschehen?

Fragen Sie jetzt nicht weiter, gute Frau, entgegnete Sara mit gebrochner Stimme. Ich muß heut noch weiter. Lassen Sie mich sogleich im Kahne nach Schönsiedel hinüber fahren!

– Nach Schönsiedel? Heut noch? Wo denken Sie hin? Es ist auch gar Niemand zu Hause, der Sie übersetzen könnte. Mein Mann ist mit dem Knecht über Land gegangen, ich weiß nicht, wo sie bleiben. Gewiß halten sie noch auf dem Pachthofe auf, der Herr Dippel läßt ihn manchmal nicht weg. Und mit dem kleinen Burschen kann ich Sie nicht fahren lassen.

Dann muß ich allein fort! rief Sara. Ich werde in Schönsiedel erwartet. Ich rudre mich selbst hinüber.

– Gott steh mir bei! Nein, das geb ich nun und nimmermehr zu! Warten Sie, bis mein Mann zurück kommt. Aber ich weiß, auch er läßt Sie heut nicht mehr hinüber. Ich will den Jungen nach dem Pachthofe schicken. Oder wollen Sie nicht mit ihm gehn? Die Frau Pächterin Dippel –

Nein, nein! rief Sara, dahin nicht! Ich will warten.

– Am Besten wär's, Sie blieben die Nacht hier. Wenn Sie fürlieb nehmen wollen, so schlage Ihnen bald ein Bett auf, denn Sie müssen ja todtmüde sein!

In der That, Sara fühlte ihre Kräfte aufgerieben, und das Anerbieten der Gärtnersfrau war ihr jetzt, nachdem sie die Wärme des Zimmers kennen gelernt, nicht mehr unerwünscht. Zwar zögerte sie immer noch, denn der Gedanke war ihr peinlich, daß ihre Freunde sie in Schönsiedel vergeblich suchen würden. Aber die Unmöglichkeit, jetzt einen Führer über den See zu erhalten, mußte sie wohl dahin bestimmen, die Nacht im Gärtnerhause zu bleiben.

Um den Fragen der eben so theilnehmenden als neugierigen Frau zu entgehen, beschloß sie, den Brief, den sie von Schönsiedel aus an Franziska zu schreiben gedachte, schon hier zu beginnen. Es fand sich ein Bogen Papier und eine Feder, und so setzte sich Sara zum Schreiben nieder. Indem sie jenen verhängnißvollen Brief Bertrams aus der Tasche nehmen wollte, machte sie die Entdeckung, daß sie das Porträt zugleich mit demselben zu

sich gesteckt hatte, Sie zog es hervor, legte es vor sich auf den Tisch und betrachtete es noch Einmal mit einem Gemisch von Antheil, Widerwillen und Wehmuth.

Im Hofe schlugen die Hunde an. Frau Trautmann ging hinaus, um ihrem Manne, der, wie sie glaubte, zurückkehre, den sonderbaren Gast anzukündigen. Aber nicht der Gärtner war es, sondern eine ihr fremde Erscheinung, welche sie fragte, ob nicht das Fräulein Sara unter ihrem Dache verweile?

Diese Erscheinung hieß Doctor Stillfried.

Er war jener Herr, den Sara, als sie am Kreuzwege ausruhte, im Wagen hatte herankommen sehen. Ohne ihn zu erkennen war sie ihm entflohen. Er aber hatte sie erkannt und verwunderte sich in nicht geringem Grade, ihrer hier ansichtig zu werden. Aber eingedenk jener letzten Scene mit ihr und Falk, beherrschte er den Drang, sich ihr zu nähern, zumal ihm die Vermuthung kam, daß sie nicht allein sei. Denn er bemerkte einen Wagen, der nicht weit davon auf der Chaussee hielt, und dessen zerrißnes Riemenzeug von dem Kutscher in Ordnung gebracht wurde. So fuhr Stillfried seines Weges. Nach einer halben Stunde aber fuhr jener andre Wagen an ihm vorüber, ohne daß Sara sich darin befunden hätte. Er überließ sich neuen Vermuthungen, und endlich konnte er der Lust doch nicht widerstehen, ihr nachzuforschen. Er hieß seinen Kutscher umkehren und nach Buchensee fahren. Sara war nicht zu entdecken. Er fuhr in den Pachthof und trat, unter dem Vorwande eines freundnachbarlichen Besuches, bei Dippel's ein. Vater Dippel empfing ihn mit

Herzlichkeit und zwang ihn, den Abend bei ihm zu bleiben. Stillfried blickte nach allen Thüren, in der Hoffnung, Sara werde eintreten, und dennoch sagte er sich wieder, daß sie sich gewiß nicht werde sehen lassen, so lange er hier sei. Von dem Pächter, der durch jeden Besuch sehr zum Gespräch angeregt wurde, war kaum los zu kommen, und so schlug es zehn, eh er aufbrechen konnte. Eben wollte er wieder in den Wagen steigen, als er einen Knaben bemerkte, der einen Knecht fragte, ob sein Meister nicht auf dem Pachthofe wäre? Es sei eine Dame im Gärtnerhause angekommen und wünsche die Nacht daselbst zu bleiben. Der Knabe war der Gärtnerbursche, den Frau Trautmann abzusenden doch nicht hatte unterlassen können. Stillfried nahm ihn sogleich bei Seite und ließ sich von ihm nach dem Gärtnerhause führen. Dem Kutscher gebot er, langsam nach zu fahren.

So trat Stillfried mit der Gärtnersfrau in das Zimmer ein, worin Sara schrieb. Frau Trautmann, die Etwas von einem verabredeten Stelldichein witterte, ging ärgerlich hinaus und schlug die Thür hinter sich zu.

Kein Gespenst, kein Ungeheuer einer Breughel'schen Phantasie hätte Sara in diesem Augenblick einen furchtbareren Eindruck machen können, als die Erscheinung dieses ihres Feindes. Sie fuhr mit einem Schrei empor und war im ersten Augenblick keines Wortes mächtig.

– Ich muß wohl um Verzeihung bitten, begann Stillfried mit erheuchelter Sanftmuth, daß ich auch hier Ihre Einsamkeit störe!

Was wollen Sie hier? rief Sara mit erstickter Stimme.

– Werden Sie an die Tiefe und Aufrichtigkeit einer Neigung jetzt glauben, wenn sie nach Allem, was geschehen ist, noch Einmal offen vor Sie tritt!

Hinweg, um Gotteswillen hinweg! Ich rufe um Hülfe, wenn Sie mich nicht verlassen!

– Sie werden vergeblich rufen, schöne Sara. Wir sind völlig unter uns. Die Situation, in der ich Sie hier finde, zeigt mir an, daß der, welcher Sie seine Braut nennt, sich nicht sonderlich um Sie kümmert. Das Verhältniß zwischen Ihnen und Herrn Falk scheint kein so glückliches zu sein, als –

– Sprich seinen Namen nicht aus, Elender, denn deine Lippen besudeln ihn! Was willst du? Ich verachte, verabscheue dich, du weißt es!

– Mäßigen Sie Ihren Zorn, mein Fräulein! Sie verkennen mich völlig. Es schmerzt mich tief, solche Worte von Ihnen zu hören. Sie könnten einen Freund in mir gewinnen, erfahrener, ruhiger, ernster, als jenen Unbedachtsamen, der Ihre Ruhe und Ihren Ruf vor der Welt bloßgestellt hat. Ich bin ein Mann ohne thörichte Leidenschaft, meine Neigung für Sie ist eine fast väterliche –

Sara sank erschöpft auf einen Stuhl. Ihre Gedanken verwirrten sich, sie brachte die Sendung, welche sie am Morgen empfangen hatte, auf's Neue mit Stillfried in Verbindung, und in der Exaltation ihres ganzen Wesens zweifelte sie nicht länger, daß Stillfried der Schreiber des Briefes sei.

Nehmen Sie es wieder! rief sie, indem sie nach dem Tische wies. Nehmen Sie das Bild meiner Mutter zurück!

Erbarmen Sie sich mein und gehen Sie! Ich erkenne Sie nicht an, ich achte Sie nicht, ich habe kein kindliches Gefühl für Sie!

Stillfried nahm, verwundert über diese Wendung, das Porträt in die Hand, betrachtete es, und ein Schauder ging ihm durch Leib und Seele. Er erkannte es und ahnte zugleich, durch wen es in Sara's Hand gekommen war. Auch ihn ergriff fast ein Schwindel, denn der Gedanke bemächtigte sich seiner, daß Sara seine Tochter sei. Er hatte mit jener unglücklichen Katharina eine Tochter gehabt, aber Mutter und Kind verlassen und nie wieder Etwas von ihnen erfahren. Er wußte von Sara's Beziehung zu Bertram Nichts, er kannte ihr Alter nicht und kam plötzlich auf die Vermuthung, Bertram wisse Genaueres über seine Geheimnisse und habe Sara'n das Bild geschickt und ihn als ihren Vater bezeichnet. Dies Alles stand ihm im Augenblicke des Schreckes und der Ueberraschung so fest, daß er keinem Zweifel mehr Raum gab. Eine von seinen sonstigen Regungen isolirte Empfindung hatte ihn stets an Sara gekettet, und wenn noch ein Funke des Besseren in ihm schlummerte, so erwachte er jetzt und gab ihm ein Gefühl, wie es ihm niemals bekannt gewesen war. Es durchzuckte ihn wie Freude, Beschämung, Liebe, und eine reinere Gluth erwärmte mit Einemmal sein lange erstarrtes Herz.

Sara –! stammelte er. Mein Kind –! Meine Tochter! Und mit ausgebreiteten Armen eilte er auf sie zu.

Sara sprang auf. Die Verzweiflung gab ihr Kraft. Sie stieß ihn mit starken Armen von sich und stürzte zur

Thür hinaus. Blindlings flog sie durch die Dunkelheit der Nacht und stand am Ufer. Ein Kahn war am Pflocke angebunden. Sie sprang hinein, ergriff das Ruder und stieß den Kahn vom Lande. Mit Anspannung aller Kräfte ruderte sie sich im Fluge ein Stück in den See hinaus. Ihre Brust hob sich in krampfhaftem Athmen, ihre Stirn brannte in fieberhafter Gluth. Von der raschen, heftigen Bewegung aufgelöst, fiel ihr langes Haar über den Nacken und flatterte im Winde um sie her.

Die schreckliche Vermuthung, daß sie die Tochter dieses Nichtswürdigen sei, desselben Mannes, der um ihre Hand geworben, der ihre Ehre vor der Welt verleumderisch angetastet – diese schreckliche Vermuthung war ihr zur Gewißheit geworden. Jetzt erst fühlte sie sich in ihrem tiefsten Wesen überwältigt und zerrüttet, und eine wilde Verachtung des Lebens bemächtigte sich ihrer. Sie dachte daran, in den Wellen ihren Tod zu suchen. War es auch eine falsche Vermuthung, die sie auf diesen Gedanken brachte, die volle Gewißheit über jene Beziehungen zwischen Bertram, ihrer Mutter und Stillfried würden sie in diesem verhängnißvollen Augenblicke vielleicht zu demselben Entschlusse gebracht haben.

Aber sie verwarf ihn wieder. Sie dachte an Diejenigen, die sie noch liebten, und denen sie schon soviel des Kummers bereitet hatte, und der Gedanke des Selbstmordes übte seinen ganzen Schauder über sie aus. Sie beschloß nach Schönsiedel zu steuern, und, belebt von der Hoffnung, bald an befreundeten Herzen auszuruhen, fühlte sie ihre Kühnheit und ihre Kraft erstarken.

Die Nacht war stürmisch und Falk. Bald breitete sich dichte Finsterniß um die Flüchtige her, bald erhellte sich Himmel und Wasser durch ein scharfes, unstätes Licht. Sie sah sich um und glaubte vollkommen in der Richtung nach Schönsiedel zu sein. Im Gefühl der Sicherheit ruhte sie einen Augenblick von der anstrengenden Arbeit. Da hörte sie Ruderschlag hinter sich und erkannte Stillfried, der ihr in einem andern Kahne folgte. Von neuem Grausen ergriffen, zuckte sie zusammen und ruderte mit verzweifelter Anstrengung weiter. Jetzt begann ein Wettkampf zwischen dem Verfolger und der Fliehenden. Aber die Arme des Ersteren waren stärker als die des erschöpften Mädchens, und schon hatte er sie fast erreicht.

Laß' ab von mir! rief sie, oder du wirst mein Mörder! Noch einen Ruderschlag, und ich springe in den See! – Sie stand aufrecht im Kahne, ihre Arme waren erschlafft, aber in ihren Augen flammte die Energie des Todesmuthes.

Halt! Halt! schrie Stillfried angstvoll. Sei ohne Furcht! Folge mir, ich darf dich so nicht verlassen!

Da stieß sein Kahn, der in vollem Zuge war, mit Heftigkeit an Sara's Nachen. Ermattet wie sie war, taumelte sie und stürzte rücklings ins Wasser. Stillfried sprang mit einem Schrei auf, aber die Bewegung des Kahns raubte ihm das Gleichgewicht, und im Nu lag auch er im kalten Arme der Wellen.

In diesem Augenblicke aber erscholl nicht fern von dieser furchtbaren Scene ein Schreckensruf aus zwei Kehlen. Falk und Ludwig schossen im Nachen pfeilgeschwind über die Wasserfläche daher.

Sara's Gestalt tauchte aus der Tiefe auf, das Wasser hob sie eine Weile, dann verschwand sie wieder vor den Augen der zu Hülfe Eilenden.

Bleib' im Kahne! schrie Ludwig und sprang über Bord. Er schwamm und tauchte der Unglücklichen nach. Dunkelheit lag wieder über der Fluth.

Wo bist du? rief Falk, der in schrecklicher Erwartung kaum dem Drange widerstehen konnte, dem Freunde nachzuspringen.

Hier! Schnell, her zu mir! ertönte Ludwig's Stimme.

Falk war mit einigen Ruderschlägen bei ihm. Faß' an! schrie Ludwig. Ich habe sie!

Sara wurde von den Freunden in den Kahn gezogen. Sie gab kein Lebenszeichen von sich. Falk hielt die Erstarrte in seinen Armen, überströmt von der Fluth, die aus ihren Gewändern und ihrem aufgelösten Haar floß. Kein Ruf, keine Liebkosung fand einen Wiederhall in ihr. Von furchtbarem Schmerz gefoltert ruderten die Jünglinge dem Ufer entgegen.

Reite nach Hause! rief Falk. Schicke nach dem Arzt! Bringe Kleider, Decken, einen Wagen! Ich trage sie in den Haidekrug! – Er nahm sie auf den Arm und eilte mit ihr dem Hause entgegen.

Ludwig vergaß sein Pferd zu besteigen und lief in rasender Eile zu Fuße nach dem Pachthofe. Der Weg däuchte ihm eine Unendlichkeit. Die erhellten Fenster zeigten ihm an, daß die Mutter noch wache. Er weckte die Knechte, hieß den einen sofort nach dem Arzte reiten und gebot dem andern, einen Leiterwagen anzuspannen. Die Mutter hatte seine Stimme schon erkannt und öffnete die Thür.

Mutter! rief er, gieb mir von deinen Kleidern, Betten, Tüchern! Geschwind, sie stirbt, wenn wir nicht eilen!

Frau Dippel wußte nicht, was sie hörte. Sie leuchtete ihm in's Gesicht und erkannte aus den verstörten Zügen kaum das Antlitz ihres Sohnes. Das Licht fiel ihr aus den Händen. Du triefst am ganzen Körper! rief sie. Ludwig, was ist geschehen?

In seiner verzweiflungsvollen Aufregung wurde es ihm schwer, der Mutter zu erklären, was vorgegangen. Er drang in sie, sich zu beeilen, und stürzte wieder hinaus, um den schlaftrunknen Knechten zu helfen.

Frau Dippel weckte in ihrer Herzensangst ihren Mann. Steh' auf! rief sie. Der Ludwig ist wie im Wahnsinn! Die Sara ist ertrunken! – Sie lief in ihre Kammern, an ihre Schränke, und ehe der Pächter sich noch aus dem Bette erhoben hatte, jagte Ludwig bereits mit dem Leiterwagen davon.

Er erreichte den Haidekrug, stürmte die Thür und warf einen Ballen, den er mitgebracht hatte, zur Erde.

Die Wirthin saß mit Falk an dem Lager, auf welches man Sara gebracht hatte. Die umsichtige Frau hatte allerlei Mittel angewendet, die Erstarrte in's Leben zurück zu rufen, aber es war vergeblich.

Falk hielt Sara's eiskalte Hand in der seinigen und Ludwig warf sich schluchzend vor der Leiche auf die Knie. Nein, nein! Es ist nicht möglich! rief er. Das Schönste, was die Erde trug, soll so zu Grunde gehn? Wer darf leben, wenn sie nicht mehr lebt? Sie *muß* noch leben, laßt Nichts unversucht! Hier sind Tücher, Kleider! Wir bringen sie zu meinen Eltern, ich habe nach dem Arzte geschickt.

Die Wirthin trieb alle männlichen Gäste aus dem Zimmer und hüllte die Abgeschiedene mit Hülfe ihrer Mägde in trockne Kleider. Die Freunde standen vor der Thür. Ludwig preßte Falk in wildem Schmerze an seine Brust, denn in dieser Stunde durfte er sagen, was er empfand, was er litt, und in lauten, heftigen Klagen brach der Strom seiner Empfindungen sich Bahn. Es war sein erster großer Schmerz, er weckte in ihm noch den ganzen Ungestüm des erfahrungslosen Herzens. Falk hingegen saß schweigend und bewegungslos vor der Thür, er schien erstarrt, wie die Verstorbene drinnen im Hause. Die Tage seiner Leidenschaft, seines Liebesrausches, seines Kampfes, seiner Entsagung, der immer neue Zauber, den Sara über ihn ausgeübt hatte, und tausend Erinnerungen seines ganzen Lebens an sie lasteten auf seiner Seele, wie die Trümmer seines zerstörten Göttertempels. War die Gottheit auch ihrer Macht entkleidet, ihr himmlisches Bild hatte noch groß und herrlich dagestanden.

Es stürzte und mit ihm eine Welt zusammen, und erst im Augenblicke der Zerstörung ward sich der Ueberlebende bewußt, wie wundervoll sie gewesen war. Worte, Klagen, Thränen waren versiegt in den Verlusten der jüngsten Tage, der letzte Wetterschlag brachte nur Erstarrung und Schweigen.

– Und wir sollen unthätig stehn in unserm Jammer? rief Ludwig. Wir konnten sie nicht retten, aber rächen können wir sie noch! Rache an ihm, der ihren Tod verschuldet hat! Sahst du nicht auch, daß sie verfolgt wurde? Hörtest du nicht Stimmen auf dem Wasser, ehe wir sie erreichten?

Ich sah einen Mann fast zugleich mit ihr stürzen, sagte Falk, ohne sich aus seinem finsteren Niederstarren zu erheben.

– Auf und ihm nach! Bei den Haaren will ich diesen Teufel an's Ufer schleifen! Er soll nicht sterben, er soll alle Qualen der Hölle noch hier auf Erden empfinden!

Bleib', Ludwig! Was wir hier vor einer Stunde versäumen mußten, ist jetzt zu spät. Unsre Hülfe konnte nur ihr gelten, der Andre ist seinem Geschick verfallen, ich glaube ihn erkannt zu haben. Hat er den Tod in den Wellen gefunden, so ist er gerichtet; hat er sich gerettet, so harrt seiner eine irdische Gerechtigkeit. Jetzt gehören unsre Sorgen ihr allein, aber laß' es Tag werden, und ich will auch ihn finden. Er kann uns nicht entgehn. –

Sara's Leiche wurde, von den Frauen gehörig eingehüllt, über Stroh und Betten auf den Wagen gelegt. Die trauernden Freunde bestiegen auf's Neue die in der

Nachtluft schauernden Pferde und folgten dem Wagen, der die Reste der Geliebten nach dem Pachthofe führte. Die Nacht war über diesen kummervollen Ereignissen vergangen, der Morgen dämmerte, als sie Buchensee erreichten.

Achtundvierzigstes Kapitel.

In dem Wohnhause zu Neu-Bethesda erhob sich ein großer Lärm. – Herr Winkler war, nach seinem gestrigen schweren Rausche, am Morgen nicht zu erwecken. Er stand spät auf und fand im Wohnzimmer einen Brief liegen. Dieser Brief hatte drei Tage lang einen unfreiwilligen Aufenthalt in der Tasche des Kutschers erduldet. Dem Letzteren, welcher die eingegangenen Briefe aus der Stadt abzuholen pflegte, war dieses Schriftstück abhanden gekommen, und erst heut' hatte er es wieder gefunden und stillschweigend auf den Tisch niedergelegt.

Herr Winkler gerieth nach Lesung dieses Briefes in eine höchst unerwünschte Morgenaufregung. Er riß die Thür auf und schrie hinaus: Ist der Doctor angekommen?

Ja! antwortete Minka aus der Küche. Denken Sie sich das Unglück, er hat das Fieber!

– Unsinn! Er soll aufstehn! Machen Sie meinen Koffer zurecht! Hört Sie nicht? Meinen Koffer! – Er lief in den Hof und rief dem Kutscher. Anspannen! Ich muß sogleich fort. Anspannen, Lümmel! Hat er keine Ohren?

Ach was! rief der Kutscher mürrisch, die ganze Nacht hab' ich mit den Pferden auf der Landstraße gelegen und vergeblich auf den Doctor gewartet. Um vier Uhr bin ich

erst nach Hause gekommen, und schon soll ich wieder weg gehn?

– Das Maul halten und gehorchen! Angeschirrt, sag ich, oder –!

Und das wollt' ich mal sehn! Nein, das werd' ich den Thieren nicht zumuthen! Jetzt wird nicht gefahren!

– Was? Nicht gefahren? Nun so – nun so – so sattle die Pferde, wir werden reiten!

Reiten? Die braune Liese hat sich den Fuß verstaucht, das wissen Sie, und die beiden andern Pferde haben Sie gestern Abend weggeliehen.

– O die Hunde sind mir mit den Pferden davon gegangen! Lauf' nach Schönsiedel, laß' dir ein paar Bauernpferde geben – nein, nein, bleib! Wir müssen fahren, spann' an! Es kann nicht helfen, die Pferde müssen dran. Zum nächsten Bahnzuge muß in der Stadt sein! – Herr Winkler lief wieder in's Haus. Minka! schrie er. Ist denn heut' Alles taub? Meinen Koffer will ich haben! Bring' Sie mir den Koffer!

Potz Element, was ist das für eine Wirthschaft! rief Minka aus der Küchenthür. Der Eine schreit nach Fliederthee, der Andre nach dem Koffer! Hören Sie denn nicht, daß der Doctor krank ist? Triefend ist er gegen Morgen nach Hause gekommen, er ist in's Wasser gefallen! Drei Stunden hat er mit nassen Kleidern in der Nachtkälte herum laufen müssen!

– Was hat der Schuft jetzt Wasserpartieen zu machen? Aufstehen soll er, oder der Satan holt ihn in einer Stunde!

Jetzt wird mir der Mensch auch toll! Der Doctor phantasirt wie im Wahnsinn und jammert, daß er seine Tochter ermordet habe, und Sie betragen sich wie ein Unsinniger!

– Mord? Das fehlte uns noch!

Herr Winkler brach in Stillfried's Schlafzimmer ein. Der ganze Fußboden war naß, die triefenden Kleider lagen in einer Ecke. Stehen Sie auf! rief er, indem er den Fiebernden rüttelte. Wir müssen fliehen! Da, ein Brief von Smith und Random aus London! Man ist dahinter gekommen!

Ist sie ertrunken? stammelte Stillfried. Rudern Sie zu, sie ist noch zu retten! Rudern Sie – da schwimmt sie noch!

– Was, zum Donnerwetter, schwimmt denn? Machen Sie, daß wir bald auf der See schwimmen! Hören Sie, kommen Sie zu Verstande, es ist jetzt keine Zeit, sich mit Verrücktheit aufzuhalten! Wenn wir erst über'm Canal sind, mögen Sie so wahnsinnig werden, als Sie Lust haben! Jetzt aufgepaßt! Smith und Random schreiben, es sei angefragt bei ihnen, ob sie beauftragt seien, uns zu Neujahr die und die Summen auf Rechnung der und der Personen auszuzahlen? Heda, stieren Sie mich nicht so an, sondern reden Sie, was zu thun ist! Der Fragesteller heißt Bertram. Kennen Sie den?

Stillfried ächzte laut auf, fuhr empor und sank wieder auf das Lager zurück.

Zum Henker mit Ihrem Gewimmer! fuhr Winkler wüthend fort. Sperren Sie die Ohren auf! Die Briefe hab'

ich verbrannt – aber wir müssen dennoch fort! Mertens und andre Häuser in der Stadt kennen dieselben, haben uns Gelder drauf gegeben. Smith und Random schreiben, sie wundern sich – hören Sie, sie wundern sich und haben sich genöthigt gesehn, an die Firma Mertens zu schreiben. Morgen, heute, in einer Stunde kann die Firma Mertens uns den Teufel in's Haus schicken! Trinken Sie ein Glas Grog, stehen Sie auf! Minka, verdammte Gans, Grog für den Doctor!

Minka riß die Thür auf und trat ein. Aber was ist das für ein Geschrei? rief sie. Heraus hier! Sie sehen, daß der Doctor mit den Zähnen klappert und im Fieber liegt. Er kann jetzt nicht aufstehen. Gehn Sie und schlafen Sie Ihren Rausch von gestern aus, Sie stören den Kranken! Ohne Umstände, heraus hier!

– Er muß mit mir! Er darf nicht zurück bleiben! Er verräth mich! Packe Sie die Koffer, wir müssen verreisen!

Ja was in aller Welt geht denn vor? Was ist denn zu verrathen?

– Und Sie wird mit eingesteckt, wenn Sie nicht klug ist und mir den Menschen in den Wagen schaffen hilft!

Minka stieß einen Schrei aus und sank erschrocken auf einen Stuhl. Winkler aber, der den Kopf immer mehr verlor, lief hinaus, um zu sehen, ob der Wagen angespannt sei. Der Kutscher war weit davon entfernt und verzehrte mit Seelenruhe ein Butterbrod. Das Fluchen, Schimpfen, Schreien begann von Neuem. Der Geschäftsführer von Neu-Bethesda rannte bald zu dem Kranken, bald in den Stall, bald in sein Zimmer, und beschloß endlich, sich

anzuziehen. Denn bis dahin war er im Schlafrock und in der Nachtmütze umher gelaufen. Als er gestiefelt und gespornt war, nahm er seinen Hut und trat in die Hausthür, um sich schlimmsten Falls zu Fuß auf den Weg zu machen.

Na, da kommen unsre Pferde auch wieder! sagte der Kutscher, indem er, gelassen kauend, nach dem Thore wies. Zwei Reiter sprengten herein, und gleich darauf schwangen sich Falk und der Pächter Dippel aus dem Sattel.

Winkler wurde fahl im Gesichte, er wußte jetzt, daß seine Stunde geschlagen habe. Dennoch raffte er seine letzte Kühnheit zusammen. Guten Morgen! rief er schmunzelnd, obwohl am ganzen Leibe zitternd. Gut, daß Sie mit den Pferden kommen. Warte schon darauf, um auszureiten.

Hoho! Hiergeblieben, mein Herr Halunke! rief der Pächter. Kutscher, führ' Er die Pferde in den Stall, der Herr wird nicht ausreiten.

Der Kutscher nahm einverstanden die Thiere am Zügel und führte sie davon.

Was zum Kukuck ist das für eine Unverschämtheit! rief Winkler. Will man mich in meinem eignen Hause insultiren? Ich werde – mich bei der englischen Gesandtschaft beschweren!

– Herr Winkler, entgegnete Falk, Sie sind kein Engländer, sondern, Gott sei's geklagt, ein Deutscher, und

zwar ein ehemaliger Kattunfabrikant aus Worbis. Sie haben sich nach einem verbrecherischen Bankerott heimlich entfernt und werden von jetzt an aufhören, einen falschen Namen zu führen. Wir haben die Absicht, Sie hier festzuhalten, bis Sie unter dem Gewahrsam der Gerichte sind. Betrachten Sie sich als unsern Gefangenen.

Der Geschäftsführer von Neu-Bethesda fing einen entsetzlichen Lärm an. Er drohte, fluchte und rief die ganze Dienerschaft zusammen. Herr Dippel faßte ihn kräftig am Arme.

Hoho! rief er, hör' Er auf mit seinem Mordspectakel und komm' Er hinein! Ich werde Ihm Gesellschaft leisten, und Er soll mir nicht vom Flecke, so lange ich Seine Thür bewache! – Er schob den immer noch Widerstrebenden in's Haus und in das Zimmer, folgte ihm hinein und schob den Riegel vor. Von innen hörte man Herrn Winkler ununterbrochen lärmen.

Das ganze Personal von Neu-Bethesda, Maurer, Zimmerleute und Arbeiter aller Art, sammelten sich um das Haus und sahen den eigenmächtigen Zwangsmaßregeln der beiden Fremden zu. Es konnte nicht unterbleiben, daß in Mehreren die Lust einer Gegenwehr erwachte, indessen der Kutscher und die Knechte, welche, wie von jeher alle Untergebenen des Herrn Winkler, ihren Brodherrn haßten, und sich ihm widerspenstig bewiesen, dämpften den aufsteigenden Unmuth, indem sie zum Theil lachten, zum Theil behaupteten, sie hätten lange gewußt, daß der Lump an den Galgen gehöre.

Falk stand vor der Thür, mitten unter dem Arbeiterhaufen, und setzte ihnen den Zusammenhang auseinander. Es blieb uns kein andres Mittel übrig, schloß er, um den Betrüger zurückzuhalten! Er hat mich in der Nacht als ich hier war, erkannt, und ich mußte befürchten, daß er sich durch die Flucht retten werde, wenn ich nicht eilte, zurückzukehren. Ich reite sofort nach der Stadt, um diese neue Nichtswürdigkeit anzuzeigen. Sie Alle, die Sie hier stehen, sind in Gefahr, von ihm betrogen zu werden, und wenn Sie mich hindern, ihn den Gerichten zu übergeben, so ist es Ihr eigner Schade. Wollen Sie länger Arbeit und Lohn von einem Gauner empfangen, der schon Einmal Hunderte von Arbeitern durch verbrecherische Flucht brodlos gemacht und dem Elend ausgesetzt hat?

Ein reges Durcheinander von Ausbrüchen der Bestürzung und des Ingrimms folgte diesen Worten. Einige machten Anstalten, in das Haus zu dringen und sich thätlich an Winkler zu vergreifen. Falk hatte Mühe, die aufgeregte Schaar wieder zu beruhigen.

Mäßigen Sie sich, lieben Freunde! rief er. Ueberlassen Sie seine Bestrafung der Gerechtigkeit. Ihr rückständiger Sold wird Ihnen jedenfalls zu Theil werden. Ich hoffe, Sie unterstützen mich in vernünftiger Weise, bewachen das Haus, daß der Betrüger nicht entspringe, während ich nach der Stadt reite und uns den Succurs der Gerichte hole.

Die ruhige Festigkeit des Sprechers gefiel den Arbeitern, und sie erklärten sich bereit, seiner Anordnung zu

folgen. Sie gruppirten sich um das Haus, und Herr Dippel wurde durch zwei Maurergesellen abgelöst. Der Pächter setzte sich betrübt vor die Thür, denn die Ereignisse der letzten Nacht bewegten ihn in hohem Grade. Falk jedoch, in seiner übermäßigen Nervenspannung, fand eine erbitterte Genugthuung in dieser vergeltenden Thätigkeit und handelte mit einer Entschiedenheit, die Alle seinem Willen unterthan machte. Er verschloß den Schreibtisch des Geschäftsführers und steckte den Schlüssel in die Tasche, er verlangte auf Stillfried's Zimmer geführt zu werden, um dort das Gleiche zu thun. Daß der Doctor zurückgekehrt sei und zu Bette liege, hatte er schon gehört. Da eilte Minka die Treppe herunter. Sie war bei der Ankunft der frühen Gäste schleunigst in ihren Gemächern verschwunden, um sich in eine gewählte Toilette zu werfen. Geschmückt kam sie jetzt zurück.

Welch' ein Unglück ist denn nur geschehen? rief sie. Gott sei Dank, daß Sie zu unsrer Hülfe da sind, mein bester Herr Falk! Die Herrn sind beide wie wahnsinnig!

Auch an Sie wird die Reihe kommen! entgegnete er barsch.

– Um Himmelswillen! Wenn hier Etwas wider die Ordnung vorgeht, so verlasse ich sogleich das Haus!

Unterstehen Sie sich nicht, einen Schritt hinauszuthun, entgegnete er, oder ich lasse auch Sie einsperren! Zeigen Sie mir das Zimmer, in dem der Doctor liegt!

Minka öffnete ihm zitternd die Thür. Sobald Stillfried seines Gastes ansichtig wurde, fuhr er schaudernd auf,

streckte abwehrend beide Arme von sich und schrie um Hülfe.

Mörder! rief ihm Falk entgegen. Sei verflucht in alle Ewigkeit! Sie mußte ihr Leben in den Wellen enden, und du, du, Nichtswürdiger, durftest dich retten? Wohl, der Himmel will, daß deine Strafe eine um so härtere sei! Rede, hast du ihr vorsätzlich den Tod gegeben?

– Mein Kind! Meine Tochter! jammerte Stillfried. Durch meine Schuld ist sie dahin! Laßt sie mich sehen! Ich will Alles bekennen – ich habe sie verleumdet, habe sie gemordet! Ich wußte nicht, daß sie meine Tochter sei!

Deine Tochter? Deine? Behalte diesen Glauben! Es sei dir eine Qual, ein Fluch mehr, für dein frevelhaftes Leben! Wie fandest du sie? Rede, hast du sie mit Absicht getödtet?

– Nein! Nein! Sie sollte leben, mit mir leben, mein Kind sein! Ich folgte ihr nach, sah sie stürzen, und stürzte selbst! Als ich mich gerettet hatte, sah ich sie nicht mehr. Wo ist sie? Habt ihr sie gefunden? Ist sie todt?

Todt! sagte Falk mit einem tiefen Seufzer, indem er sich niedersetzte und einige Minuten in Erschöpfung fiel. Rasch aber erhob er sich wieder und schritt hinaus. Er befahl Stillfried und Minka ebenfalls zu bewachen und ließ ein Pferd vorführen, um nach der Stadt zu reiten.

Da richteten sich Aller Blicke nach dem Hofthore. Ein Wagen, begleitet von zwei Gensdarmen zu Pferde, kam herein gefahren. Bertram war der Erste, der herausprang. Ihm folgte ein Beamter der Kriminalpolizei, nebst zwei Gerichtsdienern.

Sie sind doch nicht entsprungen? rief Bertram mit racheglühenden Augen.

Hier ist schon vorgearbeitet! Sie sitzen fest! Ist's in der Stadt schon ruchbar? In's Loch mit den Gaunern! So ertönte es auch der Schaar der Arbeiter.

Falk unterrichtete den Beamten über das Vorgefallene und bat, seine eigenmächtige Handlungsweise zu entschuldigen. Der Letztere billigte dieselbe durchaus und ließ Winkler's Zimmer öffnen.

Bertram aber stürzte sich in Stillfried's Stube, und Falk folgte ihm. – Habe ich dich endlich, Lügenmeister? schrie er mit dem Ausdruck eines dämonischen Hasses. Ueberwunden bist du, von mir überwunden, verworfne Bestie! Aechze, winsle, stöhne! Du unterliegst, du hast dennoch deinen Meister in mir gefunden und bist am Ende deiner Schurkereien! Wie schlau glaubtest du zu sein, und wie dumm warst du! Ich spionirte dir nach, ich war's, der nach England schrieb und über eure geheimen Hülfsquellen Erkundigungen einzog. Erlogen, gefälscht sind eure Briefe, erschwindelt und gestohlen das Geld, mit dem ihr euer frommes Haus begründen wolltet! Ha, die Entdeckung ist mein Werk, mein Stolz, meine Rache! Treten kann ich den Hund jetzt, den schmeichelnden, räudigen Hund! Stirb und fahr zur Hölle, du Teufel!

Bertram begleitete seine Worte mit einem gräßlichen Lachen und trat mit dem Fuße nach Stillfried, der sich ächzend im Bette umher warf. Falk ergriff Bertram am Arme und suchte ihn hinaus zu führen.

– Lassen Sie mich diese Minute der Rache ganz auskosten! rief er widerstrebend. Ich hab' ihn umgarnt und gefangen, meinen Todfeind, und will ihn quälen, bis seine Seele in ohnmächtiger Wuth erstickt! Erwürgen könnt' ich dich jetzt, erdrosseln, aber du sollst leben, langsamer die Pein erdulden und im Paradiese des Zuchthauses deine verfluchten Tage beschließen!

Heinrich's Bemühungen, den Wüthenden von Stillfried's Lager zu entfernen, waren vergeblich, bis die Gerichtsdiener eintraten und die Fremden das Zimmer räumen hießen. Falk hatte dem Beamten das Geheimniß der Persönlichkeit des Mstr. Whitestone entdeckt und ihn mit Herrn Winkler's Vergangenheit, so wie mit seinem eignen einstigen Verhältniß zu demselben bekannt gemacht. Der Geschäftsführer von Neu-Bethesda war somit doppelt und dreifach incriminirt und wurde sofort unter der Obhut eines Gerichtsdieners im Wagen verschlossen.

Während man Stillfried anzog, um ihn gleichzeitig mit seinem Spießgesellen abzuführen, hatte Minka, völlig aufgelöst vor Angst und Schreck, ein andres Zimmer für die Gäste geöffnet. Falk und der Pächter saßen schweigend und in schweren Gedanken am Fenster, Bertram schritt aufgeregt auf und nieder.

Der letzte Streich ist gefallen, rief er, und ich habe gesiegt! Nun aber ein Wort mit Ihnen, Herr Falk? Wo ist Sara? Sie war in Ihrem Hause! Wohin ist sie auf's Neue entflohen?

Der Pächter sprang auf. Todt ist sie! schrie er. Ertrunken! Sie haben sie in den Tod gejagt! Ach, du armes, liebes Mädchen! Mein Ludwig, mein armer Ludwig!

– Bertram! sagte Falk, kennen Sie diese Zeilen? Er zeigte ihm den anonymen Brief an Sara, welchen die Gärtnersfrau aus Buchensee zugleich mit dem Medaillon nach dem Pachthofe gebracht hatte. – Unseliger! Warum verschwiegen Sie Ihr Geheimniß nicht?

Bertram war keines Wortes mächtig und starrte die beiden Andern schaudernd an.

Auf diesen Brief hin ist das Mädchen entflohen, rief der Pächter. Sie wollte nicht von einem solchen Vater wissen. Von jenem ehrvergeßnen Stillfried verfolgt, rettete sie sich in den Kahn, auf den See! Auch dahin folgte er ihr, und so fand sie ihren Tod im Wasser! Gott erbarme sich, im Wasser! Mein Ludwig und Falk haben sie heraus gezogen. Heut früh war der Arzt bei uns, er hat sie nicht erwecken können. Sie aber haben sie ihrem Tode entgegen getrieben, Sie, mit Ihrer gottverfluchten Schreiberei! – So ein schönes Geschöpf! Hoho – wenn sie unser geworden wäre, wie hätten wir sie halten wollen! Todt, todt! Mein armer Ludwig!

Bertram stand wie angedonnert. Im Augenblicke seines vermeintlichen Triumphes mußte er erfahren, daß er sein Kind selbst in die Arme seines Feindes getrieben und jetzt erst den tiefsten und tödtlichsten Stoß von ihm empfangen habe. Das Bewußtsein verging ihm, er stürzte ohnmächtig auf die Dielen nieder. Er wurde auf das Sopha gebracht. Falk holte Wasser und Essig aus der Küche

und suchte ihn zu beleben. Der Pächter saß wieder seufzend am Fenster, Thränen rollten über seine Backen, und aus seiner gepreßten Brust drangen ab und zu die Worte: Du armes, schönes Mädchen! Mein braver, unglücklicher Ludwig! – Bertram erholte sich und lag sprachlos und mit stieren Blicken auf dem Sopha. Da erscholl draußen ein entsetzliches Geschrei. Falk ging hinaus, und sogleich warf sich Minka ihm entgegen und flehte, daß er für sie gut sage und sie rette, denn eben sollte auch sie in dem Wagen gepackt und mit den Schuldigen abgeführt werden.

Minka war vielleicht nicht ganz so schlecht, als der Ruf, in welchem sie bei dem Leser steht. Jedenfalls wußte sie Nichts von den Heimlichkeiten ihrer beiden Gebieter, und die Aussicht, mit ihnen zugleich eingesteckt zu bleiben, brachte sie zur Verzweiflung. Sie beschwor ihre Unschuld, meinte, bat und erfüllte das ganze Haus mit ihrem Geschrei. Indessen half es ihr Nichts, und sie mußte sich in die unerwünschte Mitreise fügen.

Machen wir, daß wir fortkommen, Herr Dippel! sagte Falk, und überlassen wir dies entsetzliche Haus dem Gerichte. Wir haben Nichts mehr hier zu thun.

Der Pächter nickte und erhob sich. Aber es hielt schwer, einen Wagen zu bekommen. Zwei Fuhrwerke waren nöthig, um die Beamten und Gefangenen nach der Stadt zurück zu fahren. Man war bereit, Falk und Herrn Dippel ein paar Reitpferde zur Verfügung zu stellen. Bertram jedoch erklärte, er werde mit nach Buchensee kommen. So sehr sich Falk dem auch widersetzte, Bertram

bestand auf seinem Entschlusse, und wenn er allein zu Fuße gehen sollte. Einer von den Arbeitern erbot sich, in der Nähe einen Bauernwagen aufzutreiben. Der Vorschlag wurde angenommen. Nach einer Stunde stand ein derartiges Fahrzeug mit einigen Bündeln Stroh zum Sitzen vor der Thür.

Der Beamte dankte Falk für seine Hülfe und Mittheilungen und ließ sich seine Wohnung in der Stadt angeben, da man auch ihn bald vor Gericht laden werde. Die Schaar der Arbeiter verabschiedete sich von ihm mit großer Hochachtung, und, ein wenig freier aufathmend, fuhr unser Held aus dem Hofthor von Neu-Bethesda.

Bald verschwanden die Gebäude hinter ihm. Er wußte, daß diese mit Heuchelei und Betrug begonnene fromme Erziehungsanstalt nie zu Stande kommen werde. So geschah es in der That. Es mag hier gleich gesagt werden, daß in Zukunft ein Maschinenbauer das gerichtlich ausgebotene Grundstück kaufte und die halbvollendeten Mauern in Fabrikgebäude umbaute, der Name Neu-Bethesda wurde in einen andern verwandelt. –

Unsre Reisenden fuhren schweigend ihres Weges. Bertram saß, halb zusammen gesunken, neben dem Bauern, der die Pferde lenkte, Falk und Dippel auf ihren Strohbündeln im Wagen. Noch immer stürmte der Herbstwind, noch immer jagten die Wolken durch die Luft, und um die Wette hoben sich Staub und welkes Laub über die Häupter der kummervoll Dahinfahrenden.

– Wenn wir's erst überstanden hätten! sagte der Pächter nach langer Pause. Aber wird er es überstehen? Sagen

Sie mir, meinen Sie, daß der Ludwig den Schlag überstehen wird?

Leicht gewiß nicht, entgegnete Falk mit einem Seufzer, aber er wird ihn überstehen!

– Ach Sie wissen nicht, fuhr der Pächter fort, was so ein Schmerz bedeutet! Sie sind glücklich! Aber ich, ich fühle ihn mit meinem Sohne und weiß, daß das tief gehn muß! Und ob das tief geht –? hoho –! Das letzte Hoho erstarb in einem dicken Seufzer.

Vater Dippel wußte nicht, um wie viel näher noch Sara's Geschick seinen schweigenden Nachbar anging. Falk ließ ihn in dieser Unkenntniß und hing schmerzensmüde seinen Gedanken nach.

Sehen Sie, begann der Pächter wiederum, der Ludwig war mein Liebling! Ich hab's ihm in frühern Jahren nie gezeigt, vielmehr hab' ich ihn härter gehalten, als die andern Kinder, aber er war mir ganz in's Herz gewachsen. Und als ich merkte, daß seine Augen an dem schönen Mädchen hingen, da ging mir's auch mit Einemmal wie Sonnenschein in meiner alten Seele auf. Wenn er sie bekommen hätte – Gott, es wäre ein zu großes Glück gewesen! Es sollte nicht sein! Aber das Unglück ist zu groß. Ich kenne den Ludwig durch und durch, er ist gesund und kräftig, aber wenn eine solche Natur so zusammenbricht, wie wir's an ihm gesehen haben, da richtet sie sich schwer wieder auf. Wenn sie sich überhaupt wieder aufrichtet! Mit unsern guten Tagen ist's vorbei! Wir lebten so in Frieden! – Und Recht hat der Ludwig auch

immer gehabt. Wenn er mal eine Ansicht gegen mich aufrecht hielt, so konnt' ich mir immer sagen, er thut's, weil er seiner Sache sicher ist. So war's immer – hoho, ob's nicht immer so war! Warum hörte ich nicht auf ihn, als er mich vor dem Schuft da in Neu-Bethesda warnte? Aber ich alter Esel glaubte klüger zu sein, weil ich sein Vater bin! Nun bin ich um viertausend Thaler obendrein geprellt. Ja, wenn das zu einer andern Zeit gekommen wäre! Jetzt mach ich mir Nichts draus, und wenn's dreifach so viel sein müßte. Ich gäb es hin, mein ganzes Vermögen gäb ich hin, wenn ich ihm das Mädchen lebendig machen könnte. Sie wär ein rechter Segen für uns gewesen! Wenn ich mir das so dachte, sie im Hause zu haben, die schönste Schwiegertochter von der Welt, und gewiß auch die beste, und der Ludwig der glücklichste Mensch – ach du allbarmherziger Gott, daß das so hat enden müssen!

Vater Dippel weinte dabei fortwährend seine bittersten Thränen und führte seine Monologe fort, bis sie in den Hof von Buchensee einfuhren.

Sie fanden Gertrud und ihren Vater im Hause. Der Pfarrer Sonderland war Sara im Grunde seines Herzens nicht abgeneigt, nur seine sehr strengen Ansichten in Betreff der Frauen hatten ihn gestern zu etwas harten Aeußerungen über sie vermocht. Jetzt, nachdem er ihre Unschuld, ihr Schicksal erfahren, war er tief bewegt und nahm Antheil an dem allgemeinen Schmerze. – Ludwig konnte kaum von der Leiche getrennt werden. Jetzt, da jede Rücksicht aufhörte, scheute er sich nicht mehr, den

Eltern und Freunden zu zeigen, mit welcher Leidenschaft er sie liebte.

Bertram sagte Nichts. Er fiel neben der Leiche seiner Tochter in eine neue Ohnmacht und wurde in Ludwig's Zimmer niedergelegt. Er schien die Sprache verloren zu haben und saß, nachdem er sich erholt hatte, zusammengebrochen und stumpf in einer Ecke.

Gertrud hatte den ersten Sturm ihres Schmerzes überwunden und war jetzt wunderbar gefaßt. Sie ergriff Heinrich's Hand und zog ihn aus dem Zimmer und in's Freie. Kurze Zeit war vergangen, seit Beide an Edgar's Sterbebette gestanden hatten, und schon wieder fanden sie sich, und zwar an einer viel trostloseren Bahre.

Falk! begann Gertrud, armer, bester Freund, reden Sie ein Wort! Brechen Sie dies furchtbare Schweigen! Ich kann Sie in dieser eisigen Erstarrung nicht länger sehen. Reden Sie, erleichtern Sie Ihr Herz, Sie wissen, daß Sie sich mir wie einer Schwester vertrauen dürfen!

– Was soll ich sagen, Gertrud? Ich habe keine Worte mehr. Dieses gräßliche Ende war zu vermeiden, es lag in meiner, es lag in Sara's Hand. Ein Wort von ihr, und sie stand unter dem Schutze eines Gatten! Das lastet auf mir, und ich kann mich eines Vorwurfs gegen mich selbst nicht erwehren, daß ich mich in den letzten Tagen habe von ihr trennen lassen. Vielleicht wäre sie noch zu gewinnen gewesen – o mein Gott! Gertrud, Sie waren ihre Vertraute, Sie haben sie später gesprochen, als ich, was hat sie Ihnen über mich gesagt?

Gertrud schwieg und wurde ein wenig zurückhaltender. Was sie mit Sara gesprochen, konnte sie ihm nicht vertrauen, ihr eigenes Herz war zu sehr daran betheiligt.

Gertrud! fuhr Falk fort, an Ihnen ist jetzt die Reihe zu sprechen! Martern Sie mich nicht durch Verschweigen, ich kann nach diesen Schicksalen Alles hören!

Wenn es Ihnen eine Beruhigung ist, sagte sie, so will ich Ihnen wiederholen, was Sara selbst Ihnen ausgesprochen hat. Sie wollte nicht – nicht mehr die Ihrige werden. Sie wollte sich selbst von Ihnen verbannen, aber nicht aufhören, Sie zu lieben.

Falk sank auf eine Gartenbank, und die versiegt geglaubten Thränen stürzten mit verzehnfachter Gewalt aus seinen Augen. Weder an Edgar's Todesbette, noch um Sara's Verlust hatte er bisher zu weinen vermocht, und so brach sich der Schmerz jetzt so überwältigend Bahn, daß sein Körper wie von einem Krampfe geschüttelt wurde. Gertrud setzte sich neben ihn, und gemeinsam beweinten sie die geliebte verlorene Freundin.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Den Eindruck, den die Nachricht von Sara's Tode auf Falk's Freunde in der Stadt machte, war furchtbar, wie das Ereigniß selbst. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Schreckensbotschaft unter Bekannten und Unbekannten, zugleich mit der Uebertreibung, daß Stillfried das unglückliche Mädchen ermordet habe. Die plötzliche Aufhebung von Neu-Bethesda schien dies letztere Gerücht

nur zu bekräftigen. Allgemein war das Mitleid. Die Meisten von denen, die noch wenige Tage vorher nach Herzenslust Uebles von Sara gesprochen hatten, warfen sich zu Herolden ihrer Unschuld auf und sprachen begeistert und mit Antheil von ihrer Schönheit, ihrer Bildung, von den schweren Verleumdungen, mit welchen man sie verfolgt hatte. Sara's Ruf war durch das Opfer ihres Lebens wieder hergestellt.

Franziska und Eugenie fuhren in Havelstein's Begleitung sofort nach Buchensee. Die Verlobten hatten trostlose Brauttage. Eugenien leichter Sinn schien verloren, Xaver war in einer Gemüthsverfassung, wie sie selten ein Bräutigam in den ersten Wochen nach seinem Verlöbniß durchgemacht hat. Den Antheil, den seine Mutter an Sara's Unglück hatte, versetzte ihn in ein Gemisch von Wuth und Zerknirschung.

An demselben Tage, da die drei Letzteren aus der Stadt abgefahren waren, fuhr die Generalin am Wintersbach'schen Hause vor. Auch sie hatte bereits von Sara's Tode gehört, und ein unerklärliches Gefühl trieb sie aus ihrer Einsamkeit heraus und unter Menschen. Da sie Niemand zu Hause fand, auch ihren Bruder nicht, kehrte sie schnell nach Havelstein zurück.

Es war gegen Abend, als Franziska, Eugenie, Falk und Xaver am Sarge der Freundin standen. Am folgenden Tage sollte sie beerdigt werden. Rein und edel zeichneten sich die schönen Züge der Todten, keine Spur von

Entstellung war in ihnen zu sehen. Eine erhabene Ruhe, ein tiefer Frieden lag nach all den Kämpfen des Herzens über dem ernsten und noch immer unwiderstehlich schönen Gesicht. Als hätte eine Künstlerhand ihr Haupt in Marmor gebildet, kalt und erstarrt, und doch lebendig im Ausdruck ihres ganzen Wesens. Falk und Ludwig hatten ihr einen Cypressenkranz aufgesetzt. Das prächtige, glänzend schwarze Haar floß ungeflochten und schön geordnet über das kunstvoll gefaltete weiße Gewand, das sie von den Schultern herab bis über die Sohlen umhüllte. Die schönste Statue des Alterthums, eine Sappho, eine Niobe, ruhte in göttlicher Hoheit vor den Augen der schweigend erstaunenden und trauernden Freunde.

Hatte sie nicht auch gerungen mit ihrem Geschick, wie jene Genien, von denen die Dichter alter und neuer Zeit uns sangen? Waren nicht auch ihre schönsten Empfindungen und Handlungen zur Schuld geworden, die sie ruhelos ihrem Verhängniß entgegentrieb? Freilich, sagt der gemeine Verstand, das Unheil hätte vermieden werden können, und der selbst daran Betheiligte klagt, daß er es nicht verhindern konnte. So kann alle Tragödie vermieden werden. Aber wer steht dafür, daß für das hohe tragische Geschick, anstatt des gewähnten Glückes, nicht der kleine Jammer, das niedrige Lebenselend in die Schranken tritt? Das wäre statt des Siegestodes ein langsam aufreibender Kampf und ein Ende in Erschöpfung und Sclaverei. Des Menschen Gemüth, Charakter und Fähigkeiten sind die Mächte, die sein Verhängniß spinnen.

Jeder Geborne ist ein Kämpfer im Leben. Wer groß empfunden, gewollt und gekämpft hat, geht besser groß unter, als daß er klein und unscheinbar seine Tage zählt. Sara hatte großes Glück und großen Schmerz erfahren, denn sie hatte geliebt. Sie hatte gegen ihre und ihres Geliebten Leidenschaft mit überweiblicher Kraft gekämpft, bis die des Letzteren entsagte. Da aber fühlte sie, daß sie nur ein liebendes Weib sei, denn die ihrige wuchs im Kampfe und ersehnte die des Freundes vergeblich zurück. Sie konnte seine aufopfernde Freundschaft nicht mehr annehmen, da sie sich sein Herz entfremdet hatte. Von allen Seiten brachen jetzt Schreckensbilder auf sie ein. Noch einmal vertraute sie der eigenen Kraft, der eigenen Eingebung und stürzte blindlings ihrem Verderben entgegen. Nun war's vorbei. Sie war unterlegen, aber der Edelmuth und die Größe ihres Herzens standen nur um so höher in den Gemüthern derer, die sie liebten. Was an Schroffheit und Härte etwa in ihrem Charakter gewesen, jetzt war es gesühnt und vergessen, und nur das Gute und Schöne an ihr lebte in der Erinnerung ihrer Freunde. –

Während sie noch die Bahre umgaben, trat Frau Dippel ein, mit der Nachricht, daß der Wagen der Generalin vor der Thür stehe. Die Dame lasse Falk ersuchen, zu ihr nach Havelstein zu kommen.

Ich soll zu ihr kommen, ich? fragte Falk verwundert.

– Zu meiner Mutter? rief Xaver. Das ist erstaunlich! Ich werde mit Ihnen fahren.

Nein, lieber Freund, bleiben Sie hier! entgegnete Falk.

– Aber was kann sie wollen?

Vielleicht Wahrheit! Sie soll sie erfahren! Lebt wohl, ich bin zu Nacht wieder hier.

Er nahm seinen Hut und stieg in den Wagen. Daß die Generalin ihn über Sara's Tod vernehmen werde, erwartete er, und zugleich sah er der Art ihres Benehmens dabei mit Spannung entgegen. Es war das Erstemal, daß er einer Unterhaltung mit ihr gewürdigt werden sollte. Denn wenn er sie auch oft in der Nähe gesehen, so war er mit ihr doch nie zu einem Gespräche gediehen. Diese Frau, in ihrer Unweiblichkeit, Herrschsucht und Grausamkeit, war ihm von jeher eine widerwärtige Erscheinung gewesen. Daß daher jetzt Erbitterung und Widerwillen die einzigen Gefühle waren, die er für sie hegte, wird glaublich erscheinen. Doch gesellte sich ihm ein gut Theil von glühender Vergeltungslust dazu, und nur aus diesem Grunde war er ihrer Einladung so schnell gefolgt.

Der Wagen hielt vor dem Schlosse. Falk wurde in das Zimmer der Generalin geführt. Sie stand aufrecht in der Mitte, begrüßte ihn mit einer leichten Kopfbewegung und wies ihm einen Stuhl an. Falk machte die Bemerkung, daß sie blasser als sonst aussah. Ihre großen Gliedmaßen schienen heut noch starrer und eckiger, es lag etwas Fossiles in ihrer Erscheinung.

Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Frau Generalin –? begann Falk, nachdem Beide Platz genommen hatten.

Ja, sagte sie. Ihre Stimme klang tiefer als sonst und verrieth einen Grad von innerer Unruhe. Ich habe von

dem Unfall in Buchensee gehört. Das Frauenzimmer ist – ertrunken?

– Sie haben recht gehört, Sara ist todt.

Ist es wahr, daß ein gewisser Stillfried sie in's Wasser gestürzt hat?

– Es ist nicht anzunehmen.

So hat sie sich selbst ertränkt?

– Keineswegs! Stillfried war die unmittelbare Ursache ihres Todes, doch hatte er nicht die Absicht, sie zu tödten.

Glauben Sie, daß das Mädchen unschuldig war?

– Ich weiß es!

Und Sie wollten sie heirathen?

– Ja, doch was soll diese Frage?

Glauben Sie nicht, daß mein Sohn mit ihr in einem ernstlichen Verhältniß –

– Nur die gemeinste Gesinnung konnte solch einen Verdacht ersinnen! Sara's Ehre war rein, ihr Charakter besser als der jener Nichtswürdigen, die ihren Ruf antasteten!

Die Generalin sah ihn starr an und schwieg eine Weile. – Ihre Hand! sagte sie darauf.

Falk wußte nicht, was sie wollte.

Ihre Hand! rief sie nochmals.

Er reichte ihr seine Hand. Sie legte eine Rolle Geld hinein. Nehmen Sie! rief sie. Begräbnißkosten! Schmerzensgeld! Gehn Sie!

Falk sprang in heftiger Entrüstung auf. Er warf ihr das Geld zornig vor die Füße, daß die Hülle sprang und die Goldstücke durch das ganze Zimmer rollten. Loskaufen

wollen Sie Ihre Schuld? rief er. Mit elendem Golde? Ich verschmähe Ihr Geschenk. Geben Sie es Ihren heimlichen Spionen, Ihren ehrlosen Bundesgenossen! Wenn ich bisher ein nur geringes Maaß von Achtung gegen Sie gehabt habe, so erwerben Sie sich durch diese Zumuthung meine vollkommene Verachtung, meinen Abscheu!

Die Generalin fiel aus den Wolken. Sie war allen Ernstes einem Gefühl von Reue gefolgt, eine dunkle Ahnung ihrer Schuld hatte sie bewogen, irgend ein gutes Werk zu thun. Da sie nun aber von einer solchen Thätigkeit keine rechte Idee hatte, mußte ihr eine Geldbuße als das Nächstliegende und am meisten Angebrachte erscheinen. Das kostete sie kein großes Opfer. Außerdem war Falk ein Plebejer, und somit ein Mensch ohne Charakter, und mußte sich durch ein solches Entgegenkommen außerordentlich geehrt und befriedigt fühlen. Sein Benehmen war ihr daher völlig unverständlich. Sie fuhr in die Höhe und stand vor ihm, eben so groß als er. – Ist der Mensch wahnsinnig? rief sie.

Wahnsinnig! Weil ich nach Recht und Gewissen handle? entgegnete Falk. Haben Sie nie mit Männern von Ehre zu thun gehabt? Sie haben durch Ihr bisheriges Betragen gezeigt, daß Sie sich über jede Stimme des Rechts und Gewissens hinwegsetzen! Hinter Ihrem Stolz, Ihrer Hoffart verbirgt sich eine niedrige, gemeine Gesinnung, Sie haben weder ein Gefühl von Ehre, noch von sittlicher Würde. Sie verlangen Respect von Ihren Umgebungen! Worauf wollen Sie ihn gründen?

Eine solche Begegnung war der Generalin so völlig neu, daß sie mit offenem Munde und wie versteinert dastand. Unerhört! rief sie. Welche Sprache!

– Nicht wie man sie vor einer Dame zu reden pflegt, ich weiß es, fuhr Falk fort, und nicht wie ich es gewohnt bin zu reden! Aber Sie haben sich aller Weiblichkeit so entkleidet, daß Sie eine gemessene Rücksicht nicht mehr erwarten können. Oder war das einer Frau, welche Achtung verlangt, würdig, ein edles unschuldiges Mädchen vor der Welt zu verdächtigen? in so nichtswürdiger Weise zu verleumden? Und durch wessen Hülfe? Eines Menschen, der für sein verbrecherisches Leben den Gerichten überliefert worden ist! Das war Ihr Verbündeter, Ihr Vertrauter, Ihr Helfershelfer! Welchen Anspruch auf Schonung und Achtung können Sie nach einem solchen Bündniß noch machen? Aber ein noch furchtbarerer Vorwurf lastet auf Ihnen. Sie haben mit höllischer Bosheit die ersten Fäden zu der Schlinge gesponnen, welche Sara in's Verderben reißen sollte, Sie tragen die erste Schuld an ihrem schrecklichen Tode, Sie sind, im Bunde mit jenem Verbrecher, Sara's Mörderin! Wenn Ihnen Gott diese Schuld verzeiht, so wird die Welt es nimmermehr, und Schmach und Schande werden Ihnen ein ewiges Brandmal aufdrücken! Sara, die reine, unschuldige Sara, wird durch ihren jammervollen Untergang die allgemeine Liebe und Achtung wieder gewinnen, Sie aber, die sie verderben wollten, werden den Fluch erndten, den Sie gesät haben! Denn es ist der Welt nicht mehr unbekannt,

zu welchen Mitteln Sie gegriffen haben, um sich an Sara zu rächen. Man wird Ihren Namen in dem Prozesse nennen, welchem Stillfried entgegen geht, man wird Ihnen verzehntfacht die Gerüchte zurück erstatten, die Sie erfunden haben. Und Ihre Familie! Haben Sie nie daran gedacht, daß Sie durch Ihr ebenso heimtückisches als boshaftes Treiben auch Kummer und Sorge in das Haus Ihres Bruders getragen haben? Ich stehe den Ihrigen näher, als Sie wissen und begreifen, und habe daher das Recht, Ihnen auch aus diesem Gesichtspunkt Ihr Unrecht vorzuhalten. Da in Ihnen kein mütterliches Gefühl lebt, haben Sie sich Ihren Sohn für immer entfremdet, er hat eine edlere, bessere Mutter gesucht. Mit ihm aber ist der ganze Kreis der Ihrigen von Ihnen abgefallen. Sie haben kein Herz, Sie wollen nur herrschen, und da Sie keine Liebe erwerben können, fühlen Sie sich befriedigt, wenn man Sie fürchtet. Nach Ihren letzten Thaten, Frau Generalin, fürchtet man Sie auch nicht mehr, man verabscheut, man verachtet Sie! Und nun überblicken Sie die Erndte, die Sie eingesammelt haben. Die Welt verdammt Sie und gönnt Ihnen Ihre Schmach; Sie haben keine Familie mehr; Sie stehen einsam da und müßten sich selbst in Ihrer Einsamkeit auf's Tiefste verachten, wenn – in Ihnen ein Gefühl für Recht und Unrecht wäre!

Die Generalin, die es nie für möglich gehalten, daß ein Mensch in dieser Weise gegen sie auftreten könne, saß wie festgebannt da. Sie hatte keine Waffen, ihren Gegner zu bekämpfen. Dazu aber kam, daß diese ungewohnte Sprache mit ihrer schonungslosen Offenheit wie eine

Schreckensmacht auf ihr Inneres einstürmte. Sie hatte schon eine Ahnung ihrer Schuld gehabt, als Falk bei ihr eintrat, und jetzt erwachten in ihrer verhärteten Brust Empfindungen der Wahrheit, gegen die ihr Zorn vergeblich ankämpfte. Sie hätte ihn in ihrer Wuth hinaus werfen, mit Hunden hinaus hetzen mögen. Aber sie vermochte sich körperlich kaum zu bewegen, und eine ähnliche Ermattung schien über ihre geistige Energie gekommen zu sein.

Falk seinerseits fühlte sich auch nicht eben wohl bei diesem Auftritt. Er empfand ein tiefes Unbehagen, daß er, als ein junger Mann, in leidenschaftlichem Unmuth solche Worte an eine ältere Frau gerichtet hatte, eine Frau, die Denen, die er als seine Freunde liebte, so nahe stand. Unzufrieden mit sich selbst nahm er seinen Hut und schritt der Thür zu.

Plötzlich fuhr die Generalin auf. Es war als schüttelte sie eine Last von ihrem Körper ab, und mit drei Schritten war sie an seiner Seite. – Und das Mädchen war unschuldig? schrie sie, indem sie ihn am Arme fest hielt.

Ich sagte es Ihnen! Rein wie das Sonnenlicht! Ihr schönes Leben ist der Bosheit ihrer Feinde zum Opfer gefallen.

– Und Stillfried ist –

Auf dem Wege in's Zuchthaus!

– Was sagt mein Sohn –?

Falk zuckte die Achseln.

– Wo ist er?

Mit seiner Braut und seiner Schwiegermutter in Buchensee, an Sara's Leiche.

Die Generalin versuchte durch das Zimmer zu schreiten, aber ihre Erschöpfung war so groß, daß sie sich an den Tisch festhalten mußte.

Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen, Frau Generalin? fragte Falk, die Hand schon auf dem Thürdrücker.

– Wann wird sie begraben?

Morgen früh um zehn Uhr.

Falk verbeugte sich und verließ das Zimmer. Schon war er auf der Treppe, und der Kammerdiener sagte ihm, daß der Wagen zu seiner Rückfahrt bereit stehe, als er ein Geräusch hörte, wie den Fall eines schweren Körpers. Der Kammerdiener lief an die Thür, und da er ungerufen niemals eintreten durfte, sah er durch das Schlüsselloch. Plötzlich riß er die Thüre auf und stürzte hinein. Die Generalin lag ausgestreckt auf dem Boden. Falk eilte dem Diener nach, und beide trugen sie auf das Sopha. Sie hatte die Augen auf und starrte wie stumpfsinnig vor sich hin. Es wurde weibliche Bedienung herbei geholt, und während der Kammerdiener die im Zimmer verstreuten Goldstücke sorgsam zusammenlas, sah Falk, wie die Generalin sich erholte. Sie nahm eine Tasse Thee, die die Jungfer ihr reichte ohne zu sprechen an. Heinrich entfernte sich unbemerkt, schlug den Wagen aus und machte sich zu Fuß auf den Rückweg.

Es war fast Mitternacht, als er in Buchensee ankam. Alle hatten sich zur Ruhe begeben, nur Xaver und Ludwig warteten seiner noch. Er erzählte was vorgegangen, nicht

ohne eine peinliche Selbstanklage seines eigenen Benehmens. Havelstein ging im Zimmer auf und ab. Lassen Sie das gut sein, lieber Falk! sagte er. Mir ist, als müßte diese ernste Lehre nicht ohne wohlthätigen Einfluß für meine Mutter sein. Der Bruch zwischen mir und ihr ist zwar zu tief, als daß ich ihr mein Herz noch öffnen könnte, aber – wer kann alle Empfindungen der Pietät völlig aus seiner Seele reißen? –

Man war überein gekommen, einen Platz am Ufer, in der Nähe der Stelle, wo Falk und Ludwig die Geliebte an's Land gebracht hatten, zu Sara's Begräbnißstätte zu weihen. Hier sollte sich künftig um einen marmornen Denkstein ein Garten der schönsten Blumen entfalten, und schon hatte der Gärtner den Platz abgesteckt, eine Hecke von hohen Fliederbüschen vorbereitet und die schönsten Rosensträucher ausgesucht.

Gewinde von Laub umgaben für's Erste die Stelle, wo die Reste der Vielgeliebten eingesenkt werden sollten, und die letzten Blumen des Jahres waren zu Kränzen für das Grab gewunden worden. Landleute aus der Umgegend waren bereits in Schaaren um den Platz versammelt, als der Zug aus Buchensee heran kam, der Schullehrer aus Schönsiedel, der eine Art von Gesangverein in seinem Dorfe gestiftet hatte, ließ ein geistliches Lied anstimmen. Der Pfarrer Sonderland weihte den Platz ein und sprach in wenigen guten Worten den Segen über die Entschlafene. Dann wurde der Sarg versenkt, und jede Hand streute Erde über das frische Grab. Die Trauer der

Umstehenden ist nicht zu beschreiben. Eugenie war aufgelöst in Thränen. Ludwig schien bereit, sich dem Sarge nachzustürzen und mußte mit aller Kraft von Falk festgehalten werden. Vater Dippel's dickes Gesicht war vom Weinen noch dicker aufgeschwollen.

Während man Laub und Blumenkränze auf das Grab legte, bemerkte Havelstein den Kammerdiener der Generalin unter den Umstehenden. Er ging auf ihn zu und nahm ihn bei Seite.

Wie geht es meiner Mutter? fragte er.

Sie ist sehr angegriffen – von gestern! entgegnete der alte Diener, indem sein boshaftes Auge nach Falk suchte.

Liegt sie zu Bett?

– Nein, auf dem Sopha.

Warum hast dir sie verlassen, da sie sich unwohl fühlt?

– Sie hat mich selbst her geschickt.

Sie selbst? Wozu?

– Sie wollte in eigner Person zum Begräbniß fahren, und schon stand der Wagen vor der Thür. Da bekam sie eine Schwäche in den Beinen und beschloß zu Hause zu bleiben. Sie befahl mir, dem Begräbniß beizuwohnen und ihr dann den ganzen Hergang genau zu erzählen. Der Herr, der gestern bei uns war –

Was ist mit ihm?

– Er hat laut genug gesprochen, daß ich's hören mußte. Wenn dergleichen noch Einmal geschähe, Herr Baron –

Schweig! Das geht dich Nichts an. Bist du zu Fuß hier?

– Nein, ich habe den alten Korbwagen genommen.

Wo ist er?

– Im Haidekruge.

Ich werde mit dir zurückfahren. In einer Stunde wirst du mich mit dem Wagen aus Buchensee abholen.

Fünfzigstes Kapitel.

Ein trauriger, müßiger Tag folgte diesen trüben Morgenstunden. Xaver war zu seiner Mutter gefahren. Nachmittags fuhr die Präsidentin mit ihrer Tochter nach der Stadt zurück. Falk wollte mit Bertram am andern Morgen nachkommen.

Bertram war in einem Zustande von Zerknirschung, der an Stumpfsinn grenzte und ihn für die ihn umgebende Trauer unempfänglich machte. Er saß in einer Ecke, hörte Nichts, sah Nichts und sprach Nichts. Als ihm Falk begreiflich machte, daß er mit ihm nach der Stadt zurückkehren müsse, schüttelte er mit dem Kopfe. Niemals! sagte er.

Lassen Sie ihm Ruhe! begann Frau Dippel. Wir haben oben ein Stübchen, da mag er einige Tage wohnen, er wird uns keine Last sein. Wenn er wieder zu sich kommt, wird er schon selbst zu seinen Geschäften zurück verlangen, der unglückliche Mensch!

Gegen Abend ging Falk hinaus, um von Sara's Grabe Abschied zu nehmen. Er fand Ludwig an einen Baum gelehnt in der Nähe. Heinrich trat zu ihm und berührte seine Schulter. Ludwig fuhr zusammen und erwachte aus seinem schmerzlichen Träumen.

Es ist gut, daß du mich weckst, sagte er, ich hätte vielleicht die ganze Nacht hier gestanden.

Laß uns auf ein Mittel sinnen, dem übermäßigen Schmerze zu steuern, erwiederte Falk. Wir wollen unsern Verlust nicht vergessen – wie könnten wir das! – aber wir haben die Pflicht, in Arbeit und Thätigkeit uns wieder zu Menschen zu machen. Dies Leben in Schmerzen und Klagen ist ein schattenhaftes Dasein, und ich fühle in diesem Augenblick mehr denn jemals eine Sehnsucht, mich durch Berge von Arbeit hindurch zu graben. Mir ist als hätte ich ein neues Leben zu beginnen.

Du sprichst meine Gedanken aus, sagte Ludwig. An diesem Hügel endet mein bisheriges Leben. Das neue wird ein anderes sein, ein unbekanntes, gewiß mühevolles, ein Leben der Kämpfe und Anstrengungen. Ich heiße es willkommen und will die Arme rühren und den Schweiß der Tageslast vor Nacht nicht von meiner Stirn trocknen. Ich gehe nach Amerika!

– Ludwig, das ist weit! Glaubst du nicht auch in Deutschland einen Boden zu finden, deine Kräfte in rastloser Anstrengung zu üben?

Auch du suchst das Ziel deiner Wünsche in der Ferne, Heinrich, dich zieht die Kunst nach Italien. Mich, den Landbauer, treibt die Sehnsucht, eine noch rohe, unbesiegte Natur durch heiße Arbeit und Entbehrung zu unterjochen. Hier im ruhig geordneten Leben unsrer Tage würden meine Gedanken stets an diesem Grabe sein. Zwar das werden sie auch drüben, aber der Anblick der alten Orte, der Verkehr mit den alten Menschen wird

mich nicht martern und verweichlichen. Und kurz, ich will in die Welt, habe noch Nichts von ihr gesehn. Drüben überm Meere werde ich allein sein oder mir wenige starke Gesellen zu Kampfgenossen suchen. Ich will die Bäume selbst fällen zu meiner Blockhütte, an der rohen, ursprünglichen Natur neue Kenntnisse der Landwirthschaft sammeln, die Thiere des Urwaldes jagen, mich vor Menschen hüten und mich in sie schicken lernen. Unser Leben ist mir, für meine jetzige Lage, zu zahm, zu eintönig. Ich brauche gewaltige Anstrengung, meine Natur will endlich einmal toben und rasen! In unserm gesitteten, kaltsinnigen Vaterlande bin ich verloren, die rauhe Wildniß drüben wird mich zur Ruhe bringen.

– Ich verstehe dich vollkommen, Ludwig, und kann deinen Entschluß nicht mißbilligen. Aber dein Vater –?

Die Trennung wird ihm schwer werden, schwer, wie mir selbst! Ich habe seinen Schmerz um mich gesehen – die treuen Alten werden mich vermissen, aber nicht entbehren. Mein Vater ist noch rüstig und hat zur Aushülfe einen meiner jüngeren Brüder. Und von dir, du treuer, einziger Freund, würde mich unter allen Umständen trennen! Ich würde zu dir sagen, komm mit mir! Aber weiß du findest drüben Nichts für dich, wie ich in deinem Lande der Kunst Nichts fände, was ich jetzt nöthig habe.

– Und so ist es eine Trennung für das ganze Leben, die wir an diesem Grabe beschließen?

Für lange, Heinrich! Ob für ein Leben? Wer kann das jetzt voraussehen? Aber wir trennen uns nur äußerlich,

unsere Herzen bleiben verbunden. Und wenn deine Gedanken bei der theuren Entschlafenen sind, dann weißt Du, daß sie den meinen begegnen. Im Tode dürfen wir sie beide lieben, und mit gleicher Güte wird ihr verklärtes Bild auf uns beide herab blicken. In unserer Liebe zu ihr werden wir Eins bleiben, ob auch Länder und Meere zwischen uns liegen!

Arm in Arm kehrten die Freunde nach dem Pachthofe zurück. –

Am anderen Morgen fuhr Falk allein nach der Stadt. Er trat in seine Werkstatt. Ihm war's als müßte er einpacken, um fortzuziehen. Sara's Bild stand auf der Staffelei. Er fühlte das Bedürfniß, es einige Zeit zu verbergen, denn immer wieder mußte er zu demselben zurückkehren und lief Gefahr, in eine kummervolle Schwermuth zu versinken. Den ganzen Tag durchkramte und ordnete er seine Mappen und Papiere. Alles schien ihm neu, und hundertmal erwachte ihm der Wunsch, diese oder jene Skizze auszuführen. Und doch war er unruhig, und seine Gedanken strebten hinaus über die enge Werkstatt in die Weite.

Wie gern wäre er schon morgen nach Italien, seinem gelobten Lande, abgereist! Aber seine Baarschaft war sehr zusammen geschmolzen. Er hatte seit Monaten Nichts verdient, da persönliche Verhältnisse alle seine Zeit in Anspruch genommen hatten. Er sah voraus, daß er noch manches Porträt werde malen müssen, ehe er an die Ausführung seiner Wünsche denken könnte.

Während er in solchen Gedanken verloren war, stürmte Havelstein aufgeregt und mit geröthetem Gesicht in die Werkstatt und flog ihm an die Brust. Falk wußte nicht, was diese überschwängliche Begrüßung bedeuten solle.

Falk! rief er, sein Sie gesegnet! Nein, sei *du* gesegnet! Denn von heut an darf kein Rückhalt der Förmlichkeit mehr zwischen uns bestehen! Du hast mehr für mich gethan, als ich dir mein Leben lang vergelten kann!

– Ich begreife nicht, lieber Havelstein, sagte Heinrich, was ich heut gerade für Sie – für dich –

Du hast mir meine Mutter wieder gegeben! Mensch, Junge, was hast du ihr gesagt? Sie ist wie umgewandelt! Doch was du ihr auch gesagt hast – ich mag's nicht wissen – ein neues Leben liegt vor mir! Ich war bei meiner Mutter, sie hat mir zum Erstenmal gezeigt, daß ich eine Mutter habe. Ist es möglich! Sie bat mich um Verzeihung, sie weinte – Falk, Falk! Die Generalin hat geweint und mich an's Herz gedrückt – wissen Sie, was das sagen will? Sie hat mich ihren Sohn genannt, mich gebeten, sie nicht zu verdammen, sie nicht zu verlassen! O mein Gott, ich bin der glücklichste Mensch von der Welt!

Glauben Sie nur nicht, warf Heinrich ein, daß das veränderte Wesen der Frau Generalin seinen Grund in der Unterhaltung mit mir habe! Wie könnte auch eine Umwandlung so plötzlich –

– Keine »stolze Bescheidenheit«, Falk! Sie sind und bleiben der Urheber dieses Meisterstückes. Und ist sie noch zu keiner völligen Umwandlung gelangt, so habe

ich doch einen Anfang davon gesehen. Freilich, so eingerostete Vorurtheile schwinden nicht mit Einemmal, und der Versuch, sie mit Gewalt zu brechen, ist eine Operation, bei der es sich meist um Tod oder Leben handelt. Aber Ihnen – dir ist das Außerordentliche gelungen. Thränen und Nachgeben bei der Generalin sind wie ein Wunder anzusehen und deuten auf eine vollkommene Wiedergeburt. Sie bot mir an, unbeeinträchtigt in Havelstein zu wohnen und das Gut selbst zu übernehmen. Sie wollte sich nach Dunkelheide oder in eine Stadtwohnung zurückziehen, um mich nicht mehr zu stören. Ich bekämpfte natürlich diese Entschlüsse und drang darauf, daß wir in Eintracht zusammen blieben. Und es wird gehen, ich hoffe es wird gehen! Wie glücklich bin ich um Eugenien's willen. Komm mit zu Wintersbach's, ich muß Sie – dich meiner Braut und den Eltern als meinen, als unseren Wohlthäter vorstellen! Junge, ich muß dich immer wieder umarmen! Was kann ich für dich thun, um dir meinen Dank zu beweisen! Ich bin toll vor Glück, verrückt vor Freude!

Havelstein's Freude war in der That grenzenlos, und Falk konnte vor Umarmungen und Herzensergießungen nicht zu Worte kommen.

Da trat der Postbote ein und überreichte Heinrich einen Brief. Er erkannte die Handschrift seiner Mutter. Rasch erbrach er das Siegel und las. Havelstein sah ihn erbleichen und auf einen Stuhl sinken.

Ein Unglück? rief er theilnehmend. Was ist begegnet?

– Meine arme Mutter ist abgebrannt!

Ja, Frau Lisetten's Häuschen lag in Schutt und Asche. Sie hatte ein Stübchen vermiethet, der Miether, der nachlässig mit dem Licht umgegangen, war Schuld an dem Unglück.

»Mir selbst ist Nichts geschehen, schrieb die Mutter, ich bin heil davon gekommen, aber gerettet haben wir Nichts, als das nackte Leben. All mein Weniges ist dahin, und ich habe es herzlich beweint, aber ich bin ruhig. Nun aber, mein guter Sohn, wende ich mich an dich, und ich thue es gern, denn ich weiß, daß du mir auch gern hilfst, wenn du sonst für mich Etwas übrig hast. David Paff hat mir für's Erste ein Stübchen abgetreten, mir und der Louise, denn die habe ich auch noch bei mir. Schreibe bald, oder komm, wenn du kannst, denn ich fühle mich mit Einemmal so allein hier, wie noch nie, und sehe dir mit rechter Sehnsucht entgegen!«

O mein Gott, die arme gute Mutter! rief Falk. Heut Abend noch reise ich ab, und kann morgen schon bei ihr sein. Aber muß dies Unglück auch gerade jetzt geschehen! Jetzt, da ich –!

Nun, lieber Freund, entgegnete Havelstein, es ist allerdings ein betrübender Fall, aber da deine Mutter gerettet ist, und selbst keinen gar zu großen Werth auf den Verlust ihres Eigenthums legt, so steht die Sache nicht so schlimm. Du holst sie eben ab, und behältst sie bei dir!

– Das versteht sich, aber dennoch – du weißt nicht, wie es gerade im Augenblick um mich steht. Ich habe in der letzten Zeit keine Einnahmen gehabt. Meine Baarschaft

reicht kaum aus, die Reisekosten hin und zurück zu bestreiten, zumal da das Mädchen, das sie bei sich hat, doch auch mit kommen muß –!

Falk! Ich würde zu dir sagen, verfüge über meinen Geldbeutel, über mein ganzes Vermögen, wenn ich nicht wüßte, daß du nicht ohne Hülfsquellen sein kannst. Betrachte mich durchaus als deinen Schatzmeister, wenn es nöthig ist, aber – ich begreife nicht –

– Ich danke dir, lieber Freund, gestehe dir aber, daß ich fremde Aushülfe nur höchst ungern annehmen würde, jetzt, da ich seit Jahren von dem Ertrage meines Fleißes gelebt habe. Laß mich für's Erste einen Versuch machen – ich will mit meiner Skizzenmappe zum Kunsthändler gehen.

Aber, Mensch, du hast ja Geld, du mußt ja Geld wie Heu haben!

– Täuschung! Ich sage dir ja, ich habe seit Monaten kein Porträt gemalt.

Das kann sein – aber hat Onkel Wintersbach dir denn nicht eröffnet –?

– Was soll er mir eröffnet haben?

Er hat keine Unterhaltung in – in großem Styl mit dir gehabt?

– In großem Styl? Wahrhaftig, wenn mir jetzt lächerlich zu Muthe wäre, ich würde lachen! Ich verstehe dich nicht.

– Und ich verstehe meinen Onkel nicht. Aber komm nur jetzt ohne Umstände mit zu Wintersbach's – um Abschied zu nehmen, da du heut Abend zu deiner Mutter reisen willst! –

Sie gingen. Die Präsidentin war mit ihrer Tochter allein. Havelstein flüsterte ihr ein paar Worte in's Ohr. Sie nickte.

Gut, daß du da bist, Heinrich, sagte sie. Mein Mann hat etwas Wichtiges mit dir zu sprechen. Sie nahm seinen Arm und führte den Verwunderten in das Zimmer des Präsidenten.

Willkommen, lieber Falk! rief er, indem er ihm die Hand reichte. Setzen Sie sich zu uns! An einem Begräbnißtage trennten wir uns und nach neuem schrecklichem Verluste sehen wir uns wieder! – Herr von Wintersbach seufzte. Lassen wir Vergangenes vergangen sein, fuhr er fort, und sprechen wir von einem Geschäft. Schon am Begräbnißtage meines Edgar wollte ich Ihnen eine Mittheilung machen, doch wir wurden unterbrochen. Sie haben an meinem Sohne so edel und aufopfernd gehandelt, daß Sie von nun an in meinem Herzen in alle seine Rechte eintreten. Dies hat auch Edgar gefühlt und Sie, der Sie ihm so theuer waren, zu seinem Nachfolger eingesetzt. Hier ist sein Testament, in welchem er Sie zu seinem Erben erklärt.

Falk erschrak in innerster Seele. Er glaubte falsch verstanden zu haben und sah bald den Präsidenten, bald Franziska fragend an. Keines Wortes mächtig starrte er auf das Papier, das der Erstere ihm reichte.

Betrachte es als das letzte Zeichen des Dankes, als eine liebevolle Erinnerung des Abgeschiedenen! nahm Frau von Wintersbach das Wort. Weil er selbst nicht mit dir nach Italien reisen konnte, wollte er dir die Möglichkeit sichern, die Reise allein anzutreten. Er verfolgte mit innigstem Antheil dein künstlerisches Streben, er wollte dir auch noch nach seinem Tode zu deiner allseitigen Ausbildung behülflich sein.

– Aber mein Gott – wie darf ich? stotterte Falk. Edgar's Vermögen gehört seiner Familie – ich bitte um Verzeihung, wenn ich in meiner Verwirrung falsch verstehe –!

Ich kann mir Ihr Bedenken wohl erklären, lieber Freund, entgegnete der Präsident. Doch bitte ich Sie diese Erbschaft nur so aufzunehmen, wie sie gegeben ward, nach es als den Ausdruck eines dankbaren Herzens, das Zukunft und Ihr Streben auch äußerlich unbeeinträchtigt zu wissen wünscht. Edgar besaß von mütterlicher Seite ein kleines Vermögen von sechzigtausend Thalern, über welches er seit seiner Mündigkeit vollkommen Herr war. Er durfte daher in seinem Testamente frei darüber verfügen. Es ist wenige Wochen her, daß mein Sohn mich zu sich rufen ließ und mir den Plan mittheilte, zu Ihren Gunsten zu testiren. Ich stimmte mit ganzem Herzen in seinen Entschluß ein, und noch an demselben Tage wurde dem Testamente die rechtliche Form gegeben. Daß ich meinen Edgar nicht mehr lange behalten würde, sah ich voraus, aber freilich ahnte ich nicht, daß ich ihn so bald würde zu betrauern haben. Doch es war gut, daß wir den

günstigen Augenblick benutzten, um das ernste Geschäft in Ordnung zu bringen. Unser treuer alter Joseph erhält ein Legat von zehntausend Thalern, die Geschwister, sonstigen Angehörigen und Freunde die hier verzeichneten Bücher und Kunstgegenstände zum Andenken, der Rest ist *Ihr* Eigenthum. Finden Sie sich immerhin in Ihren plötzlichen Reichthum, mein lieber Freund! Machen wir kein öffentliches Gerede davon, sondern betrachten wir es als unser Familiengeheimniß.

Heinrich saß noch immer stumm und traute seinen Ohren nicht. Sein erster Gedanke war an seine Mutter, aber dennoch, das Bewußtsein, plötzlich in den Besitz eines Vermögens zu gelangen, das ihm unermeßlich däuchte, und zwar seinen Reichthum unter so traurigen Bedingungen anzutreten, lastete förmlich auf ihm.

– Verzeihen Sie mir, rief er, ich komme mir unwürdig vor, mir ist's als beginge ich einen Raub an Ihrem Hause, als dürfte ich es nicht annehmen! Ich darf nicht, nein, ich darf nicht –!

Da stürmten Eugenie und Havelstein Hand in Hand in's Zimmer. Weiß er's endlich? fragten sie aus Einem Munde.

Er weigert sich! sagte Franziska.

Weigert sich? rief Xaver. Er muß es thun, er ist dazu verpflichtet! Will er sich immer für Andre aufopfern, und niemals an sich denken? Er soll theilen mit uns, was wir haben, er soll unser sein, unser Freund, unser Bruder!

Ja, unser Freund, unser Bruder! fuhr Eugenie fort, indem sie ihrem Bräutigam nachahmte und Falk um den

Hals fiel. Er hat Xaver eine Mutter wieder gegeben! Erzähle, Xaver, erzähle!

Während Havelstein mit überstürzender Eile von der Umwandlung der Generalin berichtete, starrte Falk auf das verhängnißvolle Schriftstück, das er in seinen Händen hielt. Da fielen seine Augen auf die Worte: »Meinem geliebtesten, theuersten Freunde und Bruder Heinrich Falk, der allen Schmerz mit mir getragen und mir die letzten Tage meines Lebens erleichtert hat – –.« Das Blatt fiel ihm aus den Händen, und Thränen stürzten aus seinen Augen.

Falk! rief der Präsident, Gott segne Sie! Sie haben viel, unendlich viel für uns gethan! Ersetzen Sie mir nun noch den Verlorenen! An Ihnen haftet seine Liebe. Sein Sie mein Sohn, und betrachten Sie dies Haus als Ihr Vaterhaus!

Er breitete seine Arme aus, und Heinrich warf sich weinend an seine Brust. Auch Franziska umarmte ihn, den sie schon seit seiner Kindheit ihren Sohn nannte.

– Nun aber, rief Havelstein, heraus mit dem Briefe deiner Mutter!

Falk erzählte von dem Unglück, das Mutter Lisette betroffen hatte.

Noch an demselben Abend begab er sich auf den Bahnhof, um nach Dietharz zu reisen.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Drei Monate darauf stürmte der mürrische deutsche Winter mit seinem unfreundlichsten Schneegestöber über die Stadt hin. Der Garten um Falk's Wohnung liegt tief verschneit da, nur ein schmaler Fußweg führt durch den Schnee von der Gartenpforte zur Hausthür. Aber vor der Saalthür hat der Wind die Winterflocken zu einem hohen Kissen zusammen getrieben, und sein Fußtritt zeigt, daß hier aus und eingegangen werde. Auch die Fensterladen sind zu, und so muß es wohl kalt, finster und unbehaglich in der sonst so freundlichen Werkstatt sein. Treten wir aber in das Wohnzimmer unsres Helden, so empfängt uns eine sehr behagliche Wärme, und wir befinden uns in einer sauberen wohnlichen Ordnung. Das Zimmer hat ein verändertes Aussehn. Früher merkte man ihm die Junggesellenwirthschaft auf den ersten Anblick an, da waren allerhand Blätter an die Wand genagelt, und allerhand Gegenstände, die keinen bestimmten Platz hatten, trieben sich überall umher. Jetzt aber sieht man, daß Frauen hier wohnen. Aller müßige künstlerische Hausrath ist an die Seite gebracht, und Wände und Möbel sind zierlich und sorgsam erhalten. Ueber dem Sopha hängt Sara's Bild, darunter Heinrich's Porträt in Kreide, und ein paar Gemälde unsers Helden aus früherer Zeit, die er sonst behutsam zu verstecken pflegte, prangen in Goldleisten an der Wand. Auf dem Teppich vor dem Sopha schläft eine weiße Katze, und ein Kanarienvogel schmettert vergnügt in seinem Käfig. An jedem der

beiden Fenster steht ein Nähtisch, und daran sitzen, umgeben von großen Stücken Leinwand, Mutter Lisette und Louise.

Beide rühren fleißig ihre Nadeln und schweigen lange Zeit. Endlich beginnt Frau Lisette: Nein, das schneet doch, als wollte der ganze Himmel herunter! Ich wünschte, wir wären erst über den Februar hinaus. Und *der* schreibt aus Rom, daß es warm wäre, wie im Sommer, und daß dort die Rosen in Blüthe ständen!

Aber wir haben doch auch schon ein Stückchen Frühling am Fenster, sagte Louise, indem sie sich zu den Hyazinthen und Tazetten hinüber beugte, die an ihrem Fenster blühten.

Ja das ist wahr, Louis'chen! fuhr Frau Lisette fort. So früh im Jahre hab' ich sonst auch keine Blumen gehabt. Es ist Alles besser in diesem Winter, als es in den bisherigen war, jetzt, da ich dem Heinrich gefolgt bin. Wenn mir das Häuschen nicht überm Kopfe abgebrannt wäre, ich glaube ich hätte Dietharz mein Lebtag nicht verlassen. Und doch war mir's oft so einsam da, vorzüglich im Winter. Wenn man alt wird, da ist einem eine Tochter recht nöthig. Jetzt da ich dich hab, Louis'chen, weiß ich erst, was mir oft gefehlt hat!

– Sie sind so gut, so liebevoll! Auch ich weiß jetzt erst, was eine Mutter ist!

Na, Kind, wir bleiben auch bei einander! Aber denke nicht, daß ich mir früher gewünscht hätte anstatt des Heinrich eine Tochter zu haben. Gott bewahre mich! Ich kann mit dem schon zufrieden sein, und ich fühle mich

jetzt glücklich, daß ich auf seine Anordnungen eingegangen bin. Anfangs, da er mich mit nach der Stadt nahm, wurde mir etwas bange. Ich kenne hier die Straßen und Häuser von meiner Jugend her, und ich dachte an die Treppen und die hohen Wohnungen. Wenn man fünfundzwanzig Jahre auf ebner Erde gewohnt hat und soll dann noch drei oder vier Treppen steigen, dann glaubt man, man müßte beim ersten Schritt durchbrechen, oder es wird einem schwindlig zu Muthe. Nein, was mußte ich lachen, als mir der Heinrich eine prächtige Wohnung zeigte, in die ich ziehen sollte! Der gute Junge, er hätte mich gleich wie eine große Dame einlogiren mögen! Aber ich brauchte nur seine eigne Wohnung zu sehen, da wußte ich, daß ich hierher und nirgend anderswo einzöge. Hier bin ich fast wie in Dietharz und kann im Sommer aus der Stube gleich in den Garten. Und zumal da Er hier gewohnt hat! Nun wünschte ich mir nur noch Eins – ach Gott, man ist wahrhaftig unbescheiden!

– Und das wäre?

Daß er nicht gar zu lange in dem weiten Italien bliebe und bald eine gute Frau bekäme!

Louise wandte, ohne Etwas zu sagen, ihre Augen nach Sara's Bilde. Frau Lisette folgte ihrem Blicke und sagte: Ja ja, die hat er lieb gehabt! Ach meine arme Sara! – Die wird er nicht so bald vergessen, und so mag's mit dem Heirathen auch noch gute Wege haben. Weißt du, Louis'chen, ich möchte doch wissen, wie es mit dem Bertram drüben in Schönsiedel steht?

Louise war über die Verhältnisse, welche einen großen Theil unsrer Erzählung ausfüllten, durch Frau Lisette genugsam unterrichtet. – Der Herr Pfarrer aus Schönsiedel erzählte ja, als er neulich bei uns war, entgegnete sie, daß jener Anfall von Irrsinn sich nicht wiederholt habe. Er wohnt still und zurückgezogen in dem Häuschen, das Ihr Sohn ihm gekauft hat. Er schnitzt Blumenstöcke für den Garten, der das Grab seiner Tochter umgeben soll.

– Ach, Kind, wenn die Stöcke alle angewendet werden sollten, dann würde die ganze Gegend wie ein Bohnenfeld aussehn!

Er hat ja auch noch die Drechselbank.

– Ja freilich, und drechselt allerlei Zeug, dem man nicht ansehn kann, was es vorstellen soll. Ich habe gar Nichts dagegen, daß der Heinrich vollkommen für den Unglücklichen gesorgt hat, aber da der Bertram wieder bei Verstande ist, könnte er auch etwas Nützliches thun. Ein Mensch, der gar Nichts versteht, als Brod verzehren, mit dem kann ich mich nicht verstehen. Gott verzeih mir, wenn ihm Unrecht thue! –

Die Arbeit, welche Frau Lisette und Louise vorhatten, war für Eugenien's Ausstattung bestimmt. Falk hatte seine Mutter zwar so gestellt, daß sie für alle Zukunft von der Arbeit ausruhen konnte, aber die fleißige Frau vermochte es nicht müßig zu gehen, und so hatte ihr die Präsidentin gern einen Theil des Linnenzeuges anvertraut. Louise wohnte bei ihr. Das junge Mädchen ging der guten Alten wie eine Tochter zur Hand. Obgleich Falk auch sie

in die Rente, die er seiner Mutter ausgesetzt, hatte einschließen wollen, wies sie doch jede Geldunterstützung von sich und arbeitete auf Tagelohn. Schon hatte sie ein Sümmchen erspart und es ihren unwürdigen Eltern übersendet.

Louise war eine ernste, etwas verschlossene Natur. Nie in ihrem Leben hatte sie ihr Herz einem Menschen so eröffnet, wie dem Sohne ihrer neuen Mutter. Die schnelle Wendung ihres Lebens, die durch ihn hervor gebracht worden war, erfüllte sie mit dem Gefühl eines grenzenlosen Dankes. Allein es war ihr nicht gegeben, sich wortreich darüber auszusprechen. In einem ihrer Blicke aber, im Ton ihrer Stimme sprach sich, wenn die Rede auf ihn kam, mehr aus, als eine Ergießung in Worten hätte sagen können. Denn, gestehen wir es nur, es war nicht bloße Dankbarkeit, die sie für ihn empfand, auch ihr Herz sprach ein wenig zu seinen Gunsten. Freilich war sie sich völlig bewußt, daß ihre Neigung immer eine verborgene bleiben müsse. Sie wollte auch Nichts weiter, als ihn aus der Ferne verehren, ihre Ruhe wurde durch den Gedanken an ihn nicht getrübt, ihre Seele war stark genug, ihren Empfindungen eine feste Grenze zu setzen. Sie fühlte sich glücklich dabei, und bei der Entschiedenheit ihre Charakters war anzunehmen, daß sie von ihm niemals ein anderes Glück erwarten würde.

Der Winter verging, und im Frühjahr wurde Eugenien's Hochzeit gefeiert. Die Neuvermählten zogen nach Schloß Havelstein.

Mit der Generalin war in der That eine große Veränderung vorgegangen. Sie hatte die Geschäfte an ihren Sohn abgegeben. Schon ihr körperlicher Zustand machte dies nöthig, denn sie litt seit einiger Zeit sehr an der Gicht. Sie war zwar keine zärtliche oder liebenswürdige Mutter, aber sie ließ den Sohn gewähren, denn sie fühlte sich besiegt, vollkommen besiegt. Xaver seinerseits war ganz Dankbarkeit gegen sie und hielt darauf, daß seine junge Frau jede Pflicht der Schwiegertochter gegen die Generalin erfüllte. Eugenien's Eintritt in die Ehe war daher nicht so glänzend und zauberhaft, als sie es sich in früherer Zeit gedacht hatte. Sie fürchtete die Generalin, sie mußte sich, in Einem Hause mit ihr wohnend, manchem Zwang unterziehen, und dies wirkte vortrefflich auf Ihren Charakter. Sie wurde gesetzter, und als sie nach einem Jahre Mutter geworden war, schien sich ihre rücksichtslose Flatterhaftigkeit einigermaßen verloren zu haben. Zwar jubelte ihr Herz noch immer, wenn sie von ihrem Gatten aus der Eintönigkeit des Landlebens auf ein par Tage in die Zerstreuungen der Stadt geführt wurde, aber sie liebte ihren Mann, so weit sie zu lieben vermochte, und kehrte ohne Sträuben mit ihm nach Havelstein zurück. –

Nachdem ein Jahr vergangen war schrieb Falk, daß er Rom verlassen werde, um sich weiter in der Welt umzusehen. Dann kamen Briefe aus Aegypten, dann aus Griechenland. Von hier aus schrieb er, daß er die Inseln des ägäischen Meeres besuchen wolle, um darauf Kleinasien zu bereisen. Endlich kam ein Brief aus Jerusalem, worin er meldete, daß seine Reise nun nach Italien zurück gehe.

Mutter Lisette brachte diesem ausgedehnten Umherschweifen ihres Sohnes nur geringe Sympathieen entgegen. Und wenn Franziska ihr erklärte, daß er diese Reisen zu seiner künstlerischen Ausbildung unternehme, dachte sie: Er ist gebildet genug, und wenn das so fortgeht, dann werde ich ihn vor lauter Bildung gar nicht mehr verstehen! – Ein besonderes Vorurtheil hatte sie gegen die griechischen Inseln, überhaupt gegen Inseln. Sie dachte es sich ganz schrecklich, auf einem kleinen Fleckchen Erde zu stehen, rings umgeben von Wasser. Der Präsident hatte ihr eine Landkarte geschickt, aber das machte ihre Sorgen nur noch schlimmer. Denn diese Inseln waren so entsetzlich klein, manche kaum so groß als ein Stecknadelkopf, daß sie eine wahre Angst ausstand. Zwar wußte sie wohl durch Louisen's und Franziska's Erklärungen, so wie aus ihres Sohnes Briefen, daß da Berge und Thäler, Dörfer und Städte zu finden wären, aber sie wurde darum nicht ruhiger. Was hat er nun, sagte sie, auf einer Insel, wie – Cretaka, zu thun, wo der alte König mit seiner treuen Gemahlin und seinem braven Sohne gelebt hat? Der alte Herr – wie heißt er doch? Der Udyssus, ist lange todt, die ganze Familie ausgestorben. Ja, wenn sie noch lebten, und er Zutritt bei der rechtschaffenen Herrschaft bekäme, so wüßte man ihn wenigstens in guten Händen. Aber wer weiß, wie die Nachkommen sind? Na, und wenn der Heinrich blos Gräber suchen will, so kann er sie wahrhaftig näher finden. Wenn er nur erst glücklich wieder an ordentlichem Strande wäre! Ich weiß wohl, er hat seit frühester Jugend immer den Drang gehabt, in

die Welt hinaus zu schweifen, aber diese Sucht nach Inseln, die muß ihm doch erst in jüngster Zeit gekommen sein! – Die Furcht vor Inseln ging sogar in Frau Lisetten's Träume über. Sie sah ihren Sohn auf einer hübschen Insel stehen und war ziemlich beruhigt, denn es war ein großes Stück Landes. Aber zu ihrem Schrecken wurde die Insel immer kleiner. Plötzlich war sie nicht mehr größer als die Stube, und dann nur noch so groß wie die Tischplatte, und jetzt kaum wie ein Teller – Gott im Himmel! und der tollkühne Junge tanzte auf Einem Beine auf diesem gefährlichen Boden! Mit einem Angstschrei wachte sie auf. Louise wußte sogleich, daß sie wieder von Inseln geträumt habe, und beruhigte sie mit der Versicherung, daß Heinrich längst in Kleinasien sei. – Aber auch mit Kleinasien konnte sie sich nicht befreunden, es kam ihr so klein vor, und wer weiß, am Ende war's auch eine Insel, und er verheimlichte es ihr nur, um sie nicht zu ängstigen. Als er ihr aus Jerusalem schrieb, wurde sie sehr andächtig. Sie nahm die Bibel und begann darin zu lesen. Aber es war merkwürdig, so oft sie das Wort Jerusalem las, däuchte es ihr, als müsse nun bald der Name ihres Sohnes kommen, der sich ja doch dort aufhielt. Sie tadelte sich selbst über diese Thorheit, legte aber doch, zum Erstenmal nicht ganz befriedigt, ihre Bibel aus der Hand. – Auch von Aegypten hielt sie gar nicht viel, trotz der Schilderungen Heinrich's. Bei den Pyramiden fing sie wieder an, sich zu ängstigen. Sie kannte nur jene Pyramiden, welche sie auf dem Weihnachtsmarkte

gesehen hatte, und so dachte sie sich auch die ägyptischen als große Holzgerüste mit grünem und Goldpapier umwickelt. Wenn nun so ein Gerüst einmal zusammenbräche, gerade wenn der Heinrich im Hinaufklettern wäre! Das Holz mußte ja nach so viel Jahrhunderten ganz morsch sein! – Die Reise durch die Wüste war ihr nun gar entsetzlich. Diese Hitze, und dieser Sand! Da gab es weder Weg noch Steg, und wenn man sich verirrte, war man dem Hungertode preis gegeben. Sie nahm ernstlich die Frage in Erwägung, ob es wohl noch manchmal Manna in der Wüste regnen möge? Und als sich ihr einst im Traume der Begriff des Manna als einer Art von Buttersemmeln festgestellt hatte, fühlte sie sich einigermaßen beruhigt. Aber ihren Sohn auf einem Kameele reitend zu wissen, war ihr kein angenehmes Bild. Sie sah eine Tages einen Bärenführer auf der Straße, der neben seinem tanzenden Petz und einigen Affen auch ein derartiges geduldiges Wüstenthier am Seile führte. Der Mensch hatte eine rothe Jacke an und eine phantastische Mütze auf. Die Befürchtung, ihr Sohn möchte eines Tages in ähnlichem Aufzuge zu Kameele angeritten kommen, brachte sie längere Zeit zur Verzweiflung. Endlich war auch das zweite Jahr seiner Reise vergangen, und als sie wieder einen Brief aus Rom erhielt, war sie bei Weitem getrösteter. –

Aber nicht allein an seine Mutter und in das Wintersbach'sche Haus gelangten Briefe unseres Helden, sondern mit der Zeit auch nach Schönsiedel. In den ersten Monaten hatte er Gertrud nur grüßen lassen, nach einem

Vierteljahr aber erhielt sie den ersten Brief. Noch ehe sie ihm geantwortet hatte – es waren wieder ein paar Monate vergangen, bekam sie den zweiten. Bald kamen seine Briefe häufiger, und mit der Zeit war es Gertrud, welche die eingehendsten Schilderungen seines Lebens, seiner Studien, seiner Reisen und Abenteuer erhielt. Es verging kein Monat, daß sie nicht ein Schriftstück von einem Dutzend Bogen aus der Ferne bekam. Anfangs aus Rom, dann aus Athen, aus Smyrna, aus Jerusalem, aus Alexandria, aus Sicilien. Es waren vollständige Tagebücher. Gertrud lebte und webte in diesen seinen Schilderungen. Sie wußte sich Karten und Bücher zu verschaffen, verfolgte seinen Weg und reiste mit ihm umher. Der Ton dieser Briefe an Gertrud war derartig, daß sie dieselben getrost Jedem vorlesen oder zeigen konnte. Es sprach sich Nichts von Leidenschaft darin aus, Nichts von brennender Sehnsucht, sie wiederzusehen, es waren Briefe, wie sie ein Bruder seiner auserkorenen Lieblingschwester schreibt. Gertrud fühlte sich darüber durchaus glücklich. Es war ihr ein Festtag, wenn ein neuer Brief ankam, und eine Freudenstunde, wenn sie die früheren von Neuem las, aber auch sie wurde nicht zu leidenschaftlicheren Empfindungen fortgerissen. Sie wußte, daß er einst wiederkehren werde, wollte aber um Alles nicht, daß er die Zeit seiner Studien abkürze. Und so schrieb sie ihm zurück, wie eine Schwester, einfach, heiter und zufrieden, nur nicht so häufig und nicht so umfangreich in ihren Schilderungen. Sie erzählte von den kleinen Ereignissen ihrer

engen Häuslichkeit. Sie sprach von ihren Besuchen an Sara's Grabe. Dort erhob sich bereits ein nach Falk's Zeichnung ausgeführter Marmorstein, um welchen die prächtigsten Rosen blühten. Ein ganzer Garten umgab die geliebte Trauerstätte, wo vom Frühjahr bis im den Spätherbst ausgesuchte Blumen dufteten. Meist fuhr Gertrud allein oder mit ihren jüngeren Brüdern im Kahne hierher, und häufig fanden sie Bertram hier sitzen. Er pflegte dem Gärtner in der Besorgung des Gartens zu helfen. Bertram lebte menschenscheu und abgeschlossen in dem Häuschen, das Falk ihm gekauft hatte, und bezog die ihm ebenfalls von Falk ausgesetzte Pension durch den Pfarrer Sonderland. Der Unglückliche war völlig zum Greise geworden. Er schnitzte Blumenstäbe, machte hölzerne Vogelbauer und Dohlennester, die er an die Dorfkinder verschenkte. Er sprach wenig, ging Jedem aus dem Wege und lebte stumm hinbrütend ein einsiedlerisches Leben. – Zuweilen fuhr Gertrud nach der Stadt und versäumte niemals Frau Lisetten aufzusuchen. Dann wurden die empfangenen Briefe ausgetauscht und vorgelesen. Die Mutter sah sich nach dem ersten Briefe, den Gertrud ihr mittheilte, sogleich auf dem Wege zum Ziel ihrer Wünsche und fing an das liebenswürdige Mädchen auf das Zärtlichste zu lieben. Zwar wunderte sie sich sehr über all das gelehrte Zeug, das Heinrich an Gertrud schrieb, über die langen Schilderungen, Kunstansichten und Bilder von Gegenden und Menschen. Sie verstand davon Nichts und wartete immer auf eine Wendung, aus der seine Absichten etwas deutlicher zu erkennen wären. Da

sich nun aber solche Stellen nicht fanden, schüttelte sie verwundert den Kopf und dachte, daß ihr Heinrich doch ein sehr sonderbarer Mensch sei. Indessen glaubte sie ihrer Sache doch gewiß zu sein und liebte Gertrud schon im Voraus als ihre Tochter. –

In dieser Zeit starb eine Persönlichkeit, die inzwischen sehr in den Hintergrund unserer Geschichte getreten ist, deren wir jedoch bei ihrem Ableben noch einmal erwähnen wollen, nämlich Tante Finette. Sie war eine hochbejahrte Greisin geworden, hatte aber nur wenig von ihrer Beweglichkeit verloren und so auch noch nicht aufgehört, das Faktotum in hundert Familien zu sein. Frisch und behend war sie am Vormittage noch auf Besuch ausgewesen. Als Frau Falk, die in einigem Verkehr mit ihr stand, Nachmittags zu ihr kam, fand sie sie im Bette. Tante Finette bat ihren Gast, die Kommode aufzumachen und das Todtenzeug heraus zu legen. – Aber mein Gott! rief Frau Falk erschreckt, welche Gedanken! wird ja so schlimm nicht werden, Fräulein Finettchen! Und Ihr Todtenzeug? Ist denn das schon in Ordnung? – Freilich, liebe Frau Falk. Seit zwanzig Jahren habe ich immer sachte daran gearbeitet, es ist Alles fertig. Sie wundern sich wohl – ich bin nun einmal so ein komisches Mädchen! Bitte, legen Sie Alles zurecht! – Mutter Falk öffnete die Kommode und fand zu ihrem Erstaunen Alles, was zu einem jungfräulichen Todtenanzuge gehört, in Bereitschaft. Sie fand ein feines weißes Hemd, ein langes Gewand mit sauber gestickten Aermelkrausen ein Häubchen, ein Halstüchlein, alles weiß; ein paar Strümpfe,

dazu gestickte Strumpfbänder, und ein Paar neue Schuhe. Ein Schächtelchen, das daneben stand, trug die Aufschrift: »Für den Sarg und die Begräbnißkosten.« Als Tante Finette diese Gegenstände auf dem Tische ausgebreitet sah, war sie sehr befriedigt, und bat ihren Gast, Niemand etwas von ihrem Unwohlsein zu sagen, sondern ihre Aufwärterin zu rufen. – Mutter Falk jedoch, die, wo es etwas zu helfen, zu pflegen, zu sorgen gab, ganz aufopfernde Bereitwilligkeit war, entschloß sich sogleich bei der Kranken zu bleiben. Sie schickte die Aufwärterin zum Arzte, zu Wintersbach's und zu Louisen und faßte ohne Umstände am Krankenbette Fuß. Aber lange sollte ihre Wartung nicht dauern. Schon am anderen Morgen war Tante Finette todt, man wußte nicht recht, woran sie gestorben war. Ihr Verschwinden brachte keine Lücke in die bürgerliche Gesellschaft, auch wurden ihr wenig Schmerzensthränen nach geweint, aber Hunderte von Menschen dachten ihrer mit liebevoller Erinnerung. Sie starb, wie sie gelebt hatte, niedlich, ohne Geräusch, ohne großen Anspruch auf fremde Hülfe, und zur rechten Zeit.

Schon waren zwei Jahre vergangen, und zum dritten Mal nach Falk's Abreise begann der deutsche Winter. Da schrieb Heinrich, daß er nun ernstlich an die Rückreise denke und das Frühjahr wieder bei den Seinigen zu verleben hoffe. Er schickte zwei große Gemälde aus Rom,

welche öffentlich ausgestellt wurden und Aufsehen erregten. Auch Mutter Lisette und Louise gingen eines Tages nach dem Akademiegebäude, um die Bilder zu sehen. Wie klopfte das Herz der Mutter, als sie vor diesen Arbeiten ihres Sohnes stand! Sie sah zwar nur die Farben und den Rahmen, aber mit entzücktem Ohr hörte sie auf die Lobsprüche der Beschauer. Einmal über das andere stieß sie Louisen an und flüsterte: Hörst du? Was hat der da gesagt? – Plastisch vollendet! flüsterte Louise zurück. – Was mag das sein? Was Gutes ist's gewiß. Du Louis'chen, was meinte der Andere? – Die antike Staffage sei meisterhaft! – Ich glaub's, wenn ich nur wüßte was es heißen soll! – Ich denke mir, er meint die Figuren auf dem Bilde. – Ja so! Aber höre, Louis'chen, ob denn die Menschen in dem Italien alle so nackend gehen mögen? Mein Gott, der Heinrich wird doch nicht –!

Louise verbiß ein Lächeln und sagte: Das ist ja nur in der Kunst so! – Indessen Frau Lisette war der Ansicht, es sollte auch da nicht so sein, und Heinrich hätte wohl ein paar Kleidungsstücke an seine Kunstgebilde wenden können. Aber ihre Kritik sollte sofort wieder in lebhafte Parteinahme für den Sohn umgewandelt werden.

Ein alter Herr trat in den Saal, gefolgt von einem Zuge jüngerer Leute. Kaum standen sie vor den Bildern, als der sonst so ehrwürdig aussehende Herr anfing, unbarmherzig über den Künstler und seine Werke her zu ziehen. Er machte mit Verachtung und Selbstgefälligkeit einige sehr beißende Bemerkungen, über welche die jungen Leute in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Frau Lisette traute ihren Ohren nicht. Es war ihr unbegreiflich, wie man so schlecht von Etwas sprechen könnte, das Andre eben erst so warm gelobt hatten. Sie empfand eine heftige Erbitterung gegen die Bösewichte. Wenn ich blos wüßte, wie der Mensch heißt? sagte sie.

Louise faßte sich ein Herz und fragte einen Galeriediener. Das ist der Professor Strohwedel, entgegnete der Gefragte mit Wichtigkeit. – Na ja! rief Mutter Lisette, muß da so ein alter Strohwisch kommen, um hier die Leute schlecht zu machen! Und die jungen Burschen sind auch unverschämt genug, über seine Reden zu lachen!

Louise wurde ängstlich und suchte die aufgebrachte Mutter bei Seite zu ziehen. Aber ein andrer alter Herr stand plötzlich neben ihnen und betrachtete sie aufmerksam.

– Interessiren Sie so lebhaft für Kunst? fragte er mit wohlwollendem Tone.

Frau Lisette wurde befangen, aber das gütige Wesen des alten Herrn machte ihr Muth. Freilich, sagte sie, die Bilder hat ja mein Sohn gemalt!

– Ihr Sohn? Dann gratuliere Ihnen von Herzen, Frau Falk! Ich heiße Engelhard, er war mein Schüler, und ich bin stolz darauf, sein Lehrer zu heißen.

Was? Sie sind der gute Herr Professor Engelhard, von dem der Heinrich mir so viel erzählt hat? Ach, das ist ja prächtig! Sie wissen nicht, mit welcher Liebe er von Ihnen spricht!

– Ich weiß, daß er mir herzlich zugethan ist. Erst neulich schrieb er mir aus Rom –

An Sie hat er auch geschrieben? Das ist brav von ihm! Ja, der Heinrich ist nun einmal ganz auf seine Kunst versessen. Schon wie er noch ein kleiner Junge war, hatte er Nichts als Zeichnen und Malen im Kopfe, und nun hat er da die beiden großen Bilder geschickt! Aber um Gotteswillen, Herr Professor, kann es denn nur wahr sein, daß die Bilder schlecht sind, wie da der alte Herr Strohwisch sagt –?

Engelhard mußte an sich halten, um nicht zu lachen. Da können Sie völlig beruhigt sein, sagte er. Diese Gemälde sind ausgezeichnet, und Ihr Sohn ist ein vorzüglicher Künstler. Sie dürfen stolz auf ihn sein, wenn er so fortfährt, wird er einer der ersten Meister.

Engelhard sagte noch viel zum Lobe der Bilder, und da sich einige seiner Schüler und Kunstgenossen um ihn versammelten, sprach er laut und lehrreich seine Ansichten aus. Strohwedel zuckte die Achseln und verließ mit seiner Schule den Saal. Frau Lisette sah ihm triumphirend nach und hörte mit Andacht dem gelehrten Gespräche der Zurückbleibenden zu.

Endlich reichte ihr Engelhard zum Abschiede die Hand und sagte, es freue ihn, die Mutter seines lieben Falk kennen gelernt zu haben.

Freudestrahlend, aufgeregt und mit glühenden Wangen verließen Frau Lisette und Louise den Saal. Die Mutter fühlte sich über alle Maaßen glücklich. Louis'chen, sagte sie auf dem Heimwege, mir ist als wäre heut der

größte Feiertag! Weißt du, ich will hier in den Bäckerladen gehn und uns etwas Kuchen zum Kaffee mitnehmen. –

Der Winter verging, und Frau Lisette zählte die Wochen bis zur Rückkehr ihres Sohnes.

Es war an einem Ostertage, als Frau Wenzel ihr meldete, es stehe ein Herr draußen, der ihr seine Aufwartung zu machen wünsche. Die Mutter eilt der Thür entgegen, in der halben Hoffnung ihren Sohn zu empfangen, aber ein Fremder steht vor ihr.

Ich bin der Conrector Eberlein, sagt der Fremde, und kann bei meinem Besuche in der Hauptstadt nicht umhin, mich nach der Rückkehr meines Freundes Falk zu erkundigen. Ich weiß nicht, ob ich noch das Vergnügen habe, von Ihnen gekannt zu werden, ich war einst mit Heinrich in Dietharz.

Frau Lisette erkannte ihn jetzt wieder und empfing ihn als alten Freund. Er verbeugte sich mit außerordentlicher Hochachtung vor Louisen. Plötzlich aber erhob sich ein entsetzliches Gekreisch und Gepuste. Der Conrector sprang bei Seite. Er hatte der Katze auf den Schwanz getreten. Verwirrt und argwöhnisch blickte er Louisen an und bemerkte zu seinem Leidwesen den Anflug eines Lächelns um ihren Mund.

Mein altes Uebel! sagte er, indem er sich zu fassen suchte, das Schicksal will, daß ich mich überall durch eine Ungeschicklichkeit einführe, und ich kann von Glück sagen, daß ich nicht auf allen Vieren in's Zimmer gefallen bin!

Er lachte selbst und gab somit auch den Frauen das Recht dazu. Aber bald wußte er sich durch seine Lebhaftigkeit und seine Unterhaltungsgabe ganz in die Gunst Frau Liseten's zu setzen. Sie sprachen Anfangs natürlich von Heinrich, dann aber auch von andern Gegenständen. Er erzählte von seiner Lebensstellung, der Art seines Tagewerkes und von seinen oft recht einsamen Abenden.

Das können Sie bald ändern, Herr Conrector! rief Frau Lisette. Sie müssen sich eine Frau nehmen!

Eberlein riskirte einen Seitenblick auf Louisen, welche die Augen von ihrer kleinen Sonntagsarbeit nicht abwendete. Das ist nicht so leicht, sagte er.

Frau Lisette hatte ihn beobachtet, und mit Einemmal ging ihr ein Licht auf. Ach so! dachte sie und widmete ihrem Gast plötzlich eine noch eingehendere Betrachtung.

Und der Conrector saß und saß, und unterhielt sich, und war die Liebenswürdigkeit selbst, und dachte an kein Weggehen. Er wußte Louisen in das Gespräch zu ziehen, sie zum Lachen zu bringen, und auch über ernstere Dinge mit ihr zu reden. Endlich verließ sie das Zimmer.

Er folgte ihr mit den Augen bis an die Thür, und als sie hinter derselben verschwunden war, setzte er sich ohne Weitres in feierliche Positur vor Mutter Lisetten und sagte: Frau Falk, ich kann es nicht länger verschweigen, ich liebe Fräulein Louise und bitte um ihre Hand. Legen Sie ein gutes Wort für mich ein!

Die gute Frau erschrak, denn diese Eile hatte sie nicht erwartet. Um Gotteswillen, Herr Conrector, rief sie, Sie

gehen mit Dampf! So schnell soll das zu Stande kommen?

– Keineswegs so schnell, liebe Frau Falk! Ich interessire mich für Fräulein Louisen schon seit ich damals in Dietharz war, also seit dritthalb Jahren und drüber.

Was Sie sagen! Nun, ich kann Ihnen wenigstens gestehen, daß die Louise ein ausgezeichnetes Mädchen ist. Aber wissen Sie denn auch, daß sie ganz arm ist?

– Ich weiß es! Ich habe mein recht gutes Auskommen und Aussicht auf baldige Verbesserung, also –

Das ist brav von Ihnen!

– Und so möchte ich gern recht bald Gewißheit haben, denn schon morgen muß ich abreisen. Mein Urlaub ist um –

Bis Morgen soll das richtig sein? Nein, Herr Conrector, das geht nicht! Ich brauche allein vierzehn Tage, um die Louise auszuforschen, denn der merkt man so leicht Nichts ab.

– So will ich gleich selber anfragen, auf der Stelle!

Warum nicht gar! Das wär das sicherste Mittel, von ihr abgewiesen zu werden – verzeihn Sie, es ist möglich, daß Sie ihr recht gut gefallen! Aber wenn Sie ihr so plötzlich einen Heirathsantrag an den Kopf werfen, nun so wette ich, daß sie wild wird und Nein sagt.

– Aber, mein Gott, Morgen muß ich fort, und erst zu Pfingsten könnte ich wieder her kommen!

Nun, Herr Conrector, haben Sie so lange gewartet, so setzen Sie noch ein paar Wochen dran.

– Das ist doch traurig! Aber schreiben darf ich doch an Fräulein Louise?

Versuchen Sie's mal!

– Und Sie wollen mir Ihre Hülfe zusagen?

Ja, entgegnete Frau Lisette, versprechen kann ich da Nichts, denn ich bin nur des Mädchens Pflegemutter. Die Louise hat ihren eignen Sinn, und wenn sie Etwas nicht will, so ist alles Zureden verloren. Aber ich kann Ihnen sagen, daß ich Sie für einen braven Mann halte, und daß ich Sie schon als Freund meines Sohnes gern glücklich sehn möchte. Still, da kommt sie wieder!

Louise trat ein. Bald darauf empfahl sich Eberlein. Er machte Louisen eine Verbeugung, noch tiefer und hochachtungsvoller, als die ihr beim Eintritte gewidmete, und da weder die Katze, noch sonst Etwas Tretbares oder Zerbrechliches in der Nähe war, gelang der Rückzug vollkommen. Mit der Mutter seines Freundes aber wechselte er an der Thür noch ein paar bedeutungsvolle Blicke und drückte ihr zum Abschied die Hand.

Frau Lisette war vorsichtig genug, nicht gleich nach seinem Fortgehen gar zu viel Lobenswerthes über ihn auszusprechen. Sie sagte nur, daß er sich sehr zu seinem Vortheil verändert habe und ein recht angenehmer Mann sei.

Louise sagte Nichts. Nach acht Tagen aber erhielt sie einen Brief, den sie, nachdem sie ihn gelesen, sofort ihrer Pflegemutter überreichte. Der Conrector trug ihr schriftlich seine Hand an.

Na, das ist ein Brief, der Hand und Fuß hat! rief Frau Lisette. Was sagst du dazu, Louis'chen?

– Ich werde wohl Nein sagen!

Nur sachte, liebes Kind! Erst überlegen! Was hast du an Herrn Eberlein auszusetzen?

– Auszusetzen gar Nichts. Ich glaube, daß ein armes Mädchen, wie ich, von großem Glück sagen kann –

Ja doch, Louis'chen! Aber man soll auch nicht blos praktisch sein. Bist du ihm nicht auch ein Bischen gut? Sieh, er liebt dich so von Herzen!

Louise erröthete ein wenig und schwieg. – Lassen Sie mir noch Zeit, sagte sie nach einer Weile, bis Ihr Sohn zurückgekehrt ist.

Warum denn? Was soll der Heinrich dabei?

– Er hat sich mir so gütig gezeigt, daß er mir wie ein Vormund ist, den ich erst bei einem so wichtigen Schritt um Rath fragen muß. Ich habe Eberlein zuerst in seiner Gesellschaft gesehn, und ich weiß noch, daß ich mich damals nicht sehr günstig über den Conrector aussprach. Was müßte er jetzt denken, wenn er zurückkehrte und mich als die Braut desselben wiederfände! Nein, ihn will ich erst um Rath fragen. Er kennt Eberlein seit lange, wir kennen ihn so gut wie gar nicht. Er wird mir sagen, ob der Mann würdig ist, ob er das Leben nicht zu leicht nimmt?

Mutter Lisette fühlte sich einigermaßen geschmeichelt durch die Appellation an ihren Sohn und zollte der Ansicht Louisen's ihren Beifall. Aber, sagte sie, der arme Conrector wird unglücklich sein, wenn er auf seinen Brief gar keine Antwort bekommt. Willst du ihm nicht ein paar

Worte schreiben? Nicht –? Oder soll ich es thun? Wenn er mich nur nicht auslacht, denn ich schreibe so schlecht!

Louise war in einiger Verwirrung und bat ihre Pflegemutter, sie jetzt nicht weiter zu drängen. Die Sache blieb mehrere Tage unerledigt. Nach Verlauf einer Woche aber schrieb Frau Lisette heimlich an den Conrector und bat ihn, zu Pfingsten wieder zu kommen.

Zweiundfünzigstes Kapitel.

Und die Zugvögel machten sich auf im Süden und kamen in Schaaren nach Norden geflogen. Die Lerche schwang sich empor und trillerte ihnen entgegen: Willkommen in der alten Heimath! Hoch im sonnigen Blau des Frühlingshimmels war es ein lebhaftes Begrüßen von alten Bekannten, und Schwalben und Störche eilten und senkten sich nieder, um die Quartiere wieder da aufzuschlagen, wo sie geboren, oder wo sie gut aufgenommen worden waren. Auf den Flüssen war ein muntres Treiben, die weißen Segel blähten sich im lauen Winde, und singend fuhr der Schiffer an grünen Ufern vorüber. In den Wäldern duftete es von saftigen Knospen, die Dorfkinder brachten Sträußer von Primeln nach Hause und in prangender Frische schoß die grüne Saat empor. Die armen Städter verließen ihre Häusermassen, eilten vor die Thore und athmeten erquickt auf in der neuen Lebenslust des Frühlings. Das Alles erlebt der Mensch in jedem Jahre, und doch ist's ihm, als genösse er es zum Erstenmal. Gertrud saß am offenen Fenster und nähte. Der Wind streute ihr Blüthen des Kirschbaums herein, zugleich mit

den Düften der Aurikeln, die im Schatten ihre dunkelbraunen Augen öffneten. Sie blickte hinaus und hörte den Kuckuck aus dem Walde rufen, und sah die leichten, weißen Wolken im Wetterglanze schwimmen. Ein süßer Schauer überrieselte sie, und eine Erwartung machte ihre Pulse lauter klopfen. Sie strich sich die weißen Kirschblüthen aus dem Haar und sah hinaus, denn es war ihr, als hörte sie hastige Tritte. Dann öffnete sie ein Fach ihres Nähtisches und blätterte in einem Päckchen von Briefen. Es waren die letzten Briefe ihres Freundes Falk. Seit einem Vierteljahre hielt sie dieselben geheimer als sonst. Zwar las sie nach wie vor ihren Eltern Einiges daraus vor, aber nur Einiges, auch gab sie dieselben nicht mehr aus der Hand. Der Ton dieser Briefe war nämlich mit der Zeit ein anderer geworden, und sie konnte nicht finden, daß sie dadurch weniger angenehm zu lesen wären. Es sprach sich eine reine, innige Empfindung darin aus, und die Erwartung eines beglückenden Wiedersehens stand lebhafter und beseligender zwischen den Zeilen, als es unter Freunden üblich ist. Gertrud zweifelte nicht mehr, daß sie geliebt werde, und gestand sich selbst, daß sie unaussprechlich glücklich sei.

Da sprang ihr jüngstes Schwesterchen in's Zimmer und reichte ihr einen Brief, den die Botenfrau aus der Stadt mitgebracht hatte. Sie erkannte die Handschrift, erbrach

das Siegel und las in wenigen Zeilen, daß »Er« seit gestern zurückgekehrt sei und sie in wenigen Tagen zu sehen hoffe. Gertrud sprang jubelnd auf, und um ihre Freude an einem lebendigen Wesen auszulassen, umarmte sie ihr Schwesterchen und küßte es auf das Zärtlichste. –

Am Abend desselben Tages – es war Sonnabend vor Pfingsten – rüstete Frau Lisette, die glückliche Mutter, die Abendmahlzeit unter dem großen blühenden Apfelbaum ihres Gartens, denn sie hatte außer ihrem Sohne noch einen Gast, den Conrector Eberlein, zu bewirthen. Louise half ihr bei ihrer Beschäftigung.

Aber Louise war in Trauerkleidern. Vor wenigen Tagen hatte sie von ihrer Mutter die Nachricht erhalten, daß ihr Vater gestorben sei. Ja, Adehl war im tiefsten Elend zu Grunde gegangen. Lydia schrieb in eben so verzweifelter als unwürdiger Weise. Sie jammerte über das Elend und beklagte sich über die sieben Kinder, die ihr nun allein auf dem Halse lägen. Sie wäre dieselben gern auf Einmal losgeworden. Da nun aber Niemand gierig war nach diesen Schätzen, so verlangte sie von Louisen, die, wie Lydia behauptete, »herrlich und in Freuden lebe,« eine Unterstützung. Louise und Mutter Lisette hatten sofort eine kleine Summe abgesendet, und Falk war gleich am Tage seiner Ankunft entschlossen, bei Louisen und ihren Geschwistern Vormundstelle zu vertreten.

Während die Frauen den Tisch besorgten, spazierten Falk und Eberlein in einem entfernteren Gange des Gartens auf und nieder, der Letztere nicht ohne öfteres Rückwärtsschauen nach der ernsten dunklen Gestalt Louisen's. Er hatte seinem Freunde bereits sein Herz ausgeschüttet.

Nun, mein theurer Conrector, begann Falk, da du in aller Form bei mir, als dem Vormunde, um Louisen's Hand anhältst, so laß uns die wichtige Angelegenheit von allen Seiten betrachten. Vor allen Dingen hemme deine übergroße Eilfertigkeit. Du siehst, Louise ist in Trauerkleidern, die sie erst vor wenigen Tagen angelegt hat. Also warte noch kurze Zeit –

Ihr seid zum Verzweifeln mit Eurem Warten! unterbrach ihn Eberlein. Erst warte ich freiwillig drittehalb Jahre und drüber, und als ich zu Ostern reden will, schickt mich deine Mutter weg und heißt mich zu Pfingsten wieder kommen. Jetzt bin ich wieder da, und nun kommst du und – willst mich am Ende gar bis auf die Hundstage vertrösten? Nein, ich habe zwei Jahre, acht Monate, drei Wochen und fünf Tage gewartet, und jetzt will ich endlich einmal wissen, ob ich das Mädchen kriege, oder nicht!

Erhitze dich nicht, lieber Fritz, sagte Falk lachend, es handelt sich nur um noch ein paar Tage Geduld. Louise ist ein sehr ernstes Mädchen –

Das weiß ich ja, und darum lieb ich sie um so mehr! Spaß machen kann ich allein, und es ist mir gar nicht darum zu thun. Ich bin innerlich viel ernster geworden, als

du mich kennst, und ich verstehe Louisen's Wesen recht gut. Ihre Natur hat sich durch trübe Schicksale nur nach einer Seite hin entwickelt, aber es ist mir gar nicht bange, daß sie nicht auch noch frisch und heiter aufleben werde, wie es sich für ihre Jahre ziemt, und wenn dabei ihre Grundlage ernst bleibt, so ist mir das ganz recht. Ich will sie nicht anders. Aber du machst mir mit deinen Einwendungen Angst! Du hast jedenfalls schon mit ihr gesprochen, und ich fürchte, du willst mich auf einen Korb vorbereiten!

– Nein, Fritz, so schlimm ist es nicht! Du hast Recht, ich habe mit ihr gesprochen, und auch meine gute Mutter hat mir ein Langes und Breites erzählt. Ich kann dir die Beruhigung geben, daß Louise dir von Herzen gut ist, aber ihr Jawort auf deinen Antrag scheint an ihrem Edelmuthe scheitern zu wollen. Ihr Vater ist gestorben, und da ihre Mutter ebenso unpraktisch als leichtfertig ist, so sieht das verständige Mädchen voraus, daß die Sorge für ihre sieben Geschwister ihrem Gatten zufallen würde. Diese Last will sie dir um keinen Preis aufbürden. –

Ist es weiter Nichts? Her mit der ganzen Bande! Wenn ich die Louise kriege, so nehme ich die ganze Gesellschaft!

– Gemach, gemach, Fritz! Das wäre viel auf Einmal! Laß uns das mit Ruhe überlegen. Ich bin Vormund der jungen Horde und habe ein Wort mit zu reden. Die Kinder dürfen allerdings nicht länger bei der Mutter bleiben, wenn es nicht ein Geschlecht von Taugenichtsen werden soll, zumal da Lydia sie los sein will. Ich hätte

nicht gedacht, daß mein armer Adehl Zadderklops mir nach seinem Tode noch zu schaffen machen würde. Indessen muß für seine Nachkommenschaft Etwas gethan werden. Sehr lieb ist es mir, daß du dich bereit erklärst, einen Theil der Sorge zu übernehmen, denn da ich keine Häuslichkeit habe, weiß ich nicht, was ich mit den drei kleinen Mädchen anfangen soll?

Die nehm' ich! Wenn die Louise sonst will –!

– Gut! Die Unterhaltungskosten sind meine Sache, aber wenn du dich dazu verstehen willst, die armen Dinger in deinem Hause zu erziehen, so werde ich dir sehr dankbar sein. Die vier Knaben behalte ich.

Du willst alle vier Jungens nehmen? Du, das geht nicht! Ich nur drei, und du viere? Weißt du was, gieb mir noch einen Jungen ab!

– Lieber Freund, du hast ja mit der Louise auch viere! Sei zufrieden mit deinem Theil! Uebrigens kann ich nicht daran denken, die großen Buben selbst zu erziehen. Dergleichen will gelernt sein, und ich habe noch keine Erfahrung darin. Ich werde also zu Lydia reisen und mir die Sippschaft ansehen, die aller Wahrscheinlichkeit nach höchst verwahrlost ist. Die Knaben sollen, je nach ihren Fähigkeiten, ein Handwerk oder sonst etwas Nützliches lernen, und ich denke sie bei verschiedenen Meistern unter zu bringen. Meine Mutter reist mit mir und bringt die Mädchen mit zurück. Nun aber höre weiter. Da es nicht rathsam sein dürfte, daß ihr eure Ehe gleich mit fünf Personen beginnt, so hat meine Mutter sich erboten, die Kinder in den ersten Jahren bei sich zu behalten –

Das wäre doch zu viel verlangt! Nein, Heinrich, gieb mir nur die Mädel gleich, deine Mutter soll diese Last nicht haben!

– Ich suchte es ihr auch auszureden, indessen sie besteht darauf, und schließlich bin ich mit ihr einverstanden. Sie ist noch völlig rüstig und hat gern eine Beschäftigung. Wenn sie die Louise aus ihrer Nähe verliert, werden ihr die kleinen Mädchen um so willkommener sein. Geh also immerhin auf diese Einrichtung ein und laß meine Mutter gewähren!

Aber was sagt die Louise dazu?

– Sie sagt Folgendes: Wenn du dich in diese unsere Beschlüsse mit aufopfernder Großmuth schicken und ein recht guter Mann sein willst, so hat sie Nichts dagegen, Frau Conrectorin zu werden, wenn aber –

Eberlein, mit vor Freude glühendem Gesichte, wendete plötzlich um, und da er Louisen allein am Tische beschäftigt sah, flog er auf sie zu und wurde vergeblich zurück gerufen. Heinrich suchte auf einem Umwege seine Mutter auf. Er fand sie mit einem Salat beschäftigt am Herde und setzte sich auf die Küchenbank.

Wo hast du den Conrector gelassen? fragte sie.

– Pst! Ich glaube, er verlobt sich eben!

Was? Der Mensch ist doch aber auch zu schnell! Wenn er nur nicht Alles verdirbt!

– Laß ihn nur, besser zu schnell, als zu langsam!

Frau Lisette sah ihren Sohn liebevoll an. Dann zog sie einen Schemel herbei und setzte sich ihm gegenüber. Sie

war etwas verlegen. Heinrich, begann sie – ich weiß, wie ich noch glücklicher werden könnte, als ich schon bin!

Er küßte ihr die Hand und sagte: Morgen fahre ich nach Schönsiedel!

Die Mutter sprang auf und wollte ihren Sohn umarmen, da aber zeigte sich Louise und Eberlein in der Küchenthür, die Erstere mit niedergeschlagenen, der Letztere mit glänzenden Augen. Herr Vormund und Frau Pflegemutter, sagte der Conrector, wir bitten um Ihren Segen!

Frau Lisette eilte mit den für ihren Sohn noch ausgebreiteten Armen auf Louisen zu, während der Conrector jauchzend an seines Freundes Halse zappelte.

In der Frühe des Pfingstmorgens fuhr Falk nach Schönsiedel. Die Lerchen sangen über den Saatenfeldern, es war ein sonniger, klarer Feiertag in der Natur. Er ließ den Wagen im Kruge und ging nach dem Pfarrhause. Sein Herz klopfte laut und ungeduldig. Aber die ganze Familie war in der Kirche. Er beschloß ebenfalls hinein zu geben. An der Thür jedoch hielt er an. Die Kirche war klein, sein Eintritt mußte sogleich bemerkt werden. Er wollte die Andacht der Familie nicht stören und öffnete die Thür nur ein klein wenig, um durch die Spalte zu sehen. Er erblickte Gertrud und vermochte es kaum über sich, außerhalb der Mauern zu bleiben, die sie umgaben. Mit raschem Entschlusse jedoch kehrte er um und ging

in den Pfarrgarten. Das Fenster, an welchem sie zu sitzen pflegte, war offen. Er beugte sich hinein. Da stand ihr Nähtisch, und darüber hingen ein paar Zeichnungen, die er ihr in früheren Jahren geschenkt hatte, in Glas und Rahmen. Ein Mooskranz umgab jenes alte Familien-Daguerreotyp, dem er ihre Bekanntschaft verdankte. Eine fast heilige Rührung überkam ihn. Er verließ das Fenster. Der Ton der Orgel rauschte herüber, und in den blühenden Bäumen trillerten die Finken im Sonnenschein. Langsam und in stiller Bewegung schritt er durch den Garten, öffnete eine kleine Pforte und ging durch das Dorf.

In einem der letzten Häuser wohnte Bertram. Falk kannte es nicht genau und musterte die Reihe der mit Moos bedeckten Strohdächer. Vor einer Thür saß ein zusammengesunkener Greis mit weißem Haar, blickte starr vor sich hin und ließ sich von der Sonne bescheinen. Der Alte erhob den Kopf, als ein Fremder vorüber ging, und sah ihn mit einer Art von mürrischem Stumpfsinn an. Plötzlich hielt er die Hand über das Auge, wie um ihn genauer zu betrachten.

Falk vermochte in diesem hinfälligen Wesen Bertram nicht wieder zu erkennen, und der Letztere schien zu zweifeln, ob er die Gestalt seines Wohlthäters vor sich sehe, denn unser Held auch hatte sich verändert. Seine Gesichtsfarbe war gebräunt, sein Bart stärker, seine Brust breiter, seine Gestalt, sein ganzes Wesen männlicher geworden. Endlich ging Falk auf den Alten zu und fragte

ihn, ob hier in der Nähe nicht ein gewisser Bertram wohne? Der Alte fuhr wie erschrocken auf, er erkannte den Frager am Ton seiner Stimme.

Sein Schatten wohnt noch hier! sagte er, indem er seine Hand auf Heinrich's Schulter legte. Gott segne Ihre Wiederkehr, mein Sohn!

Auch Falk erkannte ihn jetzt. Er gab seinem Erstaunen über Bertram's Veränderung keine Worte, sondern erkundigte sich nur, wie es ihm gehe, und ob er nach Wunsch verpflegt werde?

Ich lebe noch, entgegnete Bertram, und begreife nicht, warum? Manchmal fällt mir ein, daß Sie es sind, dem ich dies sorgenlose Dasein verdanke, und dann kommt es in mich, wie ein Sonnenstrahl. Doch was er erhellt, ist eine Wüste, und ich sehne mich nach der alten Nacht. Hier, hier ist Alles zu, (er strich mit der Hand über die Stirn) Vergangenheit und Zukunft verschlossen. Hundert Jahre müssen vergangen sein, seit ich sie nicht gesehen habe, und Sie stehen noch immer jung und blühend vor mir, wie geht das zu?

Was treiben Sie? fragte Falk. Haben Sie irgend eine Beschäftigung, die Ihnen Freude macht?

– Ich weiß nicht, ob ich Etwas treibe. Seit sie todt ist, gehe ich in ihren Garten und binde die Blumen an Stäbe. Aber ich habe kein Recht dazu, sie schickt mich immer wieder weg, sie will mich nicht in der Nähe leiden. Wenn ich sterbe, so begrabt mich nicht da, ich müßte wieder aufstehn und mir ein andres Grab suchen. Aber ich werde niemals sterben – niemals – niemals!

Bertram's Gedanken verwirrten sich wieder, und Falk versuchte umsonst, ihn zum Reden zu bringen. Der Alte verfiel wieder in seinen Stumpfsinn und bemerkte nicht, daß sein Gast ihn endlich verließ.

Eine alte Bäuerin, die neugierig aus ihrer Thür getreten war, grüßte den Fremden und winkte ihn zu sich. Reden Sie nicht mit dem da! sagte sie. Er thut zwar Keinem was, aber es ist nicht gut mit ihm sprechen. Und so viel wie mit Ihnen, hat er noch nie mit Jemand gesprochen. Er führt ein gutes Leben, und es geht ihm Nichts ab, denn er bekommt Essen und Trinken reichlich auf der Pfarre und auch sonst Alles, was er braucht. Aber er ist »dumm« und dazu hat er einen schlechten Blick, es mag Niemand gern mit ihm verkehren. –

Falk war tief bewegt, als er nach dem Pfarrhause zurück schritt. Er dachte an Bertram's Vergangenheit und an die schöne entschwundene Gestalt, deren Andenken ihn mit diesem Manne verband. Ja, auch ihm schien, trotz der lebhaftesten Erinnerung, eine Unendlichkeit zwischen seinem Abschied und seiner Wiederkehr zu liegen. –

Die Glocken läuteten, und einzelne heimkehrende Dorfbewohner zeigten ihm an, daß der Gottesdienst zu Ende sei. Er fürchtete eine Begegnung mit der Familie auf der Straße und floh in den Garten. Neben dem offnen Fenster verbarg er sich hinter einem Strauche. Bald darauf hörte er Kinderstimmen im Zimmer, und jetzt – jetzt vernahm er auch Gertrud's Stimme. Er pflückte einen blühenden Kirschenzweig und warf ihn in das Fenster.

Falk! rief Gertrud, noch ehe sie ihn gesehen hatte. Sie trat mit gerötheten Wangen an's Fenster. Er trat hervor, streckte ihr die Hände entgegen und hielt die ihrigen fest. Wäre das Fenster nicht dazwischen gewesen, so hätten sie einander in den Armen gelegen. So aber blickten sie sich nur mit innigster Herzensfreude an und feierten ein sprachloses Wiedersehn.

Im Zimmer aber erscholl plötzlich ein lautes Jubelgeschrei, und der ganze lebendige Inhalt des Hauses ergoß sich in den Garten. Heinrich Falk ist wieder da! hieß es, und Vater, Mutter und Kinder umarmten und begrüßten ihn wie Einen der Ihrigen. Gertrud kam ihnen langsam nach, und wenn sie jemals schön gewesen war, so war sie es in diesem Augenblicke ihres reinen und stillbewegten Glückes.

Falk blieb im Pfarrhause zu Tische. Er erzählte und sprach lebhaft und angeregt und ließ sich über Freunde und Nachbarn Bericht erstatten. Er erfuhr, daß bei Dippel's Alles beim Alten sei. Ludwig hatte fleißig aus Amerika geschrieben und sprach die Hoffnung aus, mit der Zeit wieder nach Deutschland zurückzukehren. Nachmittags lud Falk Gertrud zu einem Spaziergange ein. Arm in Arm verließen sie den Garten. Jeder wußte, was das zu bedeuten habe, und doch war zwischen den Liebenden noch kein Wort der Liebe gewechselt worden. Sie wanderten nach Sara's Grabe. Es war ein weiter Weg, und sie hatten Zeit, sich viel zu sagen, aber doch mieden sie jede Wendung des Gespräches, die ihre Herzensangelegenheit hätte zum Spruch bringen können. Und doch thaten

sie sich keinen Zwang an, denn sie fanden einander, ohne sich zu fragen. Es war ihnen, als hätten sie erst eine Wallfahrt nach der theuren Stätte anzutreten, ehe sie ihre Herzen reden lassen durften.

Sie traten in den blühenden Garten, der Sara's Grab umgab, ruhten auf einer Steinbank aus und sprachen lange über die verklärte Freundin. Die Schatten der duftenden Zweige spielten auf dem marmornen Denkstein, und die leichten Wellen des See's klangen am Ufer. Endlich brachen die Liebenden auf. Sie verließen den Wald und schritten zwischen grünen Saatfeldern und Schlehdornhecken im jungfräulichen Blüthenkleide hin. Sie hatten lange Zeit geschwiegen. Da schoß eine Lerche neben ihnen auf und verlor sich in den Lüften. Gertrud erschrak ein wenig, obgleich sie sonst nicht eben schreckhaft war. Auch Falk blieb plötzlich stehen. Gertrud, sagte er, Sara hat uns gesegnet, von jetzt an dürfen wir einander für das Leben angehören!

Gertrud erglühte und erwiederte den Kuß ihres Geliebten. Sara hat es gewollt, sagte sie, noch in der letzten Stunde unsres Gesprächs in deiner Wohnung drang sie in mich, dir ihre Liebe zu ersetzen. Jetzt darf ich dich nicht nur lieben, ich darf auch dein Weib werden! –

Eine Stunde darauf schickte Falk seiner Mutter ein paar Zeilen, zugleich mit dem Wagen, der sie nach Schönsiedel bringen sollte. Frau Lisette kam und brachte Louisen und den Conrector mit, und im Pfarrhause war jubelnde Festfreude.

Schluss.

Die Geschichte ist aus, lieber Leser – wenn nämlich mit der Verheirathung des Helden das Interesse an demselben erschöpft ist. Indessen behaupte ich, daß ein Roman eigentlich gar kein Ende hat, es sei denn, daß das gesammte Personal mit Tode abgegangen wäre. Bleibt aber auch nur ein einziges Individuum der Mitspielenden am Leben, dann setzt sich die Geschichte in's Unendliche fort. Und zumal im biographischen Roman hätte der Dichter die Verpflichtung, da er so viel Einzelnheiten auch dem Leben seines Helden erzählt hat, dasselbe auch bis zu seinem Abschlusse zu verfolgen. Ich aber es ziehe es vor, dich in diesem Epos der Prosa – denn ein solches soll dieser Roman sein – nur so lange von meinem Helden zu unterhalten, bis er sich an einem Wendepunkte des Lebens, nämlich am Ziele seiner Jugendwünsche befindet. Er hat reiche Erfahrungen gemacht, hat manchen Verlust erlitten, ist aber doch, wie die Welt sagt und er es in den besten Stunden selbst empfindet, ein tüchtiger Künstler geworden. Aber da ich dir, aus mancherlei Gründen, keine Kritik seiner Werke gegeben habe, so wird sich dein Antheil vorwiegend auf seine menschliche Entwickelung erstrecken, und ich gestehe offen, daß mir das Letztere das Liebere ist. Leider aber kann ich dir nur noch wenig über dieselbe sagen. Zehn Jahre ist es etwa her, da mir Falk (es war bald nach seiner Verheirathung) die Geschichte seines Lebens erzählte. Seitdem habe ich ihn nur ein paar mal flüchtig wieder gesehn, und zwar

in Gesellschaft Andrer, in seinem Atelier, oder auf hohen Gerüsten, wo er mit seinen Schülern die Säle eines königlichen Schlosses ausmalte. Da gab es denn keine vertraulicheren Mittheilungen. Er versprach mir zwar zu schreiben, aber solche Versprechungen kenne ich schon, ein Künstler malt lieber eine Wand von dreißig Fuß Länge aus, als daß er eine Feder eintaucht.

Da wurde mir vor einem Jahre eine Gelegenheit zu Theil, Näheres über ihn in Erfahrung zu bringen. Auf einer Reise nämlich kam ich im Eisenbahnwagen mit einer Familie zusammen, mit der ich bald in ein Gespräch verflochten wurde. Es war ein Herr mit seiner Frau und zwei jungen Mädchen. Die Dame schien mir zu jung, als daß die Mädchen ihre Töchter sein konnten, und doch behandelte sie sie mit mütterlicher Autorität. Es waren allerliebste junge Mädchen, die ganz glückselig zum Erstenmale in die Welt hinein fuhren. Sie lachten und unterhielten sich unbefangen, und ich gestehe, daß ich, als alter Junggesell, ihnen ein wenig den Hof machte, was sie gar nicht übel nahmen. Die Dame, die ich für ihre Tante hielt, war ungleich ernsteren Wesens und schien mir Anfangs kalt und etwas abstoßend, bald aber bemerkte ich, daß sie außerordentlich gescheit sei und nur dem Fremden gegenüber in einem gewissen Rückhalt blieb. Nachdem wir einen halben Tag gemeinsam Hitze und Staub ertragen hatten, war sie schon geselliger und mittheilender geworden. Sie konnte auch lachen, vorzüglich über die lustigen Ausbrüche der Reiselaune ihres Gatten. Dieser,

ein kleiner, überaus lebhafter Herr von etwa achtunddreißig Jahren, war in der That der schnurrigste Kobold, den man sich denken konnte. Wir sprachen über allerlei, er entfaltete eine vorzügliche Bildung und flößte mir durch seine Gelehrsamkeit große Hochachtung ein. Aber mitten aus dem ernsthaftesten Gespräch machte er dann plötzlich so gewaltige Sprünge in das Bereich des Humors, daß ich und seine Familie Ströme von Lachthränen von uns gaben. Kurzum wir lernten uns lieben, und die Frage, wer wir wären, wollte nicht länger auf unsern Lippen rasten. Wie tauschten die Karten. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich auf der seinigen die Worte las: »Dr. Eberlein, Gymnasial-Director.«

Was? rief ich, der Freund meines Freundes Heinrich Falk?

Nun ging es an ein Begrüßen, Erkennen und Händeschütteln! Die jungen Mädchen errötheten vor Freude und waren entzückt, ihr erstes Reiseabenteuer erlebt zu haben. Und da ich nun gar meine Allwissenheit aller ihrer früheren Lebensverhältnisse enthüllte, rückten wir unwillkürlich näher an einander, und es gab ein Aussprechen und Schwatzen ohne Ende. Ich ging von meinem ursprünglichen Reiseplane ab, um noch länger in der liebenswürdigen Gesellschaft zu bleiben, und brachte eine Woche in Thüringen auf das Genußreichste zu.

So wurde ich der Vertraute ihrer Familiengeheimnisse. Ich erfuhr, daß die jungen Damen die Töchter des unglücklichen Adehl Zadderklops seien, dessen Gattin Lydia auch bereits das Zeitliche gesegnet hatte. Sie zeigten sich als sehr wohlerzogene Mädchen. Eine der Töchter war bereits an einen Philologen, Lehrer des Gymnasiums, welchem Eberlein vorstand, verheirathet. Ihr hatte die Frau Directorin ihre eigene Kinder für die Reisezeit anvertraut. Von den beiden Anwesenden war Sophie, die ältere, auch bereits Braut. Die jüngere, Anna, wollte zum Herbst als Gouvernante in Condition gehen. Sie ist aber so hübsch und liebenswürdig, daß ich vermuthe, sie werde bald eine angenehmere Condition als glückliche Gattin finden.

Von den vier Söhnen Adehl's, erzählte mir der Director, sind nur zwei gerathen. Die beiden ältesten haben ihrem Vormund Falk sehr viel Sorgen und Verdruß gemacht. Er hat sie endlich nach Amerika geschickt, wo sie für's Erste verschollen sind. Der dritte Sohn ist ein rechtschaffner Buchbinder. Hannibal, der vierte, scheint einen ähnlichen Lebenslauf, wie sein Vormund, durchmachen zu wollen. Er war in die Lehre bei Meister Weigold in Heiligenstadt, zeigte aber bald ein ernsteres Talent für die Kunst, so daß Falk ihm diese Laufbahn mit Gewissen eröffnen konnte. Sogar über Minka erfuhr ich Näheres. Nachdem sie, als an dem Verbrechen ihrer Gebieter in

Neu-Bethesda unschuldig, aus einer kurzen Haft entlassen worden war, wanderte sie, entrüstet über die Ungerechtigkeit und innere Fäulniß der alten Welt, europamüde nach Amerika aus. Dort hat sie sich verheirathet. Ja, auch Minka ist glückliche Gattin geworden! Ihr Pflanzer weiß Nichts von ihrer Vergangenheit, und sie Nichts von der seinigen, aber in jenen Gegenden des Urzustandes giebt es keine Vergangenheit. Was man verlassen hat, existirt nicht mehr, der Kampf um die Zukunft füllt die ganze Gegenwart aus.

Dergleichen Mittheilungen machte mir Eberlein, aus Rücksicht für seine Frau und Schwägerinnen, unter vier Augen. Waren wir aber mit den Damen zusammen, dann wurde mir viel über Falk, seine Familie und seine Wirksamkeit erzählt.

Halt! sagte der Director eines Tages, da wir auch von unserm Freunde sprachen, ich glaube gar, ich habe seinen letzten Brief noch in der Tasche! Ich empfing in am Tage vor unsrer Abreise und dachte ihn unterwegs, wenn wir etwa an einem Regentage liegen bleiben müßten, zu beantworten. Denn kehre ich erst zu den Schulgeschäften zurück, so ist an das Briefschreiben für's Erste nicht zu denken.

Während dieser Worte kramte er in seiner Tasche und fand in der That den Brief Falk's. Hier ist er:

»Nach Tagen der Arbeit und des Kummers ist Muße und Ruhe bei uns eingekehrt, und ich kann dir, mein wackrer Eberlein, jetzt in reinerer Stimmung auch bessere Nachrichten geben. Meine Wände im Schlosse des

Königs von *** sind vollendet, und ich habe mich mit Weib, Mutter und Kindern zu einer Sommerfrische in das Gebirge zurückgezogen. Meine Frau erholt sich sichtlich von dem Schmerz über den Verlust unsers ältesten Knaben. Es war ein schönes, wunderbar begabtes Kind, und die acht Jahre, die wir ihn besaßen, haben uns unaussprechliches Glück gebracht. Wie preise ich meine Kunst, daß sie mir die Fähigkeit gab, seine geliebten Züge im Bilde fest zu halten! Das letzte Porträt, was ich von ihm machte (und ich glaube das beste) ist mit uns in die Berge gewandert, und nie kehrt Gertrud mit den drei andern Kindern von ihren Streifereien durch Wald und Wiesen zurück, ohne einen Kranz oder Strauß für unsern verklärten Erstgebornen. Unsre kleine Sara blüht in der frischen Landluft wie eine Haiderose. Sie hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit ihrer Namensschwester. Blond, weiß, mit dunkelblauen Augen, ist sie das sanfteste und lieblichste Geschöpf, und ich denke mir, Gertrud muß in ihrer Kindheit ausgesehn haben, wie sie. Ihre beiden jüngeren Brüder hängen mit überschwänglicher Zärtlichkeit an ihr. – Von deinem Schwager Hannibal – meine Mutter und Gertrud können sich an diesen Namen nicht gewöhnen, und nennen ihn gewöhnlich Hans, er selbst ist aber sehr stolz darauf, Hannibal Zadderklops zu heißen – von diesem braven Jungen also kann ich dir wiederum Gutes melden. Er ist fleißig und geschickt und macht uns Freude. Es scheint, daß der unverstandne Drang seines

unglücklichen Vaters in ihm zu einem wahren Kunsttalente gediehen sei. Ich habe ihn bei meinen letzten Fresken bereits zur Ausführung einiger Nebendinge verwenden können und ihn, da sein Körper sehr zart ist, mit mir auf's Land genommen. – Nun aber zu einer Nachricht, die dir unerwartete Freude bringen wird. Ludwig Dippel war nach Deutschland zurückgekehrt. In den letzten Tagen meiner Arbeit stieg eine Art Urmensch zu mir auf das Gerüst, mit dickem Bart, wettergebräuntem Gesicht, einem Strohhut, und Nankinghosen von einer Geräumigkeit, daß Gertrud ein Dutzend daraus hätte für unsre Buben schneiden können. Er grüßte flüchtig und betrachtete, rückwärts auf einen Bambusstock gestützt, mit Aufmerksamkeit die Wände. Ich hielt ihn, trotz seiner ungewöhnlichen Erscheinung, für einen der gewöhnlichen, zudringlichen Fremden, und widmete ihm weiter keine Beachtung. Da fühle ich plötzlich eine Hand, wie eine Löwentatze, auf meiner Schulter, und höre die Worte: Guten Morgen, Heinz! – Das war Ludwig's Stimme, und wir lagen einander in den Armen. Acht Tage blieb er bei uns und half uns, die wir damals noch mitten in dem Schmerz um unsern verlorenen Knaben standen, treulich über bittre Stunden hinweg. Er hat seine Farm verkauft und kommt als ein für deutsche Verhältnisse reicher Mann zurück. Trotz seiner transatlantischen Ideen hängt er doch sehr an seinem alten Vaterlande und denkt sich hier anzukaufen, um eine Musterwirthschaft im großen Styl anzulegen. Von Verheirathung ist bei ihm

nicht die Rede. Meine Mutter hatte freilich allerlei Vorschläge für ihn in Bereitschaft, und ich mußte der gutmüthigen Seele ernstlich steuern, da ihr Dringen unserem Freunde nicht angenehm zu sein schien. Er nennt mein Töchterchen, die kleine Sara, seine Braut, und es war rührend anzusehn, wie der Hüne auf der Erde lag und mit dem Kinde spielte, oder es auf dem Schooße hielt und ihm Geschichten erzählte. Die Sehnsucht nach seinen alten Eltern trieb ihn jedoch bald fort, und da ich zugleich mit meinen Arbeiten fertig war, reiste ich, auf sein und meiner Frau Zureden, mit ihm. So habe ich denn den alten Freundeskreis vor Kurzen wieder gesehn. Vater Dippel ist ganz der Alte, und schrie uns einige tausend glückselige Hoho's entgegen. Seine jüngeren Söhne sind zum Theil verheirathet, er hat so viel Enkel, als er wünschen kann. Havelstein und Eugenie sind nach ihrer Art glücklich. Die letztere ist zwar große Weltdame, aber sie hat sich doch zu ihrem Vortheil geändert. Die Generalin lebt auch noch, eine mürrische, kränkelnde Greisin, die viel Rücksichten verlangt und noch nicht ganz aufgehört hat, der glänzenden Schwiegertochter eine wohlthätige Angst einzuflößen. Wintersbach's sind die Alten, wir stehen mit ihnen in ununterbrochenem brieflichem Verkehr. – Ich muß schließen. Gertrud nickt mir in das offne Fenster unsres Bauernhäuschens herein, und draußen höre ich Hannibal und die Kinder nach mir rufen, denn ich habe ihnen einen Ausflug in die Berge versprochen. O wie schön meine Gertrud noch ist! Doch mag ihre Schönheit auch vergehen, die Reinheit und Güte ihres Gemüths, der

Reichthum ihres Herzens, werden mir unwandelbar bleiben. Sie grüßt Euch Alle, die treue Seele, denn sie ist Eure Freundin, wie sie mir ein liebendes Weib ist, mein guter Geist und der beßre Theil meines eigenen Wesens.«